Dr. Johann Georg Krünitz's ökonomisch-technologische Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,

und der Kunstgeschichte,

in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt

von

Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke

und Johann Wilhelm David Korth,

Doktor der Philosophie,

jetzt von

C. O. Hoffmann.



Zweihundert und siebenunddreißigster Theil,

welcher die Artikel **Weise** bis **Welschland** enthält.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1856.

In der Pauli'schen Buchhandlung (**Ernst Litfaß**).

(Subskriptionspreis 3 Thlr. Ladenpreis 4½ Thlr.)



W.

Weise, 1) vielwissend, mehr Erkenntniß als Andere besitzend, daher ein Weiser ehemals so viel als ein Gelehrter, Philosoph (s. Weisheit); in der Kenntniß natürlicher Dinge Andere übertreffend, daher die weise Frau eine Wahrsagerin, eine Zauberin; — 2) in den Bibelsprüchen, so viel als erfahren, geschickt; — 3) den vernünftigen Absichten, den Umständen in hohem Grade angemessen; — 4) die Fertigkeit, zu guten, vernünftigen Absichten die besten Mittel zu wählen.

Weise, die, 1) die zufällige Beschaffenheit eines Dinges, dahingegen Art die wesentliche Beschaffenheit ausdrückt; — 2) die gehörige oder gewöhnliche Beschaffenheit eines Dinges; — 3) die Art zu handeln oder zu verfahren; — 4) Jemandes gewöhnliche Art, zu denken und zu handeln; — 5) die Gewohnheit, der Gebrauch; — 6) die Melodie eines Liedes; — 7) in der Sprachlehre, bei den Zeitwörtern so viel als Modus.

Weiser, 1) eine Person oder ein Werkzeug welche etwas weisen oder zeigen; — 2) bei der Uhr so viel als Zeiger; — 3) in der Drahtspinnerei, an der Spinnmaschine eine Feder oder eine Vorrichtung, welche bewirkt, daß der Draht in der gehörigen Richtung aufgewickelt wird.

Weiser, 1) (Mollusk.) so viel als Strombus auris Dianae L.; — 2) in der Entomologie, so viel als Bienenkönigin.

Weiserhaus, in der Bienenzucht, die Mutterpfeife einer jungen Bienenkönigin.

Weiserlos ist ein Bienenstock ohne Königin.

Weisheit (Sapientia) verhält sich zur Klugheit, wie Vernunft zum Verstand, und besteht in der dauernden Richtung des Sinnens und Strebens auf das, was nicht nur zur eigenen Wohlfahrt, sondern zur Befriedigung aller Anforderungen dient, welche zur Vollendung des eigenen Selbst, so weit diese in der Sphäre der Freiheit liegt, gemacht werden können. Sie umfaßt daher das ganze geistige Wesen des Menschen und auch das Körperleben, in so weit es von dem Geist und seiner freien Thätigkeit beherrscht wird; strebt nicht nur nach Erweiterung von Kenntnissen, sondern auch nach Ausbildung und Veredelung der Gefühle, am meisten aber nach Entwickelung der vollen geistigen Kraft. Dann leitet die höhere Einsicht nicht nur den Willen zur Auffassung eines des Strebens würdigen Zieles, sondern auch zur Wahl der geeignetsten Mittel für vorgefaßte Zwecke, und das veredelte Gefühl unterhält immer ein lebendiges Interesse an dem, wonach der durch freie Entwickelung seiner Kräfte zur Besiegung von Hindernissen erstarkte Geist strebt. In sofern die Weisheit der Sinn für das Höchste, für ein von der Vernunft dargebotenes Ideal ist, stellt sie sich als ideelle Weisheit, in sofern sie als Streben nach dem Höchsten mit Anerkennung

der Beschränkung des individuellen Lebens und richtiger Würdigung des eigenen Vermögens, nur das zu erreichen sucht, was wirklich erreichbar ist, als reelle Weisheit dar. Weise Mäßigung der Strebungen im Leben und daraus entspringenden, auf Harmonie der inneren und äußeren Welt gegründete Zufriedenheit ist daher der erste Gewinn der Weisheit selbst. Jene Harmonie kann nur dann erlangt und erhalten werden, wenn der moralisch-religiöse Sinn die Höhepunkte des Lebens erfaßt, wodurch allein das individuelle Leben zu einem Abschluß mit sich und der Welt gelangen kann. Nur ein moralisch-religiöser Mensch kann ein Weiser sein. — 2) In der Sittengeschichte, Ew. Weisheit, Ew. Wohlweisheit, Ehrentitel für vornehme obrigkeitliche Personen, besonders städtische Beamte.

Weisheitsgürtel, eine baumwollene Binde, welche in einen aus Eiweiß und Quecksilber gefertigten Schaum getaucht und, wenn sie trocken geworden ist, um die Lenden gebunden wird, die Krätze und andere Ausschläge zu vertreiben.

Weisheitslehre, das, was in den meisten Fällen unter diesem Namen begriffen wurde, sind nur Lebensvorschriften und Regeln, oder partikuläre praktische Wahrheiten, die immer nur unter gegenseitigen Beschränkungen zulässig sind, während die rein moralischen und religiösen Wahrheiten, die den Menschen bei jedem seiner Schritte auf Gerechtigkeit und pflichtmäßigen Gehorsam gegen götliches Gebot hinweisen, von der menschlichen Weisheit zwar erfaßt und anerkannt worden, aber nicht erst als Gebote von ihr ausgehen.

Weisiaceä, in der Botanik, nach Rabenhorst, Unterabtheilung der Bryaceae Dicranoideae Rchb., Rabenh.

Weiß, eine Farbe, s. Farben. In der Malerei braucht man die Farbe, wenn auf dunkeln Grund

Lichtes gemalt wird; man benutzt dazu Bleiweiß, Zinkweiß, Kreide und Weißkalk. Das reinste Weiß bezeichnet man als Schneeweiß, Kreide-, Blüthen- oder Schwanenweiß. Nüancen des Weiß sind: Milch-, Silber, Schiefer-, Röthlich-, Gelblich-, Graulich-, Grünlich- und Zinnweiß. Symbolisch gilt Weiß für die Farbe der Reinheit, Unschuld, und mit Grau oder Schwarz als Trauerfarbe.

Weiß, in der botanischen Terminologie, eine Farbenbezeichnung, so viel als Albus.

Weissagung, s. Wahrsagung.

Weißalber, in der Botanik, so viel als Graupappel, **Populus canescens Dec.**

Weißapfel, mittelgroßer Wirthschaftsapfel von kegelförmiger Gestalt. Schale weiß, auf dem Lager citrongelb werdend, auf der Sonnenseite roth verwaschen; Fleisch weiß, fest, etwas grob, saftig, wohlschmeckend-weinsäuerlich, zuckerartig. Reift im November.

Weißbacken, das Recht, weißes Brod und Semmeln zum Verkauf zu backen.

Weißbad und Gais. Diese beiden berühmten schweizerischen Molkenkuranstalten befinden sich in geringer Entfernung von einander im Kanton Appenzell (Außer-Rhoden). Der Kurort Gais liegt 2½ Stunden südwestlich von St. Gallen, 1½ Stunde nördlich von Appenzell, 1660 Fuß über dem Meere, in einem breiten, nach Osten und nach Südwesten geöffneten Gebirgseinschnitte, dessen südliche Seite sich an den Säntis, und dessen nördliche sich an den Gäbris lehnt, so daß er gegen den Nordwind geschützt ist. Das Klima ist sehr gesund (seit Errichtung der Molkenkuranstalt im Jahre 1749 bis zum Jahre 1844 starben in Gais nur 8 Kurgäste, und die Sterbelisten der Einwohner von Gais bis in's höchste Alter ergeben dasselbe gün-

stige Resultat) und zeichnet sich vor den meisten Molkenkuranstalten durch die der Brust ungemein wohlthuende Reinheit der Luft aus. Dies ist in geringerem Maße in Weißbad der Fall, welches ½ Stunde von Appenzell und 1½ Stunde von Gais, 2443 Fuß über dem Meere, in einem engen, nach allen Seiten hin geschlossenen und nur nach Norden zu geöffneten Wiesenthale gelegen, zwar in der Regel des Morgens eine etwas wärmere Temperatur als Gais, aber eine etwas drückendere Thalluft hat. Die mittlere Temperatur, welche in Gais gewöhnlich im Sommer 17° R. beträgt, fand Heyfelder im Juli 1835: 18,26° R., in Weißbad 17,63° R. Auch in Bezug auf die Einrichtung der Kuranstalten findet in beiden Orten ein Unterschied statt. Gais, das, als die erste Molkenkuranstalt der Schweiz, im Jahre 1749 gegründet ist, enthält mehrere schöne, zweckmäßig und bequem eingerichtete Gasthäuser, welche einen großen viereckigen Platz bilden, und unter denen die „neun Ochsen", die „Krone" und das „Lamm" als eigentliche Kurhäuser dienten, während Weißbad nur ein einziges großes, zur Aufnahme von Kurgästen eingerichtetes Gebäude besitzt, das, zwar in freundlicher Umgebung gelegen, auch dem Kurgaste einen wohlfeileren Aufenthalt gewährt, dafür aber mancher Bequemlichkeiten entbehrt. Badeeinrichtungen zu Molken- und Wasserbädern sind in beiden Kurörtern vorhanden. Die Kurzeit beginnt in günstigen Jahren mit dem Anfang des Juni und endet mit dem August; am meisten werden beide Anstalten im Juli besucht; in der Regel steigt die Zahl der Trinkenden in Gais während des Sommers auf 400; Weißbad wird noch stärker besucht. Die Molken, welche in Gais und Weißbad getrunken werden, sind im Schwendetobel, in der Voralp, Eingangs der Seealp, aus Ziegenmilch mit Hülfe des Kälberlaabs bereitet. Die Ziegen haben aber den Weidgang in

die Seealp, Mäglisalp und auf den untern und obern Mesmer; sie werden Anfangs des Sommers in die Seealp, dann in die Mäglisalp und im August auf den obern und untern Säntis (hohen Mesmer) getrieben. Sie bleiben vom Anfang bis zu Ende des ganzen Sommers, wie im wilden Zustande, auf diesen hohen Bergen, und kommen bis zu ihrer Heimkehr im Herbst nicht mehr in die Voralp zurück. Die Milch wird alle Tage heruntergetragen. Um Mitternacht schickt sich der Senne zum Käsen, zur Bereitung der Molken an, welches Geschäft etwa zwei Stunden dauert. Gegen Ende des Käsens erlangen die Molken den Siedepunkt und werden alsdann in vorher mit heißem Wasser erwärmte hölzerne Butten durch ein wollenes Tuch geseiht, hermetisch verschlossen, damit sie ihre flüchtigen Bestandtheile und ihre Temperatur bewahren, zu letzterem Zwecke auch noch mit Tüchern umwickelt. Um 3 Uhr machen sich die Senner auf den Weg und kommen jedes Mal präcis mit den noch ganz warmen Molken in Gais an — in Weißbad etwas früher, weil dies näher der Seealp liegt, und daher auch am heißesten. Während vier Wochen dort im Sommer 1836 von Heyfelder angestellter Untersuchung zufolge, trafen sie mit einer Wärme von 55 bis 60° R. ein und wurden zu 36 bis 40° R. getrunken. Die Temperatur variirt jedoch nach der Witterung und dem Quantum. Wenn sie in kleiner Menge gebracht werden, sind sie natürlich weniger warm, als im umgekehrten Falle; bei schöner und warmer Witterung sind sie bedeutend wärmer, als bei regnerischem und kühlem Wetter. In Gais langen sie in der Regel mit einem solchen Temperaturgrade an, daß sie ohne weitere Abkühlung sogleich getrunken werden können. Bei ihrer Ankunft wird mit der Kurhausglocke geläutet, und die Molken bei guter Witterung auf dem Platze im Freien vor

den Gasthäusern, bei schlechter Witterung in den Kursälen ausgeschenkt und getrunken. Sie werden in größern und kleineren Gläsern, die 6 bis 14 Unzen halten, geschöpft und ausgetheilt, und zwar geschieht dies von Viertel- zu Viertelstunde, wo jedes Mal mit der Glocke ein Zeichen gegeben wird. Während der Zwischenzeit wird das Gefäß nicht geöffnet. Die Wirkung der Molken äußert sich oft bald nach ihrem Gebrauche in den Krisen, die sie auf den Darmkanal, die Haut, den Urin und selbst auf die Brust hervorbringen, indem sie braungelbe breiige Stühle, einen vermehrten Schweiß, einen stärkeren Harnabgang und eigenthümliche Sputa veranlassen; — alle diese Sekrete nehmen einen den Molken ähnlichen säuerlichen Geruch an. — Bei der Kur in Gais und Weißbad kommen zwei Hauptagentien der Wirksamkeit in Betracht: die Molken selbst und die Luft. Nach Heim's Erfahrungen, welche vorzugsweise von Gais gelten, sind die Krankheitsfälle, wo der wohlthätige Eindruck eines dortigen Aufenthalts vorzugsweise der Luft, ohne Mitwirkung der Molken, zugeschrieben werden kann: reizbare Nerven- und Muskelschwäche der Kinder und zarten Damen; Bleichsucht der Mädchen; nervöser Schwindel; das Welken der Jugend in den Entwickelungsjahren als Folge von Onanie; Schwäche und Abmagerung in Folge von Krankheiten und erschöpfenden körperlichen und geistigen Anstrengungen, Hinfälligkeit. — Einen ganz vorzüglichen Ruhm genießen aber diese Kurorte, wobei die Mitwirkung der Molken keineswegs gering anzuschlagen ist, als Aufenthalt für Brustkranke. Es ist allerdings nicht gleichgültig, welche Art von Brustleiden, oder welche Brustkranke dorthin geschickt werden. Schon Autenrieth hatte beobachtet, daß ein dortiger Aufenthalt besonders wohlthätig für Brustbeschwerden sei, welche mehr auf Affektion des Nervensystems und Schwäche der Or-

gane beruhen, als wo entzündliche Diathesis der Blutmasse mit im Spiele sei. Doch, sagte er, kenne ich auch Beispiele, wo selbst im letzteren Falle der Aufenthalt in Gais vom glänzendsten Erfolge gekrönt war. Die von Autenrieth gemachten Beobachtungen werden durch Heim's Erfahrungen bestätigt. Letzterer, welcher in Betreff der Anlage zu tuberkulöser Schwindsucht noch hinzufügt, daß die Bildung von Tuberkeln vermittelst der durch die Bergluft in dem erschlafften Lungenorgane erweckten Thätigkeit und der heilkräftigen Wirkungen der Molken entweder verhütet oder rückgängig gemacht wird, spricht als das Resultat seiner vieljährigen Erfahrungen die Ueberzeugung aus, daß der Aufenthalt in der dortigen reinen Alpenluft, verbunden mit dem Gebrauch der Ziegenmolken, den besten Erfolg habe bei: 1) Kranken, die entzündliche Hals- und Brustkrankheiten durchgemacht haben, und bei denen reizbare Schwäche und entzündliche Residuen in den Organen zurückgeblieben sind; 2) chronischen Halsentzündungen, Heiserkeit, chronischen Katarrhen und Lungenverschleimungen, so wie bei angehenden Hals- und Lungenschwindsuchten, seien sie tuberkulöser, pituitöser oder ulceröser Natur, die entweder auf Schwäche des Magens, der Schleimhäute oder der Lungen beruhen; 3) Blutspeien und angehender Schwindsucht junger Leute, deren Ursache Affektion des Nervensystems, Atonie der Lungen, unregelmäßige oder unterdrückte Menstruation, zurückgetriebene oder zurückgetretene Hautausschläge sind; 4) Hals- und Brustkrankheiten, die mit Unterleibsbeschwerden des chylo-uropoetischen Systems in Verbindung stehen, oder als sekundäre Leiden zum Vorschein kommen. Bei Personen, denen das Trinken der Molken Beschwerden verursacht, welche ihren Fortgebrauch nicht gestatten, empfiehlt Heyfelder die Anwendung der Molken in Klystieren. Sie zei-

gen, auf diesem Wege dem Organismus zugeführt, nicht allein eine eigenthümlich belebende Kraft bei Unterleibsbeschwerden, die in Stockungen des Pfortadersystems und in Atonie des unteren Theils des Darmkanals begründet sind, — nur müssen sie lange fortgebraucht und in refracta dosi applicirt werden, damit sie der Kranke bei sich behalte; — sondern unterstützen auch in manchen Fällen die Trinkkur, indem sie die beabsichtigten Krisen schneller herbeiführen.

Weißbart, 1) in der Botanik, Pflanzengattung, so viel als Leucopogon R. Br.; in der Pomologie, Apfelsorte, so viel als Weißapfel.

Weißbartl, in der Ornithologie, so viel als Müllerchen, Curruca vulgaris Bechst.

Weißbauch, in der Ornithologie, so viel als Fischadler, Falco Haliaëtos L.; s. Vögel.

Weißbaum, in der Botanik, 1) Pflanzengattung, so viel als Leucodendron L.; — 2) so viel als Graupappel, Populus canescens Dec.; — 3) so viel als Silberpappel, Populus alba L.; — 4) so viel als Feldahorn, Acer campestre L.

Weißbein, ein Pferd mit weißen Füßen, wo das Weiße sich bis auf die Röhre hinzieht; übersteigt es die Mitte derselben, so ist dies Pferd hochweiß oder gestiefelt.

Weißbeinholz, in der Botanik, so viel als gemeiner Hartriegel, Ligustrum vulgare L.

Weißbelle, in der Botanik, so viel als Graupappel, Populus canescens Dec., und Silberpappel, Populus alba L.

Weißbirke, in der Botanik, so viel als weiße Birke, Betula alba L.

Weißbirkenmotte, in der Entomologie, so viel als Geometra falcataria L.

Weißbirne (deutsche langstielige), in der Pomologie, Kl. 1, Ordn. 3, R. II. nach Diel. Eine kleine,

sehr frühe Birne; Fleisch butterhaft, von sehr angenehmem Geschmack. Wird 2¼ Zoll hoch, 1¾ Zoll breit. Schale anfangs hellgrün, später gelblichgrün. Fleisch körnig, um das Kernhaus etwas steinig, ziemlich weiß, saftvoll, von süßweinsäuerlichem Geschmacke. Reift Ende Juli und hält sich 14 Tage. Der Baum wird mittelmäßig groß, belaubt sich stark und ist, da er seine Früchte büschelweise an den Zweigen trägt, sehr fruchtbar. Taugt nur zum Hochstamm. Sickler, Bd. 7, T. 4.

Weißblech, s. Verzinnen.

Weißbleierz, in der Mineralogie, so viel als Kohlenbleispath.

Weißblume, in der Botanik, Pflanzengattung, so viel als **Leucanthemum Adans.**

Weißbrod, beim Bäcker, Brod von dem feinsten Roggenmehl oder von Weizenmehl; der Teig wird lockerer gemacht und braucht weniger Säure.

Weißbrüchig, von Eisensorten, welche auf dem Bruche ganz hellgrau erscheinen; es ist dies gewöhnlich bei den weichen Eisensorten der Fall.

Weißbuche, in der Botanik, 1) so viel als gemeiner Hornbaum, **Carpinus Betulus L.**; — 2) so viel als gemeine Buche, **Fagus sylvatica L.** — Weißbuche mit dem Hopfenschopfe, so viel als gemeiner Hopfenbaum, **Ostrya vulgaris Willd.**

Weißbuchenspinner, in der Entomologie, so viel als Ringelspinner, **Gastropacha neustria L.**

Weißdorn, in der Botanik, Pflanzengattung, so viel als **Crataegus L.** — Glänzender Weißdorn, so viel als Hahnensporn-Mispel, **Mespilus Crus galli Poir.**

Weißdornblattwespe, in der Entomologie, auch Kirschenblattwespe, so viel als **Tenthredo cerasi L.**

Weißdornfalter, in der Entomologie, so viel als Baumweißling, **Pontia Crataegi Fabr.**

Weißdornspanner, in der Entomologie, so viel als Ennomos crataegaria L.

Weißdornspinner, in der Entomologie, 1) Gastropacha Crataegi Ochsenh. Klein, grau, die Vorderflügel zugerundet, mit einem etwas dunkleren, zackig bräunlich gesäumten breiten Bande quer über und einem schwachen Wellenstreif am Außenrande. Die Hinterflügel hellgrau mit weißlicher, einwärts braun geranderter Binde. Das Weibchen ist braungrau. Auf der Unterseite geht ein geschweifter brauner Streif durch alle Flügel. Das Gewebe ist eiförmig, hartschalig, die Puppe an beiden Enden abgestumpft. Die Raupe ist dünn behaart, bläulich schwarz, auf jedem Gliede steht eine weiße oder gelbe Binde zwischen zwei ziegelrothen behaarten Wärzchen, und in jeder Seite eine Längslinie von weißen Flecken. Sie lebt im Mai und Juni auf Weißdorn, Schlehen und Weiden. — 2) So viel als Goldafter, Liparis chrysorrhaea Ochs., Sericaria chrysorrhaea Latr.

Weißdrossel, in der Ornithologie, so viel als Singdrossel, Turdus musicus L.; s. Vögel.

Weiße, Worterklärung, 1) das, ein weißer Körper, z. B. im Ei, im Auge, in der Scheibe; — 2) die, die weiße Farbe eines Gegenstandes; — 3) beim Maurer, so viel als Weißkalk; vergl. Weißen; — 4) bei den Bauern im Altenburgischen ein Rock von weißem Tuch.

Weiße Ameise, in der Entomologie, s. Termes.

Weiße Augensalbe, s. Zinksalbe.

Weiße Glasur, beim Töpfer, der weiße Ueberzug von Töpferwaaren. Man überzieht dabei das Geschirr mit weißem Thon und alsdann mit Mennige und klar geriebenem weißen Kieselstein. Oder man nimmt dazu geriebene weiße Silberglätte und feinen weißen Sand; ferner Zinnasche, Bleiasche, weißen Sand und Salz. Diese Mischung wird zusammengeschmolzen,

nach dem Erkalten auf der Schmelzmühle gepulvert und zu einem Anstriche benutzt. Vergl. den Artikel Glasur.

Weiße Gluth, beim Kupferschmied, der weiße Anstrich auf der inneren Seite der Kupfergeschirre. Um ihn hervorzubringen, benetzt man die innere Seite mit Salzwasser, glüht das Geschirr und plützt es im Plützfasse ab.

Weiße Komposition, Metallmischung, bestehend aus 10 Theilen Blei, 6 Theilen Wismuth und ½ Theil Spießglaskönig; wird gewöhnlich zu weißen Knöpfen gebraucht.

Weiße Linie, in der Anatomie, 1) s. Bauch; — 2) weiße Linie des Pharynx (Linea alba pharyngis), ein durch die Vereinigung der Constriktoren des Schlundkopfes gebildeter, längs der Mittellinie des letzteren verlaufender weißlicher, zelliger Streif.

Weißen, beim Maurer, eine Wand weiß anstreichen; man nimmt dazu Weißkalk, auch wohl Gyps, verdünnt dies mit Wasser und Milch und thut auch wohl etwas Lackmus hinzu. Der Anstrich muß zwei- bis dreimal wiederholt werden, und der letzte heißt das gute Weißen.

Weißer Anflug, im Hüttenwesen, weißes, angeflogenes Erz, wird bei dem Schmelzen der Silber- und Bleierze zur Beschickung des Ofens genommen.

Weißer Bernstein, die gelblichweiße, wenig glänzende Varietät des Bernsteins.

Weißer Fluß, lat. Fluor albus, Leucorrhoea, franz. Fleurs blanches, die bekannte krankhafte, langwierige, übermäßige Schleimabsonderung aus den weiblichen Geschlechtstheilen. Man theilt den weißen Fluß gewöhnlich ein in den gutartigen und in den bösartigen. Von letzterem, dem durch venerische Ansteckung entstandenen, dem weiblichen Tripper, ist bereits unter Tripper gehandelt worden. Der soge-

nannte gutartige weiße Fluß hat ursprünglich seinen Sitz entweder in der Scheide oder in der Gebärmutter, trägt sich jedoch bei nur einigermaßen langer Dauer von einem Organe auf das andere über. — Der weiße Fluß der Scheide, Scheidenschleimfluß, beginnt mit einem geringen, schmerzhaften, oder mit Druck in der Scheide verbundenem Schleimausflusse, der zuerst nur des Morgens nach dem Aufstehen aus dem Bette, nach starken Körperbewegungen, Phantasiereizung, nach dem Genusse erhitzender Getränke rc. bemerkt wird, jedoch nach und nach stärker wird und endlich beständig, wenn gleich bald in vermehrtem, bald in vermindertem Grade zugegen ist. Im Verlaufe der Krankheit verändert sich auch der ausgesonderte Schleim in seiner Beschaffenheit. Gewöhnlich sieht er weißlich, milchartig aus, kann jedoch auch gelblichgrünlich, selbst grau und schwärzlich aussehen und flüssig, scharf, fressend, sehr übelriechend werden. Ist das Uebel anhaltend, so wirkt es auf das Allgemeinbefinden ein. Die Kranken werden bleich, gedunsen, haben matte, feuchte, gläserne, von blauen Ringen umgebene Augen, klagen über Mattigkeit, Verdauungs- und krampfhafte Beschwerden, Magenkrampf, über Schmerzen im Kreuze, den Lenden und Oberschenkeln rc. Oefters entsteht Schmerz beim Urinlassen, Entzündungen, Geschwulst der Scheide, oder auch Vorfall des Uterus. Wird der Ausfluß sehr stark, oder plötzlich unterdrückt, so kann er allgemeine Säftekrankheiten erzeugen, und bei dazu vorhandener Anlage den Ausbruch der Schwindsucht herbeiführen. Von anderen mit Ausflüssen verbundenen Krankheiten der Geschlechtstheile unterscheidet sich der weiße Fluß durch die Ursachen, durch das vorherige Befinden, durch seine Schmerzlosigkeit, durch die Abwesenheit von Blut, Eiter, Jauche rc.; doch gewährt die meiste Sicherheit eine genaue Untersuchung der Ge-

schlechtstheile durch eine dieser Krankheit kundige Person. — Anlage zum weißen Flusse giebt die sogenannte schleimige, phlegmatische, Hämorrhoidal-Constitution, die Zeit nach dem Ausbleiben der Menstruation. Als Gelegenheitsursachen sind alle Einflüsse zu betrachten, welche eine Schwäche des ganzen Körpers oder der Geschlechtstheile insbesondere herbeiführen, als: sitzende Lebensweise, grobe, schwerverdauliche, fette, mehlige Speisen, der häufige Genuß von Fischen, besonders Seefischen, von Thee, feuchte, nebelige Luft, Sumpfluft (hieraus erhellt, warum der weiße Fluß in Holland so allgemein ist), Frühlings- und Herbstluft, öftere, schnell hintereinander folgende, zu frühe Niederkünfte, unterlassenes oder zu lange fortgesetztes Stillen, allzufrühe Erregung des Geschlechtstriebes, unnatürliche und zu häufige Befriedigung desselben, Mißbrauch gewisser Arzneimittel, Unreinlichkeit, Kohlenbecken, Wärmpfannen, unterdrückte Menstruation, Mutterblutflüsse, Erkältung, zumal der Füße, unterdrückte Hämorrhoiden, Ausschläge, Fußschweiße, niederdrückende Bewegungen u. s. w. Bei der Kur dieses Uebels, die in der Regel langwieriger ist, als die gegen den sogenannten bösartigen weißen Fluß, kommt es auf genaue Unterscheidung seiner Ursachen an, daher sich die Kranke immer einem Arzte anvertrauen muß. Hauptbeförderungmittel der Heilung ist eine zweckmäßige Diät, tägliche Bewegung in freier Luft, jedoch Vermeidung erhitzender Bewegungen, wie Tanz, Vermeidung grober, mehliger, fetter, schwerer Speisen, erhitzender und vieler warmer, erschlaffender Getränke, Warmhalten der Füße, Tragen von Beinkleidern, kalte Bäder, kalte Waschungen der Geschlechtstheile u. s. w. In den meisten, schon einige Zeit bestehenden Fällen werden bittere, zusammenziehende Mittel von Nutzen sein, z. B. die Eisenpräparate, Quassia (1 Loth mit 2 Pfund kaltem Kalkwas-

ser und täglich zu 2 bis 3 Weingläsern getrunken), Angustura, Fieberklee, Schafgarbe, Extr. Gentianae mit Rhabarber und Myrrha, bei eingewurzelten Fällen mit großer Schwäche Alaun mit Zimmt, Gummi Kino, ferner China, Ratanhia etc., eisenhaltige Mineralbäder, Mariakreuz-, Eger- und Pyrmonter Brunnen. Hängt das Uebel mit Unterleibsstockungen zusammen, so müssen auflösende Mittel, und unter den Bädern Obersalzbrunn, Ems oder Karlsbad gebraucht werden. Ist er mit Flechtenkrankheit verbunden: Schwefelbäder, Karlsbad, und außerdem die gegen jene geeigneten Mittel. Sehr zu empfehlen sind auch sowohl kalte als, bei zugleich vorhandener Unordnung in der Menstruation, warme Seebäder, besonders bei der durch häufige Erkältungen entstandenen katarrhalischen Form der Krankheit, so wie überhaupt kaum die Heilung dieses Uebels ohne Anwendung äußerer Mittel gelingen wird, von denen wir nur noch die Einspritzungen (mit einer sogenannten Mutterspritze) von kaltem Wasser, von Salbei- und Schafgarbenthee, starkem chinesischen Thee u. s. w. in die Scheide, die Halb- oder Sitzbäder von Kräuteraufgüssen (Feldkümmel, Wermuth, Kalmus) oder Eichen-, Ulmen-, Weidenrindenabkochung, die mit Stahlkugeln und später mit salzsaurem Eisen bereiteten Bäder erwähnen. Man kann auch die genannten stärkenden Flüssigkeiten mittelst eines Schwammes anwenden, indem man die Geburtstheile täglich dreimal damit wäscht und den Schwamm eine Zeit lang in der Scheide liegen läßt. — Zur Verhütung des weißen Flusses trägt eine vernünftige Erziehung, Auswahl in der Lectüre, Belehrung über die Wichtigkeit der Menstruation, Beobachtung der oben angegebenen diätetischen Regeln wesentlich bei. — Sollten nach einer plötzlichen Unterdrückung des weißen Flusses üble Zufälle entstehen, so brauche man bis zur An-

kunft des Arztes warme Bähungen, Dampfbäder (sehr leicht durch eine Schüssel mit warmem Wasser in einem Nachtstuhle zu bewerkstelligen), Einspritzungen von Leinsamenthee, befördere die Hautausdünstung durch Hollunderthee, warme Umschläge um die Füße, und lege spanische Fliegen-, Senf- oder Meerrettigpflaster an die innere Seite der Schenkel. — Der weiße Fluß der Gebärmutter, Mutterschleimfluß, unterscheidet sich von dem Scheidenschleimflusse dadurch, daß er anfangs nur kurz vor oder nach dem Monatsflusse erscheint, später zwar länger anhält, jedoch um diese Zeit immer stärker ist, daß der ausgesonderte Schleim dick, gallertartig, zuweilen etwas blutig ist, und manchmal in Klumpen unter wehenartigen Schmerzen abgeht, daß die Menstruation dabei gestört und oft unterdrückt wird. Ursachen und Kur sind dieselben wie beim weißen Flusse der Scheide; doch ist sein Einfluß auf die ganze Constitution viel stärker und zeigt sich weit eher, wie bei diesem letztern. — Der bei kleinen Mädchen vorkommende weiße Fluß hat seinen Grund entweder in Erkältung, oder in scrophulöser oder rhachitischer Schärfe, oder in örtlicher Reizung der Geschlechtstheile, entsteht auch zuweilen durch in die Scheide gelangte Ascariden (Maden-Springwürmer). In den erstern Fällen müssen die bekannten Mittel, daneben Malzbäder, Waschungen der Geschlechtstheile mit Salbei-, Chamillen-, Schafgarbenthee u. s. w., im letztern Waschungen von Essig und Wasser in Gebrauch gezogen werden (vgl. Wurmkrankheit).

Homöopathische Behandlung des weißen Flusses. Die acute Form spricht sich in den ersten Tagen oft aus durch ein vermehrtes Wärmegefühl, Vollheit, Spannung in den innern Geschlechtstheilen, durch ein beständiges, jedoch nicht unangenehmes Kriebeln, das immer zu jucken nöthigt, wohl auch durch

ein brennendes Gefühl während des Wasserlassens, durch einen geringen, doch merkbaren Fieberzustand; hiergegen ist Aconit das hülfreiche Mittel, das die Krankheit in ihrem Entstehen schon oft unterdrückt. — Ein ähnlicher Zustand tritt zuweilen ein bei neu Verheiratheten mit Anschwellung und Röthe der äußeren Schamlippen, mit empfindlich brennendem Schmerz beim Wasserlassen, ja sogar mit Harnverhaltung; ihm entspricht am treffendsten **Arnica**, in der 6ten Verdünnung, die auch äußerlich, in Tinktur mit Wasser vermischt, angewendet werden muß. — Klagt die Kranke über ein Brenngefühl in den innern und äußern Geschlechtstheilen, bei Ausfluß von dünnem, aber scharfem, beißendem Schleimabgange, bei fortwährendem Frösteln, Neigung zum Niederlegen, Traurigkeit, Niedergeschlagenheit, Mißmuth, so erweist sich **Pulsatilla 12.** am hülfreichsten. — Das Hauptmittel in dieser acuten Form aber ist größtentheils **Mercurius solubilis**, öfter wiederholt, besonders bei empfindlichem Jucken an den äußern Schamlippen, bei bedeutender Anschwellung und Schmerzhaftigkeit der Lymphgefäße in den Schamlefzen, bei Entzündungsgeschwulst der inneren Theile, die wie roh und wund schmerzen, bei einem eiterartig fressenden weißen Flusse. Außer den genannten Arzneien sind noch empfehlenswerth: **Ferrum, Thuja, Mezereum, Staphysagria, Sulphur, Belladonna, Platina**, letztere beide besonders bei einem damit verbundenen empfindlichen Herabdrängen in den inneren Geschlechtstheilen. — Die chronische Form, die nicht von Ansteckung, sondern von einem allgemeinen Siechthume abhängig ist, findet unter den vorhin genannten Arzneien zwar auch zuweilen ihr Heilmittel, doch sind sie in den meisten Fällen nur als Zwischenmittel anzuwenden, und weit häufiger wird diese Form durch langwirkende Mittel (Antipsorika) geheilt, unter denen **Sulphur**

obenan steht, wenn der weiße Fluß nicht zu bedeutend, mehr schleimartig ist, und ziehende Kreuz- und Lendenschmerzen, Mattigkeit in den Schenkeln, wechselnder, fast dünnflüssiger Stuhl sich damit verbinden. — Lycopodium paßt dann, wenn dem ruckweise erfolgenden Weißflußabgange jeder Zeit Schneiden tief im Unterbauche vorangeht, der Schleimfluß gelblich aussieht, bei einer blassen Gesichtsfarbe öftere Anfälle von Gesichtshitze vorkommen, und mancherlei andere Unterleibsbeschwerden damit verbunden sind. — Natrum muriaticum ist unentbehrlich in dieser Krankheitsform, wenn der weiße Fluß von öfterm zusammenziehenden Leibschmerze, von öfters wechselnder Gesichtsfarbe, für gewöhnlich gelblichem Teint, von Hartleibigkeit, Uebelkeit und bisweilen Erbrechen begleitet wird. Außer diesen Mitteln sind noch folgende höchst beachtenswerth: Graphites, Nitri, Acidum, Stannum, Calcarea, Sepia, Carbo vegetabilis, Lycoperdon Bovista, Lamium album, Ignatia, China, Cocculus, Sabina u. a.

Conradi in seinem „Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie" beschreibt diese Krankheit folgendermaßen:

Bei dem weißen Flusse (Fluor albus, Leucorrhoea) wird eine schleimige, bald mehr wässerige, bald milchige, oder klebrige, zuweilen mehr gelbliche oder auch grünliche Feuchtigkeit aus der Scheide ausgeleert. Gewöhnlich ist dieselbe anfangs und in gelinderen Graden der Krankheit nicht scharf und ohne Geruch; späterhin aber und in schlimmeren Fällen wird sie oft scharf, so daß sie die inneren Wände der Scheide, die Wasserlefzen und die Oberfläche der Schenkel anfrißt, und giebt dann auch einen ekelhaften, scharfen, salzigen Geruch von sich. Der Fluß erfolgt aber oft einige Tage vor und nach der Menstruation, beobachtet auch die Perioden derselben und

ersetzt deren Stelle, oder es ist wenigstens die Feuchtigkeit nur leicht mit Blut gefärbt; oft ist er aber mehr anhaltend. Er ist bald gering, bald sehr reichlich; besonders ist er auch des Morgens stärker, dagegen in der Nacht gewöhnlich gering oder fast ganz fehlend, und wird auch durch den Genuß von geistigen Getränken, gesalzenen, scharfen Speisen, stärkere Bewegung, Anstrengung bei dem Stuhlgange u. s. w. vermehrt. Mit dem Flusse verbinden sich nun andere, besonders von der Stockung der Säfte in den Gefäßen des Unterleibes und der Erschlaffung der Organe desselben abhängende Symptome. Es entstehen nämlich Lenden- und Rückenschmerzen, Schmerzen im Unterleibe und Aufblähung desselben, Schwere in den Füßen, Trägheit, Mattigkeit, Schläfrigkeit und Bläße des Gesichts, und der Harn wird trübe und kommt dem des Rindviehes nahe, oder er ist wenigstens voll von schleimigen Flocken und bekommt einen dicken, weißen Bodensatz. Dabei ist die Menstruation meistens sparsam und ganz unterdrückt, manchmal indessen auch zu stark. Auch wird oft durch die Anhäufung und Verderbniß der Feuchtigkeit in den Falten der Scheide Jucken, Fressen und Brennen in derselben verursacht; doch ist eigentlich kein Brennen beim Harnen und kein Krampf in der Harnröhre zugegen, wenn nicht manchmal späterhin die sehr scharf gewordene Materie die Harnröhre angreift. Außerdem wird die Scheide durch die Anhäufung der schleimigen Feuchtigkeit zu sehr erweitert, ihre Wände werden schlaff und schwellen an, und ihre Empfindlichkeit wird abgestumpft, so daß, zumal auch bei der hier oft stattfinden Ausartung und dem ekelhaften Geruche der Feuchtigkeit, der Beischlaf mit der Kranken dem Manne zuwider wird; und auch der Muttermund wird erweitert und der Mutterhals schlaffer und dicker. Dadurch wird oft eine Erschlaffung der Bänder der Gebärmut-

ter und ein Vorfall der Scheide aus der Gebärmutter veranlaßt. Auch wird gewöhnlich Unfruchtbarkeit dadurch bewirkt, oder, wenn dabei manchmal Empfängniß erfolgt ist, entsteht doch leicht ein Mißfall. Endlich kann ein hartnäckiger weißer Fluß die Entstehung von Mutterpolypen und anderen organischen Fehlern der Gebärmutter veranlassen. Wenn aber der weiße Fluß länger anhält und dabei irgend stark ist, wird auch der Habitus der Kranken verändert, die Augen verlieren ihren Glanz, der Blick wird matt, sie werden insbesondere auch feucht, gleichsam gläsern und von blauen, bleifarbigen Ringen umgeben, und die Augenlider sind besonders des Morgens geschwollen; auch werden im weiteren Verlaufe der Krankheit gewöhnlich die tiefer liegenden Theile des Antlitzes aufgedunsen; überhaupt wird der ganze Körper aufgedunsen und bleich, und die Muskeln werden schlaff. Ferner wird der Kreislauf des Blutes träge, der Puls langsam und matt, das Athmen ebenfalls langsam, oft auch beschwerlich und durch häufiges Gähnen und Seufzen unterbrochen, so wie auch die geringste Bewegung Herzklopfen erregt; die Eßlust verliert sich und die Verdauung wird schwach; es kommen Ekel und nüchternes Erbrechen einer geschmacklosen, wässerigen oder schleimigen Feuchtigkeit, saures Aufstoßen, häufige Blähungen und Verstopfungen, manchmal auch Durchfälle, Kälte der äußeren Gliedmaßen und endlich schleichendes Fieber, Abmagerung, Wassergeschwülste der Füße und hernach auch Wassersucht des ganzen Körpers, so wie zuweilen Mutterblutstürzungen, hinzu.

Den weißen Fluß muß man nicht mit ähnlichen Flüssen verwechseln, als dem weißen Ausflusse aus der Scheide, welcher vor dem ersten Ausbruche der Menstruation oft Wochen und Monate lang hergeht oder dem Ausflusse einer ähnlichen Feuchtigkeit, wel

cher durch Reizung der Einbildungskraft oder wollüstige Friction erregt werden kann. Auch hat man einen dem weißen Flusse sehr ähnlichen Ausfluß aus der Scheide bei jungen scrophulösen Mädchen von 7 bis 8 und selbst von 3 bis 4 Jahren beobachtet. Ein eiterartiger, aus einem Abscesse der Mutterscheide und der Gebärmutter, der Blase, der Gedärme und des Bauchfelles erfolgender Ausfluß ist durch die vorhergegangenen Symptome der Entzündung und die der Eiterung oder Verschwärung jener Theile von dem weißen Flusse zu unterscheiden. Besonders schwer ist aber nicht selten die Unterscheidung des weißen Flusses von dem weiblichen venerischen Tripper. Bei dem unschuldigen weißen Flusse ist indessen wenigstens anfangs nicht das Brennen in der Harnröhre, der Schmerz und die Beschwerde beim Harnen zugegen, und die obere vordere Wand der Scheide nicht so geschwollen, schmerzhaft entzündet, wie beim venerischen Tripper; dagegen bei ihm Lenden- und Rückenschmerzen, Aufblähung des Unterleibes und andere Zufälle in anderen Theilen des Körpers stattfinden und überhaupt der übrige Körper mehr zu leiden pflegt, was bei dem venerischen Tripper gewöhnlich nicht der Fall ist. Auch entsteht der weiße Fluß viel langsamer als der venerische Tripper. Wenn man dagegen den weißen Fluß durch seine periodische Natur, den venerischen Tripper aber durch seine Fortdauer unterscheiden will, so ist dabei zu bemerken, daß der weiße Fluß sehr oft nicht periodisch ist. Eben so wenig kann man aus der fortdauernden Menstruation sicher auf den venerischen Ursprung des Trippers schließen, da jene auch bei dem weißen Flusse nicht selten fortdauert.

Die Quelle des weißen Flusses ist nicht bloß in den Schleimdrüsen und Falten der Scheide, sondern oft auch in der Gebärmutter zu suchen. Aus letzterer

kann die Feuchtigkeit wenigstens bei offenem Muttermunde recht gut durch die Scheide ausfließen, und man kann darauf nicht bloß daraus schließen, daß der weiße Fluß so oft vor der Menstruation hergeht oder auf sie folgt, oder ihre Stelle vertritt, sondern es wird dies besonders auch dadurch wahrscheinlich, daß die daran Leidenden so oft unfruchtbar und zu Mißfällen geneigt sind. Daß übrigens außer der Scheide und Gebärmutter zuweilen selbst die Muttertrompeten die Feuchtigkeit hergeben, ist durch Leichenöffnungen dargethan worden.

Die dem weißen Flusse zum Grunde liegende krankhaft vermehrte Absonderung in den Schleimhäuten der Geschlechtstheile wird entweder durch bloß örtliche Reizung derselben bewirkt, oder sie hängt mit allgemeiner Anlage zu vermehrter Schleimabsonderung zusammen, und ist auch oft mit Schwäche und Erschlaffung oder krankhafter Reizbarkeit in den anderen Theilen des Körpers verbunden. Daher sind Weiber, welche durch erbliche oder angeborne Anlage, oder durch schlechte, weichliche Lebensart und andere Ursachen schwächlich, schlaff, kachektisch sind, vorzüglich dazu geneigt, und wird er besonders durch müßiges Leben, vieles Sitzen, Kummer, unglückliche Liebe und andere niederschlagende Leidenschaften, den Genuß vieler schlechter, schleimiger, mehliger, fetter Speisen, den Mißbrauch warmer erschlaffender Getränke, so wie öftere schwere Geburten oder Mißfälle veranlaßt. Er entsteht auch wohl oft durch Unterdrückung der Menstruation. Doch kann die Menstruation auch bei ihm fortdauern, und die Menostasie und der weiße Fluß mögen auch wohl oft Wirkungen derselben Ursachen sein. Uebrigens wird er, außerdem daß er auch von organischen Fehlern, als Polypen der Gebärmutter und Mutterscheide und Verhärtungen der Gebärmutter, dem Vorfalle der Gebärmutter und Scheide

abhängt, auch durch zu häufigen Beischlaf, Onanie, den Mißbrauch der Feuerstübchen, langes Tragen von Mutterkränzen, Askariden in der Scheide und andere örtliche Reize, so wie durch Würmer im Darmkanale und andere gastrische und Abdominalreize, durch Erkältung der Geschlechtstheile, die bei der so gewöhnlichen dünnen Kleidung und vernachlässigten Bedeckung der Geschlechtstheile um so eher erfolgen kann, durch Versetzungen von Rheumatismus, Gicht, Flechten rc., Unterdrückung des Katarrhs, eines gewohnten Schweißes, eines Ausschlages oder alter Geschwüre verursacht.

Welche schlimme Folgen ein lange anhaltender und starker weißer Fluß nach sich ziehen kann, ist schon bei der Geschichte seines Verlaufs angegeben worden. Außerdem ist der weiße Fluß, wenn er schon längere Zeit gedauert hat oder habituell geworden ist, eine sehr hartnäckige, schwer zu heilende Krankheit; wobei auch noch der Umstand besonders in Betracht zu ziehen ist, daß wenn derselbe dann durch unvorsichtige Anwendung zusammenziehender Mittel, Erkältung rc. unterdrückt wird, mancherlei oft schlimmere Uebel, als Entzündung und Geschwüre der Gebärmutter, Entzündung der Harnblase und der Gedärme, Hämorrhoiden, Schnupfen, Husten, Engbrüstigkeit und selbst schleimige Lungenschwindsucht, langwierige Ausschläge, Durchfall, Wassersucht, Hysterie rc. entstehen können. Vorzüglich schwer zu heilen ist er auch, wenn mit der Schlaffheit und krankhaften Reizbarkeit der Geschlechtstheile allgemeine Schwäche und Neigung zu krampfhaften Zufällen, oder eine rheumatische, flechtenartige, scrophulöse, scorbutische Affection sich verbindet, wie er auch bei alten Jungfern und älteren Weibern, die ihre Stufenjahre, wo die Menstruation aufhört, schon erreicht haben, selten gehoben wird. Endlich ist die Vorhersagung sehr traurig, wenn der weiße Fluß von

schlimmen organischen Fehlern, als von Mutterpolypen, die nicht durch die Operation zu entfernen sind, oder von nicht zu zertheilenden Verhärtungen der Gebärmutter abhängt.

Da diese immer mehr überhandnehmende Krankheit, wenn sie längere Zeit gedauert hat, schwerer zu heilen als zu verhüten ist, muß man sich letzteres besonders angelegen sein lassen. Dabei kommt es nun natürlich auf sorgfältige Vermeidung der Gelegenheitsursachen an, und es ist in dieser Hinsicht auch zeitige Belehrung der mannbar werdenden Mädchen über die bevorstehende Menstruation und den durch Vernachlässigung derselben oder sonstige verkehrte Lebensart entstehenden krankhaften Ausfluß, überhaupt vernünftige physische und moralische Erziehung, und besonders Befestigung durch gehörige Kost, Bewegung, Bekleidung ꝛc. zu empfehlen.

Die Kur des weißen Flusses ist nach den verschiedenen Ursachen desselben verschieden einzurichten.

Hängt derselbe von örtlicher Reizung ab, so muß man die noch fortwirkenden Reize entfernen, und wo dies nicht schon hinreicht, die Reizung durch demulcirende Mittel, lauwarme Bähungen, Umschläge, Bäder und sanfte Einspritzungen mildern, dabei eine strenge, nicht sehr nährende Diät beobachten, Alles, was Congestionen zu den Geschlechtstheilen verursacht und die Reizbarkeit derselben erhöht, vermeiden, und die Geschlechtstheile sehr rein halten lassen.

Selten liegt dem weißen Flusse Vollblütigkeit zum Grunde, und nicht leicht sind demnach dabei Blutausleerungen und andere antiphlogistische Mittel angezeigt. Auch Purgirmittel haben zwar hier durch Ableitung oder Entfernung von Unreinigkeiten nicht selten gute Dienste geleistet, sind indessen auch der Hypothese von dem im Blute im Ueberflusse vorhandenen Schleime zu Gefallen oft gemißbraucht und nach-

theilig geworden. Wenn aber Unreinigkeiten in dem Magen und den Gedärmen ausleerende Mittel anzeigen, so wählt man am besten ein Brechmittel aus Ipecacuanha, oder Rhabarber mit Magnesia und Zimmt oder einem anderen aromatischen Zusatze. Sollte insbesondere Säure im Darmkanale den weißen Fluß unterhalten, so sind absorbirende Mittel, als Magnesia, Krebssteine, Kalkwasser ꝛc. nützlich. Liegt flechtenartige oder eine ähnliche Schärfe zum Grunde, so sind die **Stipites Dulcamarae**, Spießglas- und Quecksilbermittel ꝛc. und auch äußerlich Sublimatwasser, eine Auflösung von Schwefelleber ꝛc. anzuwenden. Auf gleiche Art begegnet man der unterdrückten Menstruation, den Polypen ꝛc. mit den schicklichen Mitteln.

Wird er, wie es öfters der Fall ist, durch allgemeine und örtliche Schwäche und Erschlaffung oder krankhafte Reizbarkeit, durch damit zusammenhängende schlechte Assimilation, Blutbereitung und Neiguug zu vermehrter Schleimabsonderung veranlaßt, oder wenigstens von hervorstechender Schwäche begleitet, so sind tonische, aromatisch bittere und zusammenziehende, so wie insbesondere auf die schleimabsondernden Flächen und die Geschlechtstheile wirkende Mittel, als: die China, Cascarille, die **Summit. Millefol., Fruct. Aurant. immatur., Rad. Zingiberis, Cort. Salic., Rad. Ratanh. etc.**, die Rhabarber in kleinen Gaben, Eisenmittel, das **Elixir Vitrioli Mynsichti, Kinogummi**, der Alaun ꝛc., so wie die Myrrhe, der Weihrauch, der **Balsamus Copaivae** und andere balsamische Mittel, endlich **Herba Sabinae** und bei der größten Erschlaffung selbst die Canthariden angezeigt. Mit diesen Mitteln ist eine sorgfältige Diät, eine nährende und leicht verdauliche Kost, ein kräftiger, zumal rother Wein und ein gutes Bier, öftere Bewegung in frischer Luft, Aufheiterung ꝛc. zu ver-

binden, dagegen schleimige, mehlige und fette Speisen, zu viele Vegetabilien, warme erschlaffende Getränke und andere Gelegenheitsursachen dieser Krankheit zu meiden.

Außerdem sind aber auch äußerliche Mittel, die bei noch bloß örtlichem weißem Flusse schon allein hinreichen können erforderlich. Wenn indessen der Fluß schon sehr lange gedauert hat und habituell geworden ist, oder eine andere und schlimmere Krankheit entschieden hat, muß man in der Anwendung derselben sehr vorsichtig sein und dann auch nur allmälig von gelinderen zu stärkeren übergehen.

Zu den hier dienlichen äußerlichen Mitteln gehören vorzüglich: das kalte Wasser, welches sowohl die stockende und verdorbene Feuchtigkeit ausspülen, als der Erschlaffung abhelfen kann, und welches man als ein örtliches Bad oder einen Umschlag auf die Geschlechtstheile applicirt, oder in diese vermittelst einer hinlänglich dicken und am Ende mit mehreren Löchern versehenen Spritze einspritzt, oder auch mehrmals täglich auf die Lendengegend von einer gewissen Höhe tröpfeln läßt; das Kalkwasser, welches, kalt eingespritzt, bei größerer Schärfe und schlimmerem Geruch der Feuchtigkeit noch besser wirkt, und dem man anch bei sehr scharfem Ausflusse und dadurch verursachter Anfressung der Geschlechtstheile Milch, Quittenschleim ꝛc., bei größerer Erschlaffung eine Abkochung von China, Eichenrinde ꝛc. zusetzen kann; und in hartnäckigen Fällen Einspritzungen von Auflösungen des Bleizuckers, weißen Vitriols, Alauns, Kinogummi's, von Abkochungen der Eichenrinde, Stahlwassern ꝛc. Die eingespritzten Flüssigkeiten muß man aber durch eine höhere Lage des Hinteren bei übereinanderge-kreuzten Schenkeln einige Zeit, wenigstens eine Viertelstunde, in der Scheide zurückzuhalten suchen; so wie man sie auch vermittelst eines Schwammes, der die

Figur eines umgekehrten Kegels hat und der Weite der Scheide entspricht, auch mit einem Faden versehen ist, oder durch Leinewand, die in der Gestalt eines Mutterkranzes zusammengedreht ist, einige Stunden hindurch in die Scheide bringen kann. Räucherungen von Weihrauch, Bernstein, Mastix, Storax und anderen aromatischen Dingen an den äußeren Geschlechtstheilen oder auch durch eine Röhre in die Scheide geleitet sind, ebenfalls nützlich. Vorzüglich wirksam sind auch Bäder, besonders Schwefel- und Stahlbäder. Endlich hat selbst das Reiten manchmal gute Dienste geleistet. —

Raimann sagt in seinem „Handbuche der speciellen medicinischen Pathologie und Therapie" über den weißen Fluß Folgendes:

Der gutartige Tripper oder tripperähnliche Schleimfluß (Blennorrhoea urethrae benigna) und der gutartige weiße Fluß oder der Schleimfluß der weiblichen Geschlechtstheile (Medorrhoea vaginae aut uteri insons, Fluor albus benignus, Leucorrhoea) zeigen sich als Ausflüsse einer schleimigen oder wässerig-schleimigen, klebrigen, oft milchigen, anfangs milden und geruchlosen, weder Brennen noch Beißen verursachenden, allmälig aber scharf werdenden und ekelhaft salzig riechenden, zuweilen gelblichen oder grünlichen Feuchtigkeit aus der Harnröhre, bei Frauenzimmern aus der Mutterscheide und selbst aus der Gebärmutter, denen keine syphilitische Ansteckung zum Grunde liegt.

Die Schleimflüsse sind bald gering, bald sehr reichlich, vermindern sich oder fehlen gänzlich während der Nachtruhe, werden aber des Morgens stärker, und überhaupt durch beträchtlichere Bewegung, Anstrengung beim Stuhlgange, durch Genuß geistiger Getränke, sehr gewürzter oder gesalzener, scharfer Speisen u. dergl. vermehrt. Der weiße Fluß insbeson-

dere erscheint in leichterem Grade, und wenn er aus der Gebärmutter kommt, oft nur einige Tage vor und nach der monatlichen Reinigung, die bei zunehmendem Uebel mehr schleimig als blutig abgeht oder von einem Schleimflusse ganz verdrängt wird; sonst im höheren Grade der Krankheit und wenn er aus der Scheide kommt, ist er mehr anhaltend, aber zur eben benannten Zeit auffallend stärker. Er wird, wenn ihm nicht eine allgemeine Kachexie oder Erschöpfung der Kräfte zum Grunde liegt, oft ziemlich lange ohne beschwerliche oder wichtige Zufälle ertragen; allmälig aber entstehen, theils durch das Kranksein der Geschlechtstheile an sich, theils durch den Säfteverlust, Mattigkeit, Kreuz-, Lenden-, Rücken- und Magenschmerzen, mangelnde Eßlust, langsame und fehlerhafte Verdauung, Aufstoßen, Blähungen, unordentlicher Stuhlgang, Bläße des Gesichts, Schlaffheit der Haut und Muskeln, Zittern und Wanken der Gliedmaßen, Beängstigung und Herzklopfen bei Bewegungen und Anstrengungen, Schläfrigkeit, feuchte, glasige Augen mit blauen Ringen unter denselben und dunklen, bräunlichen Augenlidern, matter Blick, Unordnungen in der Reinigung, die nur in seltneren Fällen zu reichlich erscheint, große Erschlaffung der Scheide und Gebärmutter und durch diese Vorfälle derselben, Unfruchtbarkeit oder wenigstens sehr leicht erfolgende Mißfälle. Wird der Schleim bei vernachläßigter Reinlichkeit durch längeres Verweilen in den Falten der Scheide, oder durch die Zunahme der Grundkrankheit, mit der Zeit scharf, so verursacht er (also erst als sekundäre Wirkungen) Entzündung mit Jucken, Beißen und Brennen, aber nicht eigentlich beim Urinlassen, in derselben, und Wundwerden der äußeren Schamtheile und der Oberschenkel, wo auch stinkende, mißfarbige Jauche absondernde Geschwüre entstehen. Bei Männern werden dadurch, bei vernachläßigter

sorgfältiger Reinigung, die Eichel und Vorhaut auf die nämliche Art angegriffen. Endlich nimmt die Schwäche, Magerkeit und übles Aussehen merklich zu, es entwickelt sich ein schleichendes Fieber mit trockenem Husten, Nachtschweißen, ödematösen Anschwellungen, zuweilen Mutterblutflüssen und gänzlicher Auszehrung. Oft geht jedoch der weiße Fluß, so wie der chronische Schleimfluß aus der männlichen Harnröhre, obgleich spät, in Genesung über, und bei ersterem bilden sich in der Folge nicht selten Mutterpolypen, schwielige Anwulstungen, Verhärtungen, Krebs der Scheide, der Gebärmutter, der Eierstöcke.

Der Sitz des nicht syphilitischen Trippers ist die Schleimhaut der Harnröhre, des weißen Flusses jene der Mutterscheide oder der Gebärmutter, zuweilen selbst der Muttertrompeten oder der Scheide und Gebärmutter zugleich. Der weiße Fluß der Gebärmutter ist nicht so leicht zu erkennen, als jener der Mutterscheide; man kann mit Wahrscheinlichkeit auf ihn schließen, wenn er sich wenigstens im Anfange nur vor und nach der Reinigung zeigt, während dieser aber aufhört; wenn er immer länger, endlich unausgesetzt fortdauernd zu den Perioden der nach und nach ganz verdrängten monatlichen Reinigung auffallend stärker abgeht; wenn er ohne krampfhafte Gefühle von Druck, Spannung oder Schmerz in der Scheide, mit Schmerzen und anderen Beschwerden im Unterleibe und in der Gebärmuttergegend, mit Unfruchtbarkeit oder großer Neigung zu Mißfällen verbunden ist; wenn zuweilen Klumpen geronnener Lymphe, manchmal unter wehenartigem Drängen, abgehen; wenn die Verdauungs-Organe bedeutend mitleiden, insbesondere Magendrücken, Magenkrampf, mangelnde Eßlust, träge und unvollkommene Verdauung, Blähungen, Stuhlverhaltung, Kopfweh sich hinzugesellen,

und bald ein bedeutendes Allgemeinleiden, selbst Abmagerung und Zehrfieber herbeigeführt werden.

Die genannten Schleimflüsse beruhen zwar meistens, besonders im Anfange, auf einer chronischen Reizung oder Entzündung der Schleimhaut von örtlichen oder allgemeinen Ursachen; doch außerdem auch auf allgemeiner und vorzüglicher örtlicher Schwäche, Schlaffheit und passiver Säfteanhäufung. Man muß daher den gutartigen Tripper und weißen Fluß in einen activen und passiven unterscheiden.

Die Anlage zu activen Schleimflüssen aus den Geschlechtstheilen besteht in erhöhter Reizbarkeit des ganzen Körpers und vorzüglich dieser Organe, in sehr regem Geschlechtstriebe, und wird in ersterer Beziehung besonders zur Zeit der monatlichen und Kindbetterin-Reinigung wahrgenommen. — Die Anlage zu diesen Schleimflüssen passiver Art besteht im Gegentheile in allgemeiner oder vorzüglich örtlicher Schwäche und Schlaffheit, in zu wässeriger Beschaffenheit der Blutmasse, passiver Anhäufung der Säfte im Unterleibe und insbesondere in den Schleimhäuten der Geschlechtstheile.

Veranlassende Ursachen des activen weißen Flusses, von denen mehrere auch auf die Erzeugung des activen Schleimflusses aus der Harnröhre bezogen werden können, sind indiopathisch: allerlei in die Scheide gelangte fremde Körper, als: Mutterkränzchen, Schwämme u. dgl., Ascariden, scharfe, eingespritzte Flüssigkeiten, scharfe, aus der Gebärmutter herabfließende Jauche, öfteres Reiben und Kitzeln der Geschlechtstheile, öftere Aufregung des Geschlechtstriebes ohne Befriedigung, Selbstbefleckung, häufiger Beischlaf, eine wollüstige Lebensart überhaupt, Mißbrauch der Kohlenbecken und reizender Fußbäder, Mißfälle, Geschwülste und Verhärtungen aller Art in der Scheide oder an der Gebärmutter; sympa-

thisch: Würmer in den ersten Wegen, Scrophelsucht, besonders in den Gekrösdrüsen vorwaltend, schweres Zahnen, reizende, sehr erhitzende, nur zu oft zur Wiederherstellung der Reinigung gemißbrauchte, aromatische, balsamische, harzige, scharfe, geistige Mittel; antagonistisch: Unterdrückung krankhafter Absonderungen, hauptsächlich seröser, schleimiger, jauchiger Art in anderen Theilen, daher Unterdrückung verschiedener chronischer Hautausschläge, der Krätze, der Flechten, des Grindes rc., gewohnter Fußschweiße, alter Fußgeschwüre, fließender Hämorrhoiden, chronischer Durchfälle; Uebergang chronischer Rheumatismen, der Gicht, der Hämorrhoiden an die benannten Schleimhäute.

Zu den veranlassenden Ursachen des passiven weißen Flusses, in den jeder active durch zu lange Dauer, übermäßige Ausdehnung und durch Zerrüttung der Verdauung, Blutbereitung und Ernährung übergehen kann, gehören idiopathisch: schwere und schnell auf einander folgende Geburten, öftere Mißfälle, öftere und schwere Wochenbetten, das Laster der Onanie, zu früh und zu oft gepflegter Beischlaf, vorausgegangene syphilitische Ansteckungen, Gebärmutterflüsse, zu warmes Verhalten der Geschlechtstheile; sympathisch: eine weichliche, müßige Lebensweise, vieles Sitzen auf warmen Polstern, zu langes Schlafen, Sorgen, Kummer, unglückliche Liebe und andere Gemüthsleiden, Mißbrauch warmer, erschlaffender Theegetränke und abführender Mittel, fade, fette, schleimige, mehlige Nahrungsmittel, feuchte, naßkalte Wohnungen, anhaltend feuchte, naßkalte, neblige Witterung, und überhaupt die Ursachen der Schleim- und Bleichsucht, unter deren Symptomen sich der weiße Fluß oft befindet.

Der weiße Fluß kommt vorzüglich in großen Städten bei Mädchen und Frauen sehr häufig, und in

Holland und Polen fast endemisch vor. Er ist meistens äußerst hartnäckig und kehrt nach der Heilung auf geringe Veranlassungen leicht zurück. Welche Nachtheile er dem Organismus zuzieht, ist bereits gesagt worden; vorzüglich beachtenswerth ist der schwächende Einfluß des passiven und seiner Grundkrankheiten auf die Nachkommenschaft, wenn ja Schwangerschaften erfolgen. Besonders schwer zu heilen ist er bei großer Schwäche und Schlaffheit des ganzen Körpers und der Geschlechtstheile insbesondere, bei schleichendem Fieber, scorbutischem Zustande, bei Verbindungen mit hartnäckigen rheumatischen, gichtischen, scrophulösen, herpetischen Uebeln, wie auch im vorgerückten Alter nach dem Aufhören der monatlichen Reinigung. Dem weißen Flusse zum Grunde liegende unheilbare organische Fehler, Verhärtungen, Scirrhositäten, durch die Operation nicht zu entfernende Polypen, begründen eine üble Vorhersagung. Bei jungen Mädchen wird er oft mit dem Eintritte der Reinigung, bei Frauen manchmal mit einer Schwangerschaft geheilt. Uebrigens richtet sich die Vorhersagung nach der Verschiedenheit der individuellen Beschaffenheit, der veranlassenden Ursache oder der Grundkrankheit, der Dauer, Beschaffenheit, Menge und der Wirkungen des Schleimausflusses, nach den Nebenkrankheiten u. s. w.

Diese im Allgemeinen schwer zu heilende Krankheit wäre in sehr vielen Fällen leicht zu verhüten, wenn die vernünftigen Vorstellungen und ernsten Warnungen der Aerzte öfter Eingang fänden. Die Verhütung hängt aber hauptsächlich von der Vermeidung der Gelegenheitsursachen ab. In dieser Hinsicht sind für junge Mädchen, hauptsächlich in Städten wichtig: eine vernünftige physische und moralische Erziehung, verständige Leitung ihrer Bildung und Unterhaltungen, besonders der Lesegegenstände; beim

Mannbarwerden gehörige Belehrung über die Wichtigkeit der monatlichen Reinigung, die Ursachen und Nachtheile ihrer Störung oder Unterdrückung, über die deshalb nöthige Vorsicht in Betreff der Lebensart, Bekleidung u. dgl.

Bei der Behandlung des weißen Flusses, so wie des tripperartigen Schleimausflusses der Männer, ist vor Allem darauf zu sehen, daß alle auf den ganzen Körper und besonders auf die Geschlechtstheile schädlich einwirkenden Dinge und Umstände vermieden und entfernt werden. Diese sind unter den Gelegenheitsursachen genannt worden. Ferner sind sowohl die dem Ausflusse zum Grunde liegende allgemeine oder örtliche Krankheit, als ihre wichtigeren Zufälle und bereits herbei geführten Wirkungen zu beseitigen. Hat demnach dieser Schleimfluß seinen Grund in einem örtlichen Reizungs- oder Entzündungszustande, wie gewöhnlich im Anfange, mit Vollblütigkeit und Lebensstärke, so ist allgemein mehr oder weniger nachdrücklich antiphlogistisch, örtlich erweichend durch lauwarme feuchte Bähungen, Umschläge, Bäder, und nur bei Weibern durch sanft zu machende erweichende Einspritzungen, zu verfahren, und immer ein besonderes Augenmerk darauf zu richten, daß alle normalen Ab- und Aussonderungen gehörig von Statten gehen. Selten sind topische Blutentleerungen nöthig. Steht die örtliche Reizung oder Entzündung und der hierdurch bewirkte Schleimfluß mit Gicht, Rheumatismus, chronischen Hautkrankheiten, Schweißen, Geschwüren, Hämorrhoiden, Scropheln u. s. w. in ursächlicher Verbindung, so muß die Therapie zugleich auf diese nach den bei ihrer Behandlung angegebenen Grundsätzen gerichtet, und die Wahl aus den daselbst empfohlenen Mitteln durch den einzelnen Fall bestimmt werden.

Sind aber weder allgemeine noch andere örtliche

Reizungszufälle wahrnehmbar, als welche etwa von der Schärfe des abgesonderten und bei längerem Verweilen in den Falten der Scheide verderbenden Schleimes (wogegen beständige sorgfältige Reinigung das einzige Verwahrungs- und Hülfsmittel ist) abhängen; hat der Schleimfluß im Gegentheile nunmehr, oder schon seit dem Anfange, seinen Grund in allgemeiner oder örtlicher Schwäche und Erschlaffung, erstere sei nun Ursache oder Folge der letzteren und des Schleimflusses: so sind innerlich tonische, zusammenziehende, bitter-aromatische und auf die Schleimhäute der Geschlechts-Organe vorzüglich hinwirkende Mittel anzuwenden, als: Bitterklee, Tausendgüldenkraut, Quassia u. s. w.; Weiderich, Weiden-, Eichen-, Roßkastanien-, China-, Cascarillenrinde, Eisenmittel, Alaun, Kinogummi; Haller's Elixir, die Tinct. aromatico-acida, Salbei, Schafgarbe, Myrrhe, Weihrauch, natürliche Balsame, und diese durch eine nahrhafte, leicht verdauliche, mäßig gewürzte Kost, vorsichtigen Gebrauch eines guten Ofener Weines; öftere mäßige Bewegungen in freier Luft, lauwarme oder kühle einfache oder aromatische, Schwefel- und Eisenbäder, Waschungen mit frischem Wasser, trockne mäßige Reibungen der ganzen Hautfläche, Aufheiterung u. s. w. zu unterstützen. Die örtlichen Mittel, die neben diesen gewöhnlich nicht entbehrt werden können, und die bei noch bloß örtlicher Schwäche und Schlaffheit für sich allein zur Heilung hinreichen, sind: kühles und kaltes Wasser zu Waschungen, Einspritzungen, Ueberschlägen; Auflösungen von Alaun, weißem Vitriol, Kinogummi, Bleizucker in demselben, oder in Absuden von Weiden- oder Eichenrinden; diese Absude oder andere von Weiderich, Salbei, Tormentillwurzel für sich; das Kalkwasser allein oder bald mit Milch, einem Schleime, bald mit einer der genannten Abkochungen in verschiedener Proportion gemischt, zu

Einspritzungen. Solchen Einspritzungen lasse man stets eine einfache mit Wasser zur Ausspülung des Schleimes und Reinigung der Scheide vorangehen, dann jene bei erhöhter Lage des Hinteren vornehmen, und die eingespritzte Flüssigkeit durch Uebereinanderlegung der Schenkel eine halbe bis ganze Viertelstunde lang zurückhalten. Die nämlichen Flüssigkeiten werden auch mittelst Bauschen oder eines kegelförmig geschnittenen Schwammes in die Scheide gebracht. Noch gehören hierher: Räucherungen von aromatischen Pulvern, Weihrauch, Bernstein, Mastix, Storax u. dgl. an die Geschlechtstheile, oder mittelst einer Röhre in die Scheide geleitet, und Waschungen des Unterleibes, der Lenden- und Kreuzbeingegend, der Oberschenkel mit Wein, Weingeist, Campher, aromatischem Geiste u. A. Mit allen diesen örtlichen Mitteln muß man vorsichtig umgehen; besonders zu Einspritzungen, wenn der Ausfluß beträchtlich oder veraltet ist, nur nach und nach stärker zusammenziehende Flüssigkeiten verwenden, um nicht die Nachtheile einer schnellen Unterdrückung desselben zu veranlassen. Bei großer Empfindlichkeit der Scheide ist mit den milderen anzufangen, ihnen nach Umständen Schleim, Bilsenkraut- oder wässeriges Opium-Extract u. dgl. zuzusetzen, und allmälig zu den stärkeren überzugehen.

Hängt der weiße Fluß von organischen Fehlern, Polypen, Scirrhen, krebsigen oder anderen Geschwüren der Scheide oder Gebärmutter ab, so ist gegen diese ihrer Natur angemessen zu verfahren, gegen jenen der Gebrauch bald nur reinigender, die Schärfe und den übeln Geruch verbessernder Einspritzungen aus Leinsamenabsud, ausgepreßtem Safte der gelben Rüben; bald specifisch wirkender aus Absuden der Cicuta, des Bilsenkrautes, der Belladonna, Auflösungen von Sublimat ($\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{4}$ Gran auf eine Unze Flüssigkeit), Kupfervitriol (eben so viel), aus Kalk-

wasser u. s. w.; bald zusammenziehender, besonders aus einem Absud der grünen Wallnußschalen, der Weidenrinden, einzuleiten.

Nachdem der Ausfluß, wenn er nicht etwa mit seiner Grundkrankheit unheilbar ist, gestillt worden, müssen die örtlich stärkenden Mittel zur Verhütung eines Rückfalles noch verschiedene Zeit fortgesetzt, und hiermit eine pharmaceutische, diätetische und psychische Behandlung verbunden werden, wie sie zur gänzlichen Tilgung der durch den Schleimfluß verursachten rückständigen Wirkungen, und zur vollständigen Heilung oder möglichen Minderung der etwa noch fortwährenden Grundkrankheit des Schleimflusses erforderlich ist. Auf die Nachtheile eines unbeschränkten Genusses von Wein, geistigen Getränken überhaupt, öfterer Aufreizungen ohne und mit Befriedigung des Geschlechtstriebes, muß man ganz vorzüglich aufmerksam machen. — —

Schönlein faßt sich in der Abhandlung dieser Krankheitsform kürzer. Er sagt:

Der weiße Fluß findet sich häufiger bei Mädchen, als bei Frauen. Die Kranken hatten sich früher durch eine Erkältung (beim Tanzen) eine acute Blennorrhoe zugezogen. Diese hat sich in eine chronische verwandelt, welche bald den Charakter der Colliquation annimmt. Die Kranken verlieren nun beständig Schleim aus der Vagina; der Schleim ist zähe, froschlaichähnlich, wie gekochter Sago durchsichtig, nicht ätzend (wie dieses bei catarrhalischen und syphilitischen Affectionen der Fall ist). Die Schleimhaut der Genitalien wird auffallend schlaff und welk. Zur Zeit der Menstruation ist der Ausfluß am stärksten. Anfangs hält diese noch an, später aber wird sie mißfarbig und verschwindet endlich ganz. Unter diesen Erscheinungen verlieren die Kranken ihr blühendes Aussehen, die Haut wird erdfahl, welk und trocken;

die Kranken magern ab, werden kraftlos, der Appetit mindert sich und ist nach vegetabilischen Dingen, besonders nach Milch, gerichtet, Fleischspeisen erregen ihnen Horripilationen; der Puls wird klein, leer, schwach, bei längerer Dauer des Uebels etwas frequent.

Die Krankheit ist schwierig zu behandeln. Der Gebrauch der Eisenpräparate und der Eisenquellen ist anfangs wirkungslos, ja kann das Uebel verschlimmern. Die beste Methode dürfte noch die sein: man giebt kleine Mengen von Tinctura Martis pomata mit Narcoticis, etwa Opiumtinctur. Wo große Reizbarkeit in den Genitalien zugegen ist, läßt man Injectionen von Opium machen, oder Opiumsalbe in die innere Schenkelfläche, in die Kreuzgegend und über den Schambeinen einreiben. Später geht man zu den Adstringentibus in Dampfform über. Man läßt zu dem Ende den Kranken täglich, wenigstens zwei- bis dreimal, eine Viertelstunde auf ein Gefäß sich setzen, in welchem auf einem heißen Backsteine oder einem heißen Blech das Pulver des Mastix, Olibanum oder die Wachholderbeeren verdampfen, und die Genitalien den sich entwickelnden Dämpfen aussetzen. Daß die Kranken sich vor Erkältung, Durchnässung schützen, die Genitalien warm halten u. s. w., versteht sich von selbst. Die Derivation ist schwierig. Stärkere Abführmittel (um den trägen Stuhl zu beseitigen) wirken häufig zugleich irritirend auf die im gleichen Niveau liegenden Genitalien: man muß daher, um auf den Darm zu wirken, nur die gelindern darmausleerenden Mittel, Extracta saponacea mit Rheum, wählen. Zur Ableitung gegen die Nieren bedient man sich der squillitinhaltigen Stoffe, nicht der heftigeren Diuretica, der Therebinthinaceen. Warme Bäder, selbst warme Eisensäuerlinge, so nützlich sie zur Befestigung der Kur sind, können dieselbe doch nie allein vollbringen.

Weißer Galmei, so viel als Zinkoxyd.
Weißer Granat (Leukogranat), eine gelbliche Varietät des Granats.
Weißer Honig, so viel als Jungfernhonig.
Weißer Kupfernickel, auch Rammelsbergit, so viel als Weißnickelkies.
Weißer Kupferrauch, so viel als Zinkvitriol; s. unter Vitriol.
Weißerle, in der Botanik, so viel als graue Erle, Alnus incana Willd.
Weißer Lederzucker, so viel als Reglise.
Weißer Mohnsyrup, so viel als Diakodion.
Weißer Sago, so viel als Tapioka.
Weißer Sonntag (Dominica in albis), der Sonntag Quasimodogeniti, so genannt, weil an demselben die in die Gemeinde der Erwachsenen aufgenommenen jungen Christen bei den Katholiken zum ersten Male zur Kommunion gehen, was nach altem Kirchengebrauch in früherer Zeit in weißen Kleidern und mit Kerzen geschah.
Weißer Speiskobalt, in der Mineralogie, eine Varietät des Speiskobalts.
Weißer Turmalin, in der Mineralogie, so viel als die wasserhelle Varietät des Kaliturmalins.
Weißer Vitriol, so viel als Zinkvitriol; s. Vitriol.
Weißerz, 1) im Bergbaue, eine Art Silbererz, von silberweißer Farbe; es ist heller und gelblicher als das Weißgüldenerz; hält gewöhnlich eine Mark Silber auf den Centner Erz und außerdem etwas Kupfer und Arsenik; — 2) in der Mineralogie, so viel als silberhaltiger Arsenikkies; — 3) so viel als Weißtellur.
Weiße Sandsteinformation, nach Pusch in Polen das Aequivalent des Liassandsteins.
Weißes Bernsteinöl, so viel als gereinigtes Bernsteinöl.

Weiße Schenkelgeschwulst (Oedem der Wöchnerinnen, Phlegmasia alba dolens, Sparganosis, Hydrophlegmasia textus cellulosi, in der Medizin). Die weiße Schenkelgeschwulst ist zwar nicht ausschließlich Phlebitis, steht jedoch mit dieser so häufig in Verbindung, daß sie von mehreren Schriftstellern mit unter dieser abgehandelt worden ist. Eisenmann hat die naturgemäßeste Ansicht von diesem Leiden aufgestellt. Die äußere Erscheinung der Krankheit, die eigenthümliche weißglänzende Schenkelgeschwulst, wird durch Stase und Exsudat im Schenkelzellgewebe bedingt. Diese Stase ist primär oder secundär; im letzteren Falle kann sie aus Entzündung der Venen, der Lymphgefäße, der Nerven des Schenkels, aus Entzündung und Eiterung der Beckensymphysen, aus Uterinphlebitis, und umgekehrt können die ebengenannten Entzündungen secundär durch Fortpflanzung einer ursprünglichen Zellgewebsentzündung des Schenkels entstehen. Verschieden ist auch das exsudirte Produkt dieser Zellgewebsstase; entweder nur Serum — dann ist die Geschwulst ödematös, oder das Exsudat ist fibrinöser Natur — dann Verhärtung des Zellgewebes (Sclerosis), oder glutinöser Stoff, Eiter, Jauche. Jede Theorie, welche den Ursprung ausschließlich in Phlebitis, Lymphangitis, Neuritis u. s. f. sucht, ist einseitig und geräth mit der Beobachtung hier und dort in Widerspruch; wiederum erregt nicht jede Phlebitis, Lymphangitis oder Neuritis der Extremitäten das eigentliche Phänomen der Phlegmasia alba; dieses ist nur der Ausdruck gleichzeitigen (primären oder secundären) Ergriffenseins des Schenkelzellgewebes. Aber allerdings kann die Entzündung und Obliteration der Venen eine ödematöse Geschwulst der afficirten Extremität, auch ohne selbstständige Stase im Zellgewebe verursachen. Nebst den Entzündungs-

produkten im Zellstoffe findet man am häufigsten Alterationen der Schenkelvenen.

Anatomische Charaktere. Die anatomischen Charaktere der Phlegmasia dolens variiren nach der Verschiedenheit ihres Ursprungs. Das Schenkelzellgewebe ist mit seröser, eiteriger oder jauchiger Flüssigkeit infiltrirt, welche oft die Muskeln tief unterminirt, erweicht, starke Zerstörungen anrichtet; oft ist der Eiter in kleinen Abscessen unter der Fascia und in den Zwischenmuskelräumen zerstreut; der Eiter ist graulich oder milchweiß, dick, rahmartig. Häufig ist der Zellstoff durch gerinnbares Produkt der Stase verdichtet, verhärtet, speckartig entartet. Die meisten und gewöhnlichsten Veränderungen finden sich in den Venen; Verdickung der Häute der Vena femoralis, iliaca interna und externa, sehr häufig auch der aus dem Uterus kommenden Zweige der Venae hypogastricae, der Uterinsinus in der Nähe der früheren Anheftung des Mutterkuchens; enge Verwachsung der Schenkelvenen mit dem umgebenden Zellgewebe; Gerinnsel, Eiter im Venenkanale, häufig nach oben, selbst bis in die Hohlader, nach unten bisweilen bis in die Venae saphenae sich erstreckend; später Obliteration und Verwandlung der Venen zu ligamentöser Masse; bisweilen Veränderungen der Lymphgefäße, der Lymphdrüsen, der Nerven. War Phlebitis vorhanden, so findet man die schon beschriebenen secundären Eiterbildungen in den Lungenpleuren, der Leber u. s. w.; zuweilen Gangränescenz des Uterus; häufig Trennung der Beckensymphysen, Erweichung ihrer Faserknorpel, Gelenk mit serös blutiger oder eiteriger Flüssigkeit angefüllt.

Symptome. Das charakteristische Symptom ist eine fieberhafte, schmerzhafte, elastische, weißglänzende Anschwellung des Schenkels. Bei näherer Prüfung der einzelnen Fälle gewahrt man jedoch bald, daß die

Definition nicht streng ist und eines oder das andere dieser Merkmale fehlen kann. Die Anschwellung stellt sich vorzüglich unter zwei Formen dar, welche jedoch nicht scharf von einander geschieden werden können, in einander übergehen und in dem mehr erethischen oder phlegmonösen Charakter der Stase begründet sind; wir unterscheiden sie als Phlegmasia alba oedematosa und phlegmonosa. Mehrentheils nehmen Anschwellung und Schmerz ihren Ausgang von der Weiche aus und verbreiten sich von oben nach abwärts. Die Geschwulst erreicht sehr rasch, meist schon in 24 Stunden, einen sehr beträchtlichen Umfang, so daß der kranke Schenkel zuweilen das doppelte Volumen des gesunden hat. Schmerz und Geschwulst breiten sich vorzüglich längs der inneren Seite des Schenkels, des Knies und der Wade, oft bis zum Plattfuß, nach aufwärts über Schamlefzen, Gefäß aus. In der ödematösen Phlegmasie ist die Geschwulst mehr teigig, behält den Eindruck des Fingers, die Haut erscheint blaß, glänzend, weißer als natürlich, die Temperatur des geschwollenen Gliedes ist wenig oder nicht erhöht, die Schmerzhaftigkeit bei Druck nicht sehr groß; von hydropischem Oedem unterscheidet sich diese Geschwulst durch ihren Ausgangspunkt von dem oberen Theile des Schenkels, ihre Verbreitung von oben nach abwärts, durch die begleitenden entzündlichen und febrilischen Erscheinungen. — Die phlegmonöse Phlegmasia alba dolens zeichnet sich durch größere Prallheit und Derbheit der Anschwellung aus; sie behält den Fingereindruck nicht, die Hautbedeckungen glänzen, sind rosen- oder lebhaft roth gefärbt, oft unregelmäßig gefleckt, der Fuß ist heiß anzufühlen, die geringste Berührung, besonders an ger innern Schenkelseite, ist sehr schmerzhaft; oft sitzt der intensivste Schmerz unmittelbar unter dem Poupartischen Bande an der Stelle des Austritts der Schenkelgefäße.

Häufig sind die Leistendrüsen schmerzhaft aufgetrieben. Die Kranken sind außer Stande, den Fuß zu bewegen; zuweilen geht die Geschwulst von einem Schenkel auf den andern über.

Das Fieber ist im Beginne der Affektion in den leichteren Fällen erethisch, selten synochal. Sobald die Venen ergriffen werden und die Eiterinfektion des Blutes entsteht, treten die ominösen Frostanfälle auf, und das Fieber nimmt den perniciösen torpiden Charakter an, wie sie auch bei Venenentzündung vorkommen; die Erscheinungen secundärer Affektion der Athmungsorgane, der Gelenke, der Augen u. s. w. können hinzutreten.

Die Entzündung der Schenkelvenen läßt sich bisweilen durch eine strangartige Härte, welche in der allgemeinen Anschwellung fühlbar ist und sich zwischen den Fingern hin- und herrollen läßt, unterscheiden. Erkrankung des Nerven (Neuritis) muß man vermuthen, wenn der Schmerz sich rasch zu einer hohen Intensität steigert, nach auf- und abwärts schießt, wenn zugleich Lähmung und Gefühl von Taubheit in dem kranken Gliede besteht. Geht der Schmerz vorzüglich von der Gegend der Kreuzhüftbein- oder Schambeinverbindung aus, so darf man annehmen, daß die Symphysen Antheil an der Entzündung nehmen.

Ursachen. Am häufigsten sind die Wöchnerinnen dieser Krankheit unterworfen, doch ist sie nicht ihr ausschließliches Monopol, sondern kommt auch, obgleich verhältnißmäßig selten, außerhalb des Wochenbettes und selbst beim männlichen Geschlechte vor. Im Kindbette ist sie mehrentheils Lokalisation eines anomalen Puerperalstatus, und es liegt etwas Wahres darin, sie das Kindbettfieber außerhalb des Bauchfells zu nennen. Zur Störung des normalen Verlaufs des Wochenbettes wirken häufig Erkältungen, Diätfehler, unvorsichtige Behandlung der Wochenkrisen,

vernachlässigtes Säugegeschäft, Gemüthsbewegungen u. dgl. als Gelegenheitsursachen mit. Oft lassen sich keine solche Momente nachweisen. Endlich nimmt nichts weniger als selten die Krankheit ihren Ausgang vom Uterus, oder mit anderen Worten: die Phlegmasia alba dolens ist nichts Anderes als eine nach abwärts in die Schenkelvenen fortgesetzte Phlebitis uterina, so wie auch wieder die Phlebitis cruralis nach aufwärts in die Venae iliacae, hypogastricae u. s. f. steigen kann. Diese Combination entsteht gern nach schweren künstlichen Geburten, gewaltsamer Lostrennung des Mutterkuchens, Abortus, Metrorrhagien. Die Symptome der Uterinphlebitis gehen der Schenkelanschwellung vorher oder folgen ihr nach; — sie bestehen in einem Gefühl von Unbehaglichkeit, von dumpfem Schmerz im Hypogastrium, zuweilen auch im unteren Theil des Rückgrats, in der Lendengegend; der Unterleib ist meist gegen Druck empfindlich; die Schmerzen können anfallsweise sehr heftig werden. Der Lochienfluß ist vermindert oder hat aufgehört, ist manchmal sehr übelriechend (Gangränescenz des Uterus); die Milchabsonderung ist sparsam oder unterdrückt; die Frostanfälle sind heftiger und häufiger und stellen sich zuweilen gleichzeitig mit den Unterleibbschmerzen ein. Die Krankheit tritt selten in der ersten, meist in der zweiten bis vierten Woche des Kindbetts auf. Wir müssen mit Eisenmann glauben, daß auch die Phlegmasia alba im Wochenbette häufig nur rheumatischer, nicht perniciös-puerperaler Natur sei, oder daß sich die Stase auf das Zellgewebe beschränkt, und sich weder auf die Venen fortpflanzt, noch von diesen ausgeht. Hierfür spricht der gewöhnlich langsame und oft auch günstige Verlauf der Krankheit. Findet tödtlicher Ausgang statt, so erfolgt dieser selten vor der dritten Woche bis zu drei Monaten und noch später nach der Entbindung,

selten vor dem vierten Tage der Krankheit, meist erst drei bis acht Wochen nach Beginn der Schmerzen.

In den meisten übrigen Fällen scheint die Phlegmasia alba rheumatischen Ursprungs zu sein; oft beobachtet man ihr Vorkommen mit anderen Rheumatosen; sie kann, wie diese, von einem Gliede zum andern umspringen; die Geschwulst ist dann mehr ödematös als phlegmonös; sie verschwindet durch Resorption des ergossenen Serums; manchmal verbreitet sich die Krankheit auf Brust- oder Bauchfell. Cheyne, Graves, Stokes und Twendin haben im Verlaufe langdauernder Fieber oder als Folge derselben eine ähnliche entzündliche, bleiche, den Eindruck des Fingers nicht behaltende, von oben nach abwärts sich ausbreitende Anschwellung des Schenkels mit Erweiterung der oberflächlichen Venen und erschwerter Bewegung des Gliedes beobachtet, und Canstatt hat nach einem tödtlich endenden Steinschnitte ein ähnliches Leiden gesehen; in der Leiche war keine Spur von Phlebitis zu finden; in dem Zellgewebe der Extremität war nur Serum angesammelt. Graves und Stokes sahen diese Anschwellung mit Entzündung der Gelenkhöhlen und im Arme mit Entzündung des Zellgewebes der Brustdrüse complicirt.

Eine andere, nicht seltene Ursache secundärer Schenkelanschwellung ist die durch eiterige, ulceröse, karcinomatose Krankheiten des Mastdarms, Beckenzellgewebes, der Blase, des Darmkanals (nach chronischem Durchfall) verursachte Phlebitis oder Obliteration der Beckenvenen, der Hohlader und die Theilnahme der Cruralvenen an diesem Leiden. Schwer ist es zu verstehen, weshalb die Schenkelanschwellung häufig ungeachtet der Obliteration der Beckenvenen vermißt wird. Eisenmann nimmt überdies eine typhöse, typose und cholose Species der Phlegmasia alba dolens an; Canstatt stellt zwar die Möglichkeit die-

ser verschiedenen Entstehungsweisen der Krankheit nicht in Abrede, glaubt aber doch eine Mehrung der dieselben darthuenden Erfahrungen abwarten zu müssen, ehe wir ihnen eine definitive Stelle im nosologischen Systeme anweisen; überhaupt bedarf die Nosogenie dieser Krankheit noch vervielfältigter Untersuchungen.

Verlauf und Ausgänge. Endet die Krankheit in Genesung, so kommt die Heilung selten vor der fünften Woche zu Stande, zieht sich aber oft Monate lang hinaus; das acute Stadium geht gewöhnlich binnen 14 Tagen vorüber, Fieber und Schmerz lassen nach, jedoch bleibt die Geschwulst zurück und wird zum chronischen Leiden. Der Verlauf der rheumatischen Schenkelgeschwulst ist rascher als der der puerperalen. Oft wird die Genesung durch auffallende Krisen eingeleitet: während der Krankheit ist die Harnabsonderung sparsam, endlich sinkt die Geschwulst unter Abgang großer Mengen Harns ein. Das Glied bleibt oft lange, mehrere Monate, selbst das ganze Leben hindurch, geschwollen und schwach in Folge von verhärtetem Exsudate im Zellgewebe und Obliteration der Venen; die oberflächlichen Venen der Extremitäten werden varikös, das Glied ist bisweilen, ähnlich wie bei Elephantiasis, verdickt und entartet, die Bewegung ist gehemmt; haben die Nerven eine bleibende Alteration erlitten, so kann Lähmung das Residuum der Krankheit sein. Andere Ausgänge sind die in Eiterung und Absceßbildung, brandige Zerstörung des Zellgewebes und der Muskeln, Verkürzungen des Gliedes, Gelenkkrankheit mit endlicher Anchylose, Ulceration u. s. f. Der Ausgang in Tod erfolgt meist durch das torpide Fieber, zuweilen durch secundäre Absceßbildung in inneren Organen, in späterem Zeitraume der Krankheit durch Hektik und Hydrops.

Prognose. Sie ist im Allgemeinen bei Weitem günstiger als die der gewöhnlichen Phlebttis. We-

sentlichen Einfluß darauf hat ihr genetischer Charakter: die rheumatische Art ist meist nicht gefährlich; schlimmer ist die Phlegmasie der Wöchnerinnen, besonders zu Zeiten, wo gefährliche Puerperalfieber epidemisch herrschen; am schlimmsten jene Art, welche Folgekrankheit von Alterationen der Beckenorgane ist. Die ödematöse Form ist weniger bedenklich als die phlegmonöse. Von übler Vorbedeutung ist das Auftreten von Frostanfällen und die Entwickelung typhösen Fiebers. Je später nach der Entbindung sich das Leiden entwickelt, desto günstiger; schlimm ist in der puerperalen Art die Combination mit Uterinphlebitis.

Behandlung. Die Indicationen für die Behandlung der Phlegmasia alba dolens sind aus der Natur des bedingenden Krankheitsprozesses, aus dem ödematösen oder phlegmonösen Charakter der lokalen Stase, aus ihrer Combination mit Phlebitis, Neuritis u. s. w., aus dem Charakter des Fiebers und des Allgemeinleidens, aus dem Stadium der Krankheit zu schöpfen. Die rheumatische Art wird neben zweckmäßiger Behandlung der lokalen Entzündung dem antirheumatischen Verfahren (Diaphorese, Dewens Pulver, Colchicum, Kampher, Jodkali, Antimonialien, zuweilen gleich anfangs Brechmittel) weichen. In der puerperalen Art ist es wesentliche Aufgabe, die Wochensecretionen zu unterhalten, oder, wenn solche unterdrückt sind, möglichst für ihre Wiederherstellung zu sorgen. Wenn die Kräfte der Kranken es erlauben, so sind hier Aderlässe, selbst wiederholt, von augenblicklichem Nutzen, und mit Recht schon von Puzos, Levret empfohlen. Oertlich erheischt die phlegmonöse Beschaffenheit der Geschwulst nebstdem die Application von 20 bis 30 Blutegeln auf die Gegend der Weiche, die innere Seite des Schenkels entlang; lassen Schmerz, Hitze und Prallheit der Geschwulst nicht nach, so muß die örtliche Depletion bald wieder=

holt werden. Oft gelingt es durch diese Mittel allein, die Krankheit zu bezwingen. Dewens verwirft in der ersten Periode der Krankheit, so lange die Entzündung den phlegmonösen Charakter hat, jede topische Application auf das kranke Glied. Manche Aerzte empfehlen kühle Waschungen, andere erweichende Fomentationen des Theils. Die Wahl wird am besten durch die Toleranz des Kranken selbst und durch den erethischen oder synochalen Grad der örtlichen Affektion bestimmt. Manche Kranke, welche die (im Anfange der Entzündung stets zweckmäßigsten) Fomentationen mit kaltem Wasser nicht ertragen, sofern man sie häufig erneuert und einen intensiven Kältegrad anhaltend wirken läßt, lassen sich dieselben gefallen, wenn man die kalt und feucht aufgelegten Umschläge jedes Mal auf dem entzündeten Theile ganz trocken werden läßt und sie dann erst wieder anfeuchtet. Für rheumatische Schenkelgeschwulst, besonders wenn sie zum Wandern geneigt ist, passen feuchtwarme Fomente besser. Nebenbei sind Einreibungen von Quecksilbersalbe ohne oder mit Oelen, bei heftigem Schmerz mit narkotischen Extrakten, sehr wohlthuend. Die von Recamier empfohlene Compression des Gliedes mit Binden wird im ersten Stadium der Krankheit meist nicht vertragen.

Die innerlich zu reichenden Mittel sind dem Reactionsgrade des Fiebers und der Natur des primären Krankheitsprozesses anzupassen. Dewens giebt salinische Purgantien zur Unterstützung der Blutentziehungen; Davis reicht die Digitalis in Pulver zu 2 Gran alle 2 bis 3 Stunden bis zur Wirkung auf Nervensystem und Blutumlauf. Andere ziehen den Gebrauch des Kalomels, der Antimonialien, des Colchicums vor. Specifische krankhafte Diathese der Säfte kann die Anwendung der Alterantien, des Jods, des Terpentins, des Chlors, des Chinins u. dgl. m.

erheischen oder einen Versuch damit rathsam erscheinen lassen.

Viele Aerzte empfehlen nach vorausgegangenen Blutentziehungen alsbald die Application großer Blasenpflaster auf den leidenden Theil; Dewens wirft diesem wohl nicht immer entbehrlichen Mittel vor, daß es unangenehme Reizung, schmerzhafte und langwierige Geschwüre verursache, die Anwendung anderer äußerer Mittel verhindere und die Kranken nöthige, in einer unangenehmen Stellung zu verharren. Wird die Anschwellung chronisch, so gewährt die Compression mittelst Binden große Vortheile; nun tritt auch der Zeitpunkt ein, wo man nebst der Mercurialsalbe mehr reizende Linimente, Terpentinöl, Kanthariden-Tinktur, Jodsalbe und Jodtinktur einreiben, das kranke Glied mit Harzen räuchern, mit Dämpfen bähen, wo man trockene aromatische Kräuterkissen, Einwickelung in Wolle, Moxen, Kräuterbäder u. dgl. anwenden darf, um die Resorption der Entzündungsprodukte zu befördern. Innerlich soll dieser Heilzweck durch den Gebrauch von Antimonialien, Senega, Arnika unterstützt werden. Wie die Diät im ersten Stadium antiphlogistisch sein muß, so darf sie jetzt nahrhaft sein. Oft darf man jedoch Entfernung der chronischen Anschwellung erst von der allmäligen Erweiterung der kollateralen Venenzweige erwarten. Gegen zurückbleibende Lähmung versuche man die Elektricität, desgleichen Douchen, Schwefel-, Sool- und heiße Mineralbäder.

Das durch Eiterinfektion des Blutes bedingte typhöse Fieber und die secundären Abscesse müssen nach den in dem Art. Venenentzündung angegebenen Grundsätzen behandelt werden.

Im Handwörterbuch der gesammten Chirurgie von Blasius sagt der gelehrte Professor Troschel über die weiße Schenkelgeschwulst Folgendes:

Die Phlegmasia alba dolens ist eine seltene Krankheit, über deren Natur und Erkenntniß verschiedene Meinungen und bei deren Heilung große Schwierigkeiten obwalten. Seitdem White durch seine Monographie die Aufmerksamkeit der Aerzte auf dieses Uebel gerichtet hatte, sind zwar die Beobachtungen zahlreich geworden, und in den Zeitschriften viele Beispiele desselben zerstreut; indessen gehören vermuthlich so manche dieser Fälle in andere Krankheitsklassen, da sehr geachtete neuere Schriftsteller noch immer die Seltenheit der weißen Schenkelgeschwulst behaupten. In dem späteren Zeitraume des Wochenbettes, etwa in der dritten Woche, entsteht von der Schamlippe an eine äußerst schmerzhafte, heiße, aber blasse Geschwulst eines Schenkels in seiner ganzen Länge, und erstreckt sich hinauf über einen Theil der Unterbauchgegend und des Gefäßes. Die Geschwulst ist sehr umfangreich, straff und glänzend-weiß; ein Stich mit der Lanzette entleert nur wässeriges Blut oder eine helle Flüssigkeit. Die Schmerzen gehen der Anschwellung voran und sind ohne Unterbrechung sehr stark; sie dauern auch länger als die Anschwellung selber. Das kranke Glied ist ganz unbeweglich. Allmälig geht die Geschwulst wieder zurück, wenn die Genesung erfolgt; aber es giebt Beispiele, in denen nun der andere Schenkel auch befallen wurde. Die Krankheit ist langwierig, und man schlägt ihre Dauer auf 3 bis 8 Wochen an; während dessen wird sie von einem lebhaften Fieber begleitet, dessen erst entzündlicher Charakter im weiteren Verlaufe theils mit, theils ohne deutliche Remissionen unter den Anzeichen des Typhus sich abändert; dann pflegt man Delirien, trockene Haut, brennenden Durst, einen sehr harten und schnellen Puls, später Sinken der Kräfte und Abspannung der Sinne zu beobachten. Durchgehends sind die Wochenbettfunktionen mehr oder weniger gestört, die

Absonderung der Milch und der Lochien vermindert oder ganz aufgehoben. Der Ausgang der Entzündung in Eiterung oder in Brand wird durch einige Beobachtungen bestätigt; Abscesse hat man an verschiedenen Stellen des Schenkels sich bilden gesehen; der Brand ist bei Leichenöffnungen gefunden worden. Ein tödtlicher Ausgang ist bei der wahren Phlegmasia alba dolens wohl am öftersten wahrgenommen; die leichten Herstellungen lassen den Verdacht des Irrthums zu.

Die Berichte über den Leichenbefund sind abweichend: in einigen Fällen hat man große Venenstämme im Schenkel und Becken entzündet, verengt, verschlossen gefunden, in anderen die Lymphdrüsen vorzüglich entwickelt, vergrößert und verhärtet, in noch anderen Entzündung des Uterus, der Nieren, des Bauchfelles nachgewiesen.

Von anderen ähnlichen Krankheiten unterscheidet man die Phlegmasia alba dolens vorzüglich durch ihre fast milchweiße Farbe, große Hitze und Schmerzhaftigkeit; jedoch schent die Erkenntniß nicht gar ein einfach und leicht zu sein, und sie mag besonders mit acuten Rheumatismen oft genug verwechselt werden. Bei der Erklärung der nächsten Ursache dieser merkwürdigen Krankheit trifft man auf abweichende Ansichten. Nach White soll eine Zerreißung und Quetschung der Lymphgefäße, welche über den Rand des Beckens vom Schenkel hinaufsteigen, während der Geburt die Schuld tragen; indessen würde, wenn dies richtig wäre die Phlegmasie nicht erst so spät nach diesem Vorgange und nicht nach ganz leichten Geburten auftreten; aber daß der Sitz der Entzündung in den Lymphgefäßen sei, wird doch von den meisten Beobachtern als richtig anerkannt, und hat mindestens diese Annahme mehr Beifall gefunden, als die Voraussetzung, daß die Nerven die ursprünglich leidenden

Theile seien, welches ebenfalls behauptet worden ist. In neuester Zeit hat man sich noch mehr zu der Meinung hingewandt, daß eine Venenentzündung die Ursache der Phlegmasie sei, da einerseits die Leichenöffnungen dieselbe begünstigen, andererseits die Einsicht in das Wesen und die Beobachtung der größeren Häufigkeit der Phlebitis sehr vorgeschritten ist. Man unterstützt diese Annahme noch dadurch, daß überhaupt bei Wöchnerinnen die venöse Constitution vorwaltend sei, und daß Venenentzündung auch in anderen Organen bei der Geburt und im Wochenbette sich öfters vorfinde. Gleichwohl pflegt bei einer sonst vorkommenden Phlebitis der Verlauf rascher zu sein, und wenn sie nach Verwundungen oder bei Abscessen und Geschwüren am Schenkel auftritt, wird die Geschwulst roth, nicht so umfangreich, die allgemeinen, begleitenden Symptome, wie das Irrereden, das Fieber u. s. f., weit überwiegender, kurz das ganze Bild des Leidens ist ein anderes. Hieraus folgt, daß die Erklärung überhaupt noch sehr unvollkommen und die Phlegmasia alba dolens wahrscheinlich eine Krankheit ist, die auf mehrfache verschiedene Zustände zurückgeführt werden muß, wie sich auch Velpeau ausspricht, und deren Eigenthümlichkeit in der eigenen Disposition der Wöchnerinnen liegt. Diese Disposition ist aber auch bei anderen Menschen beobachtet, nicht gerade allein im Wochenbette und die Phlegmasie soll bei Jungfrauen und Männern vorgekommen sein. Ueber die entfernten Ursachen des Uebels ist man nicht weniger unsicher; zu den disponirenden wird gezählt der Reichthum an Venenblute, nordisches Klima, junges oder weit vorgerücktes Alter der Wöchnerinnen, Neigung zu Rheumatismen; zu den veranlassenden vorzüglich Erkältung, aufregende Gemüthsbewegung, Zorn und Aerger.

Die Behandlung der Phlegmasie wird nach allge-

meinen Grundsätzen durchgeführt und wenig ist bis jetzt aus der Erfahrung geschöpft, um diesem gefährlichen Uebel mit sicherem Erfolge zu begegnen. Allgemeine Blutentziehungen und kühlende Arzneien sind durchgehends angezeigt; die Darreichung des Calomels und der Digitalis, auch des Hyoscyamus ist ein übliches Heilverfahren in dem ersten Zeitraume der Krankheit. Auch örtliche Blutentziehungen und Einreibungen der Quecksilbersalbe werden gewiß wohlthätig sein; feuchte Umschläge sollen nicht vertragen werden, und man räth vielmehr zur Einhüllung des Schenkels mit wollenen Tüchern oder mit Kräutersäcken. Nachdem die Kraft der Entzündung gebrochen und wenn das Bestreben des Arztes nur auf die Zertheilung der Geschwulst und Besänftigung der Schmerzen gerichtet ist, so werden zum innerlichen Gebrauche vorzüglich die harntreibenden Mittel, äußerlich aber wechselnde spanische Fliegen angerathen; der Kampher und Spießglanz ist auch mit Nutzen gereicht worden. Nicht geringere Rücksicht erfordert der Zustand der Milchabsonderung und des Wochenflusses, welche beide zu ihrer Regelmäßigkeit zurückgeführt werden müssen.

Weiße Seide, Seide, welche von allem Farbestoffe befreit, oder auch nur mit einem leichten Farbenschimmer gefärbt ist; die gewöhnlichsten Nüancen sind: Indianischweiß, Chinesischweiß, Zwirn- oder Milchweiß, Silberweiß und Bläulichweiß.

Weißes Eisen, so viel wie weißbrüchiges Eisen.

Weißes Glaserz, eine Art Hornerz von weißer oder weißlicher Farbe und sehr weichem Gefüge.

Weißes Meer, ein großer Busen des nördlichen Eismeeres, der über 70 Meilen tief landeinwärts südwestlich in die Statthalterschaft Archangel dringt und in seinem Hintergrunde in 3 beträchtliche Busen sich theilt, den kandalaskajischen, Onega- und Dwina-

Busen. In das weiße Meer ergießen sich unter vielen anderen Flüssen die bedeutenden: der Dwina-, Onega- und Mezenfluß. Durch den 1828 vollendeten Kanal „Herzog Alexander von Würtemberg" ist das weiße Meer mit der Ostsee verbunden worden, eine Straße, die für den Handel und die Verproviantirung Archangels, wie für die Versorgung der dortigen Admiralität mit den verschiedenen Erzeugnissen (vornehmlich Eisen) zum Schiffbau, von der höchsten Wichtigkeit ist. Der eigentliche künstliche Kanal ist 10 Meilen lang, benutzt aber verschiedene Flüsse und Landseen und erreicht mit Einschluß derselben eine Länge von $20\frac{5}{7}$ Meilen. Beim Städtchen Kirilow schließt er sich an das Mariensystem an. Durch diesen Kanal haben auch die beiden Kriegs- und Handelshäfen von St. Petersburg und Archangel einen inneren Communicationsweg erhalten, was bei einem Seekriege von größter Wichtigkeit ist. Mit dem kaspischen Meere ist das weiße Meer durch den $2\frac{3}{7}$ Meilen langen, 1786 angefangenen und 1820 vollendeten Katharinenkanal verbunden.

Weißes Nichts, 1) s. Zinkoxyd; 2) sandige Gypserde, welche im Feuer locker bleibt.

Weiße Streifen der Brüste und des Bauches (**Lineolae et Rugae mammarum et abdominis**), bei Frauen nach der Entbindung und nach Entwöhnung des Säuglings mehr oder weniger deutlich zurückbleibende, unter die Zeichen einer früher stattgehabten Geburt gerechnete, weißliche, narbenartige Flecken und Streifen in der Haut der Brüste und des Unterleibes.

Weißes Zeichen, ein weißer Fleck am Hinterfuß eines Pferdes.

Weißfeuer, so viel wie bengalisches Feuer.

Weißfisch. 1) So viel wie Blicke. 2) (**Leuciscus Klein**), eine Gattung der Fische, gebildet aus den

Arten der Gattung Karpfen, wo die Rücken- und Afterflosse kurz sind und keine Stacheln und Bartfäden sich finden. Dazu zahlreiche, nicht besonders geschätzte Arten, als: a) Döbel (Leuciscus dobula), dunkelblau, unten weißlich, Brustflossen gelblich, die übrigen roth, 1 Fuß lang. b) Aland (Leuciscus jeses), dunkelblau, Seiten heller, Flossen violett, 2 Fuß lang. c) Kühling (Leuciscus idus L.), mit dickerem Kopf und Körper und größeren Flossen, hellerer Farbe, rothen Bauchflossen; Fleisch gut, weiß; lebt in mehreren Flüssen Europa's, hat gegen 70,000 Eier. d) Aspe (Minne, Rapfen, Rappen, Leuciscus aspius L.), mit kleinem, keilförmigem Kopfe, weitem Maule, krummem Unterkiefer; schwärzlich, auf den Seiten bläulich weiß, Flossen blau; bis 12 Pfund schwerer, wohlschmeckender, grätenreicher Flußfisch, lebt vom Gewürm und kleinen Fischen. e) Lauben (Ukelei, Schneiderfisch, Blüthe, Laugeli, Agone, Leuciscus aburnus), schmal, silberfarbig, auf dem Rücken blau, mit blässeren Flossen; 6 Zoll lang, häufig am Bodensee, laicht im Mai und Juni, hat grätiges, doch eßbares Fleisch, besonders zu falschen Perlen benutzt; 4000 Stück geben 1 Pfund Schuppen. f) Ellritze (s. d.). g) Alandblecke (Strunse, Cyprinus bipunctatus), dickköpfig, oben dunkelgrün, silberig an den Seiten, Seitenlinien roth; in sandigen Flüssen, besonders der Weser; wohlschmeckend, wird ganz gegessen. h) Bitterling (Bambel, Buver, Cyprinus amarus L.), die kleinste Karpfenart, nur 2 Zoll lang; breit, zusammengedrückt, großschuppig, oben gelblich, unten silberig, an den Seiten schmutziggelb; lebt in sandigen Flüssen Deutschlands, schmeckt bitter. i) Spierling (Rysling, Mudd, Budd, Quidd, Igpling, Glirr, Cyprinus aphya), fingerslang, rund, Rücken bräunlich, Seiten weißer, unten weiß oder röthlich, Flossen grau; lebt an den Küsten

der Ostsee. k) Rothflosser (Cyprinus rutilus, Leuciscus rutulus), hat einen zusammengedrückten silberigen Körper, Flossen und Augenstern roth; in der Schweiz, vorzüglich zu Köder gebraucht. l) Rothauge (Leuciscus erytrophthalmus), mit rothen Flossen, wie jener, doch höher und dicker; wird nicht geschätzt. m) Nase (Leuciscus nasus), die Nase steht besonders weit vor, 1½ Fuß lang, die Bauchhöhle ist schwarz; ohne Werth. n) Leiter (Leuciscus Buggenhagii), mit ausgeschnittener längerer Afterflosse; in den Seen Pommerns. — 3) S. Beluga. 4) S. Aesche.

Weißföhre, Fisch, so viel wie Aesche.

Weißgerberei, s. Gerberei.

Weißgerberteig, eine Mischung von Alaun, Salz, Mehl, Eiern und Baumöl, womit das sämischgare Leder eingerieben und zu den Handschuhen geschmeidig gemacht wird.

Weißglas, 1) s. Glas; 2) fein zerstoßenes, farbenloses Glas, welches als Fluß bei den Erzproben gebraucht wird.

Weißgöpfelgut (Weißjöckelgut), weißer gediegener Zinkvitriol, der bisweilen in Gestalt der Eiszapfen oder Rosen gefunden wird.

Weißgold, so viel wie Platin.

Weißgolderz, so viel wie gediegenes Tellur.

Weißharz, so viel wie Tannenharz.

Weißhuhn, so viel wie Schneehuhn; s. Vögel.

Weissit (schaliger Triklasit), nierenförmige Massen von Haselnußgröße, aschgrau, in's Braune spielend, durchscheinend, hat einigen Glanz; Bestandtheile halb Kiesel, fast der vierte Theil Thon mit etwas Talk, weniger Eisen-, Mangan- und Zinkoxyd, Kali, Natron, Ammoniak, Kalk; in Chloritschiefer in Faluhn in Schweden.

Weißkehlchen, so viel wie geschwätzige Grasmücke; s. **Vögel**.

Weißkehle, 1) so viel wie gesperberte, graue, geschwätzige Grasmücke; 2) so viel wie graurückiger, schwarzkehliger Steinschmätzer; s. **Vögel**.

Weißkohl, so viel wie Weißkraut.

Weißkopf, 1) so viel wie Röderente; 2) s. **Taube**; 3) so viel wie Lämmergeier; 4) so viel wie Seeadler; 5) so viel wie Flußadler; 6) so viel wie dumme Seeschwalbe; 7) Coluber candudus; s. **Vögel**.

Weißkupfer, 1) (Argent haché), spröde Legirung von Kupfer und Arsenik; 2) dehnbare, silberweiße Legirung von Kupfer und Mangan; 3) so viel wie Argentan.

Weißkupfererz, Kupereisenkies, aus Kupfer, Eisen, Silber und Schwefel bestehend. Es kommt im Gneuß bei Freiberg und Annaberg, im Kupferschiefer bei Kamsdorf und mit Malachit in Sibirien vor.

Weißlader, Personen, welche Salz verkaufen.

Weißlaub (**Weißläuben**), so viel wie Mehlbeerbaum.

Weißliegendes, die oberste, bisweilen grauliche Schicht des Roth-Todt-Liegenden, hat feines Korn; in Thüringen.

Weißling, 1) (Pieris, Pontia), Gattung der Tagschmetterlinge, meist weiß; Taster walzenförmig und dünn, Endglied mit dem vorherigen gleich oder länger, Fühler lang mit verkehrt kegelförmigen oder spindelförmigen Knöpfchen; Flügel ungezähnt. Raupen schlank, spindelförmig, ohne Dornen und Spitzen, gewöhnlich Rückenstreifen; thun oft großen Schaden. **Arten**: **Baum-Weißling** (**Hecken-Weißling**, Pieris crataegi), weiß, schwarzadrig, Raupe gelb und schwarz gestreift; in Hecken, thun Obstgärten großen Schaden. **Kohl-Weißling** (Pieris brassicae), Flügel weiß, mit schwarzer Spitze und zwei dergleichen Flecken, Unterfleck unten gelb, schwarz ge-

sprenkelt; Raupe auf Kohlarten, gewöhnlich sehr häufig und verheerend. Rüben-Weißling (Pieris rapae), fast wie der vorige, doch kleiner, mit weniger schwarzer Spitze, die Raupe wie vorige, doch besteht der Seitenstreif aus Punkten; lebt auch auf Resede. Kressen-Weißling (Pieris cardamines, Aurora), Flügel halb roth mit schwarzem Endfleck, unten grünlich mit schwarzem Mondfleck, Raupe grünlich, an den Seiten weißlich, auf Kresse. Grünling (Pieris daplidice), die Flügel am Ende schwarz, mit doppelter Fleckenreihe, unten graugrün, weiß gefleckt, die Raupe blau, gelb gestreift, schwarz getüpfelt, auf Resede, wildem Kohl 2c. Grünader (Pieris napi), Flügel weiß, unten grün geadert, Vorderspitze schwarz, in der Mitte und Unterspitze gelb, Raupe blaulichgrün, schwarz getüpfelt, auf Rettig, Kohl. Senf-Weißling (Pieris sinapis), die vorderen Flügel länglich, mit schwärzlichen Spitzen, unten grünlich, Raupe grün mit gelbem Seitenstreif, auf Senf u. A. In Allem zählt man auf mehr als 90 Arten. Sie stehen nach Linné unter Papiliones danai candidi. 2) So viel wie schwarzrückiger Fliegenfänger. 3) So viel wie Venusbrust (Schnecke). 4) So viel wie Wittling. 5) S. Natter.

Weißmetall, so viel wie Weißkupfer.

Weißmüller, so viel wie geschwätzige Grasmücke; s. Vögel.

Weißrenette, Apfel, hat oben einige Falten, anfangs strohgelb, an der Sonnenseite fein roth angelaufen, überall fein grau punktirt, Fleisch weiß, saftig, doch gewürzlos; reift im December.

Weißschwanz, 1) so viel wie Seeadler; 2) so viel wie Weißkopf (3); 3) so viel wie graurückiger Steinschmätzer; s. Vögel.

Weißstein (Granulit), aus weißem oder grauem, auch gelblich oder braun gefärbtem, dichtem oder fein-

körnigem Feldspath bestehende Felsart, in welcher zerstreute Körner von gemeinem Feldspath und edlem Granit liegen. Bei Waldheim und im sächsischen Erzgebirge.

Weißwischen, das verzinnte Blech mit Roggenkleien und dann mit Kreide abwischen.

Weißzeug, 1) Leinwand und weißes baumwollenes Zeug und daraus gefertigte Gegenstände; 2) klare Kiesausbrände, die an die Scheidewasserausbrenner verkauft werden.

Weisthümer (Demonstrationes jurium), 1) sonst die als Norm in ähnlichen Fällen dienenden Einigungen und Verabredungen ganzer Gemeinden; 2) Aussprüche und Entscheidungen der Schöffen, berühmte Rechtssprüche.

Weisung, s. Urtheil.

Weitaus, der weiteste Umfang der Reitbahn oder die Grenze aller Volten.

Weite Harmonie, ein harmonischer Satz, wo die Intervalle der drei Oberstimmen der Accorde, woraus derselbe besteht, nicht aus einer und derselben Octave genommen, sondern in verschiedene Octaven verlegt und aus ihrer gewöhnlichen Aufeinanderfolge genommen werden.

Weiter Darm, so viel wie Dickdarm.

Weiter Hammer, ein gekrümmter Hammer mittlerer Größe, mit glatter Bahn; mit demselben werden die Kanten am Boden eines Kessels und auch der Bauch desselben von innen gebildet.

Weiterung, unangenehme fernere Verfügungen oder Verhandlungen.

Weitfeld, ein zu einem Gute gehöriges, von diesem entfernt liegendes oder unter ein fremdes Gericht gehörendes Feld.

Weitsäulig, so viel wie fernsäulig.

Weitsichtig, 1) (presbyops) im Gegensatz von kurz-

sichtig nennt man denjenigen so, welcher Gegenstände in einer mehr als mittleren Entfernung vom Auge deutlich erkennt; dagegen ihm nahe liegende, zumal kleine Gegenstände, wie namentlich Buchstaben, undeutlich erscheinen. Um dieser Unvollkommenheit nachzuhelfen, müssen dergleichen Personen sich convexer Gläser als Brillen bedienen. Die Weitsichtigkeit oder Presbyopie ist Folge der geringeren Wölbung, welche die Augentheile haben, die die Brechung der Lichtstrahlen bewirken, und tritt in dem höheren Lebensalter, wo alle Theile den sogenannten Lebensturgor (die natürliche Anschwellung, die alle nach außen liegenden Weichgebilde des Körpers im Zustande der Gesundheit und Kräftigkeit, als Folge höherer Anregung aller Gefäß- und Nerventhätigkeit, besitzen) verlieren, von selbst ein. — 2) So viel wie langsichtig, s. Wechsel.

Weitspurig, von einem Wagen oder Karren, deren Geleise ungefähr 5 Fuß weit ist.

Weitung, 1) so viel wie Weite; 2) in Steinsalzbergwerken Gruben, in die Wasser geleitet wird, damit es das Salz auflöse und dann wie die Soole versotten werden kann.

Weizel, so viel wie Rothdrossel; s. Vögel.

Weizen (Waizen, Triticum). Es giebt verschiedene Arten dieses Gewächses, die man, so weit sie für die Landwirthschaft in Betracht kommen, in zwei Hauptabtheilungen theilt, nämlich Winter-Weizen und Sommer-Weizen, wozu man indeß noch als eine dritte Abtheilung den Wandel-Weizen fügen kann, welcher abwechselnd als Winter- und Sommerfrucht gesäet wird. Wir wollen nun nach dieser Eintheilungsart einige der vorzüglicheren Weizen-Arten anführen; ohne jedoch vorläufig in ein Detail ihrer Beschreibung einzugehen.

I. Winter-Weizen. Er ist die am meisten an-

gebaute Frucht. Er bestaudet sich am stärksten, verlangt eine längere Zeit zur Vollendung seiner Vegetation und giebt auch meistens einen höheren Ertrag an mehlreicheren und werthvolleren Körnern, die theurer bezahlt werden, als die des Sommer-Weizens. Es kommen hier vornehmlich in Betracht:

A. Der gemeine Weizen. Man unterscheidet hauptsächlich gelben, braunen oder rothen und weißen Weizen, in Absicht auf die Körner. Er ist der gemeinste und hat nach Beschaffenheit des Bodens und Klima's verschiedene Abarten, die sich in Stroh- und Körner-Ertrag, Menge und Güte des Mehls in den Körnern unterscheiden. Uebrigens ist zweifelhaft, ob alle Abarten, die man von ihm anführt, constant sind. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die meisten Arten des gemeinen Winter-Weizens so sehr ausgetragen sind, daß andere Arten in vielen Verhältnissen einen weit größeren Nutzertrag gewähren würden.

B. Englischer Winter-Weizen oder die Familie Triticum turgidum. Es sind hiervon hauptsächlich folgende Arten anzuführen:

1) Weißer glatter englischer Weizen (Triticum turgidum albrum glabrum), verlangt einen mehr feuchten Boden und giebt sowohl in Farbe als Güte vorzüglichen Samen.

2) Rother glatter englischer Weizen (Triticum turgidum rufum glabrum), hält bei starker Schneedecke, selbst in trocknen Wintern bei schneidender Luft und Frösten gut aus, und giebt einen ansehnlichen Ertrag an Körnern, wie an Stroh, welches letztere jedoch weniger stark und rohrig, als bei anderen Arten ist. Da er 9 Monate zu seiner Vegetation braucht, so dürfte er wohl nur für die südlicheren Gegenden passend sein.

3) Rother sammtartiger englischer Wei-

zen, auch Glocken-Weizen, dickähriger Weizen (Triticum turgidum rufum velutinum), bestockt sich sehr stark, treibt große Aehren mit vielen Körnern, verlangt aber einen sehr kräftigen Boden. Die meisten Samen sind röthlich, wie grauweiß angeflogen, doch viele auch von einer schönen gelben Farbe. In der Gelbreife gemäht, sind die Samen sehr mehlreich, bei vollständiger Reife aber hornig oder glasig. Da er sich wegen seiner großen Aehren leicht lagert, so wird empfohlen, ihn mit starkhalmigen Arten, besonders mit dem später anzuführenden weißen Wechsel-Weizen zusammen zu säen. Das Mehl wird von den Bäckern in England besonders geschätzt.

4) Blaulichgrauer sammtartiger engli. Weizen (Triticum turgidum subglaucum velutinum), ist gegen die Strenge des Winters nicht empfindlich, treibt dicke markige Halme, giebt einen ansehnlichen Strohertrag, hat große Samen und schüttet gut.

5) Blauer sammtartiger englischer Weizen (Triticum turgidum violaceum velutinum), hält sich gut in strengen, nassen und trocknen Wintern und giebt einen reichlichen Ertrag an Stroh, dessen Halme dick mit Mark ausgefüllt sind, woher er denn nicht leicht lagert und eine beträchtliche Menge Düngermaterial giebt. Die Aehren werden groß und enthalten große, gelblich-röthliche Samen, die in der Gelbreife gemäht mehlreich sind und ein kräftiges Mehl geben.

6) Schwarzer sammtartiger englischer Weizen (Triticum turgidum nigricans velutinum), wird um Weimar gebaut und scheint sich immer weiter zu verbreiten; ist hart und widersteht den Einflüssen des Winters, bestockt sich ungemein und verlangt daher eine dünne Saat. Das Stroh ist hoch, stark, markig; die Körper sind gelblich, mehlreich und

erreichen in einem kraftvollen Boden eine beträchtliche Größe. Wegen der starken und rauhen Grannen wird er von den Vögeln verschont, so wie überhaupt sein ganzes, gegen die Reife hin fast melancholisches Ansehen für Vögel und Wild nicht einladend ist.

II. Sommer-Weizen. Derselbe vollendet seine Vegetation in einem kürzeren Zeitraume, als der Winter-Weizen, und wird im Allgemeinen mehr in den südlichen, weniger in den nördlichen Ländern gebaut. Hierher gehört:

1) Die ganze Familie des Bart-Weizens, auch bartsamiger Weizen genannt (Triticum durum). Diese Weizenarten werden im Ganzen in Deutschland nicht häufig gebaut, und es ist noch wenig über ihren Werth oder Unwerth entschieden. Die trocknen Jahre sagen ihnen besonders zu, und obgleich dann die Körner glasig werden, bekommen sie doch eine gewünschte Eigenschaft. Sie verlangen einen mehr bindigen, gut zubereiteten und reichlich gedüngten Boden. Zwar kommen sie auch in geringeren Standörtern vor, doch werden ihre Aehren und Grannen da kleiner, besonders in Sommern, wo die letzteren dergestalt zusammenschrumpfen und so dickschälig werden, daß sie nur wenig Mehlstoff enthalten. Sie bedürfen zur Vollendung ihrer Vegetationsperiode noch nicht ganz drei Monate. Das Mehl, welches die Körner liefern, wird hauptsächlich zu den Macaroni verbraucht, doch werden auch aus ihnen sehr gute, leicht verdauliche Graupen und Gries gemacht, so wie man das Mehl in der Schweiz zu den feinsten Backwerken verwendet. Das Stroh ist bei mehreren Arten sehr lang, dick und rohrartig, bleibt jedoch selbst nach dem Dreschen sehr starr, ist scharf und trocken, und enthält daher nur wenig Nahrungstheile, woher es denn nur wenig zu Viehfutter taugt. Auch zur Dachbedeckung ist es nicht recht tauglich, weil es leicht

fault. Die langen rauhen Grannen halten sowohl Vögel als Wild ab, weshalb der Anbau dieser Arten des Weizens in Waldgegenden empfohlen wird.

2) Der polnische Weizen, auch unter dem Namen ägyptisches, wallachisches, astrachanisches Korn vorkommend, obschon mit diesen Benennungen auch manche Roggen-Arten belegt werden (Triticum polonicum). Es giebt mehrere Arten. Im Allgemeinen ist diese Weizen-Art in Deutschland noch wenig bekannt, woher es denn an zuverlässigen Nachrichten über sie fehlt. Sie scheint einen mehr bindigen, aber kräftigen und gedüngten Boden zu verlangen; kommt nur in trocknen Sommern zur Vollkommenheit, in nassen Sommern lagern die mastigen Stengel sehr leicht. Sie darf nur dünn gesäet werden. Die Vegetationsperiode dauert 4 bis 5 Monate. Die Samen werden meist weißgelblich und geben ein Mehl von gleicher Farbe; der daraus bereitete Teig wird zwar kurz, wie der von Gerstenmehl, doch wird das daraus gefertigte Backwerk sehr wohlschmeckend.

3) Gemeiner Sommer-Weizen. Man findet hiervon hauptsächlich zwei Arten, nämlich gelben und braunen, doch ist der erstere häufiger. Er lohnt den Anbau nur da, wo der Boden dem Winter-Weizen nicht zusagt, er also besser bezahlt wird. Je nachdem er in besserem oder geringeren Boden gebaut wird, ist er mehr oder weniger vollkommen, oft aber von so geringer Beschaffenheit, daß nur der Mangel anderes Weizens seinen Anbau zu rechtfertigen vermäg. Ueberdies ist er häufig dem Mißrathen unterworfen, obschon er bei günstiger Witterung einen nicht unbeträchtlichen Ertrag abgiebt. Das Stroh ist ein gutes Futter.

4) Weißer glatter Wunder-Weizen (Triticum compositum album glabrum). Er vollendet seine Vegetationsperiode in 4 bis 4½ Monaten.

Die Aehre ist vielstielig und ästig und giebt einen reichlichen Ertrag von blaßgelben und sehr mehlreichen Samen, die zwar ein kurzes Mehl geben, welches aber wegen seiner Feinheit und Weiße zu Backwerk besonders geschätzt wird. Er ist zwar wohlfeiler, als der Winter-Weizen, aber sein reichlicherer Ertrag an Körnern bringt oft einen höheren Geldgewinn. Das Stroh ist ein gutes Futter und der Ertrag desselben oft sehr reichlich. Nur in nassen Sommern leidet er und giebt schlechtes Mehl enthaltende Körner, weil seine von der Feuchtigkeit zu schwer gewordenen Aehren das Lagern veranlassen.

5) Rother glatter Wunder-Weizen, auch glatter vielähriger Weizen (Triticum turgidum compositum rufum glabrum), ist weniger schnellwüchsig als der vorher angeführte, erzeugt aber in den dickästigen Aehren eine bedeutende Anzahl großer, voller, gelber Samen, die ein gutes Mehl geben. Wegen seiner geringeren Schnellwüchsigkeit paßt er mehr für wärmere als kältere Gegenden.

III. Weißer sammtartiger englischer Weizen, auch Wechsel- oder Wandel-Weizen genannt (**Triticum turgidum album velutinum**). Er kann abwechselnd über Sommer und Winter gesäet werden, ja er soll bei einem regelmäßigen Wechsel dieser Art um so vollständiger werden. Er verträgt die mit Nässe und Frost wechselnde und selbst die strengste Witterung des Winters, weshalb er auch in rauherem Klima gesäet werden kann. Er treibt steife, rohrartige Halme, widersteht deshalb unter allen Arten des Weizens mit am meisten dem Lagern, und liefert einen ansehnlichen Ertrag von guten, mehlreichen Körnern. Das von diesen gewonnene Mehl wird in England von den Bäckern besonders geschätzt. Er wird in mehreren Gegenden des nördlichen Deutschlands gebaut, und man ist mit ihm sehr wohl zu-

frieden, weil andere Arten des Weizens nicht denselben Ertrag geben wollten.

Unfehlbar ist der Weizen südlichen Ursprunges und nur nach und nach an ein rauheres Klima gewöhnt worden, weshalb er auch in nördlichen Gegenden, wo der Roggen noch recht gut fortkommt, nicht gedeiht. Doch hat hieran auch der Boden einen sehr wesentlichen Antheil, weil man in nördlicheren Gegenden in Bodenarten vorzüglicheren Weizen findet, als er in weit südlicheren und wärmeren erzeugt werden kann, selbst wenn der in jenen erzeugte Same verwendet wird. — Der Weizen enthält unter allen Getreide-Arten die meisten Nahrungsstoffe. Tausend Theile des Winter-Weizens enthalten: Stärkemehl 0,605, Kleber- und Pflanzeneiweiß 0,125, süßlich-schleimige Materie 0,050, Hülsen 0,125, Feuchtigkeit 0,095 Theile. Uebrigens ist der Weizen in Beziehung auf seine Bestandtheile weit verschiedenartiger, als eine andere Frucht, weil es hier vorzüglich auf Boden, Klima und Art ankommt. Das Stroh der meisten in Deutschland gebauten Arten des Weizens giebt ein gutes Futter, doch taugt es weniger zu verschiedenem andern Behuf, als das Roggenstroh, weil es weicher und weniger zähe ist, auch der Fäulniß nicht so lange widersteht, obschon es in Gegenden, wo der Weizen die Hauptwinterfrucht ist, auch zur Dachbedeckung, selbst zu Strohbändern gebraucht wird.

Da der Weizen im Allgemeinen in Winter- und Sommerfrucht eingetheilt wird, so theilt sich auch seine Kultur in zwei Hauptabtheilungen, nämlich in die des Winter- und die des Sommer-Weizens.

I. Winter-Weizen. Obschon die verschiedenen Arten des Winter-Weizens, wie in Vorstehendem angeführt worden ist, gegen die Einflüsse der Witterung des Winters mehr oder weniger abgehärtet worden sind, die Durchwinterung aber den entschiedensten Ein-

fluß auf das Gerathen hat, und obschon nach der Verschiedenheit der Eingewöhnung die eine Art mit einem geringern Boden als die andere vorlieb nimmt, auch die eine ein anderes Klima zu ihrem Gedeihen verlangt, während die andere auch in einem rauheren fortkommt, so kommen doch im Allgemeinen alle Arten in der Kultur überein, so daß sie füglich als ein Ganzes in dieser Beziehung zusammengefaßt werden können.

Klima und Boden. Der Weizen reift mindestens 14 Tage später als der Winterrogen, und es muß daher das Klima um so viel wärmer sein, daß der Weizen nicht allein Zeit hat, sich gehörig auszubilden, sondern daß auch die darauf folgende Frucht nicht zu spät bestellt wird. Uebrigens muß auch das Klima warm genug sein, weil nur bei erforderlicher Wärme der Weizen eine gehörige Vollkommenheit erlangt. In rauhe Gebirgsgegenden, Sumpfgegenden, wo späte Fröste häufig sind, die Einwirkung der Sonne durch häufige Ausdünstungen und Wolkenzüge gehindert wird, paßt der Anbau des Weizens nicht, wenn auch die Vegetationsperiode lange genug dauert, daß er sich ausbilden könnte, weil er in der Qualität zu gering wird, auch zu häufig dem Mißrathen unterworfen ist. Wo übrigens ihm das Klima wohl zusagen würde, aber die Gefahr vorhanden ist, daß er nicht alle Jahre zur Reife gelangen würde, da wählt man zum Anbau lieber Sommer-Weizen. Die Grenzen des Weizenbaues sind übrigens in Absicht auf Klima in jeder Gegend so ziemlich bestimmt, und sind über diese Grenzen hinaus auch einzelne Versuche einige Zeit geglückt, so sind sie doch am Ende aufgegeben worden. Ein zunehmender allgemeiner Kulturzustand in einer Gegend kann allerdings hierin allmälig Veränderungen hervorbringen. Der Weizen verlangt einen bindigeren, feuchteren und kräftigeren

Boden, als der Roggen, auch muß derselbe von Säuren durchaus frei sein und kein stockendes Wasser haben. In trocknem, losem Boden, wenn derselbe auch Kraft hat, versagt der Weizen, so wie auch in einem trocken gelegten, übrigens säurefreien, aber sehr lockern Moorboden. Er leidet dann ganz besonders bei der Durchwinterung, und die durchgewinterten Pflanzen bestocken sich weniger, bleiben kleiner und liefern unvollständigere Körner. Auch muß der Boden für den Weizen tiefgründiger sein, als für den Roggen, weil seine Wurzeln tiefer eindringen. Wenn nun nach der allgemeinen Klassification man unter Boden für Weizen einen solchen versteht, welcher mehr streng thonig und lehmig ist, wo Roggen und Sommergerste nicht gut fortkommen, so geräth zwar der Weizen in einem solchen Boden allerdings um so besser, wenn er kräftig genug ist, doch kommt nichtsdestoweniger der Weizen auch in einem milderen Boden recht gut fort, wo Roggen und Sommergerste ein gutes Gedeihen finden. Man findet dergleichen Bodenarten, die auch ohne Schwierigkeit sich bearbeiten lassen, wo der Weizen eben so gut geräth, als der Roggen, und wo der Unterschied beim Anbau leider nur darin liegt, daß man den Weizen in frische Düngung bringt, den Roggen aber ohne eine solche baut, weil er sonst zu leicht lagern würde; aber sie sind selten. Gewöhnlich steht der in einem lockern Boden gebaute Weizen dem in einem bindigen, kraftvollen erzeugten in Beziehung auf Qualität nach, der Roggen würde einen weit höhern Ertrag geben, doch der beträchtlich höhere Preis des Weizens macht es landwirthschaftlich räthlich, diesen zu bauen, und hauptsächlich findet dies da statt, wo die Wirthschaft in einem guten Düngerverhältniß steht, so daß zum Weizen stark genug gedüngt werden kann, und wo in der Gegend viel Gebäck von Weizenmehl consumirt wird. Wo aber Roggenbrod das

gewöhnliche Brod ist, der Weizen nur zum auswärtigen Handel gebaut wird, und der Absatz nicht durch Wasser- oder Eisenbahnverbindungen leicht und wohlfeil ist, da wird es auf sehr genaue Prüfung der Verhältnisse ankommen, ob der Roggenbau nicht vortheilhafter sei. Man findet aber auch den Anbau des Weizens in loserem Boden, wo er, selbst in Berücksichtigung des höheren Preises, die vermehrten Kulturkosten, besonders den größeren Aufwand von Dünger, im Vergleich gegen den Roggen nicht deckt; nicht zu gedenken, daß der Ertrag des Weizens an Stroh geringer ist, er auch häufig durch den Brand gefährdet ist. Man nimmt die Grenze zwischen Roggen- und Weizenboden ungefähr so an, daß der Boden, welcher über 55 pCt. Sand hat, nicht mehr so geeignet für den Weizen, als für den Roggen ist. Es kommt indessen bei solchem Boden auf seine Lage und auf andere Umstände an, besonders, daß er sich gehörig feucht hält und bei Trockenheit nicht lose wird, sondern noch immer einen gewissen Schluß behält. Hat er eine feuchte Lage, so kann er bei 60 und 65 pCt. Sand noch sicherer für Weizen, als für Roggen sein. Besteht der Boden aus feinen Bestandtheilen, vermöge deren er sich fester zusammensetzt, enthält er Feuchtigkeit genug und ist auch das Klima erforderlich feucht, so findet der Weizen nicht selten ein eben so gutes Gedeihen, wie in einem thonigeren Boden, und verhältnißmäßig ein besseres, als der Roggen. In England, aber auch in anderen Gegenden, wo das Klima mehr feucht ist, wird der Weizen mit Vortheil in Boden gebaut, den man in anderen Gegenden selbst für die Sommergerste zu lose halten würde. Je trockner und windiger das Klima an und für sich, und je weniger feucht die Lage ist, desto gebundener muß der Boden sein, wenn man mit Erfolg Weizen bauen will. Durch die Art der Zurichtung, besonders durch die

häufigere Anwendung schwerer Walzen, kann man zwar den Boden geeigneter für den Weizen machen, doch bleibt sein Ertrag immer ungewisser, und die Körner werden von geringerer Qualität. Man hat zwar Arten von Weizen, die durch langjährige Ansaat an einen trockneren Boden und ein trockneres Klima gewöhnt sind, sie haben aber meistens eine geringere Qualität, und können auf den Märkten mit anderen keine Concurrenz halten. Obschon nun aber der Weizen einen mehr feuchten Boden liebt, so ist ihm doch zu starke Nässe eben so, wie stehendes Wasser nachtheilig, wenn auch minder als dem Roggen, weil er der Gefahr des Auswinterns ausgesetzt ist. Es ist in dieser Beziehung jedoch eine Art empfindlicher als die andere, und man hat in den Maschgegenden Weizen, der einen so großen Grad von Nässe verträgt, daß dabei andere Arten unfehlbar auswintern würden. Ganz vorzüglich ist dem Weizen derjenige Boden zusagend, der bei einer geringern Zumischung von Sand bis 15 pCt. Kalk enthält. Ein solcher Boden wird bei geringer Zurichtung mürbe und zerfallend, ohne jedoch seine Gebundenheit zu verlieren, und er wird gegen alle Entstehung der dem Weizen so nachtheiligen Säure geschützt. Nächst allen diesen angeführten Eigenschaften muß aber der Boden vornehmlich so humusreich oder besonders kräftig durch wiederholte Düngung sein, wenn der Weizen gedeihen soll. In einem magern Boden kann man noch so stark düngen und den Dünger durch eine erforderliche Brachbearbeitung mit dem Boden mischen, man wird doch nur eine geringe, in keinem Verhältnisse zum Mistaufwande stehende Ernte erzielen. Man nimmt daher mit Recht an, daß ein Boden, wenn er auch sonst nach seinen Mischungsverhältnissen für den Weizen geeignet wäre, der nur vier Korn Ertrag vom Roggen giebt, zum Anbau des Weizens nicht geeignet

ist, selbst bei reichlicher Düngung, und daß man unter allen Umständen in einem solchen in Berücksichtigung der gesammten Wirthschaftsverhältnisse vom Roggenbau stets mehr Vortheil haben werde. Nach der Erfahrung, daß gemischte Saaten unter einander oft besser gedeihen, als wenn sie für sich gesäet werden, hat man Weizen und Winter-Roggen zugleich ausgesäet, und die Erfahrung hat gezeigt, daß dieses Gemenge einen höheren Körnerertrag gegeben hat, als wenn eine dieser Saaten für sich allein gemacht worden wäre. Ganz besonders hat der Weizen bei dieser Gemengesaat eine Vollkommenheit in einem ihm so nicht entsprechenden Boden erlangt, wie sie durch andere Kulturmittel nicht zu erreichen war, wenn er für sich allein gesäet wurde. Im südlichern Deutschland hat sich diese Gemengesaat vortheilhafter gezeigt, als im nördlichern, weil hier öfter der Umstand eintritt, daß der Weizen oft im Frühjahre sehr spät zu treiben anfängt, und der Roggen einen solchen Vorsprung erlangt, daß er bereits zur Reife gelangt, während der Weizen noch grün ist. Doch kann man auch hier in der Mehrzahl auf einen günstigen Erfolg rechnen, wenn man eine späte Roggenart und eine frühere Art des Weizens wählt; denn dem Weizen ist es in Absicht auf die Güte der Körner zu Mehl zuträglich, vor vollendeter Reife gemähet zu werden. Wo der Weizen hoch im Preise steht, ist immer eine solche Gemengesaat nicht unempfehlenswerth, weil man dabei, da der Weizen nur dünn unter den Roggen gemischt werden darf, nur den Samen riskirt, den Betrag dafür aber doch auch wenigstens zum Theil durch einen um so stärkern Strohertrag, als wenn der Roggen für sich allein gestanden hätte, erstattet erhält. Es giebt daher, ungeachtet der Erfolg der Gemengesaat im nördlichen Deutschland in Beziehung auf den Ertrag des Weizens nicht immer sicher ist, dennoch Ge-

genden, wo im Roggen der zum Haushalt erforderliche Weizen, ja selbst noch etwas zum Verkauf gebaut wird.

Düngung. Da der Weizen die edelste Getreidefrucht ist, so ist auch allgemein der Grundsatz vorherrschend, die Kraft des frischen Mistes ihm vorzugsweise zuzuwenden, theils um sein Gedeihen zu befördern, theils um einen um so höhern Ertrag zu erzielen. Allerdings muß das Gerathen des Weizens durch Düngung unterstützt werden, wenn der Boden an und für sich nicht sehr humusreich und durch wiederholte stete Düngung kräftig ist, doch kommt in einem sehr humusreichen und besonders kräftigen Boden der Weizen auch ohne frische Düngnng gut fort, ja man kann sogar durch diese mehr schaden als nützen, indem sich der Weizen lagert oder durch Krankheiten leidet. In einem solchen Boden ist es angemessener, die Geile des frischen Mistes für andere Gewächse zu benutzen, welche sie vertragen. Die Stärke der Düngung zum Weizen muß in einem bestimmten Verhältnisse zum Reichthum des Bodens und dessen Bindigkeit stehen. Man nimmt gewöhnlich an, daß die Düngung zum Weizen um $\frac{1}{4}$ stärker sein müsse, als zum Roggen. Frischer, noch nicht zergangener Mist ist dem Weizen nicht zuträglich, und wenn man kurz vor der Saat düngt, so ist es angemessen, nur gehörig zergangenen Mist zu wählen. Es kommt aber auch darauf an, daß der Mist gehörig mit dem Boden gemengt sei, besonders wenn er bindiger ist, und man muß ihn daher mit der ersten Bearbeitungsfurche unterbringen. In Schafmist, Schafpferch und Pferdemist werden die Körner feinhülsiger und geben ein zum Backen geeigneteres Mehl, wohingegen dergleichen Körner zur Stärkebereitung und zum Bierbrauen weniger tauglich sind, wegen des zu großen Uebergewichts von Kleber. Die grüne Düngung, als: grün untergepflügter

Klee, Buchweizen u. s. w., eine dichte Rasennarbe, ist, wenn sie mit der Düngung zugleich untergepflügt werden, dem Weizen sehr vortheilhaft, so wie auch die Kalk-, Mergel- und Aschendüngung. Ganz besonders vortheilhaft zeigt sich die Kalkdüngung, wenn der Klee, auf welchen Weizen folgt, damit gedüngt war. Der Klee wächst um so besser, der Boden wird durch den Kalk und die dichtere Beschattung des Klees um so lockerer, und der untergepflügte Klee zersetzt sich in Folge der im Boden enthaltenen Kalktheile um so schneller.

Platz im Feldbau und Fruchtfolge. Der Weizen wird fast unter allen Getreidefrüchten in den verschiedensten Bodenarten gebaut, und hiernach kommt er denn auch in den verschiedensten Fruchtfolgen vor, je nachdem der Boden für eine größere oder geringere Anzahl von Früchten geeignet ist. Unter allen Umständen ist es aber Grundsatz, oder muß es sein, dem Weizen einen Platz anzuweisen, wo sein Gerathen unter allen Umständen am sichersten vorauszusetzen ist, weil der Rückschlag in der Ernte des Weizens einen zu großen Ausfall in der Einnahme verursacht, und weil der Weizen beträchtliche Kulturkosten erheischt. Man wird daher sehr häufig finden, daß sich die ganze Wirthschaftseinrichtung hauptsächlich darum dreht, das nöthige Futter zu erbauen und dem Weizen einen angemessenen Platz anzuweisen. In einem sehr strengen Thonboden wird der Weizen gewöhnlich in der Brache gebaut, weil nur diese die erforderliche Zeit zur Zurichtung des Boden zuläßt. Weizen, Hafer und Brache bilden die ganze Abwechselung des Fruchtbaues. Es ist in diesem Falle gewöhnlich ein so bedeutendes Verhältniß von Wiesen und Hutungen vorhanden, daß stets zum Weizen frisch gedüngt werden kann. Man hat aber dergleichen sehr bindige Bodenarten, die so reich sind, daß der Weizen, wenn zu ihm

frisch gedüngt wird, lagert, und hier zwingt denn die Nothwendigkeit, auch auf den Anbau anderer Früchte Bedacht zu nehmen, welche die Geile des frischen Mistes vertragen. Zu diesen Früchten gehören nun in dergleichen Boden die Wintergerste und die Feldbohne, Vicia faba. Beide vertragen nicht nur einen sehr bindigen Boden, sondern auch die Geile des frischen Mistes sehr gut. Man baut die Bohnen entweder anstatt der Brache, düngt stark zu ihnen, bringt sie in Reihen und behandelt sie sorgfältig mit Gespannwerkzeugen, oder man baut sie nach der Brachbearbeitung, und läßt in beiden Fällen auf sie Weizen folgen. Die Fruchtfolge ist dann: Bohnen, Weizen, Hafer, oder: Brache, Bohnen, Weizen, Hafer. In diesem Falle ist aber die Saat des Weizens nicht selten gefährdet, wenn sich in nassen Jahren die Bohnenernte so lange hinaus verschiebt, daß es für die Saat des Weizens zu spät wird. Man baut daher auch wohl, was aber allerdings eine sehr reichliche Düngung und einen sehr reichen Boden voraussetzt, nach den Bohnen Hafer, dem eine Brachbearbeitung folgt, und dann Weizen. Der Hafer beeinträchtigt den Weizen nicht sehr, besonders, wenn nach ihm eine Brachbearbeitung erfolgt, vielmehr wird der nach Bohnen folgende Hafer einen um so größeren Ertrag geben. Wird Wintergerste als Vorfrucht des Weizens gewählt, so folgt sie nach der Brachbearbeitung, welche ihr um so nöthiger ist, da sie eine zeitige Saat im Herbste verlangt. Sie räumt das Feld zeitig genug, um hinlängliche Zeit zur Vorbereitung des Bodens zu Weizen zu gestatten. Dergleichen Bodenarten, wo kein anderer Fruchtwechsel stattfinden kann, sind übrigens selten, aber doch vorhanden. Meistens ist der Boden, wo hauptsächlich Weizen gebaut wird, auch ein solcher, in welchem noch andere Früchte Gedeihen finden. Zwar ist es auch hier sehr häufig gebräuchlich,

den Weizen in der Brache zu bauen, jedoch nicht immer von dem unbedingtesten Nutzen in Beziehung auf den Zusammenhang der gesammten Wirthschaftsverhältnisse. Gewöhnlich ist zwar der gedüngte Brach-Weizen in Stroh stärker, lagert nicht so leicht und liefert mehlreichere Körner; dessenungeachtet kann es aber räthlich sein, dem Weizen nicht die Brache anzuweisen, sondern ihn nach einer andern Frucht folgen zu lassen. Man hat mehrere Vorgänger des Weizens, welche ihn gar nicht beeinträchtigen, ja nach denen er sogar besser geräth, als wenn er in gedüngte Brache gesäet wird, wie manche Wechselwirthschaften hiervon den Beweis geben. Ist der Boden zum Rapsbau geeignet, so ist dieser eine der vorzüglichsten Vorfrüchte. Der Raps verträgt die Geile des frischen Mistes, entzieht dem Boden nicht viel, ersetzt vielmehr das Entnommene durch abfallende Blätter und Wurzeln, die bald in Fäulniß übergehen und dem Weizen eine willkommene Nahrung geben, hinterläßt den Boden locker und räumt das Feld so zeitig, daß, wenn es erforderlich sein sollte, noch immer hinlängliche Zeit übrig bleibt, den Boden bestens zum Weizen vorzubereiten. Es fehlt nicht an Behauptungen, daß der nach Raps folgende Weizen nicht nur besser gerathe, als gedüngter Brach-Weizen, weil er weniger leicht lagere, sondern daß auch die Körner eben so schwer und mehlreich sind. Eine von vielen Seiten bestästätigte Behauptung ist die, daß der nach Raps folgende Weizen im Durchschnitte der Jahre dem Brande weniger unterworfen ist, als der in gedüngter Brache gebaute Weizen. Ein wesentlicher und vortheilhafter Umstand beim Bau des Weizens nach Raps ist ferner der, daß beide Früchte eine Brachbearbeitung erheischen, die Kosten derselben also, wenn der Weizen nach Raps gesäet wird, sehr vermindert werden. Wo die Wirthschaftsverhältnisse den Rapsbau erlauben, ist die

Verbindung beider Gewächse sehr rathsam. Da derjenige Boden, welcher dem Rübsamenbau zuträglich ist, auch dem Weizen zusagt, so gilt von diesem dasselbe, was vom Raps gesagt worden ist; doch wird nach ihm der Weizen nicht so vorzüglich, als nach Raps, weil er keine so starke Düngung verträgt, und ihm überhaupt nur der lockerere Boden zuträglich ist, welcher an und für sich dem Weizen minder zusagt. Der Klee gehört unter die vorzüglichsten Vorfrüchte des Weizens, dieser wird stets mit dem besten Erfolge nach ihm gebaut, und um Weizen auf ihm minder zusagenden Boden zu erzielen, giebt es keine sicherere Methode als die, ihn auf die erste Furche des umgebrochenen Klees zu säen. Er übertrifft nicht selten den in reiner Brache gesäeten, und nach vielseitigen Behauptungen soll er weniger dem Brande unterworfen sein. Es ist aber hierbei die unumgängliche Bedingung erforderlich, daß der Klee gehörig dicht geschlossen gestanden hat, daß der zweite Schnitt in gehöriger Zeit erfolgt sei, so daß er vor dem Umpflügen noch 8 bis 10 Zoll heranwächst. Manche pflegen zwar diesen Klee noch vorher abzuweiden, es ist dies aber nach allen Erfahrungen weniger gut, als wenn der Klee unabgeweidet umgebrochen wird. Man läßt übrigens den Weizen hauptsächlich nur nach einjährigem Klee folgen, weil der zweijährige selten geschlossen genug steht, und der Boden auch so erhärtet ist, daß eine Furche für den Weizen nicht genügen würde, er aber auch bei einer mehrfurchigen Bestellung nicht so gut geräth, als wenn der Klee einjährig war. Will man einen zum Bau des Weizens weniger geeigneten Boden wesentlich verbessern und des Gedeihens des Weizens um so gewisser sein, so düngt man nach dem zweiten Kleeschnitt mit gehörig zergangenem Mist, verbreitet diesen so gut als möglich, läßt den Klee durch ihn durchwachsen und pflügt dann das Land um.

Erfolgt nach einer solchen Düngung ein mäßiger Regen, so wächst der Klee um so üppiger auf, und der Boden erhält eine um so größere Menge dem Weizen zusagender vegetabischer Düngung. Sehr kommt es übrigens darauf an, nach welcher Frucht der Klee gesäet worden war. War sein Vorgänger Gerste, so ist dies dem Weizen weniger zuträglich, als wenn er nach Hafer oder Winter-Roggen gefolgt ist. Ganz besonders ist der Klee dann eine günstige Vorfrucht des Weizens, wenn er im Frühjahre mit Kalk gedüngt oder wenn er mit Gips oder Düngesalz überstreut worden war. Die Luzerne ist keine unmittelbar günstige Vorfrucht für den Weizen. Der Boden ist nach ihr mehr oder weniger verwildert, und die alten Stöcke sind selbst durch eine Brachbearbeitung nicht zu vertilgen, beinträchtigen mithin den Weizen, weil sie im nächsten Frühjahre zeitiger treiben, als dieser, und ihn unterdrücken. Die Hülsenfrüchte können zwar, wenn sie in einem kräftigen Boden in frische Düngung gesäet worden sind, auch als Vorfrüchte des Weizens dienen, doch ist es eine Bedingung, daß sie in gut zubereitetes Land gesäet waren, und daß sie zeitig zur Aberntung gelangen, damit noch erforderliche Zeit zur Vorbereitung des Bodens bleibt. Aber auch unter diesen Bedingungen hat man wahrgenommen, daß der Weizen nach Hülsenfrüchten, besonders nach Erbsen und Wicken, im Stroh kürzer bleibt und einen geringern Körnerertrag giebt. Die behackten Früchte, als Kraut, Kohlrüben und Kartoffeln, halten Einige für gute Vorfrüchte des Weizens, Andere wollen von einer solchen Fruchtfolge nichts wissen. Was die Kohlrüben und das Kraut anlangt, die in etnem feuchteren und bindigeren Boden, welcher dem Weizen mehr zusagend ist, gebaut werden, so kann dies allerdings dann der Fall sein, wenn sie zeitig zur Ernte gelangen, indem sie den Boden locker genug hinterlassen,

der Weizen eine spätere Saat verträgt, auch zu ihnen reichlich gedüngt wird; doch erfolgt die Ausbildung und Ernte dieser Früchte oft so spät im Herbst, daß die Saat des Weizens zu spät erfolgen würde, wenn man nicht an dem Ertrage dieser Früchte einbüßen wollte. Nach Kartoffeln kann der Weizen nur dann folgen, wenn diese in einem ihm zusagenden Boden gebaut werden und zu ihnen reichlich gedüngt war; aber auch in diesem Falle läßt man wenigstens in dem größten Theile des nördlichen Deutschland nur ungern den Weizen nach ihnen folgen (obschon er nicht selten besser geräth, als der Roggen), weil der Boden zu locker ist und der Weizen deshalb bei der Durchwinterung, besonders bei ungünstiger Frühjahrswitterung, leidet, selbst wenn die Walze gehörig angewendet wird. Nur in einem mehr feuchten Klima, wo die Einwinterung später erfolgt, der Boden sich vor Winter genugsam setzen kann, auch nicht scharfe Frühjahrswinde den Boden aufreißen, kann das Folgen des Weizens nach Kartoffeln rathsam sein, doch giebt es gewöhnlich immer ein kürzeres Stroh und weniger Körner, und es bleibt daher immer angemessener, eine andere Fruchtfolge zu wählen. Wo Tabak und Hanf gebaut werden, kann nach ihnen der Weizen mit Vortheil folgen, in so fern ihnen der Boden zusagt, was wenigstens beim Tabak nicht immer der Fall ist. Bei der Schlag- und Koppelwirthschaft baut man zwar gern den Weizen nach mehrjähriger Dreische, auf welche gewöhnlich eine Brachbearbeitung erfolgt, und er geräth dann auch recht gut, doch verdient immer Erwägung, ob nicht in Betracht der gesammten Wirthschaftsverhältnisse eine bessere Fruchtfolge zu wählen sei. Es würde allerdings in Beziehung auf die Fruchtfolge, welche beim Anbau des Weizens zu beobachten ist, noch Mancherlei anzuführen sein, besonders wenn man denselben in einem minder geeigneten Boden er-

bauen und einen angemessenen Ertrag erzielen will, es lassen sich aber hier so viele Combinationen denken, als Oertlichkeiten und Bodenmischungen vorhanden sind, und immer kommt es darauf an, wie sich der reine Geldgewinn in Berücksichtigung aller wirthschaftlichen Verhältnisse gestaltet, so daß es der Umsicht jedes denkenden Landwirths überlassen bleiben muß, das für ihn Geeignete zu wählen.

Bearbeitung des Bodens. Es ist im Allgemeinen anzunehmen, daß der Weizen einen wiederholt bearbeiteten und der Imprägnation der Luft gehörig ausgesetzten Boden verlangt, nur muß der sich leicht schließende Boden nicht zu sehr gepulvert werden, weil er dann zu sehr zusammenschlämmt und sich zu fest schließt. Man kann daher nach Maßgabe der Beschaffenheit des Bodens dem Weizen durch zu viele Bearbeitung mehr schaden als nützen. Wie viel Bearbeitung und in welcher Art sie zum Weizen erforderlich ist, dies richtet sich eben sowohl nach der Verschiedenheit des Bodens, als nach der Fruchtfolge, in welcher er gebaut wird. Es mag nun der Boden zum Weizen unmittelbar zugerichtet werden, oder die Zurichtung durch eine Vorfrucht erfolgen, nach welcher der Weizen ohne weitere besondere Bearbeitung folgt (es ist in diesem Falle immer bei der Zubereitung der dem Weizen vorangehengen Frucht auf ihn Rücksicht zu nehmen), so kommt es immer hauptsächlich darauf an, daß der Boden möglichst tief gelockert sei, weil die Wurzeln des Weizens tief eindringen, ein tief bearbeiteter Boden aber seine Feuchtigkeit um so besser erhält. Hiernächst ist aber auch Vertilgung des Unkrautes erforderlich, denn dieses beeinträchtigt den Weizen im Frühjahre, da es weit zeitiger als er treibt, oft dergestalt, daß sich nur wenige Pflanzen desselben durcharbeiten können. Es sei nun in der Kürze der Zubereitung des Bodens unter den hauptsächlichsten

verschiedenartigen Verhältnissen, unter denen der Weizen gebaut wird, gedacht. Wird dem Weizen eine Brachbearbeitung zu Theil, so bestellt man den mehr lockern Boden gewöhnlich mit drei Furchen, und läßt nur in dem Falle, wenn viel Wurzelunkraut vorhanden ist, eine vierte Bestellungsfurche folgen. Der bindige Boden muß mit vier Furchen bestellt werden, und ist er sehr streng, so läßt man auch wohl noch eine fünfte Furche folgen, und wird dennoch die gehörige Zerkleinerung der Klöße noch nicht bewerkstelligt haben, man muß vielmehr zum Zerklopfen derselben seine Zuflucht nehmen, was eine sehr beträchtliche Vermehrung der Arbeitskosten zur Folge hat. Bei einem derartigen Boden, in welchem gewöhnlich ein so geringer Graswuchs stattfindet, daß auf eine Benutzung desselben zu Weide nicht zu rechnen ist, bleibt es anrathen, die erste Furche im Herbste zu geben und das Land in rauher Furche liegen zu lassen, wo es durch den Frost mürber gemacht wird, als durch die wiederholte sorgfältigste Bearbeitung, und man dadurch beträchtlich an Arbeitskosten erspart. Ist ein solcher Boden nur einigermaßen zu Raps, oder zur Kultur in Reihen gesäeter Früchte geeignet, so verabsäume man deren Anbau durchaus nicht, man wird dabei noch immer mehr Vortheil haben, als wenn man das Land brach liegen und erhärten läßt. Eine angemessene Wechselwirthschaft wird hier unter allen Umständen die angemessenste sein, und je mehr ein solcher Boden durch anderweitige Verhältnisse Zuschuß an Dünger erhält, um so mehr wird man sich auf den Anbau nur verkäuflicher Früchte beschränken müssen. Nach Bohnen bedarf der Boden zum Weizen nur einer einmaligen Bearbeitung, vorausgesetzt, daß sie in Reihen gesäet und gehörig mit geeigneten Gespannwerkzeugen bearbeitet waren. Nur ein völliges Mißrathen der Bohnen kann eine mehrfurchige Bearbei-

tung erheischen. Nach Wintergerste ist zwar der Boden, da ihm eine Brachbearbeitung zu Theil geworden, gewöhnlich locker genug, und wird nur einer Bearbeitungsfurche bedürfen; da aber die Ernte der Wintergerste oft sehr zeitig erfolgt, und der Boden, soll er sich nicht bald fest schließen, unmittelbar nach deren Aberntung umgepflügt werden muß, so würde er sich bis zur Zeit der Saat des Weizens zu sehr schließen. Es ist aber zu rathen, die Gerstenstoppeln unmittelbar nach dem Abbringen der Früchte flach umzubrechen, und später die Saatfurche zur vollkommenen Tiefe zu geben; ja in vielen Fällen ist selbst eine dreifurchige Bestellung nicht überflüssig, namentlich, wenn die Gerste sehr dünn gestanden hat. Der Raps gelangt noch zeitiger zur Ernte, als die Wintergerste, es bleibt daher ein noch längerer Zwischenraum zwischen Ernte und Saat des Weizens. Um nun die eigenthümliche Lockerheit des Bodens nach Raps für den Weizen gehörig zu benutzen, so ist zu rathen, das Land unmittelbar nach dessen Aberntung flach umzubrechen und später zur gehörigen Tiefe zur Saat zu pflügen. Nach Rübsamen ist der Boden häufig sehr locker, und da er für den Weizen bei einer zweifurchigen Bestellung zu locker werden dürfte, die aber unumgänglich ist, wenn das Land nicht verwildern soll, so pflügt man das Land unmittelbar nach der Ernte flach um, eggt und walzt es und läßt es so bis zur Zeit der Saatfurche liegen. Ist auch dann der Boden noch sehr locker, so ist es gerathen, die Saat des Weizens unterzupflügen. Die Hülsenfrüchte hinterlassen zwar, wenn sie gehörig dicht gestanden haben, einen mürben Boden, und werden die Stoppeln unmittelbar nach der Ernte umgebrochen, so kann, wenn zwischen dem Umbruch und der Saat des Weizens kein zu langer Zwischenraum stattfindet, eine Furche genügen, ist aber der Boden bindiger, so ist auch eine zweite

Furche nöthig. Die Zubereitung des Bodens nach Klee richtet sich, obschon es in vielen Verhältnissen als Norm gelten kann, den Weizen nur auf eine Furche zu säen, hauptsächlich nach dem Stande desselben. Wo die einfurchige Bestellung bei einem dichten Stande des Klees zulässig ist, muß vornehmlich auf ein möglichst sorgfältiges Pflügen, so daß die nicht zu breiten Furchen gehörig umgelegt sind, Bedacht genommen werden. Ist aber der Stand des Klees nicht dicht genug gewesen, so ist eine dreifurchige Bestellung unerläßlich. Obgleich im südlichen wie im nördlichen Dentschland die Erfahrungen der meisten Landwirthe darin übereinstimmen, daß der Weizen nach einjährig umgebrochenem, dicht geschlossen gestanden gewesenem Klee sehr gut geräth, und eben so gut, als nach einer mehrfurchigen Bestellung, so sind doch manche Landwirthe gegen den einjährigen Umbruch, habe der Klee auch noch so geschlossen gestanden. Sie behaupten, daß zwar der einjährige Umbruch eines dicht gestanden gewesenen Klees zuweilen im nördlichen Deutschland vorzüglichen Ertrag des Weizens gebe; allein wer die Schwierigkeiten kenne, ein durch die Sonnenhitze ausgedorrtes Land zu Ende August gut umzupflügen, der könne nicht dazu rathen, daß der Ertrag einer so werthvollen Frucht von so unsicherer Bestellungsart abhängig gemacht werde. Durch die Sommerwitterung werde ein zu Klee gelegener Boden auch dann schon fest, wenn er 30 pCt. abschwemmbaren Thon habe. Je höher der Thongehalt steige, um so schwieriger sei der Umbruch. Besonders sei dies auf Gütern von großem Flächenumfange zu berücksichtigen, wo das Beispiel der Engländer und Niederländer nicht zur Norm dienen könne, und es sei daher die einjährige Bestellung des Klees nur in kleinen Wirthschaften zu empfehlen. Hiergegen behaupten aber andere Landwirthe, die Kleefelder (allerdings

vorausgesetzt bei einem gehörig geschlossenen Stande) öfter als einmal zur Empfangnahme der Saat des Weizens zu pflügen, sei nicht nur eine Verschwendung der Kraft und Zeit, sondern habe auch noch den nicht geringen Nachtheil, daß dadurch die Kleewurzeln von der Erde los und durch die Egge auf die Oberfläche des Bodens gebracht werden, die als eine halbe Düngung betrachtet werden müssen und einzig und allein die Ursache sind, warum überhaupt das Getreide nach Klee gewöhnlich gut stehe. Wenn manche Erfahrungen im nördlichen und nordöstlichen Deutschland gegen den einjährigen Umbruch des Klees zu Weizen stimmten, so könne allerdings die Ursache wohl im Boden und Klima zu suchen sein. Was aber die Schwierigkeit des Aufbruches einer durch die Sonnenhitze ausgedorrten Kleestoppel betreffe, so beweise dies nur für einen schlechten Pflug. Eine Bedingung, womit man allgemein einverstanden ist, ist hierbei allerdings die, wenn der Weizen gerathen soll, daß das Umbrechen des Klees möglichst zeitig vor der Saat erfolgt, in der letzten Hälfte des August. Hat das gut umgebrochene Kleeland 4 bis 5 Wochen gelegen, so wird dasselbe vom Regen Feuchtigkeit eingesogen haben, und die Kleewurzeln werden durch ihre Fäulniß um so besser zur Düngung für den Weizen werden. Ein scharfes Eineggen der Saat, besser aber das Unterbringen mit dem Exstirpator, genügt dann nach dem einjährigen Umbruche. Ist dieser aber verspätet worden, so ist an eine Fäulung der Kleewurzeln so wenig, wie an eine Garmachung des Landes zu denken, und in diesem Falle bleibt es sehr weislich, hier Weizen zu säen. Um das Umpflügen des Kleeackers bei der einjährigen Bestellung gehörig zu vollführen, so daß da, wo der Kamm des Beetes zusammengefahren wird, kein roher Balken bleibt, ist folgendes Verfahren zu empfehlen. Einige Wochen vor

dem Umpflügen der Kleestoppel läßt man den geschicktesten Pflüger in jeder Beetfurche der Kleestoppel einmal ganz flach hin- und herpflügen, so daß beide Furchen aus einander auf die Beetränder geworfen werden, nur bleibt das Uebrige der Kleestoppel noch einige Zeit liegen, um den Klee zu bepferchen oder zu bemisten. Wenn nun das wirkliche Umpflügen der Kleestoppel vor sich geht, so sind die aus den Beetfurchen gepflügten Kleestöcke vertrocknet, und sie werden nun wieder in die Furchen gepflügt, aber der Pflug muß tiefer gehen, so daß er zugleich auch die darunter liegende Stoppel mit umbricht. Man kann auch, wenn man einen gut ausstreichenden Haken hat, da, wo der Kamm des Beetes kommen soll, mit demselben eine Furche vor dem Anbruche auspflügen, wodurch man denselben Zweck durch ein einmaliges Hinfahren erreicht, während man mit dem Pfluge hin- und herfahren muß. Versäumt man dieses Verfahren, so erfolgt ein nicht unbeträchtlicher Nachtheil, indem der Weizen da, wo die Kämme sind, nicht unbeträchtlich zurückschlägt. Beim einfährigen Umbruche ist zu beachten, daß nicht zu seicht gepflügt werde, so daß bei dem nachherigen Eineggen des Weizens die untergepflügte Kleenarbe nicht von der Egge berührt und nicht auf die Oberfläche gebracht wird; denn diese aufgerissene und nicht gehörig bedeckte Kleenarbe fault nicht leicht, verwittert vielmehr an der Luft und kommt dem Weizen als Nahrung nicht zu Gute, oder gewährt ihm eine wenig aufgelöste rohe Nahrung. Ist der Boden nicht sehr bindig, so ist es angemessen, nach dem Umbruche des Klees zu walzen. Unterläßt man dies, so fault der untergepflügte Klee weniger leicht. und die obere Bodenkrume bleibt für den Weizen zu locker, besonders dann, wenn man den Klee vor dem Umpflügen noch hat beträchtlich heranwachsen lassen, oder wenn man Mist aufgefahren hat. Hält man

den Kleeacker oder überhaupt einen verrasten und verquecten Boden auf eine Furche nicht hinlänglich bestellt, so wird das in Belgien übliche Zweifurchen empfohlen. Es geht ein Pflug voran, welcher die Kleennarbe zu einer Dicke von 6 Centimetern schält und sie in die geöffnete Furche fallen läßt, darauf streicht der zweite Pflug den Streifen vollends bis zu einer Tiefe von 12 Centimetern aus. Dadurch wird die Furche 18 Centimeter tief, insofern es der Boden erlaubt. Nach allen behackten Früchten ist nur eine einfährige Bestellung nöthig, weil nach ihnen der Boden genugsam aufgeschlossen und rein von Unkraut ist. Oft ist sogar der Boden zu locker nach ihnen, und in diesem Falle ist wiederholtes Walzen anzurathen, oder die Saat des Weizens unterzupflügen. Nach Hafer wird eine dreifurchige Bestellung um so nöthiger sein, als derselbe gewöhnlich kein besonders gut zubereitetes Land erhält und sich auch der Boden unter ihm fest zusammenschließt. Wenn der Weizen auf sich selbst folgt, so wird gewöhnlich, da das Land zur ersten Saat gut bestellt wird, nur eine zweifurchige Bestellung gegeben. Nur in dem Falle, wenn die Durchwinterung ungünstig war, der Weizen dünn gestanden hat und das Land mehr verunkrautet und verwildert ist, muß eine dreifurchige Bestellung erfolgen. Wenn durch die Bearbeitung der Boden zu locker werden sollte, so ist dies eben so nachtheilig für den Weizen, als wenn die Bestellung zu spät, unmittelbar vor der Saat gegeben wird, weil der Weizen eben so wenig einen zu sehr, als zu frisch gelockerten und nicht gehörig gesetzten Boden verträgt. Ist der Boden nicht zu bindig und zu roh, so wird man unter den meisten Umständen bei der mehrfurchigen Bestellung immer besser fahren, eine Furche weniger zu geben und das Land sich vor der Saat gehörig setzen zu lassen, als die Saat in frisch bereitetes Land folgen zu lassen.

Auf einen ganz vollständigen, gehörig reif gewordenen Samen kommt es beim Weizen vornehmlich an, weil bei Mangel desselben unvollständige Pflanzen, zum Theil auch der Brand die Folge sind. Vollständige Samen müssen unversehrt, schwer, zugerundet, glatt, dünnschälig sein, und ein feines weißes Mehl enthalten. Die Körner müssen einen flachen Spalt haben und einen Klang von sich geben, wenn man sie durch die Hand laufen läßt. Je magerer, länglicher und leichter der Same ist, je mehr er sich naßkalt anfühlt, desto geringer ist derselbe. Dem Ausarten ist nicht leicht ein anderes Gewächs so unterworfen, als der Weizen. Er verändert in anderem Boden nicht nur sehr bald die Farbe der Samen, sondern diese werden auch weniger vollkommen und mehlreich, so wie denn überhaupt die ganze Pflanze geringer wird. Ein öfterer Samenwechsel ist daher beim Weizen besonders zu empfehlen, wenn man nicht einen ausgezeichneten zum Weizen geeigneten Boden hat, in welchem sich eine geringere Art Weizen nach mehrjähriger Saat verbessert. Wer mit seiner Weizenart nicht zufrieden ist und eine neue wählen will, der lasse sich daher nicht durch die Form und Ueppigkeit der Pflanzen und die vorzügliche Beschaffenheit der Körner verleiten, sondern er berücksichtige Boden, Kultur und Klima, und wähle sich Samen aus solchen Gegenden, wo diese gegen die seinigen weniger günstig sind. So viel Versuche man auch mit dem Anbau vorzüglicher Arten Weizen, besonders aus dem südlichen Klima herstammender in nördlicherem gemacht hat, so sorgfältig man auch bei der Kultur derselben verfahren ist, so hat man doch nur selten günstige Resultate erlangt, und hat man auch mit der Zeit jene südlicheren besseren Arten in nördlicherem Klima eingewöhnt, so hat man am Ende eine von der ursprünglichen ganz verschiedene Art erzielt. Es wird empfoh-

len, den Weizen vor der Saat mit mancherlei Ingredienzien zu imprägniren, theils um sein Keimen in der späten Jahreszeit zu befördern, damit er bis zu einem gewissen Grade der Ausbildung in den Winter tritt, theils um ihn vor dem Brande zu schützen. Noch hat man aber kein sicheres Mittel gegen diese so nachtheilige Krankheit entdeckt, und wird sie auch durch die Imprägnation allein wohl niemals beseitigen können, da sie nicht allein durch eine besondere Beschaffenheit des Samens, sondern auch durch mancherlei anderweitige Ursachen veranlaßt wird. Die Saatzeit ist nach Beschaffenheit des Bodens und Klima's verschieden. Im Allgemeinen verträgt der Weizen eine spätere und feuchtere Einsaat als der Roggen, und man bestellt daher diesen zuerst. Ueber frühere oder spätere Zeit der Saat sind die Meinungen getheilt, so wie denn auch der Begriff von früher oder später Saat sehr verschieden ist. Für die frühere Saat wird angeführt: Je später der Weizen im Herbst gesäet wird, desto früher kommt er im folgenden Jahre zum Schossen und Blühen; je später er zum Blühen und zur Körnerausbildung gelangt, um so mehr unterliegt er Krankheiten. In wärmeren Gegenden sei es besser, zuerst Roggen und dann Weizen zu säen, in kälteren Gegenden umgekehrt; denn der Roggen, auch noch so spät gesäet, werde doch reif, nicht aber der verspätete Weizen. Andere stimmen dagegen durchaus für eine spätere Saat, indem sie es für das Gedeihen des Weizens nicht günstig halten, wenn er sich bei einer lange nach der Saat anhaltenden warmen Witterung vor der Einwinterung zu sehr überwächst, und wohl gar, um Fäulniß zu verhüten, noch im Herbste geschröpft werden muß. Dergleichen Weizen lagert nach ihrer Behauptung weit leichter und giebt weniger und nicht so vollkommene Körner. Auch wird behauptet, daß in dem bindigen Boden die spätere Saat besonders

deshalb vorzuziehen sei, weil der Boden in der späteren Jahreszeit feuchter sei, eine leichtere und vollständige Unterbringung des Samens gestatte, wodurch eine tiefere Einwurzelung erfolge, die für den Weizen so nöthig sei, indem alle oberflächlich liegen gebliebenen Körner wegen flacher Einwurzelung schwache Pflanzen zur Folge hätten. Im Allgemeinen kann man wohl diejenige Saat des Weizens, welche vor der Mitte September und noch vor Michaelis eingebracht wird, eine zeitige, die nach Michaelis zum letzten Drittel des Octobers eingebrachte eine mittlere, die später gesäete eine späte Saat nennen. Selten wird die Aussaat so zeitig erforderlich werden, daß man sie wird vor Michaelis machen müssen, und in solchen Gegenden wird der Bau des Weizens immer mißlich bleiben, weil der Trieb der Pflanzen durch die zu spät eintretende Wärme im Frühjahr so sehr verzögert wird, daß für die Reifung Besorgniß zu hegen ist. Eine so zeitige Saat aber, ohne durch eine zeitige Einwinterung veranlaßt zu werden, ist durchaus zu widerrathen, weil bei günstiger Herbstwitterung, besonders in sehr reichem Boden, ein so starkes Ueberwachsen der Pflanzen erfolgen würde, daß, wollte man die Saat den Winter hindurch nicht der Gefahr der Fäulung unterwerfen, man dieselbe durchaus schröpfen müßte. Das Ueberwachsen so wie auch das Schröpfen vor dem Winter kann sehr leicht eine Veranlassung zu einer fehlerhaften Beschaffenheit des Organismus der Pflanzen geben, woraus der Brand entsteht. Doch kann es unter manchen Fällen gerathen sein, die Saat kurz vor Michaelis, oder wenigstens Anfangs October einzubringen, wenn nämlich ein Boden sehr geschlossen und kalt ist, in welchem die Vegetation im Herbst zeitiger aufhört, im Frühjahr aber, wegen späterer Därchwärmung durch die Sonne später beginnt, sonst erfolgt die zur Ueberstehung des Winters erforderliche

Einwurzelung nicht hinreichend. Am häufigsten wird man in Deutschland die mittlere Saat finden, die auch nach den meisten Erfahrungen in den meisten Verhältnissen die passendste ist. Da nun aber auch diese Saatperiode einen Zeitraum von mehr als 3 Wochen in sich begreift, und es bei der Herbstsaat oft gar sehr auf eine Woche früher oder später ankommt, so ist es nicht gleichgültig, ob man am Anfange oder Ende dieser Periode säet. Der bindigere, nicht sehr thätige und weniger humusreiche Boden muß zeitiger, der losere, thätigere, kraftvolle später besäet werden. Ist das Land noch nicht gehörig gesetzt, so säe man lieber einige Tage später, als daß man die Saat in frisch gepflügtes Land bringt. Ist die Witterung im Herbst sehr trocken, und bildet der Boden viele Klöße, welche weder Walze noch Egge zu zwingen vermag, so stehe man lieber mit der Saat an und warte einen durchdringenden Regen ab, nach welchem die Klöße um so leichter gezwungen werden können. Wird das Samenkorn nicht gehörig mit Erde bedeckt, so keimt es schwer, vermalzt zum Theil, oder der Keim, durch die oberflächliche Feuchtigkeit hervorgelockt, wird schwächlich, vermag sich nicht in den harten Schollen einzuwurzeln, und geht entweder bei der Durchwinterung zu Grunde, oder er giebt sehr schwächliche Pflanzen, die den Keim zum Brande schon in sich tragen. Aber auch in dem Falle, daß der Boden nicht sehr kloßig ist, ist nicht zu rathen, bei sehr trockener Witterung zu säen; denn obschon der Weizen das Einschmieren nicht verträgt, so ist ihm doch auch die zu trockene Einsaat nicht zuträglich. In manchen Gegenden verschiebt man daher lieber die Saat des Weizens bis um ein paar Wochen gegen den gewöhnlichen Saattermin, als daß man bei sehr trockner Witterung säet. Was die späte Saat anlangt, so hat man zwar nicht selten Fälle, daß sie ganz ausgezeichnet gerathen ist, aber sie

bleibt im Ganzen doch ungewiß. Es schadet zwar dem Weizen nicht, wenn er auch vor Winter nicht zum Vorschein gekommen ist, doch lehrt die Erfahrung im Allgemeinen, daß diejenigen Saaten, welche sich vor der Einwinterung gehörig erkräftigt haben, nicht nur besser durchwintern, sondern auch einen sicherern und größerern Ertrag geben. In Beziehung auf die Menge der Aussaat verhält sich wohl keine Frucht verschiedener, als der Weizen. Da er unter den Getreidearten den größten Stock bildet, so muß er auch verhältnißmäßig dünner gesäet werden. In Hinsicht der Bestockung verhalten sich aber die verschiedenen Arten des Weizens sehr verschieden, so wie diese auch durch einen mehr oder weniger kräftigen Boden vermehrt oder vermindert wird. Hiernächst ist aber auch der Weizen in Beziehung auf die Größe seiner Samen sehr verschieden. Gewöhnlich besitzen die großkörnigen Arten eine stärkere Bestockungsfähigkeit, doch ist dies nicht immer der Fall. Hiernach schwankt denn das Maaß der Aussaat auf den Magdeb. Morgen von 180 rhein. Quadrat-Ruthen von 22 bis 12 preußischen Metzen; ja man findet eine noch stärkere, so wie eine noch schwächere Aussaat bei breitwürfiger Saat. Im Allgemeinen ist noch der Grundsatz zu beobachten, daß die zeitigere Saat etwas schwächer gemacht werden kann, die spätere etwas stärker eingebracht werden muß. Hauptsächlich ist aber auf die Frühjahrswitterung Rücksicht zu nehmen. Da, wo scharfe Morgenwinde und späte Fröste häufig sind, muß immer auf ein größeres Saatquantum gerechnet werden, als wo die Frühjahrswitterung günstiger ist. Denn späte Fröste und scharfe Morgenwinde im Frühjahr sind häufig das Grab der Vegetation des Weizens. Es ist bereits angeführt worden, daß der Weizen, wenn er in eine zum Keimen und Fortwachsen günstige Lage kommen soll, eine angemessene Be-

deckung mit Erde erhalten muß. Er verträgt selbst in dem bindigen Boden eine 3 Zoll starke Bedeckung, und je leichter der Boden ist, um so tiefer muß die Bedeckung erfolgen. Man nimmt daher zum Unterbringen der Saat schwerere Eggen, als beim Roggen. Um Gleichmäßigkeit der Saat zu bewirken und den Stand derselben in Reihen zu verhüten, welcher bei der starken Bestockung beim Weizen weit nachtheiliger ist, als bei einer andern Frucht, ist das Voreggen unerläßlich. Man sieht es übrigens gern, wenn der Boden nach gehöriger Unterbringung des Samens etwas kloßig bleibt. Das Walzen nach der Saat ist dem Weizen unter allen Umständen zuträglich, im mehr leichten Boden ist es sogar nöthig. Man bringt ihn oft auch mit dem Exstirpator unter, und diese Unterbringung ist in jedem loseren Boden besonders zu empfehlen. In dem mehr leichten Boden, so wie wenn derselbe durch eine Vorfrucht zu locker geworden ist, wird mit Recht das Unterpflügen des Samens empfohlen, und man findet es nicht selten selbst da, wo man keineswegs vorzügliche Pflüge hat, wo es also nicht einmal mit der erforderlichen Accuratesse geschehen kann, und ist dennoch von dem Nutzen desselben vollkommen überzeugt.

Der Weizen verträgt zwar einen ziemlichen Grad von Feuchtigkeit, ja er kann sogar periodisch bei Thauwetter unter Wasser stehen, aber stockende Nässe im Untergrunde des Bodens ist sein Grab. Nach der Durchwinterung sehen die Weizenfelder oft ganz kahl aus, so daß man keine Pflanze entdecken kann; doch findet er sich auf einmal bei Eintritt der warmen Vegetationsperiode wie durch Zauber hervorgerufen. Viele Landwirthe finden sich dann veranlaßt, wenn in der Mitte des Mai sich keine Spur von Weizenpflanzen zeigt, das Land umzupflügen und eine andere Frucht zu säen; aber es sind viele Beispiele im nörd-

lichen Deutschland vorhanden, daß ein vor Ende des Mai umgepflügtes, ganz kahles Weizenfeld auf den nicht umgepflügten Stellen noch den schönsten Weizen trug. Fängt aber der Weizen im Anfange des Juni nicht an zu begrünen, so ist die Hoffnung auf sein Nachkommen vergeblich, und findet sich dann auch noch ein solcher Bestand von Pflanzen, daß es allenfalls lohnend sein würde, dieselben stehen zu lassen, weil die starke Bestaudungsfähigkeit dieser Frucht die sich zeigenden Lücken oft unglaublich ausgleicht, so ist doch in Betracht zu ziehen, ob ein so spät in den Schoßbalken treibender Weizen nach den klimatischen Verhältnissen seine Reife erlangen kann. Es kommt nun darauf an, welche Frucht man dem Weizen substituiren soll, wenn man sich für das Umpflügen desselben entschieden hat. Hier kommen bei der so verspäteten Saatzeit hauptsächlich Sommerrübsamen, kleine vierzeilige Gerste und Hafer in Betracht. Mögen nun klimatische und sonstige Verhältnisse es räthlich machen, sich für diese oder jene Frucht zu entscheiden, so verdient doch vornehmlich der Hafer eine besondere Berücksichtigung. Er geräth, selbst in so später Zeit gesäet, in einem so kräftigen Lande, als dem Weizen zugewiesen worden, gut, und ersetzt am besten den Strohverlust, den man durch das Mißrathen des Weizens erleidet. Ein besonders wichtiger Gegenstand ist aber bei der Kultur des Weizens das Durcheggen im Frühjahr. Man bezweckt durch dasselbe, den durch die Winternässe zusammengeschlämmten Boden, der im Frühjahre zusammentrocknet und dadurch die Vegetation hindert, zu lockern, die Lebensthätigkeit des Bodens durch die vermehrte Einwirkung des Sauerstoffs zu erhöhen, zugleich auch die durch die Risse des Bodens blos gelegten Wurzeln wieder mit Erde zu bedecken. Hierdurch wird aber auch an die sich nun ausbreitenden Kronenwurzeln Erde gebracht, wodurch die

Bestaudung der Pflanzen vermehrt wird. Deshalb kann man wohl annehmen, daß das Eggen in jedem mehr bindigen Boden fast unerläßlich ist; doch ist es auch in jedem andern Boden anwendbar, und es kommt nur nach Beschaffenheit seiner größern oder geringern Bindigkeit auf ein stärkeres oder schwächeres Eggen an. Man nimmt das Eggen dann vor, wenn die Vegetation beginnt, der Boden gehörig abgetrocknet und durchwärmt ist, nach Beschaffenheit des Bodens im April oder Anfang Mai. Man ist gewöhnlich beim Aufeggen des Weizens im Frühjahr zu furchtsam, man glaubt ihm Schaden zuzufügen, während doch die Erfahrung lehrt, daß es dann die beste Wirkung thut, wenn der Boden beinahe das Ansehn eines frisch bestellten bekommt. Werden auch eine Menge Blätter abgerissen, die Pflanzenstöcke leiden nicht dabei, und der scheinbar ihnen zugefügte Nachtheil wird durch den erfolgenden um so kräftigeren Auftrieb der Pflanzen überwogen. Wenn sich im Frühjahr keine Spur vom Weizen zeigt, so wird er durch das Eggen bald hervorgelockt, und manche Saat, die sonst unrettbar verloren gewesen wäre, wird durch das Eggen gerettet. Bei dem untergepflügten Weizen ist es eine unumgängliche Bedingung seines Gerathens, daß er geeggt wird. Man muß nach der Bodenbeschaffenheit und je nachdem der Boden durch die Witterung mehr oder weniger trocken ist, mehr oder weniger Striche geben, immer muß es aber so stark erfolgen, daß der Acker mit frischer Krume bedeckt ist. Da der Weizen im Frühjahr später als irgend ein anderes Wintergewächs in die Vegetation tritt, so ist es unvermeidlich, daß sich auf dem mit demselben bestellten Felde mehr Unkraut zeigt, als auf einem andern Winterungsfelde. Daher ist denn das Jäten des Weizens sehr allgemein, und man findet es selbst in größeren Wirthschaften, wo das dadurch gewonnene Grünfutter

einen keineswegs zu verachtenden Futterzuschuß für die Kühe giebt, zu einer Zeit, wo noch anderweitiger Mangel desselben stattfindet. Man sollte es niemals unterlassen, denn die auf die Vertilgung des Unkrautes verwendeten Kosten bezahlen sich stets durch einen um so höheren Ertrag des Weizens und hiernächst durch eine mindere Bodenerschöpfung, welche auch bei den nachfolgenden Früchten bemerklich ist. Wer das Jäten des Weizens nur versucht hat, wird die Vortheile desselben sehr bald erfahren haben, und man ist in Belgien von der Zweckmäßigkeit desselben so sehr überzeugt, daß man es dort nie unterläßt, obschon da die Arbeitslöhne verhältnißmäßig nichts weniger als wohlfeil sind. Da das Jäten, so wie das Anhäufeln der Kronenwurzeln mit Erde, den Ertrag des Weizens wesentlich befördert, so dürfte wohl bei keiner Getreidefrucht das Drillen und nachherige Behäufeln der Saat mit Gespannwerkzeugen empfehlenswerther sein, und in der That sprechen auch die wenigen Erfahrungen, die damit in Deutschland gemacht worden sind, so sehr dafür, daß es wohl zu empfehlen sein dürfte, wo sich nicht überwiegende Schwierigkeiten denselben entgegenstellen. Zeigt sich die Saat im Frühjahr sehr dünn oder in den Pflanzen schwächlich, so wird unmittelbar nach dem Eggen ein Ueberstreuen der Saat mit Ruß, Kalk, Asche, klein gemachtem Hühnermist ꝛc. zu empfehlen sein; es ist oft unglaublich, welche Wirkung dies auf den Weizen thut. Da, wo derselbe leicht lagert, ist das Ueberstreuen mit Ruß ganz besonders zu empfehlen, weil nach dieser Düngung das Stroh rohrartiger und steifer wird. Man hat auch schon einen schlecht stehenden Weizen im Frühjahr nach dem Eggen mit Jauche überfahren und davon einen besonders günstigen Erfolg gehabt. Bei einem sehr üppigen Wuchse des Weizens im Frühjahr, bevor er in den Schoßbalken tritt, ist es gebräuch-

lich, ihn entweder abzuhüten oder zu schröpfen, um das Lagern zu verhüten. Das Schröpfen erfolgt dann, wenn er mit seinen Blättern dicht durchwachsen, der Halm aber noch nicht sichtbar ist. Man schneidet die vorstehenden Blätter mit der Sichel oder mit der Sense ab, wobei aber Vorsicht nöthig ist, damit dem Weizen kein Schaden zugefügt wird. Dadurch wird er im Wachsthume zurückgehalten, die Halme wachsen nicht zu geil auf, erstarken vielmehr. Doch sichert das Schröpfen nicht immer vor dem Lagern. Uebrigens muß man, ehe man sich zum Schröpfen entschließt, sehr genau prüfen, ob man auch wirklich Lager vom Weizen zu besorgen hat, und daher mit der Bodenkraft genau bekannt sein und die Pflanzen sorgfältig prüfen; denn nicht immer hat ein üppiges Wachsthum und Ausbilden großer Blätter das Lagern zur Folge, es zieht vielmehr eine solche Saat eine große Menge atmosphärischer Nahrung an, wodurch der Halm um so kräftiger ausgebildet zum Vorschein kommt. Es kann das Schröpfen gerade die Veranlassung werden, daß die Pflanzen sich weniget ausbilden, schwächlich bleiben und um so eher lagern. Es ist daher rathsam, nur dann zum Schröpfen zu schreiten, wenn der Weizen ein sehr dunkelgrünes Ansehen bekommt, die Sprossen sehr dick und die Blätter sehr breit und fett sind, sich sehr in einander verschlingen, kräuseln und von der Nässe leicht niedergezogen werden. Man muß es bei guter Witterung vornehmen, besonders muß man einen Zeitpunkt vermeiden, wenn scharfe Nord- und Ostwinde wehen, weil sonst die Pflanzen leicht gelb werden. Vermuthet man schlechte Witterung nach dem Schröpfen, so läßt man es lieber, weil in diesem Falle die geschröpften Pflanzen mehr leiden, als die ungeschröpften, so wie man es auch nach einem Reif, oder wenn starker Thau auf den Pflanzen liegt, vermeidet. Bei dem Abhüten, welches mit Pferden,

Rindvieh und Schafen erfolgen kann, obschon man das mit letzteren am liebsten vornimmt, sind dieselben Rücksichten zu nehmen, wie beim Schröpfen. Man hat beim Auftriebe des Viehes zu beobachten, daß das Abhüten möglichst schnell hintereinander erfolgt. — Durch wechselnde Witterung leidet der Weizen ganz besonders unter den Getreidearten und naßkalte ist ihm am wenigsten zuträglich. Bis zum Austriebe der Aehren liebt er eine mäßig feuchte, aber warme Witterung; bei Trockenheit in dieser Periode bleiben die Pflanzen klein, die Nebensprossen bilden sich nicht gehörig aus und er wird doppelwüchsig. Sind aber einmal die Aehren ausgebildet, so mag die Witterung noch so trocken sein, der Weizen bildet sich um so vollkommener aus, und man pflegt ein Wetter, wo andere Früchte in Folge der Trockenheit leiden, Weizenwetter zu nennen. Feuchte Witterung beim Körneransatz ist ihm nicht zuträglich; nicht allein, daß sich dann häufiger der Brand zeigt, die Körner werden auch weniger groß und mehlreich.

Die Ernte des Weizens erfolgt gewöhnlich im Laufe des August, wird aber auch nicht selten bis in den September verzögert. Nicht selten ist der Weizen doppelwüchsig, und man muß dann mit der Ernte beginnen, wenn der größte und vollkommenste Theil der Körner vollständig ist. Vorzugsweise ist beim Weizen, wenn er nicht zu Samen bestimmt ist, erforderlich, die völlige Reife nicht abzuwarten, weil man dann nicht allein beträchtlich durch Körnerausfall verliert, indem die reifen Samen sehr leicht ausfallen, sondern weil auch nach allen Erfahrungen der vor völliger Reife der Samen gemähete Weizen ein weit mehr gesuchter und besser bezahlter Marktartikel ist, indem er weißeres und feineres Mehl giebt, welches Vorzüge beim Verbacken hat. Der rechte Zeitpunkt der Mähreife ist, wenn die Samen zwar Mehl gebil-

det haben und nicht mehr milchig, aber doch noch weich sind. Man muß sich jedoch durch die Gelbe des Strohes nicht täuschen lassen, denn dasselbe fängt bei trockner Witterung manchmal schon an im Juli und Anfangs August von oben gelb zu werden, und das Weizenfeld erscheint in einem vollkommen reifen Zustande, während die Samen noch milchig sind. Bei anhaltend feuchter Witterung findet aber auch die umgekehrte Erscheinung statt, daß nämlich das Stroh noch ein sehr grünes Ansehen hat, während die Samen bereits den Zustand der Mähreife erlangt haben. Man muß dann unverzüglich zum Abbringen schreiten, weil das Stroh, wenn es einmal vom Stocke gelöst ist, um so eher zu welken anfängt, sonst sich aber noch lange frisch erhält. Fällt die Reife des Weizens mit der anderer Früchte zusammen, so muß man ihn stets zuerst nehmen, weil er leicht ausfällt und der Verlust durch Körnerausfall um so größer ist. Wenn der Weizen sehr dicht steht, auch wohl durch Regen und Winde untereinander geworfen worden ist, so ist das Abbringen mit der Sichel zu empfehlen, besonders in dem Falle, wenn er bereits seine völlige Reife erlangt hat, indem bei dem Hauen mit der Sense ein bedeutender Körnerverlust unvermeidlich ist. Ueberhaupt muß der Weizen während der Ernte sehr schonend behandelt werden, um Körnerverlust zu vermeiden. Das sogenannte Puppen ist bei ihm ganz besonders zu empfehlen, besonders da, wo er in größerer Ausdehnung gebaut wird, weil man dabei die Ernte um so früher anfangen und ohne bedeutenden Körnerverlust vollführen kann. Der Ertrag des Weizens ist weit verschiedenartiger, als der des Roggens, theils nach Maßgabe der Beschaffenheit des Bodens, des Klima's und der Jahreswitterung, theils nach der Art, welche man baut, theils endlich nach Maßgabe der Krankheiten, denen er unterliegt, besonders dem Brande, der oft

den Ertrag so sehr beeinträchtigt, daß kaum der Same gewonnen wird. Zwar ist auch der Strohertrag sehr verschiedenartig, aber der Körnerertrag ist es noch mehr, besonders wenn man denselben nach dem Aussaatquantum annimmt. Der Körnerertrag schwankt daher nach vieljährigen Durchschnittsangaben unter den Umständen, wo Weizen gebaut wird, zwischen 30 und 35 preuß. Scheffeln vom Magdeb. Morgen zu 180 rhein. Quadrat-Ruthen. Das Gewicht des Scheffels Weizen schwankt zwischen 80 und 100 preuß. Pfund. Das Stroherträgniß schwankt zwischen 1200 bis 5000 Pfund vom Morgen, je nachdem der Weizen an und für sich besser und sicherer geräth und je nachdem dasselbe nach Beschaffenheit der Art rohriger und markiger ist. Wenn auch ein Körnerertrag von 4 Scheffeln pro Morgen den Anbau des Weizens noch unter manchen Verhältnissen lohnend machen kann, indem er dann einen um so höheren Preis behauptet, so nimmt man doch an, daß dies eben nur unter besonderen Verhältnissen stattfinden könne, und daß in Bezug auf die gesammten Wirthschaftsverhältnisse man einen größeren Nutzen haben werde, andere Früchte zu bauen. Der Weizen erschöpft den Boden nicht allein in eben dem Verhältnisse, als er mehr Nahrungsgehalt als andere Getreidearten enthält, sondern er giebt auch im Verhältnisse zu seinen Kulturkosten und des benöthigten Düngeraufwand, wenn der Boden nicht sehr humusreich ist, verhältnißmäßig weit weniger Düngermaterial durch sein Stroh, welches, wenn es nicht dünnhalmig ist, als Futter nicht besonders geschätzt wird, wegen seiner Weichheit aber selbst als Streustroh weniger in Achtung steht, da es im Misthaufen eine weit geringere Gewichtszunahme annimmt, als Winterroggen- und selbst Haferstroh. So wie überall die Verhältnisse auf den Anbau der Feldfrüchte einen besondern Einfluß haben, so ist dies

besonders beim Anbau des Weizens der Fall. Er verlangt mehr als andere Früchte einen außerhalb der Felder erzeugten Düngerzuschuß, oder eine Wirthschaftseinrichtung, die sich nach seinem Anbau richten muß, und es ist hierbei hauptsächlich in Betracht zu ziehen, ob er als ein besonders zum überseeischen Absatze geeigneter Artikel den Vorzug vor anderen Früchten verdient. Es giebt Wirthschaften, die früher einen sehr ausgedehnten Anbau des Weizens hatten, jetzt aber bei einer bedeutenden Einschränkung desselben einen beträchtlich höhern Reinertrag abwerfen.

II. Sommer-Weizen. Die verschiedenen Arten sind oben angeführt worden, in der Kultur kommen sie im Wesentlichsten überein. Die Samen des Sommer-Weizen werden unansehnlicher, kleiner, zum Theil dickschäliger und weniger mehlreich, doch übertreffen manche Arten gerade hierin den Winter-Weizen, so wie ihr Mehl in mancher Hinsicht höher geschätzt wird. Der Preis des Sommer-Weizens ist gewöhnlich niedriger, als der des Winter-Weizens, doch oft auch mit diesem gleich. Dem Brande unterliegt er sehr oft, so wie ihm auch mancherlei Insekten einen nicht unbeträchtlichen Schaden zufügen, so daß er im Ganzen als eine sehr unsichere Frucht betrachtet wird, jedoch in einer Gegend mehr, als in einer andern. — Der Sommer-Weizen kommt auch in einem loseren Boden fort, verträgt jedoch auch den mehr bindigen. Er verlangt einen besonders kräftigen Boden, da er seine Vegetation in einem kurzen Zeitraume vollendet, und ein mäßig feuchtes Klima sagt ihm besonders zu, während er da nicht gut fortkommt, wo es sehr trocken ist. Er paßt daher recht gut für Gebirgsgegenden, wo das Fortkommen des Winter-Weizens deshalb gefährdet ist, weil zu befürchten steht, daß er nicht alle Jahre reif wird. Ueberhaupt ist wohl anzunehmen, daß ein Boden, in welchem die große zweizeilige Gerste

ein vorzügliches Gedeihen findet, auch dem Sommer-Weizen besonders zusagend ist. Der Boden muß möglichst rein von Unkraut sein; eine Ackerkrume ist zwar wünschenswerth, doch nicht unbedingt nöthig, denn der Sommer-Weizen kommt auch in einem flachgründigeren Boden gut fort, nur ist er hier bei einer sehr günstigen Vegetationsperiode dem Lagern unterworfen.

Unter den Sommer-Getreidearten verträgt der Sommer-Weizen nicht nur die frische Düngung am ehesten, sondern man kann auch annehmen, daß wenn der Boden nicht besonders kraftvoll ist, sein Ertrag von der zu ihm verwendeten Düngung abhängig ist. Je bindiger der Boden ist, um so angemessener ist eine stärkere Düngung; der Mist wird vor Winter aufgefahren, und ist der Boden mehr leicht, so wird das oberflächliche Liegenlassen desselben über Winter angerathen. Der Pferde- und Schafmist erzeugt zwar feinhülsigere Samen als der Rindsmist, doch ist der Unterschied beim Sommer-Weizen weniger bemerklich, als beim Winter-Weizen. Das Ueberdüngen nach gemachter Saat hat sich in einem mehr leichten Boden mehrfach nützlich erwiesen. Die mineralische Düngung sagt dem Sommer-Weizen sehr gut zu.

Es ist nicht selten, daß der Sommer-Weizen seinen Platz nach behackten Früchten neben der großen Gerste findet, und ist der Boden nicht zu trocken, von Natur reich, und ist zu jenen Gewächsen stark genug gedüngt worden, so geräth er recht gut, und es kann oft sein Ertragswerth beträchtlich größer sein, als der der großen Gerste. Doch ziehen, wenn nicht gerade Mangel an Winter-Weizen in einer Gegend dem Sommer-Weizen einen höhern Werth verleihet, die meisten Landwirthe doch die große Gerste vor, weil sie dem Mißrathen weniger unterworfen ist. Im bindigen Boden kann es allerdings gerathen sein, den Som-

mer-Weizen nach behackten Früchten folgen zu lassen, weil er hier häufig sicherer geräth, als Gerste; will man aber dann einen angemessenen Ertrag haben, so bleibt es immer gerathen, nach diesen Früchten noch eine schwache Düngung zu geben, was allerdings einen beträchtlichen Aufwand von Mist erfordert. Man läßt daher, weil man einen so beträchtlichen Düngeraufwand nicht machen kann, in den meisten Fällen den Sommer-Weizen lieber nach einer Winterfrucht folgen, nach welcher ohnedies hätte gedüngt werden müssen. Ein sehr guter Vorgänger des Sommer-Weizens ist der Klee; wenn dieser im vorhergehenden Jahre länger zu Futter oder Weide benutzt werden mußte, als daß er noch zu Winter-Weizen hätte zubereitet werden können, so kann man, wenn man das Kleefeld überdüngt, den Klee noch etwas heranwachsen läßt und dann noch vor Winter die Kleestoppel umbricht, allerdings mit vieler Wahrscheinlichkeit auf einen guten Ertrag des Sommer-Weizens rechnen. Auf Winter-Weizen läßt man ihn nicht gern folgen, und noch weniger nach Gerste, selbst wenn frisch gedüngt wird.

Der Sommer-Weizen ist eine schnellwüchsige Pflanze, und wie alle dergleichen verlangt er nicht nur einen gut zubereiteten und von Unkraut gehörig gereinigten Boden, sondern derselbe muß auch längere Zeit der Luft ausgesetzt gewesen sein, damit die im Boden sich befindenden Nahrungstheile gehörig aufgeschlossen sind. Eine dreifurchige Bestellung ist gewöhnlich, wenn nicht etwa der Sommer-Weizen nach behackten Früchten folgt. Die Bearbeitung darf nicht tief erfolgen; ein Haupterforderniß derselben ist aber, daß sie in gehöriger Zeit vor der Saat vollendet sei, weil es der Sommer-Weizen ebenfalls liebt, in eine gehörig gesetzte Saatfurche gesäet zu werden.

Samen und Saat. Ein durchaus vollständiger

Same ist beim Sommer-Weizen ein um so unumgänglicheres Bedürfniß seines Gerathens, weil jede Kränklichkeit oder Schwäche der Pflanzen, welche aus unvollkommnen Samen entstanden ist, ihn im Wachsthume zu sehr zurücksetzt, und die Veranlassung eines geringen Ertrages ist. Man empfiehlt daher, zweijährigen Samen zur Saat zu nehmen und diesen vorher zu imprägniren. Ein Wechseln des Samens ist beim Sommer-Weizen noch mehr zu empfehlen, als beim Winter-Weizen. Ueber die Saatzeit sind die Meinungen dahin getheilt, daß Einige behaupten, man müsse den Sommer-Weizen erst dann säen, wenn keine Fröste mehr zu befürchten sind, Andere dagegen behaupten, daß leichte Fröste, wenn sie nur die Oberfläche des Bodens berühren, ohne tief in denselben einzudringen, dem Sommer-Weizen keineswegs schaden. Es kommt hierbei allerdings wohl sehr viel auf die Art an; denn wird z. B. der Wechsel-Weizen als Sommerfrucht gebaut, so kann er so zeitig gesäet werden, als es nur die Zurichtung des Bodens gestattet, weil ihm selbst starke Frühjahrsfröste nicht schaden. Andere Arten sind jedoch theils von Natur, theils durch langjährige Saat so verzärtelt, daß sie nur in der wärmeren Jahreszeit gesäet werden dürfen. Zeitigere Saat des Sommer-Weizens geräth im Durchschnitt besser als spätere, und es ist daher gerathen, die Saat so einzurichten, daß dieselbe, wenn die heiße oder trockene Witterung im Mai oder Juni eintritt, sich bereits so ausgebildet hat, daß sie den Boden genugsam beschattet und frisch erhält. Man wird daher finden, daß späte Saaten, obschon sie manchmal von der Witterung sehr begünstigt werden, doch im Durchschnitt flachere Körner und weniger Stroh geben, auch Krankheiten, besonders dem Brande, und Insekten mehr unterliegen. Die Saatzeit wird hiernach nach den klimatischen Verhältnissen im Laufe des April

oder im Anfange des Mai fallen, und nur in höheren Gebirgsgegenden wird sie später stattfinden müssen; aber eine spätere Saat, als nach der Mitte des Mai, bleibt unter allen Umständen gewagt, weil die Ausbildung, wenn nicht gerade das Klima sehr warm ist, gefährdet bleibt, überhaupt aber die hauptsächlichste Entwickelnng in die trockenste Jahreszeit fällt, welche ihn oft außerordentlich zurückhält. Zur Saat wählt man einen Zeitpunkt, wo der Boden so abgetrocknet ist, daß er, ohne zu schmieren, geeggt werden kann, und die Witterung von oben trocken ist. Nebelige Witterung vermeidet man bei der Saat. Der Boden darf aber nicht zu trocken sein, denn in einem solchen liegt der Same sehr lange, ohne zu keimen. Ueber das Aussaatmaaß sind verschiedene Angaben vorhanden. Einige behaupten, er müsse dichter gesäet werden als der Winter-Weizen, weil er dünnere Halme treibe, sich weniger bestocke und kleinere Aehren ansetze, Andere dagegen, daß die Saat keineswegs stärker gemacht werden müsse, weil die geringere Bestaudungsfähigkeit und geringere Ausbildung der Pflanzen in dem Verhältnisse stehe, als die Samen des Sommer-Weizens kleiner sind, und deren eine um so größere Anzahl in einem Gemäße Platz habe. Es kommt hier allerdings auf die Kraft des Bodens und die Düngung an. In kräftigem Boden, bei erforderlich zeitiger Saat, wird die Saat dünner erfolgen können, je weniger aber der Boden kraftvoll ist und je später die Saat erfolgt, desto stärker, und oft um den vierten Theil stärker, als die des Winter-Weizens, muß sie gemacht werden. Die Saat muß mit schweren Eggen gut untergebracht werden, und ist der Boden sehr locker, so empfiehlt man ein drei bis vier Zoll tiefes Unterpflügen. Auch das Walzen wird nach der Saat empfohlen.

Vegetation. In einem mehr bindigen Boden,

welcher sich nach der Saat bei stattgefundenen Regengüssen leicht schließt, bekommt dem Sommer-Weizen das Eggen sehr wohl, ja es wird eine eben so unerläßliche Bedingung seines Gerathens, als das Eggen der großen Gerste; im lockern Boden muß man es aber unterlassen, wenn nicht die Saat untergepflügt war. Das Schröpfen macht sich manchmal auch nöthig, doch sind hierbei alle Rücksichten genauer zu prüfen, als beim Winter-Weizen, bevor man sich dazu entschließt. Desto unerläßlicher wird dagegen das Jäten des Unkrautes, besonders wenn die Saat zeitig erfolgt war, weil die schwächere Pflanze des Sommer-Weizens dieses weniger leicht unterdrückt, als die stärkere des Winter-Weizens. Vom Staubbrande leidet der Sommer-Weizen mehr als der Winter-Weizen, und nächstdem schaden ihm vornehmlich folgende Insekten: die Krautschnake, **Tipula oleracea**, eine Gattung kleiner Fliegen, wovon die Larven Halme und Blätter anfressen; die Kornschnellkäfer, **Elater segetalis**, welcher gleichfalls Halme und Blätter verzehrt und manchmal bedeutenden Schaden anrichtet; die Weizenraupe, **Phalaena tritici**, welche ebenfalls Halme und Blätter verzehrt; der **Ichneumon culpatorius**, eine Art Schlupfraupe, welche die Körner aushöhlt. Außerdem geht aber auf dem Schüttboden der Kornwurm unter allen Getreiden dem Sommer-Weizen am liebsten näch.

Ernte und Ertrag. Ist der Sommer-Weizen spät gesäet, so fällt seine Ernte oft in spätere und feuchte Witterung des Herbstes, wo dann das Stroh sehr leidet. Bei gewöhnlicher Saatzeit ist die Ernte im August anzunehmen. Man darf, so wie beim Winter-Weizen, die Körner nicht ihre ganz vollständige Reife erlangen lassen, weil sie dann besseres Mehl geben. Der Ertrag an Körnern ist noch unsicherer als der des Winter-Weizens. Es giebt Fälle,

wo er den von jenem dermaßen übertraf, daß dieser ihn nie erreichen kann; es sind dies aber nur besondere Ausnahmen. Wenn der Sommer-Weizen nicht von seinem Ertrage einen höheren Gewinn abwirft, als die große zweizeilige Gerste, oder nicht wenigstens einen gleichen, so möchte sein Anbau kaum lohnend sein, da er den Düngerhaufen und die Kraft des Bodens noch mehr in Anspruch nimmt, als diese. Das Stroherträgniß des Sommer-Weizens übertrifft zwar manchmal das des Winter-Weizens, weil er oft länger im Stroh auswächst, doch ist auch dieses in der Regel geringer, weil das Stroh des Sommer-Weizens dünner und weicher ist, und weniger in's Gewicht fällt. Als Futter hat es aber einen beträchtlich größeren Werth und wird deshalb dem Gerstenstroh vorgezogen.

In Pierer's Universal-Lexicon heißt es über den Weizen und seine verschiedenen Arten:

Weizen (Triticum), zur zweiten Ordnung der dritten Klasse des Linné'schen Systems gehörig; die Samenkörner sind von Häuten bedeckt, oben und unten abgestumpft, mit einer Längenfurche versehen; wegen der großen Nutzbarkeit seiner Samen ist er die vorzüglichste Getreideart. Ursprünglich ist der Weizen eine zweijährige Pflanze gewesen, durch langjährige Kultur hat sich aber diese Eigenschaft verloren, so wie dadurch auch viele Spielarten entstanden sind. Man kann den eigentlichen Weizen unter sechs Hauptarten bringen:

A. Gemeiner Weizen (Triticum vulgare); man unterscheidet bei diesem Winter-Weizen, der im Herbste, Sommer-Weizen, der im Frühling, und Wechsel-Weizen, der auf beide Arten gebraucht werden kann. Dieser Unterschied ist aber nur durch Gewöhnung entstanden; denn wenn man Winter-Weizen wie Sommer-Weizen behandelt, so hat

die dritte Generation des Samens ganz die Eigenthümlichkeit des Sommer-Weizens, und eben so, wenn man Sommer-Weizen wie Winter-Weizen behandelt, so wird er bei ungünstiger Winterwitterung zum großen Theil ausfrieren; aber bei der dritten Generation ist dies nicht mehr der Fall.

B. Gegrannter Weizen, ist nur eine Folge der Behandlungsart und des Bodens, indem dies in anderem Boden sich bald ändert. Es gehört dazu:

a) Der weiße gemeine Bart-Weizen (Triticum aestivum), wird als Winter- und Sommerfrucht am liebsten unter anderen Getreidearten gebaut. Als Winterfrucht, wozu er sich gut eignet, giebt er mehlreichere und größere Körner. Eine Spielart davon ist der weiße, sammtartige, gemeine Bart-Weizen.

b) Der rothe gemeine Bart- oder Sommer-Weizen (Triticum aetivum, sativum), als Winterfrucht früh reifend und ergiebig, als Sommerfrucht später reifend und weniger ergiebig.

c) Rother, sammetartiger, gemeiner Bart-Weizen, hält den Winter recht gut aus, artet leicht aus und ist nur wenig ergiebig.

d) Brauner gemeiner Bart-Weizen (Triticum aristatum), nimmt mit weniger gutem Boden fürlieb, wird nicht leicht brandig, verträgt strenge Winter, wird seiner rauhen Grannen wegen vom Wild verschont und giebt ein feines, goldgelbes Mehl.

e) Blauer gemeiner Bart-Weizen, dauert den Winter über selten aus und reift als Sommerfrucht spät, geringen Ertrag gebend.

f) Schwarzer gemeiner Bart-Weizen, bestockt sich, im Februar gesäet, gut und giebt reichlich Körner und Stroh.

g) Weißer Sommer-Weizen (Triticum hibernum), Sommerfrucht, nicht sehr empfehlens-

werth; Spielart davon: weißer Kolben-Weizen, mit weißlichem Samen und bräunlichem Halme.

h) Talavera-Weizen, sehr dauerhaft und ergiebig.

i) Weißer Sammet-Weizen (Tritinum velutinum), erträgt die strengste Kälte, wird als Sommerfrucht im Februar gesäet und hat vollkommene und mehlreiche Körner.

k) Rother Kolben-Weizen, die gewöhnlichste Weizenart, die die strengste Kälte verträgt; Spielart davon ist der gelbe Kolben-Weizen.

l) Rother Sammet-Weizen, nicht beachtenswerth.

m) Igel-Weizen, mit gelbem, kleinem Samen und geringem Ertrag.

n) Buckel-Weizen, wird meist als Sommerfrucht gesäet, hat kleine, aber zahl- und mehlreiche Körner und ist seiner steifen Halme und kurzen Aehren wegen vor dem Lagern geschützt.

C. Englischer Weizen (Bart-Weizen, rauhhaariger Weizen, Triticum turgidum), die Aehren sind vierblumig, weichhaarig, die Spelzen mit oder ohne Grannen, Körner dick, eiförmig, oben behaart, mit sehr erhabenen Rändern; wird meist als Sommerfrucht im April gesäet. Arten:

a) Der weiße englische Weizen, verträgt den Winter nicht, ist aber eine gute Sommerfrucht, artet leicht in den weißen Wunder-Weizen; Spielart davon ist der schwarzgrannige Wunder-Weizen. Verwandt ist auch der Whitington- oder weiße Prämien-Winter-Weizen, die beste der bisher bekannten Weizenarten, in England gekrönt, vegetirt zeitiger im Frühjahr, reift früher, steht ebener und gleichmäßiger in Halmen und Aehren, giebt auch, gelagert, ein vollkommenes Korn und ist überhaupt in Stroh und Aehren vollkommener und gleichmäßiger

ausgebildet, als andere Weizenarten. Dabei fällt er nicht leicht aus, läßt sich leicht abdreschen und steht in höherem Preise.

b) Der weiße sammetartige englische Weizen, hält sehr strenge Winter aus und liefert gutes Futterstroh.

c) Rother englischer Weizen, ist gegen den Winter empfindlich und kann nur im Februar ausgesäet werden.

d) Rother Wunder-Weizen, wird mit vorigem vermischt ausgesäet und ist gegen die Kälte sehr empfindlich.

e) Rother sammetartiger englischer Weizen, verträgt den Winter gut, bestaudet sich stark, reift sehr frühzeitig und ist sehr ertragreich.

f) Rother sammetartiger Wunder-Weizen, bestaudet sich sehr stark, ist sehr ertragreich und reift schon Mitte Juli.

g) Blauer englischer Weizen, nicht beachtenswerth.

D. Bart-Weizen (Triticum ducrum), mit 3 bis 4 Fuß hohen Halmen, 6 bis 8 Zoll langen Blättern und 2 bis 3 Zoll langen Aehren. Dazu gehören:

a) Der dünnährige Bart-Weizen, nicht beachtenswerth.

b) Der weiße Kolben-Bart-Weizen, giebt schöne Körner, gutes Stroh und reift frühzeitig.

c) Der blaue Bart-Weizen, wird in trockenen Sommern dunkelblau, in nassen röthlich, bräunlich oder violett.

d) Der weiße sammetartige Bart-Weizen, hat starke rothe Grannen, welche ihn vor dem Winde schützen.

e) Der weiße Bart-Weizen, bestockt sich, über Sommer gesäet, gut, giebt große helle Samen und

gutes Stroh und reift frühzeitig. Ihm gleich ist der rothe Bart-Weizen.

E. Polnischer Weizen (großer roggenartiger Weizen, walachisches Staudenkorn, Gomer, Gumer, astrachanisches Korn, Triticum Polonicum), Aehren lang, vierblumig, die beiden äußeren Blumen begrannt, die mittleren ohne Grannen, der Same lang, schmal, dünnschalig, oben kurz behaart, der Halm 5 Fuß hoch; wird lieber als Wintersaat benutzt. Es gehören dazu:

a) Der halbgegrannte polnische Weizen.

b) Der kolbenartige polnische Weizen.

c) Der polnische Weizen, sehr ergiebig, mit beträchtlich langen, voll- und großkörnigen Aehren.

Außer diesen sind noch zu bemerken:

F. Vieljähriger Weizen (ägyptischer Doppel-Weizen, Reich-Weizen, Trauben-Weizen, Wunder-Weizen, Wunderkorn (Triticum compositum), die Aehre dreiblumig, mit mehreren Nebenähren versehen und 4 bis 20 Aehren an einem Halme; das Samenkorn giebt ein sehr weißes Mehl, sitzt fest in der Aehre, drischt sich deshalb nicht gut.

G. Tuneser Weizen, das Blatt ist dunkelgrün und breit, die Aehre voll, beinahe vierkantig, 4 bis 5 Zoll lang, der Halm 5 bis 6 Fuß groß, inwendig wie Binsen, mit Mark ausgefüllt, die Grannen weiß und schwarz, lang und stark, die Körner groß, voll, mehr länglich, rothgelblich, sitzen nicht zu fest in der Aehre, enthalt unter allen Weizenarten den meisten Nahrungsstoff. Er gedeiht als Sommersaat besser und bekommt, dünn gesäet, an jedem Stocke 16 bis 18 Halme.

Der Weizen verlangt zu seinem besten Gedeihen einen gut durchdüngten, in langer Kultur stehenden, mit vielem Dünger von Alters her bereicherten Thon-

oder Lehmboden (Weizenboden). In tiefen Gegenden, besonders in den eigentlichen Thälern, leidet er leicht von der Lohe. Je trockner, wärmer und windiger das Klima ist, um so gebundener muß der Boden sein. Winter-Weizen kann nur da mit Vortheil gebaut werden, wo der Schnee nicht viel länger als drei Monate liegen bleibt. In rauhern Gegenden baut man besser Sommer-Weizen. Die beste Vorbereitung zum Winter-Weizen kann nur durch reine Sommerbrache gegeben werden, die um so unerläßlicher ist, je zäher der Boden ist, je später die Vegetation beginnt und je später die Vorfrüchte das Land verlassen. Von den Vorfrüchten sind es besonders Klee, Raps, Bohnen und grüne Brachfrüchte, nach denen Weizen besonders gut gedeiht. Auch nach Hanf, Mohn und Erbsen kommt er sehr gut fort. Nach Kartoffeln, Rüben und Lein ist sein Gedeihen nur dann gesichert, wenn der Boden in hoher Kraft steht und die Vorfrüchte das Land früh verlassen. Zur Saatbestellung soll der Acker zwar rein und kräftig, aber nur mäßig gepulvert sein. Eine zu weit getriebene, staubartige Zerkrümelung bringt leicht Nachtheil. Nach gut bestandenem Klee wird der Weizen gleich auf die erste Furche gesäet, nach vergrastem und mehrjährigem Klee muß aber der Acker früh genug gefurcht werden, daß die Wurzelmasse noch in Fäulniß übergehen und durch mehrmaliges Pflügen die Reinheit des Landes hergestellt werden kann. Kann man zwischen der Saatfurche und der Saat den Acker einige Wochen der Einwirkung der Atmosphäre überlassen, so trägt dies viel zum bessern Gedeihen des Weizens bei. Die gewöhnlichste Saatzeit ist vom 20. September bis 20. October. Unter allen Getreidearten verlangt der Weizen die sorgfältigste Wahl und Vorbereitung des Samens, um dem Brande vorzubeugen. Da sich der Weizen sehr bestockt, so darf er nur

dünn, bei der breitwürfigen Saat 10 bis 12 Metzen auf den Morgen, gesäet werden. Der Same wird auf die rauhe oder auf die vorher abgeeggte Oberfläche ausgesaet und mit der Egge oder dem Exstirpator ziemlich tief untergebracht. Auch kann man ihn mittelst Säemaschinen in 8 bis 10 Zoll von einander entfernte Reihen säen. Der breitwürfig gesäete Weizen wird im zeitigen Frühjahr, sobald der Boden gehörig abgetrocknet ist, mit schweren eisernen Eggen tüchtig aufgeeggt. Gedrillter Weizen wird in den Zwischenräumen mit dem Schaufelpflug oder Scarificator gereinigt und gelockert. Wächst der Weizen im Mai oder Juni zu üppig in die Blätter, so muß man ihn auf kräftigem Boden schröpfen; das Abgeschnittene ist ein gutes Viehfutter. Der Weizen fällt in seinem überdicken Zustande leicht aus, wird hornig oder glasig und muß daher geerntet werden, sobald die Körner nicht mehr zwischen den Fingern zerdrückt werden können. Sie liefern dann auch ein schöneres Mehl. Des leichten Ausfallens der Körner wegen wird der Weizen nicht aufgemandelt, sondern in Gelagen oder Kreuzhaufen getrocknet. Im Durchschnitt der Jahre erntet man auf angemessenem Weizenboden vom Morgen 2½ bis 3½ Scheffel Körner und 16 bis 20 Centner Stroh.

Der Sommer-Weizen unterscheidet sich vom Winter-Weizen nur durch seine kürzere Vegetationszeit und die davon herrührende geringere Vollkommenheit der Körner. Zu seinem Gedeihen verlangt er, besonders in seiner ersten Wachsthumsperiode, viel Feuchtigkeit, übersteht zwar die stärksten Fröste, leidet aber besonders durch Naßkälte und anhaltende Trockenheit. Er ist daher in trockenen Gegenden oder bei trockener Witterung häufig dem Mißrathen ausgesetzt, wenn er nicht unter solchen Verhältnissen auf thonigem, Feuchtigkeit haltendem und humusreichem Boden

gebaut wird. In feuchtem Klima oder bei feuchtwarmer Witterung gedeiht er dagegen auch auf weniger bindigem oder feuchtem Boden. Sommer-Weizen erfordert viel Bodenkraft im aufgelösten Zustande, daher baut man ihn gewöhnlich nach stark gedüngten Hackfrüchten und Klee, selten nach Wintergetreide. Er wird Anfangs April ausgesäet, und zwar stärker als der Winter-Weizen. Zweckmäßige Zubereitung des Bodens und rechtzeitige Saat tragen zur Sicherung des Gedeihens sehr viel bei. Beim Schröpfen des Weizens unterlasse man bei Dürre das Schröpfen ganz, um das Wachsthum des Weizens nicht zu verhindern; bei ziemlich trockener Witterung schröpfe man den Weizen ganz seicht, was die Ausschossung befördert; bei nasser Witterung beschneide man den Weizen tief, wodurch er größere Aehren erhält; bei anhaltender Nässe beschneide man den Weizen, wenn der Ackerboden fett ist, zweimal, aber stets nur seicht.

Der Gebrauch der Weizenkörner ist vielseitig. Man bereitet daraus das feinste und weißeste Mehl, das außer dem Kernmehl zu den feinsten Bäckereien, dann zu Stärke, Gries, Graupen rc. verwendet wird. Auch benutzt man sie mit dem besten Erfolge zur Bereitung von Branntwein, Essig und Bier. Aus der Weizenkleie sondert sich durch das Sieden im Wasser noch eine große Menge Schleim ab. Das Weizenstroh ist weicher, blattreicher und nahrhafter als das Roggenstroh. Von dem Stroh einer besondern Weizenart werden auch allerhand Strohgeflechte gemacht, namentlich Strohhüte rc.

Das Vaterland des Weizens ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen. Einige behaupten, daß er in Sicilien zu Hause sei, Andere, daß er bei den Baschkiren oder in dem Orient wild wachse. Wahrscheinlich ist es, daß unser Weizen mit dem übereinkommt, was die Alten Pyros nannten. Die Benutzung des

Weizens ist wenigstens schon sehr alt, und man findet schon im 5. Buch Moses Erwährung desselben. Auch Homer, Strabo, Theophrastus, Galen und Andere aus der ältern Zeit erwähnen seiner. — —

Der berühmte Dr. Sprengel sagt in seinen „Erfahrungen über die Pflanzen-Kultur":

I. Von der Kultur des Weizens. Es giebt sieben Arten und sehr viele Spielarten des Weizens. Zwei Hauptverschiedenheiten entstehen durch die Farbe des Korns: eine weißliche und eine röthliche; diese beiden Arten kommen wieder in zwei Verschiedenheiten vor: die mit sammetartiger und die mit glatter Spelze. — Die meisten Spielarten werden wohl in England angetroffen.

Metzger unterscheidet besser:

Als Art 1. Gemeiner Weizen (**Triticum vulgare**).

Spielarten desselben:

a. weißer gemeiner Bartweizen;
b. weißer sammetartiger gemeiner Bartweizen;
c. rother gemeiner Bartweizen;
d. rother sammetartiger gemeiner Bartweizen;
e. brauner gemeiner Bartweizen;
f. schwarzer gemeiner Bartweizen;
g. weißer Kolbenweizen mit weißen Samen;
h. " " " gelben "
i. " " " sammetartig. Samen;
k. gelber Kolbenweizen;
l. rother "
m. " " mit sammetart. Samen;
n. Igelweizen mit weißlichen Samen.

Als Art 2. Englischer Weizen (**Triticum turgidum**).

Spielarten desselben:

a. weißer sammetartiger englischer Weizen;

b. rother sammetartiger englischer Weizen;
c. " " Wunderweizen;
d. blauer englischer Weizen;
e. blauer Wunderweizen.

Als Art 3. Bartweizen (Triticum durum).

Als Art 4. Polnischer Weizen (Triticum Polonicum).

Als Art 5. Spelz (Dinkel) (Trit. Spelta).
Spielarten desselben:
a. weißer Granenspelz;
b. rother "
c. blauer "
d. weißer Spelz;
e. rother "

Als Art 6. Emmer (Triticum amyleum).
Spielarten desselben:
a. weißer Winteremmer;
b. rother "
c. schwarzer "

Als Art 7. Einkorn (Tritic. monococcum).

Wer mit dem besten Erfolge Weizen kultiviren will, muß nun von den hier aufgezählten verschiedenen Arten und Spielarten sich je nach der Art des Bodens und Klima's eine Sorte auswählen, wozu natürlich comparative Versuche nöthig sind. Hier gedeihet wohl von der Art des gemeinen Weizens (Triticum vulgare) der schwarze gemeine Bartweizen am besten, dort ist es dagegen der weiße gemeine Bartweizen, oder der gelbe Kolbenweizen, welcher den größten Ertrag liefert. Den rothen dickschäligen Weizen säet man am liebsten auf strengen Thonboden; wird er dagegen auf leichtere Bodenarten gebracht, so artet er bald aus. Seine Hülse ist um so dicker, je feuchter der Boden ist, und dadurch wird er im Preise gegen die feinhülsigeren Sorten oft um 15 pCt. heruntergesetzt; dennoch wird er wohl am häufigsten auf

strengem Weizenboden angebaut, da er sehr ergiebig und nicht so empfindlich gegen die Witterung ist, als die anderen Sorten. Auf mürben Lehmboden säet man dagegen lieber den weißen, mit glatter Spelze versehenen Weizen, da er von den Bäckern wegen seines besseren Mehls vorgezogen und auch theurer bezahlt wird.

Vor mehreren Jahren waren auch die Sammetweizenarten sehr beliebt, indem sie das weißeste Mehl liefern; indeß ist man jetzt von ihrem Anbau meist zurückgekommen, da man gefunden hat, daß sie zu zärtlich sind und, was das Schlimmste ist, sehr leicht befallen; man giebt jetzt wieder den glattspelzigen Sorten den Vorzug. Indeß hat man auch bemerkt, daß manche Bodenarten, die seit langer Zeit dieselbe Weizensorte trugen, reichlichere Ernten liefern, wenn man sie zur Abwechselung einmal mit einer anderen Sorte Weizen besäete; es kann deshalb vortheilhaft sein, auch einmal den weißen sammetartigen englischen Weizen anzubauen.

Der Weizen ist von allen grasartigen Getreidepflanzen, die wir in unserem Klima anbauen, die edelste; er wird am theuersten bezahlt, nicht nur, weil er in dem kleinsten Raume die größte Menge Nahrung einschließt, sondern auch, weil sich aus seinem Mehl die schmackhaftesten Speisen bereiten lassen. Ungeachtet dessen wird, wenn es der Boden nur irgend gestattet, in Deutschland dem Roggen meist der Vorzug gegeben, einmal weil derselbe immer sicherer als der Weizen geräth, besonders mehr Stroh liefert, und dann auch, weil dessen Versilberung leichter und sicherer als die des Weizens zu bewerkstelligen ist (es sei denn, das Ausland — England und Frankreich — bedürfte gerade viel), indem das Mehl des Roggens zur Bereitung unseres von Jedermann gern genossenen Roggenbrotes dient. Anders ist es dagegen in

England und Frankreich, wo jeder Tagelöhner nur Weizenbrod genießt.

Mehrere Länder Europa's zeichnen sich durch den schönen Weizen, welchen sie produciren, aus, so England (Essex und Kent), Polen (Wolhynien und Sandomir), Spanien (Andalusien), Sicilien u. s. w. Der berühmteste und von den Engländern am besten bezahlt werdende Weizen ist jedoch der Sandomirsche; derselbe hat eine außerordentliche Weiße und ist wegen seiner Dünnschaligkeit überaus mehlreich.

Der Weizen ist schon mehrere Male chemisch untersucht worden; die organischen und unorganischen Bestandtheile desselben wurden natürlich je nach der Art, je nach dem Boden, dem Klima und der Düngung, oder je nach den Jahrgängen etwas verschieden gefunden. Kommt z. B. viel Kleber darin vor, so ist auch der Schwefel-, Phosphor- und Stickstoffgehalt größer, da der Stickstoff, Schwefel und Phosphor zu den Elementarbestandtheilen des Klebers gehören.

Nach Boussingault's neuester Elementar-Untersuchung bestehen die Weizenkörner in 100 aus:

Kohlenstoff	46,10
Wasserstoff	5,80
Sauerstoff	43,40
Stickstoff	2,29
mineralische Körper (Asche)	2,41
	100,00.

Dagegen besteht das Weizenstroh in 100 aus:

Kohlenstoff	48,48
Wasserstoff	5,41
Sauerstoff	38,79
Stickstoff	0,35
mineralische Körper (Asche)	6,97
	100,00.

100 Theile der Weizenkörner-Asche bestehen aus:

Schwefelsäure		1,0
Phosphorsäure		47,0
Kalkerde		2,9
Talkerde		15,9
Kali		29,5
Kieselerde		1,3
Chlor	Spuren	—
Natron	Spuren	—
Kohle, Feuchtigkeit und Verlust		2,4
		100,0.

Ich (Dr. Sprengel) fand in der Weizenkörner-Asche bei weitem mehr Natron, weniger Phosphorsäure und weniger Kali.

100 Theile der Weizenstroh-Asche enthalten:

Schwefelsäure	1,0
Phosphorsäure	3,1
Chlor	0,6
Kalkerde	8,5
Talkerde	5,0
Kali	9,2
Natron	0,3
Kieselerde	67,6
Eisen- und Alaunerde	1,0
Kohle, Feuchtigkeit und Verlust	5,7
	100,0.

Ich fand mehr Natron und Kalkerde darin.

Auf nassem Wege untersucht, fand Vauquelin das feinste Mehl des Weizens bestehend aus:

Feuchtigkeit	10,0
Kleber	10,47
Stärkemehl	71,49
Zucker	4,72
Gummi	3,32
	100,00.

Vogel fand 24,3 Kleber, dagegen aber weniger Stärkemehl.

Die ganzen Körner des Weizens bestehen nach Einhof aus:

Hülsentheile	12,5
Schleimzucker	5,0
Kleber	12,5
Stärkemehl	60,5
Feuchtigkeit	9,5
	100,0.

Kazenberger fand im neapolitanischen Weizen 14,7 Kleber und 71,8 Stärkemehl. Aus diesem Allen erhellet mithin, daß die Art, das Klima und der Boden auf die Bestandtheile der Früchte einen großen Einfluß haben, und daß deshalb weder zwei Analysen des Weizens, noch zwei aller übrigen Pflanzen genau übereinstimmen können, mögen sie nun auf trocknem oder nassem Wege untersucht sein. Wollen wir also Berechnungen, gestützt auf die chemischen Untersuchungen vornehmen, z. B. was ihren Futterwerth oder die Aussaugung des Bodens anbetrifft, so müssen wir dazu die Durchschnittszahlen benutzen.

Das Weizenstroh (sicilianischer Weizen) besteht nach der Untersuchung von Zenneck aus:

Eine graue Materie, die ein wenig Stärke enthält	5,30
Zucker	0,07
Pflanzeneiweiß	0,01
Schleim	4,00
Extractivstoff	0,04
Durch Kali ausziehbare Körper (Pectin)	0,18
Holzfaser	87,50
Feuchtigkeit	2,90
	100,00.

Nach meinen Untersuchungen besteht das reife lufttrockne Stroh des gewöhnlichen Weizens (**Triticum vulgare**) aus:

In warmem und kaltem Wasser löslichen Theilen (Schleim, Pflanzeneiweiß, Zucker und Extractivstoff)	7,60
Gallertsäure (Pectin) in Kali löslich	40,43
Wachs und Fett	0,47
Holzfaser	51,50
	100,00.

Ob mehr oder weniger unverdauliche Holzfaser im Stroh enthalten ist, hängt von dem Grade seiner Reife ab. Ich untersuchte es, als es eben anfing, gelb zu werden; Zenneck mag es todtreif untersucht haben, deshalb fand er auch wohl so wenig in Wasser und Kali lösliche Körper.

Der Weizen verlangt zu seinem Reifwerden ein warmes Klima, so daß er da, wo er nicht genug Wärme findet, entweder gar nicht angebaut werden kann, oder nur flache, leichte, dickhülsige Körner bekommt. Dies ist überhaupt wohl der Grund, weshalb die Kornarten aller nördlichen feuchten Marschländereien ein so geringes Gewicht haben. Das Stroh derselben ist dafür um so nährender, denn die Bestandtheile, welche zur Körnerausbildung bei mehr Wärme gedient haben würden, sind im Stroh sitzen geblieben. — In manchen Ländern, z. B. in Schottland, ist der Weizen nicht mehr fortzubringen, sobald sich der Boden 600 Fuß über das Meer erhebt; im südlichen Deutschland gedeihet er dagegen noch auf Bergen, die einige Tausend Fuß über der Meeresfläche erhaben sind. Natürlich liegt dieses in dem verschiedenen Breitengrade beider Länder, indem sich Schottland unter dem 58sten und Süddeutschland unter dem 45sten Grade nördlicher Breite befindet.

Der Winter-Weizen kann immer nur da mit Sicherheit angebaut werden, wo der Schnee nicht über drei Monate lang den Boden bedeckt. Gegen Dürre ist er dagegen weniger empfindlich als der Roggen; hauptsächlich wohl aus dem Grunde, weil er mehr und breitere Blätter als dieser hat, und damit die Feuchtigkeit aus der Luft anzieht. Nässe schadet ihm weniger leicht als dem Roggen, dagegen ist er empfindlicher gegen Kälte, so daß manche Weizenarten, z. B. der weiße englische, im strengen Winter gewöhnlich erfrieren. Viele Weizensorten können sogar nur als Sommerfrucht angebaut werden.

Man glaubt, daß derjenige Boden am besten für den Weizen geeignet sei, welcher lehmig oder thonig, kräftig, tiefgründig und humusreich ist, und er gedeihe, behauptet man, dann am besten auf ihm, wenn er auch etwas Kalk enthalte.

Im Ganzen genommen, wächst zwar der Weizen besser auf einem thonigen, als auf einem sandigen, leichten Boden, indeß darf man nicht glauben, daß zum Gedeihen des Weizens durchaus ein strenger oder thoniger Boden nöthig sei. Dagegen ist es völlig richtig, daß der Weizen von allen Halmgetreidefrüchten auf schwerem Thonboden noch am besten geräth. Er wächst auch sehr gut auf den leichteren, ja selbst den sandigen Bodenarten, sofern es denselben nur nicht an Feuchtigkeit und den Körpern fehlt, welche er als Nahrung bedarf; hiervon kann man sich nicht nur an zehn, sondern an vielen hundert Orten überzeugen. Vor der Mergelung wagte es z. B. Niemand, Weizen auf den leichten Bodenarten zu säen, jetzt aber, nach der Mergelung, geschieht es, weil er gut darnach geräth, überall; denn durch den Mergel erhielt der leichte Boden alle diejenigen Mineralien, welche ihm, um guten Weizen tragen zu können, früher abgingen. Die gewöhnliche Meinung ist, der

Weizen gedeihe auf den leichten Bodenarten nur deshalb nicht, weil es denselben an Bindigkeit fehle. Der Weizen liebt zwar, das ist nicht zu läugnen, einen nicht zu losen Boden, aber man legt, so scheint es mir, ein zu großes Gewicht auf die physische Beschaffenheit desselben. Mag der Boden auch noch so feucht, tief, lehmig, thonig, kalk- und humusreich sein, der Weizen geräth, wenn es demselben an den Körpern fehlt, die Stickstoff, Schwefel, Kali, Natron, Chlor, Phosphor und Talkerde enthalten, dennoch nicht, indem diese Stoffe, wie es ja die chemische Untersuchung des Weizens zeigt, gleichfalls zu seiner Ausbildung erforderlich sind. Je thoniger nun aber ein Boden ist, um so eher enthält er ursprünglich alle diese Stoffe, wenn oft auch nur in sehr geringer Menge, und das ist denn wieder der Grund, weshalb der Weizen in der Regel auf den schweren, thonigen Bodenarten besser, als auf den leichten, sandigen gedeiht, indem die letzteren, wie es überall die chemische Analyse schon gezeigt hat, arm an den genannten sieben Stoffen sind. — Der niemals gedüngt werdende thonige und mergelige Boden in manchen Gebirgsgegenden (Fürstenthum Göttingen) bringt alle 6 bis 9 Jahre ärmlichen Weizen hervor; aber alle jene Bodenarten enthalten auch die genannten Mineralien in der Menge, als sie der Weizen zu seinem kümmerlichen Wachsthume bedarf. Es fehlt ihnen hauptsächlich noch der Stickstoff und Kohlenstoff, um ganz vorzüglichen Weizen zu liefern; das sieht man wenigstens daraus, daß, wenn ein kleines Stück einmal etwas Mist erhält, es sogleich sehr schönen Weizen trägt.

Als Vorfrucht liebt der Weizen besonders den Klee, die Bohnen, die Luzerne und Esparsette, den Raps, die Erbsen und die Wicken. Vom rothen Klee sagt man: „er ist der Vater des Weizens"; dies ist sehr natürlich, da dieses Gewächs mit seinen Wurzeln

tief in den Boden dringt, und dadurch die Ackerkrume für den Weizen bereichert, indem doch immer viele Blätter abfallen und alle Wurzeln des Klees, die oft 4—5000 Pfund pro Morgen wiegen, dem Lande verbleiben. Dazu kommt noch, daß der Klee mit seinen Wurzeln gerade diejenigen Stoffe aus der Tiefe hervorholt, welche der Weizen zu seinem Gedeihen nöthig hat; dasselbe thut nun aber auch die Luzerne und Esparsette, und da beide Gewächse noch mehr Wurzeln als der Klee im Lande lassen, so bringt diese in Verwesung übergehende große Wurzelmasse ein so üppiges Wachsthum des folgenden Weizens hervor, daß man in manchen Ländern, z. B. in der Pfalz, die alten Esparsette- und Luzernefelder, ohne zu düngen, wohl zwei Mal hintereinander mit Weizen besäet und dennoch oft Lagergetreide erhält. Da dieses nun, wie ich mich durch den Augenschein überzeugt habe, selbst auf lehmigem Sandboden der Fall ist, so erhalten wir hierdurch einen abermaligen Beweis, daß es der Thonboden nicht allein ist, auf welchem der Weizen gut gedeihet.

Ist der Boden sehr thonig oder streng, so gedeihet der Weizen immer am besten nach reiner, gut bearbeiteter Sommerbrache. Wird aber die Brache gedüngt, so soll es niemals die Saatfurche sein, indem man sonst wohl viel Stroh, aber wenig Körner erntet. Der Mist treibt die Pflanzen zu sehr, wenn er mit der Ackerkrume nicht gehörig vermischt ist, und überdem leiden sie leicht am Rost oder legen sich bald.

Man hat aber auch schon sehr oft die Bemerkung gemacht, daß der Weizen nach r e i n e r gedüngter B r a c h e nicht so gut als nach rothem Klee geräth; der Grund dieser Erscheinung ist ohne Zweifel der, daß die Kleestoppel jedesmal dem Weizen gerade diejenigen Stoffe in großer Menge darbietet, welche er zu seiner vollkommensten Ausbildung bedarf, während

sehr oft durch den Mist von manchen Stoffen eine zu geringe Quantität in den Boden gelangt, um guten Weizen davon erwarten zu dürfen. Dieses läßt sich, wenn es verlangt wird, sogar mathematisch beweisen; man hat aber auch nur nöthig, den Gehalt an Stickstoff und phosphorsaurer Talkerde der Kleestoppel mit dem des gewöhnlichen Strohmistes und dem einer guten Weizenernte zu vergleichen, um sogleich zu erkennen, weshalb der Weizen nach Klee zuweilen besser als nach reiner gedüngter Brache geräth. Einige Naturforscher (Macaire und de Candolle) behaupten dagegen, daß der Klee, wie überhaupt alle kleeartigen Gewächse, deshalb für den Weizen eine so gute Vorfrucht seien, weil sie mit ihren Wurzeln eine Substanz aussondern, die ihm zur gedeihlichsten Nahrung diene. Beleuchten wir jedoch diese Behauptung näher, so sehen wir sogleich, daß sie ganz grundlos ist. Die Excremente der Kleewurzeln bestehen nämlich nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, und dann auch können sie pro Morgen höchstens 100 Pfund wiegen.

Läßt man den Weizen auf einjährigem Klee folgen, so säet man ihn am besten auf eine Furche. Das Land muß dann aber schon vier Wochen vor der Aussaat gepflügt werden. Man egget die Weizensaat unter oder bedient sich zum Unterbringen desselben des Grubbers, und walzt zuletzt mit einer schweren Walze, damit die Furchen nicht hohl liegen bleiben, vielmehr durch das Andrücken gleich gut faulen. Besser noch gelingt die Bestellung des Feldes, wenn man die Kleenarbe mit Hülfe des Schälsechs umpflügt; dazu gehört denn freilich ein steinfreier Acker. Ein mehrjähriges Kleefeld ist dagegen meist zu dicht und fest, um es einfährig bestellen zu können; dazu kommt auch wohl, daß Quecken sich angesiedelt und allerhand Insekten und Würmer sich eingefunden haben, die durch

eine halbe Sommerbrache oder durch ein dreimaliges Pflügen vor der Aussaat erst vertilgt werden müssen. Viele behaupten jedoch, der Boden werde durch das dreimalige Bearbeiten in so kurzer Zeit für den Weizen zu lose oder schwammig, und damit er doch so fest werde, als es der Weizen liebt, treibt man wiederholt die Schafe darüber oder überzieht ihn mehrere Male mit einer recht schweren Walze. In England hat man zu diesem Zwecke ein eigenes Instrument, den sogenannten „Furchen- oder Landpresser". Denn auch dort will man die Erfahrung gemacht haben, daß der Weizen keinen lockeren Boden liebe. Ich muß gestehen, daß ich auf diesen mechanischen Einfluß kein großes Gewicht lege, vielmehr überzeugt bin, daß durch das Festdrücken eine bessere Gahre (Fäulniß) der Bodenbestandtheile herbeigeführt wird. Man findet den vortrefflichsten Weizen auf Boden, der nichts weniger als fest ist, und käme es deshalb hier auf einen comparativen Versuch an, um zu sehen, ob er nach dem Zusammenpressen des Bodens wohl noch besser wächst.

Folgt Weizen nach Klee auf leichtem Boden, der nicht reich ist, so fährt man bei Zeiten auch wohl Mist auf das Kleeland, läßt den Klee eine Hand lang durchwachsen und pflügt ihn sammt dem Mist unter. Der Weizen geräth hier in der Regel vorzüglich.

Es giebt auch Bodenarten, z. B. in den Marschen an den Küsten der Nordsee, die den Weizen so sehr begünstigen, daß man, allen Regeln des Fruchtwechsels zum Trotz, erst Roggen oder Wintergerste vorangehen lassen muß, damit er nicht so üppig wachse, daß er sich lagere. Der Roggen oder die Wintergerste scheinen mithin dem Boden das Uebermaaß gewisser Bestandtheile, die dem Weizen schaden, zu entziehen, ohne selbst Schaden dadurch zu nehmen. Es sind also hier zwei Halmfrüchte, die den Boden zum

Weizen erst vorbereiten; sie stimmen ihn herab, oder mäßigen seine Kräfte.

Nach Hafer wächst, wenn stark zu demselben gedüngt worden und das Lend rein von Wurzelunkraut ist, auf manchen Bodenarten gleichfalls sehr schöner Weizen; derselbe soll das Eigenthümliche haben, daß er etwas früher reif wird; auch behauptet man, daß er nicht so leicht als anderer Weizen vom Froste leide. Wie viel wird aber oft behauptet, von welchem es sich bei näherer Untersuchung erweist, daß Täuschung zu Grunde lag!

Nach Gerste gedeihet der Weizen selten, es sei denn auf dem vorhin genannten Marschboden. Nach Buchweizen geräth er aber niemals gut, und dennoch gehört derselbe zu den sogenannten Blattfrüchten und giebt eine so gute Vorfrucht für Roggen ab! Diese merkwürdige Erscheinung läßt sich wohl nur dadurch erklären, daß der Buchweizen dem Boden sehr viel Talkerde, Kali und Phosphorsäure entzieht, und daß Weizen gleichfalls sehr viel von diesen drei genannten Stoffen als Nahrung bedarf.

Wenngleich es in der Regel sehr unvortheilhaft ist, zwei Jahre hinter einander auf dasselbe Feld Weizen zu säen, so geschieht es doch zuweilen der allzu großen Fruchtbarkeit des Bodens wegeu; vorhin wurde schon brmerkt, daß man auf ein altes umgebrochenes Luzernfeld zwei Mal Weizen hintereinander säe. Will man ihn zwei Mal hintereinander folgen lassen, so thut man wohl daran, die zweite Saat zur Hälfte mit Roggen vermischt, auszusäen, indem die Erfahrung (in Belgien) gelehrt hat, daß der Weizen zwischen dem Roggen wachsend besser als allein gesäet geräth. Man säet das erste Mal dann auch wohl eine andere Spielart als das zweite Mal.

Am gerathensten ist es ohne Zweifel immer, dem Weizen eine solche Stelle in der Fruchtfolge anzuwei-

sen, wo der Boden noch so kräftig ist, daß nicht mit frischem Miste zu ihm gedüngt zu werden braucht, indem er nach diesem zu sehr in's Stroh wächst, dickhülsig wird, sich leicht legt und mehr den Krankheiten unterworfen ist. Eine Kalk- oder Mergeldüngung kann dagegen ohne Gefahr angewendet werden, ja sie ist ihm sogar sehr dienlich, da er danach schöne mehlreiche Körner mit feiner Hülse bekommt.

Eben so dienlich ist ihm ein guter Compost, d. h. ein Compost, der reich an denjenigen Körpern ist, welche zur Hauptnahrung des Weizens gehören, so Stickstoff, Schwefel, Phosphor, Chlor, Kali, Kalk und Talkerde; deshalb gedeihet denn auch der Weizen so gut nach einer Düngung mit Holzasche, Knochen und Oelkuchenpulver, indem ihm eben diese Materialien viel Phosphor, Kalk, Talk, Stickstoff u. s. w. darzubieten haben. Am meisten hat man sich indeß davor zu hüten, daß er durch das Düngungsmittel nicht zu viel Stickstoff erhalte (Schafmist). Dagegen sind von größter Wichtigkeit für ihn die phosphorsauren Salze, und gerade deshalb mit wirkt die Knochendüngung so vortheilhaft auf seinen Körnerertrag. Aus einer leicht darüber anzustellenden Berechnung ergiebt sich, daß 400 Pfund Knochen so viel Phosphorsäure enthalten, als in 1000 Pfund Weizenkörner befindlich sind.

Bei der Bestellung des Weizens kommt es hauptsächlich auf die Berücksichtigung folgender Gegenstände an:

Der Same muß, wenn gute Pflanzen daraus entstehen sollen, wie alle Samen, von denen man eine gute Ernte zu machen wünscht, recht voll und gesund sein; oft hat er aber äußerlich ein schönes gesundes Ansehen und taugt dennoch nicht zur Saat. Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, was besonders bei dem Ankauf fremder Saat von Wichtigkeit ist, spaltet

man das Samenkorn an der Stelle, wo es seine Rinne hat, und sieht man dann, daß es nahe an derselben mißfarbig ist, oder daß wohl gar die dunklere Farbe bis nach dem Embryo sich hinzieht, so kann man annehmen, daß das Korn verdorben sei, oder nicht zur Saat tauge. Dasselbe gilt auch von allen übrigen Halmgetreidesamen.

Das Wechseln der Saat wird beim Weizen von Vielen sehr gern vorgenommen, und giebt man der auf geringerem Boden gewachsenen meist den Vorzug. Auch nimmt man die aus einem kalten Klima stammende lieber, als die, welche ans einem warmem Klima herrührt.

Der Weizen erfordert keine so sorgfältige Bestellung, als die meisten übrigen Getreidefrüchte, und verträgt es sogar, daß er bei Regenwetter eingeegget (eingeschmiert) wird. Er erfordert keinen so lockeren Boden, als z. B. Roggen und Gerste, weshalb es ihm denn auch genügt, wenn er nach Klee, Bohnen, Erbsen und Wicken auf eine Furche gesäet wird, wobei jedoch immer vorausgesetzt wird, daß das Land nicht verqueckt sei, und daß er frühzeitig in die Erde komme. Die frühzeitige Saat verdient aber auch um deswillen vorgezogen zu werden, weil sie weniger leicht als die späte befällt, d. h. mit Rost bedeckt wird. Der früh gesäete Weizen wird zwar etwas dickhülsiger als der spät gesäete, dafür geräth er aber auch um so sicherer, so daß das, was an Qualität verloren geht, doppelt und dreifach durch die Quantität ersetzt wird. — In den meisten Gegenden Norddeutschlands säet man den Weizen Ende September und Anfang October; besser dürfte es aber wohl sein, ihn von Anfang bis Mitte September zu säen; je kälter übrigens der Boden und je kälter und rauher das Klima ist, um so zeitiger muß er gesäet werden. Hier säet man im Herbst den Roggen zuerst, dort sucht man zuerst

mit der Bestellung des Weizens fertig zu werden. Säet man ihn auf kräftigem, mürbem Boden zu früh, so überwächst er sich leicht und verliert dadurch an Kraft; wird er dagegen auf magerem Boden zu früh gesäet, so vergelbt er; die Erfahrung kann also nur entscheiden, welche Saatzeit die beste ist und innegehalten werden muß.

Die Weizenkörner müssen etwas tiefer als die Roggenkörner unter der Erde zu liegen kommen (1½ bis 2 Zoll ist die angemessenste Tiefe), indem die Wurzeln, wenn sie flacher als 2 Zoll sitzen, leicht vom Froste Schaden nehmen. Auf trocknem Boden und in rauhen Klimaten pflügt man die Saat sogar 4 Zoll tief unter und hat erfahren, daß dies immer den größten Nutzen gewährt. — Da sich der Weizen stärker als der Roggen bestaudet und auch im Frühjahr immer noch viel Seitentriebe macht, indem er nicht so schnell als der Roggen in die Höhe schießt, so kann er dünner als dieser gesäet werden. Ueberhaupt hat man sich sehr zu hüten, ihn nicht zu dick zu säen; denn es ist nicht selten der Fall, daß die dickste Saat im Herbst den schwächsten und lückenhaftesten Stand im Frühjahr zur Folge hat; wird zu dick gesäet, so schwächen sich alle Pflanzen wechselseitig und gehen danach bei übler Witterung (abwechselndem Frost und Thauwetter) um so leichter zu Grunde. Es wird zwar behauptet, der etwas dick gesäete Weizen leide weniger durch das Befallen, indeß ist hieran mit Grund zu zweifeln. Auf kräftigem und reinem Boden steht er im Frühjahre dick genug, wenn sich auf je 8 bis 9 Quadratzoll eine Pflanze befindet. Die Quantität oder Menge der Aussaat, nach Scheffeln gerechnet, muß natürlich eben so stark oder doch beinahe so stark als die des Roggens sein, da bei der Dicke der Körner weniger in den Scheffel gehen: von manchen Arten gehen nur 600,000 Körner in den Berliner

Scheffel. Besonders sind es die Engländer, welche eine dünne Aussaat des Weizens anempfehlen; hiernach würden schon 8 Metzen auf den Morgen hinreichen.

Nach der Aussaat wird hier das Land gewalzt, dort geschieht es nicht. Man hält das Walzen für schädlich, wenn der Boden so feucht ist, daß er sich leicht schließt, oder wenn er, an der Luft liegend, leicht zerfällt; denn bleiben dann nach dem Eggen auch noch kleine Klöße übrig, so krümelt doch die Erde derselben im Frühjahre an die Pflanzen und befördert so ihr Wachsthum.

Der Weizen verträgt zwar viel Nässe, nichts desto weniger muß ein mit demselben bestelltes Feld gehörig mit Wasserfurchen versehen sein; denn ist der Boden tief gefroren und thaut im Frühjahr der Schnee auf, so bleibt das Wasser, wenn es keine Furchen zum Abziehen findet, auf der Oberfläche stehen, und die Ackerkrume geräth dann in einen gefährlichen breiartigen Zustand. Selbst wenn der Boden mit vielen unterirdischen Abzügen versehen sein sollte, darf es nicht an Wasserfurchen oder Beetfurchen fehlen, indem das Wasser wegen des Frostes nicht in dieselben dringen kann.

Man hält es für ein gutes Zeichen, wenn die Saat nicht allzu schnell aufläuft (vorausgesetzt, daß dieses nicht die Folge allzu großer Dürre ist), indem sich dann die Wurzeln kräftiger entwickeln. Die Keime aller Körner sollen aber gleichzeitig zum Vorschein kommen. Die ersten Blätter einer kräftigen, gesunden Weizensaat müssen eine bräunlich grüne Farbe haben. Je schneller sich nun die Pflanzen bestauden, und je länger es im Frühjahr dauert, ehe die Halme in die Höhe schießen, desto mehr Aussicht ist zu einer guten Ernte vorhanden. Was die Knoten der Halme anbetrifft, so müssen diese dick und dunkelgrün sein;

sind aber die Blätter sehr lang und breit, und haben sie auch eine tief dunkelgrüne Farbe, so ist sehr zu befürchten, daß der Weizen befallen, d. h. am Rost leiden werde. Dies ist das Schlimmste, was ihm begegnen kann, indem in Folge dieser Krankheit die Körner oft nicht halb so dick als gewöhnlich werden.

Keine Getreidefrucht ist wohl für eine zur rechten Zeit vorgenommene Pflege dankbarer, als der Weizen. Er liebt es besonders, daß man ihn im Frühjahre aufegge, hauptsächlich wenn der Boden thonig und geschlossen ist. Eine schon für verloren gehaltene Weizensaat erholt sich nach dem tüchtigen Uebereggen oft wunderbar. Die Eggen müssen aber auf thonigem Boden schwer und recht scharf sein, sonst nutzt die Arbeit wenig oder gar nichts; die Eggzacken sollen nicht allein den Boden aufritzen oder oberflächlich lockern, sondern auch das Unkraut zerstören. Ist jedoch die Witterung beim Eggen sehr trocken, so muß das Feld sogleich gewalzt werden, indem dadurch die losgerissenen Wurzeln wieder mit dem Boden in Verbindung kommen. Das Eggen muß überhaupt im Frühjahre gerade dann vorgenommen werden, wenn der Weizen eben zu vegetiren anfängt. Sind die Stöcke sehr durch den Frost herausgehoben, so darf natürlich die Arbeit nicht vorgenommen worden, man walzt die Saat dann vortheilhafter. Eine Drillsaat kann gleichfalls nicht geeggt werden, da die Eggezacken zu unregelmäßig eingreifen. Noch besser ist es, statt der Egge auf thonigem Boden sich des Scarificators zu bedienen, indem die Messer dieses Instrumentes besser und tiefer als die Eggezacken eindringen.

Am vorzüglichsten gedeihet der Weizen, wenn man ihn drillt; besonders wohl aus dem Grunde, daß er sich im Frühjahr noch sehr bestaudet, und nicht so schnell, wie z. B. der Roggen in die Höhe wächst. Durch das Behäufeln des Wurzelstocks oder der un

tersten Knoten der Halme mit Erde im Frühjahr entstehen jedesmal neue Wurzeln und Seitentriebe. Drillt man Weizen, so läßt man die Saatreihen nicht über 8 Zoll von einander entfernt sein, da die Erfahrung gelehrt hat, daß er so den größten Ertrag liefert.

Bei allzu üppig stehendem Weizen wird, damit er sich nicht lege, im zeitigen Frühjahr das Schröpfen angewendet; auch wird es, wenn es nöthig sein sollte, noch einmal wiederholt. Es wurde schon früher bemerkt, daß man dabei die größte Vorsicht und Umsicht anzuwenden habe.

Die Zeit der Blüthe ist der Zeitpunkt, wo sich der Weizen, wie überhaupt alle Halmgetreide, am ersten lagert. Erfolgt es vor dem Abblühen, in Folge heftiger Winde und Regen, so richtet er sich meist wieder auf; erfolgt es aber von selbst, so ist dieses ein Zeichen von zu üppigem Wachsthume und Schwäche der Halme, er bleibt dann liegen und liefert nur einen sehr geringen Körnerertrag, so wie schlechtes, nahrungsloses Stroh.

Kränkelnde Weizensaaten überdüngt man im Frühjahr mit Jauche, Oelkuchen, recht feinem Knochenpulver und Compost. Es werden zu diesem Zwecke mit Nutzen auch wohl mehrere mineralische Körper angewendet werden können, so z. B. Natronsalpeter, in Schwefelsäure aufgelöste Knochen, Talkerdesalze 2c. Comparative Versuche, durch Hülfe der Chemie vorgeschrieben, würden bald mehr Licht hierüber verbreiten.

Auch das Ausziehen des Unkrautes ist dem Weizen im Frühjahr sehr nützlich, und kann lange fortgesetzt werden, da er so langsam in die Höhe schießt.

Ist der Weizen an einzelnen Stellen des Feldes im Winter gänzlich zu Grunde gegangen, so besetzt man sie mit Pflanzen, die man da wegnimmt, wo er zu

dicht steht, oder man besäet sie mit Sommerweizen, der etwas eingeharkt wird. In England steckt man die einzelnen Körner in diesem Falle in den Boden, dibbelt, um Samen zu ersparen.

Die Ernte des Weizens muß zur rechten Zeit und mit vieler Vorsicht vorgenommen werden, denn er fällt noch leichter als der Roggen aus, weshalb es, wie schon früher erwähnt, gut ist, ihn, wenn er nicht zu Samen dienen soll, etwas vor der völligen Reife zu mähen. Er giebt, wo ihm der Boden günstig ist, oft einen sehr großen Ertrag an Körnern. In den Seemarschen erntet man vom Magdeburger Morgen wohl 24 bis 25 Berliner Scheffel. Der gewöhnliche Ertrag ist in indeß 8 bis 12 Scheffel auf den Morgen.

Das Verhältniß des Strohes zu den Körnern ist meist wie 100 : 40—50, d. h. auf 100 Pfund Stroh kommen 40 bis 50 Pfund Körner.

Von allen Getreidefrüchten saugt der Weizen den Boden am meisten aus, d. h. er entzieht ihm gerade diejenigen Stoffe, welche er in der Regel nur in sehr geringer Menge zu enthalten pflegt, und welche auch die übrigen Früchte als Nahrung bedürfen; zu diesen gehören, wie schon vorhin bemerkt, besonders der Stickstoff, der Phosphor, die Talkerde und das Kali. Da wir nun aber schon ganz genau wissen, wie viel von diesen Körpern 100 Pfund Weizenkörner nebst ihrem Stroh dem Boden entziehen, so können wir auch leicht berechnen, wie viel demselben, wenn er in Kraft bleiben soll, durch die Düngungsmittel von jedem Stoffe wiederzugeben ist. Der Weizen greift indeß auch noch den Humus des Bodens sehr an, da er, gleich allen Halmgetreidefrüchten, nur wenig Kohlensäure mit seinen Blättern aus der Luft anzieht; wir dürfen wohl annehmen, daß $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{5}$ des Kohlenstoffs, welcher in einer Weizenernte enthalten ist, vom Hu-

mus des Bodens herrührt; düngen wir also alle 3 bis 4 Jahre, so dürfte sich der Kohlenstoffgehalt des Bodens wohl immer gleich bleiben. Da nun der Weizen den Boden sehr entkräftet, so soll sich der Landwirth durch den hohen Preis desselben nicht verleiten lassen, davon mehr zu erbauen, als die Kräfte seines Bodens und sein Vorrath an Dünger es wirthschaftlich zulassen. Man möchte aber auch um so weniger einen sehr ausgedehnten Anbau des Weizens treiben, als derselbe bei weitem mißlicher als der des Roggens ist; in der That, rechnet man ein Jahr gegen das andere, so wird man sehen, daß man sich immer besser dabei steht, lieber Roggen als Weizen zu kultiviren; und nur in dem Falle kann es vortheilhaft sein, Weizen zu säen, daß der Boden zu naß und thonig ist, um mit Sicherheit Roggen tragen zu können. Der Weizen liefert aber auch niemals so viel Stroh als der Roggen, und schon dies allein kann uns bestimmen, den Weizenbau möglichst einzuschränken.

Der Weizen hat von mehreren Unkräutern zu leiden; die, welche am häufigsten unter ihm vorkommen, sind: wilder Mohn, Hundschamille, Kornblumen, Quecken, Windhalm, Klebkraut, Trespe und Rade. Die Trespe findet sich zwar weniger unter dem Weizen als unter dem Roggen ein, indeß giebt es doch auch Bodenarten, wo dieses Unkraut in großer Menge wächst. Im ersten Frühjahr werden der Windhalm, die Quecken und die Trespe sehr oft mit dem Weizen verwechselt, und man meint dann wohl, daß da Weizenhalme vorhanden sind, wo doch nur diese drei Gräser wachsen. Einer solchen Täuschung darf man sich um so weniger überlassen, als man glaubt, einer kranken Weizensaat noch durch das Eggen aufhelfen zu können. Der Weizen begünstigt das Aufkommen der Unkräuter mehr als der Roggen, und läßt deshalb in der Regel das Land

in einem unreineren Zustande als dieser zurück, was wohl zum Theil daher rührt, daß er im Frühjahr den Boden nicht so zeitig als der Roggen beschattet.

Ueber die Sorte des Weizens, welche man anzubauen hat, läßt sich, wie schon früher erwähnt, nichts Bestimmtes angeben, da auf der einen Bodenart diese, auf der anderen dagegen jene Art oder Spielart gedeiht. Die Regel möchte es aber überall sein, immer eine solche Weizensorte zu kultiviren, die sich recht zeitig entwickelt, da diese dem Roste stets weniger als eine spät reif werdende Sorte unterworfen ist.

Der Rost oder das Befallen des Weizens scheint hauptsächlich an gewissen Tagen oder in einer bestimmten Wachsthumsperiode desselben einzustellen; hat sich also der Weizen vor dieser Zeit schon so weit entwickelt, daß ihm die Schmarotzerpflanzen nicht viel mehr anhaben können, so hat die Pflanze gewonnenes Spiel und man dann eine ergiebige Körnerernte zu gewärtigen. Allgemein hat man übrigens die Erfahrung gemacht, daß der Weizen, je später er gesäet wird, um so mehr den Krankheiten erliegt. Ganz dasselbe findet eigentlich auch bei allen übrigen Halmgetreidearten statt. Zu den Entstehungsursachen seiner Krankheiten gehören vornämlich Nässe des Landes und ungesunder (eisenreicher) Boden, ferner mangelhafte Zubereitung des Landes, schlechtes Saatkorn, frischer, besonders sehr stickstoff-, phosphor- und schwefelreicher Mist, alsdann zu häufige Wiederkehr desselben auf das nämliche Feld, und endlich ein plötzlicher Wechsel der Witterung. Das Letztere scheint am häufigsten die Ursache des Befallens zu sein.

Die Krankheiten, an welchen der Weizen am häufigsten leidet, sind:

1) der Rost,
2) der Staubbrand, und
3) der Kornbrand.

Den Rost betreffend. Derselbe erscheint im Juli und August zuerst an den Blättern und Blattscheiden, und später, wenn die Krankheit mehr überhand nimmt, auch an den Halmen und Aehren. Tritt das Uebel auf, wenn gerade der Weizen Körner ansetzt, so ist es um die Ernte geschehen; denn wo man den 10—12fältigen Ertrag zu erhalten hatte, da gewinnt man, wenn die Krankheit auch noch durch die Witterung begünstigt wird, kaum das fünfte Korn. Ein Glück ist es dann noch, wenn heftige Regenschauer erfolgen, indem der Rost dadurch von den Blättern und Halmen gespült wird und die Pflanzen, von den Saftsaugern befreit, sich dann wohl etwas erholen.

Anfänglich entstehen, wenn der Rost erscheint, unter der Oberhaut der Blätter kleine Pusteln, die heller als das Uebrige der Blätter sind; dieselben brechen alsdann bald auf, und es tritt ein gelbröthliches Pulver hervor; allein unter ein gutes Mikroskop gebracht, erkennt man darin lauter kryptogamische Schmarotzerpflanzen (Blattpilze). Sie nehmen in ganz kurzer Zeit in unglaublicher Menge überhand, und da sie von den Säften der Weizenpflanzen leben, so ist es leicht begreiflich, wie es zugeht, daß das Stroh immer vor der Zeit reift und die Aehren stets unvollkommene, flache Körner bekommen. Ja diese kleinen, den Körnerertrag des Weizens so sehr beeinträchtigenden, mit den bloßen Augen nicht zu erkennenden Schmarotzerpflanzen wirken selbst auf den thierischen Körper nachtheilig; denn Pflanzen, die mit einer großen Menge Blattpilze bedeckt (befallen) sind, ziehen den Thieren durch ihren Genuß mancherlei Krankheiten zu.

Der Rost gehört unstreitig zu den allergefährlichsten Krankheiten des Weizens, und leider wird er auf manchen Bodenarten, so wie in einigen Klimaten, fast

jährlich davon heimgesucht. In England tritt das Uebel wohl am häufigsten auf.

Die wahre Ursache der Entstehung des Rostes ist noch unbekannt; gewöhnlich glaubt man, daß kalte, stinkende Nebel ihn herbeiführen, und daß er am häufigsten da erscheine, wo Sümpfe, Seen und nasse Wiesen sich in der Nähe befinden. Dieses trifft jedoch nicht immer zu, denn man sieht in auch in hoher, trockener Lage entstehen. Häufig findet er sich nach einer starken Düngung mit Mist, besonders mit stickstoffreichem Schafmist, ein. Ich bin der Meinung, daß die Blattpilze, Rost genannt, aus Samen entstehen, die sich im Innern der Weizenpflanzen befinden und unter günstigen äußern Verhältnissen zur schnellen Entwickelung kommen. Nach einer mit dem Rost vorgenommenen chemischen Untersuchung enthält derselbe viel Schwefel, Stickstoff und phosphorsaures Eisen; mehrere chemische Untersuchungen von Bodenarten, die oft Getreide hervorbrachten, das befiel, zeigten mir dagegen, daß dieselben sehr reich an phosphorsaurem Eisen waren; kommen hier nun die Stickstoff und Schwefel enthaltenden Bestandtheile des Mistes hinzu, so sind dadurch die Mittel zur Ernährung des Rostes gegeben, und es dürfen dann nur noch die übrigen Verhältnisse und Kräfte hinzutreten, um die Krankheit in größerem oder geringerem Grade erscheinen zu lassen. Ist dieses richtig, so käme es, um den Rost zu verhindern, nur darauf an, eine einzige jener Bedingungen zu entfernen; der Mist ist nicht zu entfernen, man würde also das phosphorsaure Eisen des Bodens durch eine starke Düngung mit Kalk oder Mergel zu entfernen haben, wenn man rostfreies Getreide zu erhalten wünscht.

Die Samen des Rostes liegen auch vielleicht im Weizensamen, und ist dieses der Fall, so dürften sich dieselben durch gewisse Beizen tödten lassen, so daß

dann kein Befallen weiter stattfinden könnte. Versuche, die ich mehrere Jahre lang über diesen höchst wichtigen Gegenstand anstellte, lassen vermuthen, daß die wirksamsten Beizen das essigsaure Blei und das Kalkwasser sind. Auch Lindley in England sah, daß sich der Rost noch am ersten durch das Einweichen der Saatkörner in Kalkwasser abhalten lasse. In der That, es wäre eine sehr wichtige Entdeckung, wenn man ein sicheres Mittel auffände, um das Rostigwerden nicht nur beim Weizen, sondern auch bei allen übrigen Früchten zu verhindern, indem jährlich viele Millionen dadurch verloren gehen. — Um ein ganz sicheres Mittel dagegen aufzufinden, würde man natürlich zuerst die Entstehungsursachen auszumitteln haben, und es dürften deshalb zu berücksichtigen sein: die Bestandtheile des Bodens, die Temperatur, der elektrische und Feuchtigkeitszustand der Luft, das Saatkorn, die Düngung, die Zubereitung des Bodens und die Vorfrucht. Erfahrung lehrt übrigens, daß in trockenen und kühlen Klimaten der Weizen weniger von dem Roste oder den Blattpilzen leidet, als in feuchten und warmen, wie denn überhaupt alle Pilze unter diesen Verhältnissen am üppigsten wachsen und in größter Menge erscheinen; in Englands feuchtem Klima befällt deshalb der Weizen auch immer eher als bei uns.

Den Staubbrand betreffend. Diese Krankheit besteht darin, daß sich die ganze Weizenähre, nachdem sie aus der Blattscheide hervorgekommen ist, oft aber auch schon früher, in ein schwarzes Pulver verwandelt. Das Pulver besteht, wie mikroskopische Untersuchungen gezeigt haben, gleichfalls aus Pilzen oder kryptogamischen Schmarotzerpflanzen. Der Staubbrand wird vom Wind und Regen leicht weggeführt und fügt deshalb dem Stroh weiter keinen Schaden zu. Auch tritt die Krankheit so selten auf,

daß die wenigen Aehren, welche jährlich dadurch zu Grunde gehen, kaum in Betracht gezogen zu werden verdienen. Die Entstehungsursache der Krankheit kennt man noch nicht, aber das Einbringen der Saat in Kalkwasser wirkt höchst wahrscheinlich dagegen eben so sicher, als gegen den Staubbrand bei Gerste und Hafer.

Den Kornbrand (Weizenbrand) betreffend. Wenn der Weizen am Kornbrand leidet, so befinden sich in den Bälgen, welche sonst die mehligen Körner einschließen, Körner, die statt des Mehles ein schmutziggraues Pulver enthalten; dasselbe besteht, wie mikroskopische Untersuchungen gezeigt haben, aus kryptogamischen Schmarotzerpflanzen oder aus Pilzen, die, wie alle Pilze, schnell in Fäulniß übergehen und dann einen unerträglichen Geruch verbreiten. — Viel ist schon über den Weizenbrand geschrieben und gestritten worden, und noch ist nicht abzusehen, wann der Streit sein Ende erreichen wird. Wer aber glaubt, daß sich die schon ausgebildet habenden Weizenkörner während der Krankheit in ein schwarzes stinkendes Pulver verwandeln, befindet sich in einem großen Irrthume; denn die Bälge sind oft schon mit dem schwarzgrauen Pulver oder den Pilzen angefüllt, noch ehe die Aehren aus der Blattscheide hervorkommen, oder noch ehe sie geblüht haben. Manche sind auch der Meinung, daß die Krankheit ansteckend sei, und wollen deshalb nicht, daß das Stroh des brandigen Weizens zur Bereitung desjenigen Mistes verwendet werde, welcher zur Düngung eines Weizenfeldes dienen soll, indeß scheint diese Besorgniß unnöthig zu sein; denn umgiebt man gesunde Weizenkörner absichtlich mit vielem Brandpulver, und säet sie, so entstehen pflanzen daraus, die oft nicht eine einzige Aehre haben, worin sich brandige Körner befinden. Kurz, man ist noch nicht über die Entstehungsursachen der

Krankheit einig. Sehr häufig sehen wir den Weizen nach einer starken Düngung mit Mist, besonders nach dem der Schafe, brandig werden, und auf manchen Feldern und in manchen Klimaten ist der Brand eine sehr häufige Erscheinung, während man ihn an anderen Orten kaum dem Namen nach kennt.

Daß die Pilze des Brandes aus Samen entstehen, die unter der Hülle des Weizenkornes ruhen, dürfte wohl das Wahrscheinlichste sein; diese Meinung wird wenigstens dadurch bestätigt, daß aller Weizen, welchen man vor der Aussaat mit verschiedenen Körpern einbeizt, durchaus nicht vom Brande ergriffen wird, indem das Beizmittel wohl die Keime der Pilze (des Brandes), aber nicht die der Weizenkörner tödtet.

Das gebräuchlichste Mittel, um das Brandigwerden des Weizens zu verhindern, besteht darin, daß man ihn mit Wasser oder mit Jauche anfeuchtet, hierauf die nassen Körner mit zu Pulver zerfallenem frisch gebranntem Kalk bestreut oder übersiebt (auf 12 Scheffel Weizen ½ Scheffel Kalk), gut durchgeschaufelt, 24 Stunden liegen läßt, und ihn zuletzt mit Holzasche und auch wohl noch mit etwas Kochsalz vermischt. Hat man ihn nur lange genug der Einwirkung des wirklich ätzenden Kalkes ausgesetzt, so kann man versichert sein, fast keine einzige brandige Aehre zu bekommen. Viele lassen den Samen, um ganz sicher zu gehen, mit dem Kalke gemischt, dreimal 24 Stunden liegen, wobei er dann schon anfängt, Keime zu treiben. Soll übrigens der Kalk gute Dienste leisten, so darf er nicht milde sein, d. h. sich nicht wieder mit der Kohlensäure der Luft verbunden haben, denn als milder Kalk löset er sich nicht im Wasser auf, zieht, was er doch soll, nicht in die Körner und kann also auch nicht zerstörend auf die Keime der Pilze wirken. Wer auf diesen Umstand nicht achtet, hat natürlich vom Einkalken des Weizens oft kei-

nen Nutzen, und es erklären sich dadurch zum Theil die vielen Widersprüche, welche über das Beizen stattfinden. Der frisch gebrannte Kalk löset sich, wie man aus Versuchen weiß, in 750 Theilen Wasser auf, zieht mit diesem in das Samenkorn und tödtet so, als ein ätzender Körper, die darin befindlichen Pilzkeime; nur auf diese Weise dürfte sich die Wirkung des Kalkes und jeder anderen Beize erklären lassen; statt des Kalkes läßt sich nämlich mit wo möglich noch sichererem Erfolge auch Kupfervitriol (blauer Vitriol) als Beize anwenden. Man nimmt auf 24 Scheffel 4 bis 5 Pfund, löset denselben in Wasser auf, besprengt den Weizen damit, schaufelt ihn gut durch und läßt ihn so 12 bis 18 Stunden ruhig liegen. Oder aber man thut das Saatkorn in ein Gefäß, löset den blauen Vitriol in Wasser auf und gießt diese Lösung über den Weizen so hoch, daß er davon gut bedeckt ist. Ich gebe diesem letzteren Verfahren sogar den Vorzug, da hierbei alle Weizenkörner den Körper, welcher wirken soll, nämlich den Kupfervitriol, hinlänglich einsaugen. Das Mittel empfiehlt sich besonders durch seine Einfachheit und verdient um so mehr der Kalkbeize vorgezogen zu werden, als der Kupfervitriol niemals seine beizenden Eigenschaften durch Einwirkung der Luft verliert.

Eine andere gute Beize, um den Brand im Weizen zu verhindern, soll folgende sein: Man nimmt auf 500 Pfund Weizenkörner 1 Pfund Alaun, 1 Pfund Eisenvitriol, $\frac{1}{4}$ Pfund Salpeter und $\frac{1}{4}$ Pfund Grünspan (gleichfalls ein Kupfersalz). Alles dieses wird gestoßen und in so viel warmem Wasser aufgelöset, als nöthig ist, um damit die 500 Pfund ganz durchnässen zu können. Das Ganze bleibt nun noch 24 Stunden im Haufen liegen und wird während der Zeit einige Male umgearbeitet.

Matth. de Dombasle empfiehlt zwar das schwe-

felsaure Natron als eine vorzügliche, niemals fehlschlagende Beize, ich glaube jedoch, daß der Kupfervitriol allen anderen Beizen vorgezogen zu werden verdient, indem er einen Körper (Kupfer) enthält, durch welchen die Pilzkeime vergiftet werden, da das Kupfer, so viel wir bis jetzt wissen, nicht zur Nahrung der Pflanzen, also auch nicht zu der der Pilze, gehört.

Daß die Entstehung des Brandes durch gewisse Düngerarten oder Bodenbestandtheile begünstigt wird, schien mir schon vor mehreren Jahren aus eigens darüber angestellten Versuchen hervorzugehen; düngte ich z. B. mit Fischen, so wurde mehr als die Hälfte der Weizenähren brandig. Das Fischfleisch enthält nun gerade diejenigen Stoffe in großer Menge, welche die Pilze gleichfalls enthalten, und welche sie also auch gewiß als Nahrung bedürfen; hierzu gehören vornehmlich Phosphor, Schwefel und Stickstoff. Durch eben jene Versuche schien nun aber auch bewiesen zu werden, daß der Brand aus Samen, die sich im Innern des Weizenkorns befinden, entsteht; denn als ich in demselben Jahre auf dem nämlichen, mit Fischen gedüngten Felde Weizen ganz derselben Art säete, bekam ich fast kein einziges brandiges Korn, sobald nämlich die Weizensaat zuvor gut mit Kupfervitriol eingebeizt wurde.

Ich habe schon vorhin im Allgemeinen Einiges über die Winterweizenarten, welche am häufigsten kultivirt werden, erwähnt, und will nun das Nähere darüber mittheilen. Es sind eigentlich nur 6 Sorten, welche im Großen angebaut werden, nämlich:

1) Weißer gemeiner Bart-Weizen (weißer Sommer-Weizen). Derselbe gehört zu den weniger anbauungswürdigen Arten, denn er hat nur kleine Körner, ist nicht sehr ergiebig und liefert kein vorzügliches Mehl; dessenungeachtet trifft man ihn häufig angebaut, weil man keine besseren Sorten kennt.

2) Brauner gemeiner Bart-Weizen (Fuchs-Weizen), gehört zu den vorzüglichsten Weizenarten. Er zeichnet sich vor den übrigen Arten durch sein großes Gewicht, durch sein schönes Mehl, was dem Spelzmehl fast gleichkommt, und durch seine Unempfindlichkeit gegen Kälte aus. Man rühmt ihm auch nach, daß er nicht leicht vom Brande leide, und daß er wegen seiner starken Grannen nicht von den Vögeln angegriffen werde. Dagegen wird er 8 bis 10 Tage später als der rothe Kolbenweizen (Nr. 4) reif.

3) Weißer sammetartiger Kolben-Weizen (weißer Sammet-Weizen, böhmischer Weizen). Dieser Weizen wird besonders in Böhmen kultivirt. Er hält sich gut über Winter, bestaudet sich stark und liefert sehr schöne, dünnschalige, mehlreiche Körner; jedenfalls ist er dem oft empfohlenen Talavera-Weizen, der häufig erfriert, vorzuziehen.

4) Rother Kolben-Weizen. Diese Weizenart wird in Deutschland am häufigsten angebaut; seine Samen sind gelblich und rund, und die Aehren haben eine rothbraune Farbe. Er gehört zu denjenigen Sorten, die am wenigsten auswintern.

5) Rother sammetartiger englischer Weizen; bestaudet sich sehr stark, liefert längeres Stroh und längere Aehren, als alle übrigen Weizensorten, wintert niemals aus, und bringt wohl viele Körner hervor, dieselben geben aber kein vorzügliches Mehl.

6) Blauer englischer Weizen, liefert viel Stroh und Körner, und da er sich auch stark bestaudet und nicht leicht erfriert, so verdient er mehr als bisher angebaut zu werden.

Es giebt zwar noch mehrere Weizenarten, die zum Anbau empfohlen werden, indessen genauer betrachtet, sind sie nicht brauchbar. Es gehört z. B. hierzu der Wunder-Weizen (Triticum compositum); derselbe legt sich seiner schweren Aehren wegen leicht und

erfriert auch über Winter oft. Der weiße sammetartige englische Weizen; derselbe wird zwar viel in England angebaut, und soll dort vorzügliche Erträge liefern, bei uns erfriert er aber sehr oft. Mehr verdient dagegen der Igel-Weizen mit weißlichem Samen angebaut zu werden; diese Weizenart ist indeß noch wenig bekannt.

Vom Sommer-Weizen. Der Sommer-Weizen unterscheidet sich botanisch nicht vom Winter-Weizen, man kann deshalb auch alle Winter-Weizenarten in Sommer-Weizen nach und nach umwandeln. Zu diesem Ende säet man den Winter-Weizen so zeitig als möglich im Frühjahre aus, und wenn dann auch nicht alle Pflanzen die Samenreife erreichen, so sind es doch immer einige, welche guten, kräftigen Samen liefern; diesen säet man im nächsten Frühjahre nun wieder so zeitig als möglich aus, fährt damit im folgenden Jahre wieder fort, und erreicht so nach und nach seinen Zweck. Manche Weizenarten sind jedoch auch so empfindlich gegen die Winterkälte, daß sie nur als Sommerfrucht angebaut werden können.

Am häufigsten findet man den Sommer-Weizen da angebaut, wo der Winter-Weizen des langen Winters wegen erfriert, oder wo der Sommer so kühl ist, daß er nicht reif wird. Dies ist z. B. der Fall auf vielen Bergen des südlichen Deutschlands, welche sich bis zu 4500 Fuß über das Meer erheben; man säet ihn indeß hier immer nur auf solche Felder, welche nach Süden zu abhängig sind.

Der Sommer-Weizen nimmt zwar mit einem etwas geringern Boden als der Winter-Weizen fürlieb, dafür liefert er aber auch nicht so viel Stroh und Körner. Er verhält sich in dieser Hinsicht zum Winter-Weizen ganz so, als sich der Sommer-Roggen und Winter-Roggen zu einander verhalten, so daß es also

nie vortheilhaft ist, da Sommer-Weizen anzubauen, wo Winter-Weizen geräth.

Manche Landwirthe wollen zwar erfahren haben, der Sommer-Weizen verlange einen noch kräftigeren Boden als der Winter-Weizen; dieser Behauptung kann ich jedoch nicht beipflichten. Er liebt zwar dieselben Vorfrüchte als der Winter-Weizen, gedeiht jedoch auch sehr gut nach gedüngten Kartoffeln, Rüben, Kohl und überhaupt nach Hackfrüchten.

Die Zeit seiner Aussaat ist gewöhnlich Ende April und Anfangs Mai. Er muß immer etwas dicker als der Winter-Weizen gesäet werden, da er sich nicht so stark als dieser bestaudet. Säet man ihn später als Anfangs Mai, so mißräth er sehr häufig, indem er nicht reif wird, oder befällt. Eine frühere Aussaat schadet ihm dagegen niemals, da er gegen Nachtfröste ziemlich unempfindlich ist. Vom Brande wird er leichter ergriffen als der Winter-Weizen; man thut deshalb immer wohl daran, die Saat gut einzubalken oder mit Kupfervitriol einzubeizen.

Die Sommer-Weizenarten, welche man am häufigsten kultivirt, sind:

1) *Der weiße gemeine Sommer-Bart-Weizen*; derselbe unterscheidet sich botanisch nicht vom weißen gemeinen Winter-Bart-Weizen. Er dient in Italien zur Anfertigung der schönen theuren Damen-Strohhüte oder zu sonstigen feinen Strohgeflechten. Zu diesem Zwecke wird er auf mageres Land so dicht gesäet, daß ein Korn nur ½ Zoll von dem andern entfernt zu liegen kommt. Wenn er dann so weit herangewachsen ist, daß die Körner noch milchig sind, so schneidet man ihn ab; die Halme werden alsdann sortirt und so lange gebleicht, bis sie eine schöne gelblichweiße Farbe angenommen haben. Es werden aber immer nur die Spitzen der Halme zu den feinsten Geflechten benutzt. Das Bleichen des Strohes muß

übrigens mit der größten Vorsicht geschehen, damit es nicht grau werde oder gar schwarze Flecke bekomme. Da nun die Italiener große Summen für ihre schönen Strohgeflechte einnehmen, so stände wohl zu wünschen, daß dieser Industriezweig auch bei uns Eingang fände. Das Stroh dazu, was doch die Hauptsache ist, würde wenigstens leicht producirt werden können.

2) Der weiße Sommer-Weizen; derselbe ist botanisch nicht vom weißen Winter-Kolben-Weizen mit weißlichen Samen verschieden. Er wird von allen Sommer-Weizenarten am häufigsten angebaut, da er nicht nur ein schönes weißes Mehl liefert, sondern auch nicht vom Brande leidet.

3) Der Igelweizen mit gelben Samen. Diese Sommerweizenart hat kurzes steifes Stroh und legt sich deshalb nicht leicht. Er muß sehr früh gesäet werden. Nach Kartoffeln geräth er am besten und liefert ein so schönes Korn und Mehl, daß er dem besten Uckermärkischen gelben Weizen an die Seite gesetzt werden kann. Er hat jedoch nur kleine Körner, weshalb man sich denn auch hüten muß, ihn nicht zu dick zu säen. 12 Metzen pro Morgen sind hinreichend. Schon im August ist er reif.

4) Der rothe Binkelweizen. Diese Sommer-Weizenart wird häufig in der Schweiz, im Elsaß und in mehreren Gegenden Würtembergs kultivirt. Er verdient besonders in solchen Gegenden angebaut zu werden, wo es viel stürmt und heftig regnet, da er kurzes steifes Stroh und kleine Aehren hat, und sich deshalb nicht leicht legt. Uebrigens ist er sehr ergiebig und gehört jedenfalls zu den Sommer-Weizenarten, die auch in Norddeutschland im Großen angebaut zu werden verdienen. Die Aussaat muß möglichst früh geschehen.

Außer den hier genannten Sommer-Weizenarten giebt es nun noch viele andere, die jedoch bei uns nicht

im Großen angebaut zu werden verdienen; hierzu gehört namentlich der polnische Weizen (Sommer, ägyptisches Korn, Triticum Polonicum), indem derselbe ein sehr warmes Klima verlangt.

Schließlich theile ich hier noch eine kürzlich von Dr. Will bekannt gemachte Analyse der Weizenkörner-Asche mit; dieselbe bestand in 100,0 aus:

Kali	22,0 bis 34
Natron	16,0
Kalkerde	2,0 = 3
Talkerde	9,0 = 13
Eisenoxyd	1,0
Phosphorsäure	49,0
Verlust	1,0
	100,0

Die Asche enthielt auch Spuren von Schwefelsäure, Kieselerde und Fluor.

Hier sehen wir also gleichfalls wieder, wie sehr die mineralischen Körper der Weizenkörner von einander abweichen; es kann dies aber auch nicht anders sein; Boussingault fand nur Spuren von Natron, und hier ist so viel! Daß auch ich eine große Menge Natron fand, habe ich schon zu Anfange bemerkt.

Vom Spelz (Dinkel, Triticum Spelta). Der Spelz gehört, wie wir schon wissen, zu den Weizen-Arten, und unterscheidet sich vom eigentlichen Weizen hauptsächlich dadurch, daß seine Körner in den Spelzen so fest sitzen, daß sie nur auf eigenen Mühlen davon befreit werden können. In Ländern, wo man dergleichen Mühlen zum Enthülsen (Gerben) nicht hat, muß deshalb der Bau des Spelzes unterbleiben, so vortheilhaft er auch wohl ist.

Es giebt mehrere Winter- und Sommerspelz-Spielarten, z. B. mit Grannen und ohne Grannen; mit rothen, blauen und weißen Körnern und Aehren, und

mehrere dergleichen. Die Sorten, welche vorzugsweise angebaut werden, sind:

1. Der weiße Grannenspelz als Winterfrucht;
2. „ rothe „ „ „
3. „ blaue „ „ „
4. „ weiße ungegrannte Spelz „ „
5. „ „ „ „ „ Sommerfrucht;
6. „ rothe „ „ „ Winterfrucht;

Der weiße und der rothe ungegrannte Spelz sind diejenigen beiden Arten, welche sich zum Anbau am besten eignen. Der Spelz wird übrigens mehr im südlichen, als im nördlichen Deutschland angebaut; in England wird er, so viel uns bekannt ist, gar nicht kultivirt. Da nun der Spelz, wie wir sogleich sehen werden, sehr viele gute Eigenschaften hat, so ist dessen wenig ausgebreitete Kultur nicht anders, als aus dem Mangel an Spelzmühlen zu erklären. Im Würtembergischen, wo der Spelz viel angebaut wird, ist dagegen auf jeder Mühle ein Spelzgang mit hartem, scharfem Steine vorhanden.

Der Spelz zeichnet sich vor dem Weizen durch folgende gute Eigenschaften aus: Er verträgt im Winter mehr Kälte als der Weizen, ja man kennt kaum ein Beispiel, daß er erfroren wäre. Er nimmt mit einem trockneren, leichteren und weniger kräftigen Boden als der Weizen fürlieb, so daß da, wo dieser nicht mehr fort will, doch noch der Spelz gedeiht; wenn gleich auch er auf eigentlichem Weizenboden freilich immer am besten geräth. Im Frühjahre leidet er nicht so leicht durch Nässe und Nachtfröste als der Weizen, bestaudet sich im Frühjahre besser als dieser, lagert sich zwar, indeß doch seltener als der Weizen, da er ein steiferes, dickeres Stroh hat. Er fällt bei der Ernte nicht aus und wird, wegen seiner harten, dicken Spelzen, wenn er reift, durchaus nicht von den Vögeln angegriffen. Bei einer etwas späten Aus-

saat geräth er immer besser als der Weizen, ist bei weitem weniger dem Roste unterworfen, wird seltener brandig, giebt auf schwerem Boden mehr Stroh und liefert ein Mehl, was von Vielen dem Mehle aller übrigen Weizenarten vorgezogen wird, indem es sehr weiß und fein ist und sich vorzugsweise zu dem feinsten Backwerk eignet. Andere behaupten dagegen, das Brod des Spelzmehls werde leichter als das des Weizenmehls trocken. Der Spelz liefert endlich sehr schöne Graupen zu Suppen, wozu aber die noch etwas grünen Aehren abgeschnitten und im Backofen getrocknet werden müssen.

Betrachten wir nun alle diese vortrefflichen Eigenschaften des Spelzes, so müssen wir wünschen, daß der Anbau desselben nicht allein auf das südliche Deutschland beschränkt bleibe, vielmehr sich weiter ausdehne; leider! steht aber dem Anbau bei uns der Mangel an geeigneten Enthülsungsmühlen im Wege. Durch diese Enthülsung (das Gerben genannt) verringert sich sein Volumen um etwas mehr als die Hälfte, so daß 2 Scheffel Spelz mit Hülsen nicht ganz 1 Scheffel reine Körner liefern. Er wird jedoch von den Erbauern meist mit den Hülsen verkauft und mit diesen versehen auch ausgesäet. Im unenthülseten Zustande dient er in vielen Gegenden (Schweiz) auch als Pferdefutter. 2 Scheffel des unenthülseten Spelzes haben meist den Preis von 1 Scheffel enthülsetem. Im reinen Zustande hat er gewöhnlich einen etwas höheren Preis als Weizen.

Der Spelz gedeihet am besten nach allen den Früchten, nach welchen auch der Weizen am besten geräth. Im südwestlichen Deutschland säet man sehr oft den Spelz auf leichtem Boden im Herbst über die Kleestoppel und pflügt ihn mit dieser flach unter. Das Feld bleibt so bis zum Frühjahre liegen und wird dann gewalzt. Folgt der Spelz nach Kartoffeln, so

wird er gleichfalls untergepflügt. Im Würtembergischen bringt man auf leichtem, magerem Boden den Mist auch auf das Feld, wenn der Spelz schon aufgelaufen und fingerlang ist. Zuweilen säet man ihn auch mit Roggen vermischt aus, und zwar in dem Verhältniß von $\frac{1}{5}$ Roggen und $\frac{4}{5}$ Spelz. Dieses Gemenge pflegt sehr gut zu gerathen.

Es wird behauptet, daß der Spelz den Boden etwas mehr als der Weizen erschöpfe, was leicht begreiflich ist, da er in der Regel einen größeren Ertrag an Körnern als der Weizen liefert, und diese mehreren Körner natürlich auch mehr Nahrungsstoff des Bodens in Anspruch nehmen. Wächst er sehr üppig, so muß er, wie der Weizen, im Frühjahre geschröpft werden, wenn er sich nicht legen soll.

Da er immer mit den Spelzen ausgesäet wird, so ist natürlich mehr Saat dem Maaße nach nöthig, als von den enthülseten Körnern.

Die Ernte des Spelzes muß stattfinden, wenn die Halme weiß sind. Die Aehren haben dann zwar bisweilen noch eine grüne Farbe, indeß darf man mit dem Abmähen doch nicht länger warten, da die Aehren leicht durchbrechen und dann auf dem Lande liegen bleiben.

Der Spelz wächst bei nassem Erntewetter leichter aus, als alles übrige Getreide, indem die einmal eingedrungene Nässe nicht so bald wieder aus den dicken Spelzen verschwindet; die Ernte desselben muß also immer in derjenigen Weise vorgenommen werden, welche am sichersten gegen das Auswachsen schützt. In Süddeutschland wird aber der Spelz, falls kein Gras darunter und die Aehren reif sind, so wie er geschnitten ist, gebunden und gleich darauf eingefahren. Er läßt sich leicht dreschen, und das Gedroschene kann sehr lange auf dem Boden aufbewahrt werden, da sich

die Körner wegen der dicken Hülsen weder erhitzen, noch dumpfig werden.

Es wird behauptet, der Spelz könne öfter als der Weizen auf dasselbe Land wieder gesäet werden, ohne zu mißrathen. Der Grund hiervon ist schwer einzusehen, wenn man die Erschöpfung dabei im Auge behält.

Eine genaue chemische Untersuchung des Spelzes ist noch nicht bekannt.

Alles Uebrige, was über die Kultur des Weizens erwähnt wurde, findet seine Anwendung auch auf die des Spelzes.

Vom Emmer, Reisdinkel, Jerusalemskorn (Triticum amyleum). Der Emmer ist gleichfalls eine Weizenart. Es giebt Winter- und Sommer-Emmer und mehrere Spielarten von beiden.

Der schwarze Emmer wird als Winterfrucht im Oestreichischen im Großen gebaut.

Der weiße Emmer wird dagegen als Winterfrucht in Italien kultivirt.

Die Hülsen sitzen, wie beim Spelz, auf den Körnern sehr fest, und letztere müssen deshalb, wie bei diesem, auf eigenen Mühlen erst enthülset werden. Ob der Emmer bei uns im Großen angebaut zu werden verdient, ist noch unentschieden.

Vom Einkorn (St. Peterskorn, Blicken, Triticum monococcum). Das Einkorn, welches zu den Weizenarten gehört, wurde vormals häufiger als jetzt angebaut, indem es durch einträglichere Getreidearten verdrängt worden ist.

Es wird als Winter- und als Sommerfrucht kultivirt, nimmt mit sehr magerem Boden fürlieb und leidet selbst durch die strengste Winterkälte nicht. Die Körner geben ein sehr schönes, gelbliches Mehl, was sich besonders gut zu Mehlspeisen eignet.

Der Ertrag an Stroh, den das Einkorn liefert, ist nur gering, da es höchstens 3 Fuß hoch wird.

Es bestaudet sich sehr stark und legt sich weniger leicht als Weizen und Spelz. Die Aussaat kann sehr spät, selbst noch im December, geschehen; das Einkorn ist überhaupt eine sehr harte Getreideart und kann deshalb noch in sehr rauhen Klimaten angebaut werden. Die Körner müssen wie beim Spelz auf eigenen Mühlen enthülset werden.

Man säet es häufig mit Spelz vermischt aus und hat dann einen guten Ertrag von beiden.

Die Ernte des Einkorns beginnt nicht eher, als bis es todtreif ist; man schneidet es, bindet es und fährt es in einem Tage ein.

Es leidet sehr selten am Brande und Rost und giebt sehr oft einen 10—12fältigen Ertrag.

Aus diesem Allen ist ersichtlich, daß das Einkorn eine Getreideart ist, die es wohl verdient, auch im nördlichen Deutschland angebaut zu werden; im Würtembergischen, der Schweiz u. s. w. wird es schon lange sehr geschätzt.

Weizenessig, aus Weizenmalz bereiteter Essig.

Weizengerste, 1) so viel als gemeine nackte Gerste, **Hordeum vulgare nudum L.**; — 2) so viel als nackte zweizeilige Gerste, **Hordeum distichon nudum L.**

Weizengraupen, aus Weizen bereitete Graupen.

Weizenkleber, Kleber, aus Weizenmehl gewonnen.

Weizenknorpel (Cartilago triticea), knorpeliges Körperchen in den seitlichen Bändern des Zungenbeins und Schildknorpels.

Weizenkörner, die oberen Hörner des Zungenbeins.

Weizenmalz, aus Weizen bereitetes Malz.

Weizenquecken, so viel als kriechender Weizen, **Triticum repens L.**

Weizenschröpfen, das Schröpfen oder Grasen der Weizensaat.

Weizenspelz, so viel als gemeine nackte Gerste, Hordeum vulgare nudum L.

Weizenstärke, s. Stärkmehl.

Wejack (Säugeth.), so viel als Pekan, Mastela Canadensis L.

Wekholder, so viel als gemeiner Wachholder, Juniperus communis L.

Welbenkraut, so viel als gemeines Wollkraut, Verbascum Thapsus L.

Welcher, 1) ein bezügliches Fürwort; — 2) (pronomen interrogativum) ein fragendes Fürwort; — 3) der Gebrauch als unbestimmtes Zahlwort für „einige" ist jetzt in der Schriftsprache abgekommen.

Welch-Onion (engl.), so viel als Schnittzwiebel, Allium fistulosum L.

Weldenia, in der Botanik, nach Schultes dem Sohn, Gattung der Narcisseae Schult. Einzige Art: Weldenia candida Schult. fil. Ausdauernde Pflanze in Mexico.

Welezia, nach Necker, eine Pflanzengattung, so viel als Velezia L.

Welge, so viel als weiße Weide, Salix alba L.

Welgerdecke, im Bauwesen, so viel als Wellerdecke.

Welgerholz, 1) so viel als Wellerholz; 2) so viel als Stakholz.

Welgern, 1) etwas hin- und herrollen, ihm dadurch eine gewisse Gestalt oder Beschaffenheit geben; 2) im Bauwesen, so viel als Wellern.

Welis (arab.), Geister bei den Mohammedanern in Aegypten. Ihr Oberer ist Kothb (Kutb).

Welk (flaccidus), 1) der zum Leben und zur Festigkeit gehörigen Säfte beraubt; 2) schlaff; 3) gedörrt, getrocknet.

Welkboden, der Boden, auf welchem das Luftmalz getrocknet wird.

Welken, s. Darren.

Welkmalz, im Brauwesen, so viel als Luftmalz.

Welkpilz, in der Botanik, Untergattung von Agaricus L., so viel als Marasmius Fr.

Wellbank, 1) in der Technik, so viel als Angewäge; 2) s. Töpfer.

Wellbaum, in der Technik, 1) ein großer starker Baum, zu einer Wasserradswelle tauglich; 2) eine solche Welle selbst; 3) ein Baum von 32 bis 34 Zoll im Durchmesser; 4) so viel als Haspelbaum.

Wellbote, Fahrzeuge zum Häringsfang.

Welle, 1) in der Physik, s. Wellen; — 2) der Cylinder, an welchem ein Rad oder Getriebe oder andere Theile befestigt sind, mit welchem sich die Welle herumdreht, und welcher daher an einem oder beiden Enden mit Zapfen, Wellenzapfen, versehen ist; — 3) ein Cylinder oder ein längliches, eckiges Stück, welches sich um Zapfen dreht und so eingerichtet ist, daß etwas darauf gewunden oder wodurch einer Bewegung die Richtung nach einem Winkel gegeben werden kann; solche Wellen finden sich vorzüglich in dem Regierwerk der Orgel und sind mit ihren Zapfen in den Wellenrahmen befestigt; — 4) ein Bündel Reisholz, Faschine; — 5) so viel als Horst.

Wellen (Physik). Der Verfasser des in Rede stehenden Artikels im Conversations-Lexicon von Meyer, der demselben vorzugsweise die Versuche der berühmten Brüder Weber unterlegt, sagt: Die schwingenden Bewegungen tropfbarer Flüssigkeiten erzeugen auf der Oberfläche der letzteren Erhöhungen und Vertiefungen, die bestimmte, immer wiederkehrende Formen einhalten, z. B. auf Flüssen, hauptsächlich aber auf stehenden Gewässern, sich nach und nach um so viel größer zeigen, je ausgedehnter die Wasserfläche

und je tiefer das Wasser ist. In neuerer Zeit hat man aber diese Wellenerzeugung nicht allein in tropfbaren, sondern auch in ausdehnsamen Flüssigkeiten wahrgenommen und darauf die Theorie der Akustik sicherer gestellt, als früher es geschehen konnte, und dann auch mit dieser Lehre im Einklang die Entstehung der Lichterscheinungen auf Wellenbewegungen in einem Lichtäther zurückgeführt. Namentlich machten sich in dieser Beziehung Huyghens und Euler um die Wissenschaft sehr verdient, indem beide gegen das oft behauptete, stets gleichmäßige Ausströmen eines um die Sonne verbreiteten ätherischen Lichtstoffes, als einen unfaßbaren Begriff sich sträubten. Newton wies bereits auf Luftschwingungen, als die Erklärungsgründe des Schalles, hin, gleichwohl blieb es erst der Neuzeit vorbehalten, diesen Fingerzeig besser zu benutzen, und zwar war es Chladni und Thomas Young, die den Grund und Boden zu einem Gebäude legten, das im ersten Viertel dieses Jahrhunderts von den Gebrüdern Ernst und Wilhelm Weber, in dem klassisch gewordenen Werke: „Wellenlehre, auf Experimente gegründet, oder über die Wellen tropfbarer Flüssigkeiten mit Anwendung auf die Schall- und Lichtwellen, Leipzig 1825," auf- und ausgebaut wurde. Diese Lehre von den Wellen gewann in neuerer Zeit wegen ihrer Verwendung in der Lichtlehre, Schalllehre und sogar auch der Wärmelehre so an Wichtigkeit, daß sie kaum einem physikalischen Lehrbuch in ihren Grundzügen mehr fehlen darf, und wird mit der Zeit wahrscheinlich das Band bilden, das die genannten Lehren gemeinsam umschlingt, sie zu einem zusammengehörenden Ganzen verbindet. Mit anderen Worten: man wird später eben so gut von Wärmewellen sprechen, wie jetzt von Schall- und Lichtwellen geschieht, und wer weiß, ob nicht später die Lehre von

der Elektricität und dem Magnetismus auch noch in diesen Kreis hereingezogen werden wird.

Um Wasserwellen anscheinlich vor das Auge zu bringen, dieselben von der Seite eben so, wie von oben, genauer betrachten zu können, bedienten sich die vorhin genannten Gelehrten der Wellenrinne, eines Apparates, der weiter unten genauer beschrieben werden soll; ferner einer heberförmigen Glasröhre, in der das eingegossene Wasser isochronisch, nach Art des Pendels, auf und ab sich bewegte, so bald man die darin befindliche Flüssigkeit im Gleichgewicht stört. Es zeigte sich dabei bald, daß die Schwere auch hier es sei, welche das aus dem Zustande des Gleichgewichts gebrachte Wasser wieder in denselben zurückführt, daß ferner die Elasticität, wie die Trägheit der Wassertheilchen, das bewegte Wasser über den Zustand des Gleichgewichts hinausführt, bis die Schwere diese Bewegung wieder aufhebt. Da nun diese bewegenden Kräfte sich nicht ändern, so müssen in gleichen Zeiten gleiche Räume zurückgelegt werden, darum die Schwankungen gleichzeitig erfolgen, und wäre nicht Reibung vorhanden, sich unendlich oft wiederholen.

W e b e r ' s Versuche lehrten ferner bald zwei wesentlich verschiedene Arten schwingender Bewegungen, eine fortschreitende (oscillatio progressiva) und eine stehende unterscheiden, wovon die erstere mit den eigentlichen Wellenbewegungen identisch ist, die zweite mit einer Bewegung des Wassers zusammenfällt, wie sie oben für die Glasröhre bereits beschrieben wurde. Ein nicht allzu straff gespanntes, an irgend einer Stelle in die Höhe gehobenes oder angestoßenes Seil giebt das deutlichste Bild einer solchen fortschreitenden Welbewegung. Ein etwa 50 Ellen langes Seil von einem halben bis ganzen Zoll Dicke zeigte ein und dieselbe Welle wohl 12- bis 16mal vorwärts und

rückwärts schreitend, indem beim Vorwärtsgehen die Ausbiegungen allemal nach oben, beim Rückwärtsgehen nach unten gerichtet sind, wobei die Bewegung nach der Länge des Seiles in der Art fortschreitet, daß jeder einzelne Punkt allmälig sich hebt, beim Fortgehen im höchsten Punkt und beim Rückgange im tiefsten Punkt zum Stillstand seiner Bewegung kommt. Ferner ist die Spannung da am größten, wo die aufwärtsgehende Bewegung am früheßten wieder in eine rückwärts gehende verwandelt wird. Bei elastischen Körpern finden die fortschreitenden Wellen gewiß viel häufiger statt, als man in der Regel glaubt, weil man sie gewöhnlich nur bei der Fortpflanzung des Schalles und bei den Wasserwellen leicht wahrnimmt. Die stehenden Schwingungen zeigen sich hauptsächlich bei tönenden Körpern, werden hier auch am deutlichsten wahrgenommen, und zwar sind sie nicht allein bei festen und expansibeln, sondern auch bei tropfbarflüssigen Körpern erregbar. Bei der stehenden Oscillation eines Körpers fangen alle Punkte desselben ihre Schwingungen gleichzeitig an und vollenden sie auch in gleicher Zeit, wogegen bei der fortschreitenden jene Punkte successiv in Bewegung gerathen und ein bewegter Punkt andere ruhige Punkte allmälig in Bewegung setzt. Bei dieser Art Oscillationen üben dann alle Punkte wechselseitig einen gleich großen bewegenden Einfluß auf einander aus, weswegen auch ein bewegter Punkt die Schwingungen anderer benachbarter Punkte nicht hemmt, indem jeder Punkt von den Nachbarpunkten so viel bewegende Kraft abgetreten erhält, als er selbst abgiebt. Dagegen ist die Spannung zwischen den Theilen, die zur Bildung einer Welle beitragen, ungleich groß, und eine Welle schreitet deshalb nach der Seite hin fort, wo die Spannung zwischen den Theilen geringer ist. Der Grund, weswegen jedes Theilchen der vorderen Hälfte einer

Welle sich bewegt, liegt somit in dem überwiegenden Einfluß, den jedes hinter ihm gelegene Theilchen auf dasselbe übt. Bei derartigen Oscillationen wird daher jedem schwingenden Theile von entgegengesetzten Seiten her eine gleich große Bewegung mitgetheilt, statt daß den Theilchen eines Körpers, welche durch eine Wellenbewegung in Schwingung kommen, von der Seite her, von welcher die Welle kommt, nicht aber gleichzeitig von der entgegengesetzten, wohin die Welle geht, Bewegung mitgetheilt wird. Die stehenden Wellen wiederholen sich und dauern wie die Schwingungen eines Pendels fort, so lange, bis die Hindernisse der Bewegung endlich das Aufhören bedingen. Ein Pendel wird namentlich durch den Luftwiderstand und Reibung zur Ruhe gezwungen, und Aehnliches gilt auch für die Wellenbewegung. Es werden zwar viele Wellen mittelst unserer Sinne wahrgenommen, z. B. die im Meer, im Quecksilber, in der Luft u. s. w., aber gewiß ein noch größerer Theil von Wellen gehen unseren Sinnen unempfunden vorüber, entweder weil sie zu ausgedehnt auftreten, oder weil sie zu klein sind. Die Art der Erregung von Wellen ist sehr verschieden. Ruhige Wassermassen müssen z. B. theilweise in ihrem Gleichgewichtszustand gestört werden, sollen Wellen hervortreten. Ein Stein auf den Wasserspiegel geworfen, erregt bekanntlich eine große Folge von Wellen und Gleiches erscheint, wenn man einen festen Körper aus dem Wasser herauszieht. Ist die Wellen erregende Ursache momentan, so setzt sich zwar die Wellenbewegung noch eine Zeit lang fort, endet aber, indem die Wellenberge allmälig kleiner und kleiner werden, endlich sich ganz verflachen. Wirkt dagegen die Ursache immer fort, so werden nach dieser die erregten Wellen modificirt. Meereswellen entstehen häufig durch Wind, indem dieser das Wasser stoßend niederdrückt, oder

mit sich fortnimmt. Auf diesem Wege entstehen in der Regel nur kleine Wellen, die aber durch Zusammenfallen in große verwandelt werden können. Aus dem aufgehobenem Gleichgewicht der einzelnen Wassermassen und den hierdurch erzeugten Oscillationen folgt aber, daß eine Welle eine große Reihe anderer nach sich ziehen muß, indem die vordere Seite derselben sich hebt, die hintere dagegen niedersinkt, und vielleicht durch den aufströmenden Wind noch mehr Wasser nach vorn getrieben und der Wellenberg dadurch um Vieles gehoben wird. Franklin führt hier als Vergleichung die Schwingung einer Glocke an, die stets zunimmt, wenn man bei jeder ihrer aufsteigenden Bewegungen einen kleinen Stoß, wenn auch nur mit dem Finger, hinzufügt, und daraus erklärt sich die anscheinend wunderliche Erscheinung, daß Meereswellen dem Wind entgegen an das Meeresufer getrieben werden. Ist eine Welle so weit vorgerückt, als ihre Breite beträgt, so kommt hinter ihr her eine neue, und zwar können auf diese Weise 30 bis 40 Wellen einander folgen, die sich gegenseitig bedingen. Daher die große Regelmäßigkeit der Wellen im Meere. Durchkreuzungen von Wellenbergen können die Höhe der Wellen auf das Doppelte heben, während sich aber auch Wellensysteme zu durchkreuzen vermögen, ohne daß auch nur die geringste Störung in ihrer Gestalt wahrnehmbar wird. Größere Wellen bewegen sich schneller, als die kleineren gekräuselten, weswegen auch die ersteren unter die letzteren hinlaufen, diese aber zu ruhen scheinen, wie wenn man eine Walze unter einem Stück Zeug hinrollt. Fettigkeiten, namentlich Oel, heben die Wellenbewegung wirklich auf, wie in neuerer Zeit durch vielfache Proben nachgewiesen wurde, indem Schiffskapitäne geflissentlich Oel in Brandungen gossen, und diese, wenn auch nicht vollständig, doch größtentheils zu beruhigen vermoch-

ten. Was die Gebrüder Weber in der Wellenlehre geleistet haben, steht noch unübertroffen da. Wir geben aus dem genannten Werk das Hauptsächlichste.

Wellenbewegung. Die Theorie der Wellenbewegung ist ein Gegenstand, mit dessen Erörterung sich viele Mathematiker, wie Newton, Laplace, Lagrange, Flauguergues, Gerstener, Poisson, Cauchy, Bidone, beschäftigt haben, indem sie aus der physischen Beschaffenheit der Flüssigkeiten und der Art der darauf einwirkenden Kräfte die Beschaffenheit dieser Bewegungen zu bestimmen suchten. Indessen hat dieser Gegenstand so viel Schwierigkeit, daß es bis jetzt noch nicht gelungen ist, eine zugleich allgemeine und in allen Stücken mit der Erfahrung übereinstimmende Theorie dieser Bewegungen auf solchem Wege zu liefern, und selbst die Resultate von Poisson's Theorie sind in mehreren Stücken von der Erfahrung abweichend gefunden worden. Theils dieser Umstand, theils daß die Darstellung, wie die einzelnen Erscheinungen bei der Wellenbewegung, aus der Grundbeschaffenheit der Flüssigkeiten, je nach den dabei einwirkenden Kräften, nothwendig hervorgehen müssen, auf eine elementare Weise nicht möglich ist, wird es rechtfertigen, wenn wir hier diese Erscheinungen nicht als Resultate einer solchen Herleitung, sondern als Resultate der Erfahrung, denen jede Theorie, um gültig zu sein, wird genügen müssen, anführen. Diese Resultate sind im Auszuge der sehr gehaltreichen Schrift der Brüder Weber: „Die Wellenlehre, auf Experimente gegründet," entnommen. Die Verfasser bedienten sich bei ihren Versuchen mit dem größten und ausgedehntesten Erfolge eines Instrumentes, dem sie den Namen Wellenrinne beilegten. Die kleinere Wellenrinne besteht aus dem 5 Fuß 4 Zoll und einigen Linien langen gerade und glatt gehobelten Brette aus fichtenem Holze, auf dem

in zwei tiefen Furchen vier von einander 6,7 Linien entfernte parallele Glasscheiben senkrecht eingesetzt und so dicht befestigt sind, daß durch die Fugen weder Wasser noch Quecksilber hindurchdringen kann. Diese Glasscheiben werden außerdem in zwei festen, senkrecht stehenden Brettstücken an beiden Enden des langen Brettes rechtwinkelig eingefugt und durch zwei andere, um 6,7 Linien von einander abstehende, gleichfalls senkrechte Bretter in der Mitte festgehalten, indem an diesem Orte ein die anliegenden Glasscheiben bedeckender Blechstreifen aufgeschraubt und aufgekittet wird. Der schmale, zwischen diesen Glasscheiben und Brettern eingeschlossene, 5 Fuß 4 Zoll p. M. lange, 6,7 Linien im Lichten breite und über 8 Zoll tiefe Raum wird mit Wasser, Quecksilber, Milch, Branntwein u. s. w. bis zu irgend einer Höhe gefüllt, wobei die gegenüber stehenden Glasscheiben, um eine Beugung oder Zersprengung derselben zu verhüten, durch mehrere feste hölzerne Gabeln oder Klammern zusammen geklammert und sich so von einander zu entfernen verhindert werden. Die größere Wellenrinne, deren sich die Verfasser bedienten, unterschied sich, außer in den Dimensionen, von der eben beschriebenen nur dadurch, daß die senkrechten hohen Seitenwände derselben aus Brettern bestanden, in gewissen Zwischenräumen mit wasserdicht eingesetzten Glasfenstern zum Beobachten der Flüssigkeit versehen.

Man kann nur die kleinere Wellenrinne bis zu einem gewissen Punkte mit Wasser oder Quecksilber füllen, eine Glasröhre an dem einen Ende derselben eintauchen, Flüssigkeit durch Saugen mit dem Munde in derselben in die Höhe heben, sie wieder fallen lassen und so eine Welle durch eine bekannte Kraft erregen.

Man hat dann den überraschenden Anblick, den senkrechten Durchschnitt der erregten Welle durch die

Glaswände hindurch zu sehen, und kann ihn mit der Linie des Niveaus vergleichen, sieht aber auch zugleich, wenn man durch die Glaswände und das Wasser hindurch gegen das Licht, das zu den Fenstern hereinfällt, blickt, die Bewegung der im Innern des Wassers schwebenden Theilchen, von gleichem specifischem Gewichte als das Wasser selbst, mit bloßen Augen oder mit Vergrößerungsgläsern.

Läßt man nun in die Wellenrinne Flüssigkeiten von verschiedener Farbe und von verschiedenem specifischem Gewichte, z. B. gefärbten Branntwein, sehr flüssige Oele, Wasser, Quecksilber u. s. w., mittelst eines Hebers eintreten, so stehen sie durch mehrere horizontale Ebenen geschieden über einander, und man nimmt so die Wellen wahr, die sich zugleich auf diesen parallel unter einander liegenden, horizontalen Ebenen im Innern und an der Oberfläche derselben fortbewegen. Man sieht auf diese Weise verschiedene horizontale Schichten, von denen jede von Wellen durchlaufen wird, die man, wenn die ganze Rinne nur von Wasser erfüllt wird, nicht sehen kann, obgleich dann auch ähnliche Wellen sich im Innern des Wassers fortbewegen.

Um die Gestalt der Wellen bleibend sichtbar zu machen, bedienten sich die Verfasser des eigenthümlichen Kunstgriffes, sie an mit Mehl bestäubten Schiefertafeln oder Glasplatten gleichsam sich selbst abbilden zu lassen. Für das Folgende mögen noch Weber's Kunstausdrücke vorangehen, ehe das Einzelne hervorgehoben wird. Wellenberge sind die über dem Niveau der als ruhig gedachten Flüssigkeit erhabenen Theile der Welle, Wellenthäler die unter dasselbe vertieften Theile. Die Höhe eines Wellenberges oder die Tiefe eines Wellenthales wird dadurch gemessen, daß man die Entfernung der größten senkrechten Abweichung der gekrümmten Oberfläche

des Wellenberges oder Wellenthales von dem Niveau bestimmt. Die Breite der Wellenberge und Wellenthäler wird dadurch bestimmt, daß man die Entfernung zweier in der Richtung der fortschreitenden Welle an der Oberfläche derselben liegenden Punkte da mißt, wo diese Oberfläche in das horizontale Niveau der als ruhig gedachten Flüssigkeit eintrifft. Die Höhe einer ganzen Welle findet man, indem man die Höhe eines Wellenberges mit der Tiefe des dazu gehörigen Wellenthales zusammenaddirt. Die Breite einer ganzen Welle findet man, indem man die Breite eines Wellenberges und des dazu gehörigen Wellenthales zusammenaddirt. Die Länge der Wellenberge und Wellenthäler ist die Ausdehnung derselben in einer Richtung auf dem Niveau, welche auf der Dimension der Breite der Welle senkrecht ist. Ihr Maaß ist eine gerade oder krumme Linie, welche die Linie, wodurch die Breite derselben Welle gemessen wird, immer rechtwinkelig durchschneidet. Der Gipfel des Wellenberges ist sein höchster Punkt, der sich aber bei wallartigen Wellenbergen in eine Linie verwandelt. Denkt man sich einen Wellenberg, der nicht einen bloßen Kegel, sondern einen Wall bildet, durch eine senkrechte, durch die Linie seiner höchsten Gipfel auf das Niveau geführte Ebene in zwei Hälften getheilt, so heißt die Hälfte des Wellenberges, welche in der Richtung liegt, von der die Welle herkommt, das Hintertheil des Wellenberges; die Hälfte, welche in der Richtung liegt, nach welcher die Welle fortgeht, das Vordertheil des Wellenberges. Auf diese Weise kann man sich den hohlen Raum eines Wellenthales in ein Vordertheil und Hintertheil des Wellenthales eingetheilt denken. Sieht man die tiefsten Punkte der Wellen als Grenzpunkte mehrerer Wellen an, so kann man auch von dem Vordertheile und Hintertheile einer ganzen Welle sprechen.

1) **Einiges über die Bewegung der einzelnen Flüssigkeitstheilchen bei Fortbewegung der Wellen.** Bei dem scheinbaren Fortrücken der Wellen bewegt sich nicht die Wassermasse selbst fort, so daß etwa ein Wellenberg in das ihm vorangehende Wellenthal hineinstürzte, um es auszufüllen u. s. f., sondern die Gesammtheit der Wassermasse bleibt an ihrer Stelle und bloß die Form der Welle ist fortschreitend. Alle horizontalen Schichten der Wassermasse gerathen nämlich in eine ähnlich fortschreitende Schwingung, als ein ausgespanntes Seil, das man in der Nähe seines einen Befestigungspunktes nach aufwärts plötzlich anstößt und dann sich selbst überläßt, wo man dann sieht, daß im Augenblicke des Stoßes nur die Strecke des Seiles, welche der gestoßenen Stelle sehr nahe liegt, eine Ausbeugung nach oben annimmt, welche Ausbeugung aber dann successiv das ganze Seil durchläuft. Auch hier beim Seil schreitet nur die Form der Welle fort, während die Gesammtheit seiner Theile an ihrer Stelle bleibt, bloß nach oben und unten oscillirend.

Wenn die aufeinander folgenden, unter einander verbundenen Wellenberge und Wellenthäler gleich oder fast gleich gestaltet sind, so laufen die Schwingungsbahnen der einzelnen Flüssigkeitstheilchen in sich selbst oder fast in sich selbst zurück und sind anscheinend Ellipsen, die in der Vertikalebene liegen.

Mithin geschieht die Oscillation der einzelnen Theilchen nicht etwa, wie man glauben könnte, bloß so, daß sich die Theilchen in vertikaler Richtung abwechselnd heben und senken, sondern sie haben bei der vertikalen auch zugleich eine horizontale Geschwindigkeit, die sie jedoch nicht über eine gewisse Grenze hinausführt, von wo an nämlich ihre Bahn rückläufig wird.

Wenn die auf einander folgenden, unter einander verbundenen Wellenberge und Wellenthäler von un=

gleicher Größe sind, so laufen die Schwingungsbahnen der Flüssigkeitstheilchen nicht in sich selbst zurück. Man beobachtet zuweilen, daß die aufeinander folgenden Wellenberge und Wellenthäler bei Wellen, denen keine andere Welle vorausgeht, sondern die eine Ebene vor sich haben, nicht gleich groß sind.

Die Schwingungsbahnen der in der Nähe der Oberfläche der Flüssigkeiten befindlichen Theilchen sind anscheinend Ellipsen, die sich der Kreisgestalt nähern; mit der Tiefe wird aber die elliptische Gestalt der Bahnen immer gestreckter und fällt endlich mit einer horizontalen geraden Linie (in der die Theilchen hin und her oscilliren) zusammen.

Was für eine Kurve die Flüssigkeitstheilchen wirklich in mathematischer Strenge beschreiben, ist jedoch zur Zeit noch gänzlich unbekannt; denn auch an der Oberfläche fanden die Gebrüder Weber die Gestalt der Bahnen nur sehr nahe, nicht aber mit der kreisförmigen genau übereinstimmend.

Mit der Tiefe der Flüssigkeit nehmen die Bahnen der daselbst befindlichen schwingenden Theilchen, sowohl im vertikalen, als horizontalen Durchmesser, an Größe ab.

Die Verfasser fanden bei zwei in ihrer Wellenrinne angestellten Versuchsreihen, daß der vertikale Durchmesser nicht nur absolut in jeder Tiefe kleiner ist, sondern auch mit der Tiefe viel schneller, als der horizontale abnimmt, so daß in einiger Tiefe die Oscillation bloß noch in einer horizontalen Richtung zu geschehen scheint, da sie nach der vertikalen Richtung unmerklich geworden ist.

Ueber die senkrechten und horizontalen Durchmesser der Bahnen, welche kleine, in einer Flüssigkeit schwebende Theilchen in verschiedenen Tiefen in der kleineren Wellenrinne durchlaufen:

Tiefe, in welcher die Bahn der kleinen Theilchen gemessen wurde.	Senkrechter Durchmesser der Bahn.	Horizontaler Durchmesser der Bahn.
I. Linie unter der Oberfläche.	0,73 Lin.	2,40 Lin.
1 Zoll — —	0,50 —	2,26 —
2 — — —	0,20 —	2,00 —
3 — — —	unmeßbar.	1,90 —

Aehnliche Versuche wurden nun auch in der größeren Wellenrinne, die, 22 Zoll tief, mit Wasser angefüllt war, mittelst einer niederfallenden Wassersäule von 9 Zoll Höhe und 5,7 Linien Durchmesser angestellt, und die Bahnen, die die Flüssigkeitstheilchen beschrieben, in 3 Fuß Entfernung von dem Orte der Erregung der Wellen gemessen. Hier gaben die Versuche folgende Resultate.

Ueber die senkrechten und horizontalen Durchmesser der Bahnen, welche kleine, in einer Flüssigkeit schwebende Theilchen während der Wellenbewegung, in verschiedenen Tiefen der Flüssigkeit, in der größeren Wellenrinne durchlaufen:

Tiefe, in welcher die Bahn der kleinen Theilchen gemessen wurde.	Senkrechter Durchmesser der Bahn.	Horizontaler Durchmesser der Bahn.
I. Linie unter der Oberfläche.	0,8 Lin.	1,14 Lin.
3 Zoll — —	0,40 —	0,75 —
6 — — —	0,32 —	0,60 —
9 — — —	0,20 —	0,40 —
12 — — —	unmeßbar.	0,40 —
15 — — —	unmeßbar.	0,30 —
18 — — —	unmeßbar.	0,42 —
21 — — —	— —	0,60 —

Daß der vertikale Durchmesser der Schwingungsbahnen kleiner sei, als der horizontale, und daß er im Verhältniß zu dem horizontalen in der Tiefe immer mehr abnimmt, scheint als eine Wirkung des Bodens angesehen werden zu müssen. In der That lehrten Versuche, daß, je tiefer der Wasserstand über dem Boden der Wellenrinne war, um so weniger überwog nicht nur an der Oberfläche der horizontale Durchmesser der Bahnen über den vertikalen, und um so mehr näherten sich die Bahnen der Kreisform, sondern um so langsamer nahm auch der vertikale in dem Verhältniß zu dem horizontalen mit der Tiefe ab.

Die schwingende Bewegung der Flüssigkeitstheilchen ist, nach den Versuchen der Verfasser, selbst in einer Tiefe, welche der 350maligen Höhe der Welle über der Oberfläche gleich ist, noch durch Vergrößerungsgläser und sogar mit bloßem Auge wahrnehmbar. Eine 10 Fuß hohe Meereswelle würde danach bis in eine Tiefe von 3500 Fuß noch Bewegung veranlassen können, und in der That hat man Erfahrungen, welche ein Aufwühlen des Meeresgrundes durch die Wellen in sehr großen Tiefen beweisen.

Das Fortschreiten der Schwingung der Flüssigkeitstheilchen besteht darin, daß die, nämlich der horizontalen Schicht angehörigen, in der Richtung der fortschreitenden Welle hinter einander liegenden Theilchen successiv in eine schwingende Bewegung gerathen, und zwar so, daß sich niemals mehrere derselben gleichzeitig in entsprechenden Punkten ihrer Schwingungsbahnen befinden, sondern erst successiv in diese entsprechenden Punkte kommen.

Nur successiv werden die Theilchen in die Form der Welle mit hineingezogen, und es nimmt ein jedes Flüssigkeitstheilchen successiv alle die verschiedenen Stellen in seiner Bahn ein, welche alle hinter ihm gelegene, zu derselben Flüssigkeitsschicht gehörige und in

derselben Welle befindliche Flüssigkeitstheilchen gleichzeitig (jedes in seiner Bahn) einnehmen.

Eine nähere Erörterung dieses Erfahrungssatzes, der die Ansichten Mehrerer, unter andern Newtons, über die Art der Wellenbewegung widerlegt, ergiebt Folgendes: In der Wirklichkeit beginnen nicht alle Theile eines Wellenberges gleichzeitig niederzusinken, nicht alle Theile eines Wellenthales gleichzeitig zu steigen, sondern dieses Sinken und Steigen beginnt successiv, so daß, während die vordere Hälfte eines Wellenberges im Steigen begriffen ist, sich die hintere Hälfte desselben im Sinken befindet, und mit ihm sinkt auch zugleich die vordere Hälfte des mit ihm verbundenen Wellenthales, statt die hintere Hälfte dieses Thales gleichzeitig im Steigen begriffen ist.

Wenn man also die tiefsten Punkte der Welle als Grenzpunkte derselben ansieht, so kann man den Satz aufstellen, daß alle Flüssigkeitstheilchen des Vordertheils einer Welle im Steigen, alle des Hintertheils im Niedersinken begriffen sind.

Ganz mit diesem Satze in Uebereinstimmung ist, daß Körper, welche auf der Oberfläche eines ruhigen Wassers schwimmen, nicht von einer fortschreitenden Welle fortgetragen werden, sondern sich, nachdem sie sich in derselben Bahn bewegt haben, in der sich die einzelnen Flüssigkeitstheilchen bewegen, nach dem Vorbeigehen der Welle wieder an dem vorigen Orte befinden. Während die Welle aber vorbeigeht, steigt ein solcher Körper an dem Vordertheil der Welle in die Höhe bis zum Gipfel derselben, und am Hintertheil derselben wieder herab, immer auf der Oberfläche derselben sich haltend.

In die Tiefe der Flüssigkeit hinab bemerkt man aber weder bei der Bewegung, noch bei dem Fortgang der Welle ein allmäliges Fortschreiten derselben, sondern die schwingende Bewegung scheint, wenigstens

dem Augenschein nach, gleichzeitig in der Tiefe und an der Oberfläche zu geschehen, und die senkrecht oder fast senkrecht unter einander liegenden Theilchen der Flüssigkeit scheinen dem Anblicke nach gleichzeitig in die sich entsprechenden Punkte ihrer Schwingungsbahnen einzutreten.

Betrachtet man eine Flüssigkeit als aus vielen horizontalen, über einander liegenden Schichten bestehend, welche im Zustande der Ruhe eben, im Zustande der Wellenbewegung stellenweise nach aufwärts oder abwärts ausgebogen sind, so würde, jenem Satze gemäß, die Bewegung der Schichten bei Entstehung von Wellen nicht nur an der Oberfläche und in der Tiefe zu gleicher Zeit ihren Anfang nehmen, sondern es würden auch beim Fortgang der Wellen immer entsprechende Stücke der fortschreitenden Bewegungen senkrecht unter einander liegen.

Wir müssen jedoch bemerken, daß die strenge Genauigkeit obigen Satzes nach dem Verfasser selbst noch nicht hinlänglich erwiesen ist, da die Beobachtung in Wasser schwebender Theilchen keine hinreiche Präcision zuläßt. Es ist daher möglich, daß er nicht ohne Beschränkung und nur annäherungsweise wahr sei.

Die Schwingungsbahnen der unter einander liegenden Theilchen kreuzen sich eben sowohl, als die Schwingungsbahnen der im senkrechten Querdurchschnitte der Wellen hinter einander liegenden Theilchen. Aber die Theilchen treffen sich deswegen in den Kreuzungspunkten ihrer Bahnen nicht und stören sich folglich auch nicht, 1) weil alle senkrecht unter einander liegenden Theilchen gleichzeitig in die sich entsprechenden Punkte ihrer Bahnen (in paralleler Bewegung) treten; 2) weil zwei in einer horizontalen Flüssigkeitsschicht unmittelbar hinter einander liegenden Theilchen, wenn diese Schicht in Wellenbewegung kommt, successiv so in Bewegung gesetzt werden, daß

jedes nächst vordere Theilchen um einen kleinsten Zeittheil später an einen entsprechenden Ort seiner Bahn gelangt, als das zunächst hinter ihm gelegene Theilchen. Dieses successive Anfangen der Bewegung bringt es mit sich, daß da, wo sich die Bahnen der neben einander gelegenen Theilchen oben kreuzen, dasjenige Theilchen früher den Kreuzungspunkt passire, welches seine Bewegung später angefangen hat, und welches dem vordersten Punkt der Welle näher liegt, daß dagegen unten, wo sich die Bahnen zweier horizontal neben einander gelegenen Theilchen auch kreuzen, dasjenige Theilchen den Kreuzungspunkt früher passire, welches früher sich zu bewegen angefangen hat und dem hintersten Punkte der Welle näher liegt, mit einem Worte, daß zwei in einer horizontalen Ebene einer Flüssigkeit neben einander liegende Theilchen, wenn sie durch eine Welle in Bewegung kommen, niemals zugleich durch die Kreuzungspunkte ihrer beiden Bahnen laufen und sich treffen können.

Während ein Theilchen der Flüssigkeit einmal seine Bahn durchläuft, schreitet die Welle, in der sich das Theilchen jetzt befindet, um so viel, als die Breite derselben beträgt, fort, und daher durchläuft auch ein Theilchen eben so viel Mal seine Bahn, als Wellen durch den Raum gehen, wo sich das Theilchen bewegt. Gehen also durch einen solchen Raum drei Wellen, so bewegt sich ein dort gelegenes Theilchen dreimal in seiner Bahn herum.

Man kann, diesem Satze zufolge, aus der Zeit, welche ein Flüssigkeitstheilchen braucht, um seine Bahn zu durchlaufen, und aus der mittlern Geschwindigkeit, womit die ganze Welle fortschreitet, die Breite der Welle, zu welcher das Flüssigkeitstheilchen gehört, berechnen. Denn zufolge desselben kommt die Länge des Weges, welchen die Welle zurücklegt, während der Zeit, in der sich eines ihrer Theilchen einmal in

seiner Bahn herumdreht, genau der Breite der Welle gleich.

Der senkrechte Durchmesser der Bahnen, welche die an der Oberfläche der Flüssigkeiten befindlichen Theilchen durchlaufen, kommt genau mit der vertikalen Höhe der Welle überein.

Die Richtigkeit dieses Satzes geht schon daraus hervor, daß die Flüssigkeitstheilchen bei der Wellenbewegung ihre verhältnißmäßige Lage zu einander nicht ändern. Ein Theilchen, welches an der Oberfläche einer Flüssigkeit liegt, bleibt immer an derselben, auch während der Ort, wo es sich befindet, sich zur Welle erhebt. Das Theilchen steigt, seine Bahn beschreibend, bis zum höchsten Gipfel der Welle und senkt sich ebenfalls bis zum tiefsten Punkte des Wellenthales herab.

Der horizontale Durchmesser der Bahnen, die die Theilchen einer Flüssigkeit durchlaufen, hat dagegen kein bestimmtes Verhältniß zur Breite der Welle. Bei gleich hohen, aber ungleich breiten Wellen sind die Schwingungsbahnen unter übrigens gleichen Umständen in den breiteren Wellen ihrem vertikalen Durchmesser nach kleiner, in der schmäleren größer. Umgekehrt sind die Bahnen bei gleich breiten und ungleich hohen Wellen, in den höhern Wellen nach beiden Durchmessern größer, als in den niedrigeren.

Dieser Satz ist durch Versuche in der Wellenrinne bestätigt worden, indem darin Wellen von gleicher Größe und Geschwindigkeit, aber verschiedenem Verhältniß ihrer Höhe und Breite erregt und die Größe der darin stattfindenden Schwingungsbahnen gemessen wurde.

Auch an einer und der nämlichen, in der Wellenrinne erregten Welle läßt sich die Bestätigung dieses Satzes wahrnehmen. Eine jede Welle wird nämlich in ihrem Fortschreiten zwischen den parallelen Wän-

den dieser Rinne niedriger und breiter, vorzüglich aber die, vor denen keine andere Welle hergeht.

Da man nun aber zugleich beobachtet, daß sie sich fortwährend mit fast gleicher Geschwindigkeit fortbewegt, so ist zu schließen, daß auch ihre bewegende Kraft, mithin ihre Masse, dieselbe geblieben sei, daß mithin sich ihre Breite nur auf Kosten der Höhe vergrößert habe. Und in der That beobachtet man auch, daß die Bahnen der durch die Welle in Bewegung gesetzten Flüssigkeitstheilchen desto kleiner erscheinen, je weiter von dem Orte, an welchem sie entstand, die Welle gemessen wird.

Ueber die verschiedene Größe der Schwingungsbahnen und über die verschiedene Zeit, welche die Flüssigkeitstheilchen brauchen, um diese Bahnen zu durchlaufen, wenn Wellen durch das Niedersinken einer gleich großen Wassersäule erregt werden, so jedoch, daß die Röhre, in der die Wassersäule niedersinkt, tiefer oder weniger tief eingetaucht wird:

Tiefe, bis zu welcher die untere Oeffnung der Röhre unter die Oberfläche eingebracht wurde.	Senkrechter Durchmesser der Bahn der Flüssigkeitstheilchen während der ersten erregten Wellenbewegung.	Horizontaler Durchmesser der Bahn der Flüssigkeitstheilchen während der ersten so erregten Wellenbewegung.	Zeit, in welcher ein Theilchen 4mal seine Bahn von Anfang an gerechnet durchlief.
Möglichst geringste Tiefe	0,73 Linie	2,00 Linien	1 S. 12 Tert.
1 Zoll Tiefe	0,60 „	1,60 Linie	
2 „ „	0,60 „	1,60 „	1 „ 40 „
4 „ „	0,60 „	1,60 „	2 „ 3 „

Aus dieser Tabelle ergiebt sich, daß die Schwingungsbahnen der Flüssigkeitstheilchen im vertikalen und im horizontalen Durchmesser größer sind, wenn die Röhre, in der die Wassersäule niedersinkt, nicht so tief eingetaucht wird, und wenn also die niedersinkende Wassersäule gleich auf die Oberfläche der Flüssigkeit wirken kann, um eine Welle zu erregen; daß die Bahnen im umgekehrten Falle dagegen kleiner sind, wenn die niedersinkende Wassersäule erst auf die tiefern Flüssigkeitsschichten wirken muß, um eine Welle zu erregen; daß ferner im ersten Falle die Bahnen, ob sie gleich größer sind, in kürzerer Zeit, im zweiten Falle, ob sie gleich kleiner sind, in längerer Zeit durchlaufen werden.

In beiden Fällen haben die Wellen eine gleiche Größe, denn sie wurden in beiden Fällen durch gleiche bewegende Kräfte erregt, und schreiten auch in beiden Fällen mit einer gleich großen Geschwindigkeit fort, und es findet zwischen ihnen nur die Verschiedenheit statt, daß sie, wenn die Röhre nicht tief eingetaucht wird, höher und schmäler, wenn die Röhre aber tiefer eingetaucht wird, niedriger und breiter sind. Folglich ist der senkrechte und horizontale Durchmesser der Schwingungsbahnen in breiten und niedrigen Wellen kleiner, in hohen und schmalen Wellen dagegen größer.

Die Länge der Zeit, in der ein Flüssigkeitstheilchen seine ganze Bahn (sie mag groß oder klein sein) durchläuft, hängt von dem Verhältniß der Länge und Breite jeder Welle ab.

So fanden die Gebrüder Weber, daß bei gleich breiten, aber ungleich hohen Wellen die in der höheren Welle vorfindlichen Theilchen ihre Bahn schneller durchlaufen, als die in der niedrigeren Welle; daß

umgekehrt bei gleich hohen, aber ungleich breiten Wellen die Theilchen der schmäleren Welle ihre Bahn schneller durchlaufen, als die der breiteren. Daher werden auch die größeren Bahnen in höheren und zugleich schmäleren Wellen (s. oben) in kürzerer Zeit zurückgelegt, als die kleineren Bahnen in niedrigeren und zugleich breiteren Wellen.

Die in der Nähe der Oberfläche liegenden Theilchen einer Flüssigkeit durchlaufen ihre Bahn nicht ganz so schnell, als die vertikal unter ihnen, von der Oberfläche entfernter liegenden Theilchen. So, als die kleinere Wellenrinne 6 Zoll tief mit Wasser gefüllt war und eine Welle darin durch eine 2 Zoll hohe, 5,7 Linien im Durchmesser haltende Wassersäule erregt wurde, durchlief ein Theilchen an der Oberfläche im Mittel von 11 Versuchen seine Bahn in 1 Sekunde 38 Tertien; in 1 Zoll Tiefe unter der Oberfläche in 1 Sekunde 24 Tertien; in 2 Zoll Tiefe in 1 Sekunde 20 Tertien und in 3 Zoll Tiefe in 1 Sekunde 12 Tertien.

Ueber die Zeit, in welcher ein in Wasser schwebendes Theilchen während der Wellenbewegung seine vier ersten Umläufe vollendete:

	Wenn sich das Theilchen an der Oberfläche befindet.	Wenn sich das Theilchen 1 Zoll unter der Oberfläche befindet.	Wenn sich das Theilchen 2 Zoll unter der Oberfläche befindet.	Wenn sich das Theilchen 3 Zoll unter der Oberfläche befindet.
	1 S. 35 T.	1 S. 28 T.	1 S. 16 T.	1 S. 12 T.
	1 = 35 =	1 = 26 =	1 = 26 =	1 = 11 =
	1 = 32 =	1 = 24 =	1 = 18 =	1 = 17 =
	1 = 40 =	1 = 24 =	1 = 18 =	1 = 16 =
	1 = 36 =	1 = 24 =	1 = 18 =	1 = 10 =
	1 = 44 =	1 = 24 =	1 = 24 =	1 = 6 =
	1 = 42 =	1 = 24 =		1 = 14 =
	1 = 38 =	1 = 20 =		1 = 12 =
	1 = 40 =			
	1 = 38 =			
Mittel	1 S. 38 T.	1 S. 24 T.	1 S. 20 T.	1 S. 12 T.

Aus dem angegebenen Satz folgt übrigens, entweder daß die Wellen in der Tiefe schneller fortschreiten, als an der Oberfläche, welchem jedoch die Beobachtungen der Verfasser zu widersprechen scheinen, oder daß die Wellen in der Tiefe schmäler sind, als an der Oberfläche; denn dann würde die Geschwindigkeit in der Tiefe dieselbe, als die der Welle an der Oberfläche sein können, ungeachtet in der Tiefe die Theilchen ihre Bahn schneller durchliefen, als an der Oberfläche.

Denn bei dieser Voraussetzung würde zwar eine Welle an der Oberfläche wegen der langsamern Umdrehung der Theilchen in ihr längere Zeit brauchen, um so viel, als ihre Breite beträgt, fortzuschreiten, allein weil sie breiter wäre, so schritte sie in dieser Zeit um ein größeres Stück fort, und könnte also im Ganzen um eben so viel fortschreiten, als eine Welle in

der Tiefe, die in kürzerer Zeit um eben so viel, als ihre Breite beträgt, fortrückte; aber weil die Breite selbst geringer wäre, als an der Oberfläche, dennoch in einer gegebenen Zeit nicht weiter käme, als eine Welle an der Oberfläche.

In der That halten die Gebrüder Weber bis auf Weiteres letztere Annahme für die wahrscheinlichere; doch würde in diesem Fall der, ohnehin nicht hinlänglich erwiesene Satz, daß die schwingende Bewegung dem Augenscheine nach gleichzeitig in der Tiefe und an der Oberfläche zu geschehen scheine, und daß die senkrecht oder fast senkrecht unter einander liegenden Theilchen der Flüssigkeit dem Anblicke nach gleichzeitig in die sich entsprechenden Punkte ihrer Schwingungsbahnen einzutreten scheinen, nicht völlig genau sein können.

Wenn ein Theilchen einer Flüssigkeit durch irgend eine Kraft, z. B. durch die einer niederfallenden Wassersäule oder einer fortschreitenden Welle, in eine drehende Bewegung versetzt worden ist, so vollbringt es nicht bloß diese erste Umdrehung, die durch jene Kraft unmittelbar veranlaßt wird, sondern es wiederholt seine Umdrehung, die aber etwas kleiner ist und in kürzerer Zeit durchlaufen wird, als die erste Umdrehung.

Diese wiederholte Bewegung hat Aehnlichkeit mit den Schwingungen eines Pendels, das, einmal angestoßen, oft seine Schwingungen wiederholt, die dabei zwar immer kleiner werden, aber doch gleich dauern, tautochronisch sind.

Es liegt übrigens in dieser Eigenschaft der Grund, warum eine Welle, die hinter sich ebene Flüssigkeit hat, wenn sie um ihre Breite fortgerückt ist, eine neue Welle hinter sich erregt, und warum daher ein einziger Stoß, z. B. eines ins Wasser gefallenen Körpers, 50 und mehr Wellen erregt, von denen die nachfol-

genden immer schmäler als die vorhergehenden sind, diese dessenungeachtet aber nur um ein wenig geschwinder fortschreiten, als die nachfolgenden.

2) Einiges über die Bewegung der einzelnen Flüssigkeitstheilchen bei Entstehung der Welle.

Die genaue Beobachtung dieser Bewegung ist mit unausweichlichen Schwierigkeiten verknüpft, und hat daher von den Gebrüdern Weber nicht vollständig durchgeführt werden können; indessen lehren doch ihre Erfahrungen:

1) daß eine anscheinend gleichzeitige Verschiebung der Flüssigkeitstheilchen bis in große Tiefen der Flüssigkeit hervorgebracht wird;

2) daß nach einem gewissen Gesetze jedes Flüssigkeitstheilchen, daß sich in einer andern Lage und und Entfernung von dem Punkte, wo die Welle erregt wird, befindet, in einer andern Richtung sich zu bewegen anfängt, so daß gleichzeitig manche Flüssigkeitstheilchen zum Steigen, andere zum Niedersinken gebracht werden, andere sich horizontal bewegen; und

3) daß die Bewegung der in die Höhe steigenden oder niedersinkenden, oder sich horizontal fortbewegenden Theilchen in einem solchen Verhältnisse zu einander stehen, daß im Innern der Flüssigkeit während der Verschiebung keine Zwischenräume und Lücken entstehen können.

Ueber die Zeit, welche ein eine Linie unter der Oberfläche der Flüssigkeit schwebendes Theilchen brauchte, um während der Wellenbewegung die vier ersten, oder den ersten, oder den zweiten Umlauf in der Wellenrinne zu vollenden:

Zeit, in welcher ein Theilchen seine Bahn 4mal durchlief.	das 1. Mal durchlief.	das 2. Mal durchlief.
1 Sek. 35 Tert.	44 Tert.	26 Tert.
1 „ 35 „	37 „	18 „
1 „ 32 „	45 „	18 „
1 „ 40 „	38 „	26 „
1 „ 36 „	40 „	18 „
1 „ 44 „	45 „	22 „
1 „ — „	39 „	18 „
1 „ 38 „	38 „	
1 „ 38 „	43 „	
1 „ 40 „	39 „	
1 „ 38 „		
Mittel 1 Sek. 38 Tert.	40,8 Tert.	20,8 Tert.

Aehnliche Versuche wurden auch in einer größeren Wellenrinne bei einer Tiefe der Flüssigkeit von 23 Zoll angestellt, indem man eine Wassersäule von 9 Zoll Höhe und 5,7 Linien Durchmesser fallen ließ, und die Bahnen der in dem Wasser schwebenden kleinen Theilchen in einer Entfernung von 3 Fuß von dem Orte, wo man die Wellen erregte, durch ein Mikroskop von 4½ Linien Brennweite beobachtete und mittelst einer Tertien-Uhr die Zeit der Umläufe bestimmte.

Ueber die Zeit, welche ein eine Linie unter der Oberfläche der Flüssigkeit schwebendes Theilchen brauchte, um während der Wellenbewegung die vier ersten, oder den ersten, oder den zweiten Umlauf in der größeren Wellenrinne zu vollenden:

Zeit, in welcher ein Theilchen seine Bahn 4mal durchlief.	das 1. Mal durchlief.	das 2. Mal durchlief.
2 Sek. 30 Tert.	1 Sek. 5 Tert.	43 Tert.
2 „ 32 „	1 „ 5 „	40 „
2 „ 34 „	1 „ 6 „	44 „
2 „ 28 „	1 „ 2 „	48 „
2 „ 34 „	1 „ 6 „	41 „
2 „ 34 „	1 „ 4 „	44 „
2 „ 30 „		
Mittel 2 Sek. 31,7 Tert.	1 Sek. 4,6 Tert.	43,3 Tert.

Vergleicht man diese beiden Tabellen unter einander, so bemerkt man, daß der erste Umlauf so langsam vollbracht wurde, daß er bei der ersten Reihe von Versuchen in der kleinen Wellenrinne etwas mehr als $\frac{2}{5}$ der Zeit brauchte, die für vier Umlaufe erfordert wurde, so daß folglich zu allen drei anderen Umläufen noch nicht ganz $\frac{3}{5}$ der ganzen Zeit nöthig war, und daß der erste Umlauf etwa die doppelte Zeit erforderte, als der zweite, die zwei ersten Umläufe aber zusammengenommen etwa $\frac{5}{8}$ der ganzen Zeit einnahmen, welche für alle vier Umläufe nöthig war; daß hingegen in der großen Wellenrinne der erste Umlauf etwa $\frac{3}{7}$ der ganzen Zeit einnahm, welche zu vier Umläufen erforderlich war, der erste Umlauf aber nur $\frac{2}{3}$ der Zeit erforderte, welche der zweite und der erste und zweite zusammengenommen, $\frac{2}{3}\frac{7}{8}$ oder zwischen $\frac{2}{3}$ und $\frac{3}{4}$ der ganzen Zeit wegnahmen, welche für vier Umläufe nothwendig war.

Ueber die Breite der Wellen, welche in der kleineren Wellenrinne bei 6 Zoll Tiefe durch eine 2 Zoll hohe, 5,7 Linien im Durchmesser messende Wassersäule erregt, und 18 Zoll vom Orte der Erregung entfernt gemessen wurden:

	Breite der ersten Welle.	Breite der zweiten Welle.	Breite der vier ersten Wellen.	Höhe der ersten Welle.
1 Linie unter der Oberfläche	29 Zoll	15 Zoll	70 Zoll	0,37 Lin.
1 Zoll unter der Oberfläche	— =	— =	60 =	— =
2 Zoll unter der Oberfläche	— =	— =	57 =	— =
3 Zoll unter der Oberfläche	26 =	— =	51 =	— =

Erregt man eine Welle in der Wellenrinne auf die Eingangs dieses gezeigte Art, also mit vorausgehendem Wellenthale, so bemerkt man bei Entstehung der Welle Folgendes:

Die Größe der Bewegung nimmt von der Oberfläche der Flüssigkeit nach der Tiefe zu sehr beträchtlich ab.

Die Theilchen, welche senkrecht unter der Mündung der Röhre liegen, durch welche die Flüssigkeit eingesogen wird, bewegen sich in einer geraden Linie vertikal nach aufwärts und in derselben Richtung ein ganz kleines Stückchen nach abwärts zurück.

Die Bahnen sind desto gekrümmter, je mehr die Theilchen der Oberfläche nahe liegen, und je mehr sie zugleich von der vertikalen Lage unter der Oeffnung der Röhre abweichen.

Wenn man sich vom Mittelpunkt der Mündung der eingetauchten Röhre aus nach allen Richtungen Radien gezogen denkt, so bewegen sich die Theilchen, welche an verschiedenen Punkten desselben Radius liegen, bei dem ersten Anfange ihrer Bewegung keineswegs in der Richtung der Radien, und bilden eben so wenig denselben Winkel mit einer durch die Theilchen gezogenen horizontalen Linie.

Die sichtbare Wirkung der ganzen Verschiebung der

Theilchen ist die, daß in der Nähe der eingetauchten Röhre an der Oberfläche eine Vertiefung entsteht, welche in der Gestalt von zwei Thälern nach den beiden entgegengesetzten Enden der Wellenrinne fortschreitet, und an dessen Stelle bald ein sehr kleiner Wellenberg nachfolgt, der, gleichfalls in zwei Berge getheilt, den Thälern nachfolgt.

3) Einiges über die Geschwindigkeit, mit welcher sich die Wellen fortbewegen.

Die Geschwindigkeit der Wellen hängt von einer großen Menge von Umständen ab, die dieselbe theils vergrößern, theils vermindern. Das Folgende ist bestimmt, den Einfluß dieser Umstände näher kennen zu lernen.

Die Geschwindigkeit der Welle hängt von ihrer Höhe und Breite ab, oder, was dasselbe ist, von ihrer Breite und von der Schnelligkeit, mit welcher die Flüssigkeitstheilchen der Wellen ihre Schwingungsbahnen durchlaufen; denn diese Schnelligkeit ist selbst von der Höhe der Wellen abhängig.

Da nun die Höhe und Breite der Wellen, oder ihre Größe, desto beträchtlichrr ist, je größer die wellenerregende Kraft, so hängt die Geschwindigkeit der Wellen, unter übrigens gleichen Umständen, von der Masse und Geschwindigkeit des Körpers ab, dessen Stoß Wellen erregt.

Die Geschwindigkeit der Wellen wird vermindert, wenn sie während ihres Fortschreitens an Länge zunehmen (wie die Kreiswellen, die ein in einen Teich geworfener Stein erregt), wird vergrößert, wenn sie während ihres Fortschreitens an Länge abnehmen (wie die Zirkelwellen, die vom Rande einer runden, mit Flüssigkeit gefüllten Schüssel bei Erschütterung der Schüssel ausgehen), weil ihre Höhe im ersten Falle ab-, im zweiten zunimmt.

Die Geschwindigkeit der Wellen, welche in der Wel-

lenrinne durch das Niedersinken einer gleich großen und gleich hohen Flüssigkeitssäule erregt werden, vermindert sich mit der Verminderung der Tiefe der Flüssigkeit, welche in d : Rinne enthalten ist, und in der die Wellen erregt werden und fortschreiten.

Wird die Tiefe der Flüssigkeit, in der die Wellen erregt werden, so vermingert, daß sie nach und nach 6, 5, 4, 3, 2, 1 Zoll tief wird, so wird keineswegs auch die Geschwindigkeit der durch eine bestimmte Kraft erregten Wellen in demselben Verhältnisse dieser Zahlen vermindert, sondern in weit geringern Verhältnissen.

Diese Verminderung der Geschwindigkeit der Wellen durch die Verminderung der Tiefe der Flüssigkeit, durch die die Wellen fortschreiten, hängt eines Theils davon ab, daß die größere Nähe des Bodens des mit Flüssigkeit gefüllten Gefäßes die Schwingungsbahnen der Flüssigkeitstheilchen abändert, weil der Boden nicht gestattet, daß sich die in seiner Nähe befindlichen Flüssigkeitstheilchen in elliptischen Bahnen bewegen können, theils davon, daß die Reibung und andere Umstände hierbei einen Einfluß äußern. Im Großen bestätigt sich der Einfluß der Tiefe auf die Geschwindigkeit und Gestalt der Wellen auf dem Meere.

In Flüssigkeiten von einem größeren specifischen Gewicht scheinen gleich große Wellen, wegen des unmittelbaren Einflusses des specifischen Gewichtes, bei übrigens gleichen Umständen, weder schneller noch langsamer fortzuschreiten, und das specifische Gewicht der Flüssigkeiten scheint daher keinen Einfluß weder zur Beschleunigung, noch zur Verlangsamung der Wellen zu äußern. Dieser Satz findet jedoch seine Bestätigung in der Wirklichkeit nur in so fern, als man in hinlänglich tiefer Flüssigkeit experimentirt, denn wenn die Wellenrinne nur 1 bis 4 Zoll hoch mit Flüssigkeit angefüllt ist, so zeigen Quecksilber-

Kochsalzwasser-, Wasser- und Branntweinwellen allerdings Verschiedenheiten in ihrer Geschwindigkeit, die hauptsächlich von einem Einflusse des Bodens auf die Flüssigkeiten abzuhängen scheinen. Auch die verschiedene Adhäsion verschiedener Flüssigkeiten an den Wänden, und der geringere Widerstand der Luft gegen schwerere Flüssigkeiten, müssen als Einflüsse, welche der genauen Verwirklichung obigen Satzes durch die Erfahrung hinderlich sind, berücksichtigt werden.

Die Geschwindigkeit der Wellen hängt keineswegs allein von der Breite derselben ab, wie Newton, Gravesande, d'Alembert und Gerstner behauptet haben, sondern von ihrer Größe, d. h. von ihrer Höhe und Breite zugleich. Nur die Länge der Welle hat unmittelbar keinen Einfluß auf die Geschwindigkeit.

Wenn Wellen, von einem Punkte ausgehend, sich in immer größere Zirkel ausbreiten, so nehmen sie dabei zwar an Breite zu, an Höhe dagegen ab. Hinge nun die Geschwindigkeit derselben bloß von ihrer Breite ab, so müßten diese desto geschwinder fortschreiten, je weiter sie sich schon ausgebreitet hätten, sie müßten demnach bei ihrer Ausbreitung geschwinder werden.

Die Erfahrung lehrt aber das Gegentheil. Läßt man einen Stein in ruhiges Wasser fallen und die von ihm erregten Wellen sich in große Zirkel ausbreiten, und läßt hierauf zwischen die größten Zirkelwellen an einem andern Orte einen zweiten Stein von gleicher Größe und von einer gleichen Höhe herab fallen, so haben die Wellen, die von diesem zweiten Steine entstehen, anfangs eine viel größere Geschwindigkeit, als die schon weit vorgeschrittenen Wellen, die durch den ersten Stein erregt wurden. Die letzteren Wellen überholen daher die früher erregten.

Die Geschwindigkeit der Wellen, die durch den

Stoß bewegter Körper erregt werden, hängt, wenn wir die wellenerregenden Ursachen berücksichtigen, von der Masse und Geschwindigkeit der stoßenden Körper ab, denn diese beiden Umstände verursachen die Größe der Wellen. Die Bestätigung dieses (schon durch einfache Versuche, indem man z. B. einen Quecksilbertropfen aus verschiedenen Höhen auf eine Quecksilberfläche fallen läßt, nachzuweisenden) Satzes ergab sich den Gebrüdern Weber durch mehrfache Versuche in der Wellenrinne.

Wenn eine Welle zwischen parallelen Wänden fortschreitet und daher weder an Länge zu- noch abnimmt, so vermindert sich dabei ihre Höhe, aber es vergrößert sich zugleich ihre Breite. Weil nun die Geschwindigkeit der Welle von beiden, von der Höhe und Breite zugleich abhängt, so bleibt sie fast unverändert, und die Welle wird daher nur um so langsamer, als die Reibung der Flüssigkeiten an den Wänden des Gefäßes, und der Widerstand der Luft ihre Geschwindigkeit vermindert.

Wenn eine Welle während ihres Fortschreitens an Länge zunimmt, so vermindert sich zugleich ihre Geschwindigkeit und Höhe; wenn eine Welle während ihres Fortschreitens an Länge abnimmt, so vergrößert sich ihre Geschwindigkeit und Höhe.

Es ist noch nicht ausgemittelt, ob die Unvollkommenheit des Flüssigseins der Flüssigkeiten, ihre Klebrigkeiten, die Beimengung fester Stoffe u. s. w. die Wellen unmittelbar langsamer machen und in welchem Grade.

Die Versuche hierüber haben ihre Schwierigkeit, da obige Umstände zugleich die Adhäsion der Flüssigkeiten an den Gefäßwänden, worin sie eingeschlossen werden, vermehren.

4) **Einiges über die Veränderung der Gestalt der Wellen bei ihrer ungehinderten und**

gehinderten Bewegung. Wellen müssen, wenn sie sich während ihres Fortschreitens ganz allein überlassen sind, ihre Gestalt, ihre Höhe, ihre Breite und Länge in folgender Weise ändern. Es gelten in dieser Hinsicht folgende Erfahrungssätze:

Eine in der Art fortschreitende Welle, daß ihre Länge ungeändert bleibt (zwischen parallelen Wänden der Wellenrinne), nimmt im Fortschreiten an Breite zu und an Höhe ab und behält dabei ihre Geschwindigkeit fast unverändert.

Da die Geschwindigkeit der Welle sich hierbei nur sehr wenig vermindert, so kann man schließen, daß die Abnahme der Welle an Höhe, nur ihrem kleinsten Theile nach, eine Wirkung der Reibung der Welle an den Glaswänden und an der Luft sei. Für die von den Verfassern in der Wellenrinne angestellten Versuche schien sich die Hypothese zu bewähren, daß die Welle, während sie Räume durchläuft, die in einer geometrischen Reihe wachsen, immer nur um eine constante Größe an Höhe abnimmt, das heißt, daß, wenn die Welle nach ihrer Entstehung, während sie um 2 Fuß fortrückte, um 1 Linie an Höhe abnahm, sie nur, wenn sie um 4 Fuß fortgerückt ist, wieder um 1 Linie niedriger geworden ist, und wenn sie dann um 8 Fuß fortgeschritten ist, nochmals um 1 Linie an Höhe vermindert worden ist ꝛc.

Da nur die Höhe und Breite eines Wellenberges, nicht seine Länge, etwas zur Vermehrung der Geschwindigkeit, mit der er fortschreitet, unmittelbar beitragen kann, so muß, wenn ein Wellenberg so fortschreitet, daß er dabei an Länge zunimmt, seine Geschwindigkeit im Gegentheile beträchtlich vermindert werden; denn die zu bewegende Masse wird in jedem Augenblicke größer und die bewegende Kraft bleibt dieselbe.

In beiden Fällen, sowohl wenn ein Wellenberg an

Länge, als auch wenn er an Breite zunimmt, werden nämlich mehr Theilchen am Vordertheile desselben zum Steigen gebracht, als am Hintertheile sinken, und deswegen muß der Wellenberg während seines Fortschreitens in beiden Fällen immer niedriger werden. Allein wenn ein Wellenberg in eben dem Verhältnisse niedriger wird, als er an Breite zunimmt, so behält er seine vorige Geschwindigkeit bei, weil sie durch die Zunahme des Wellenbergs an Breite eben so vermehrt, als durch die Abnahme desselben an Höhe vermindert wird. Niemmt dagegen ein Wellenberg an Höhe eben so sehr ab, als er an Länge zunimmt, so verliert er durch die Abnahme an Höhe etwas von seiner Geschwindigkeit, ohne durch die Zunahme an Länge etwas an Geschwindigkeit zu gewinnen.

Alle Wellen, welche man in der Mitte der Oberfläche einer Flüssigkeit erregt, und welche demnach in keiner Richtung am Fortschreiten gehindert werden, erhalten, ihrer Länge nach betrachtet, eine solche Gestalt, daß ihre Wellenlinie der Länge eine in sich selbst zurücklaufende, einen Raum einschließende Linie darstellt.

In Beziehung auf den Raum, den die Wellen einschließen, eben so wohl als in Beziehung auf die Länge der Wellen selbst, können, wie schon angedeutet worden, die Wellen auf eine doppelte Weise fortschreiten, entweder 1) so, daß der von ihnen eingeschlossene Raum der Oberfläche der Flüssigkeit durch ihr Fortschreiten vergrößert wird, und sie selbst zugleich an Länge zunehmen, oder, wiewohl in seltneren Fällen, 2) so, daß der von ihnen eingeschlossene Raum der Oberfläche der Flüssigkeit durch ihr Fortschreiten verkleinert wird und sie selbst dabei an Länge abnehmen.

Beispiele der ersten Art giebt das Hineinfallen eines Körpers in ruhiges Wasser. Ein Beispiel der zwei-

ten Art geben die Wellen, die, wenn man ein mit Flüssigkeit gefülltes rundes Gefäß erschüttert, vom Rande nach dem Mittelpunkte des Gefäßes zulaufen. (S. Weber's Wellenlehre, §. 150.)

Welche von dem Kreise abweichende Gestalt eine Welle bei ihrem Entstehen haben mag, so wird sie doch, wenn sie ungehindert fortschreitet, der Kreisgestalt immer ähnlicher, je weiter sie sich fortbewegt.

5) Einiges über die Durchkreuzung der Wellen. Wenn man an beiden Enden der Wellenrinne gleichzeitig zwei gleich große Wellen erregt, so werden diese sich von entgegengesetzten Seiten nach der Mitte zu bewegen, sich in der Mitte begegnen und hier allen ihren Theilen nach sich kreuzen. Für diesen Fall der Kreuzung fanden die oft genannten Physiker folgende Sätze durch die Beobachtung:

Beide Wellenberge sind in ihrer Vereinigung oder Kreuzung höher, jedoch nicht doppelt so hoch, als jede einzelne; eben so vereinigen zwei sich durchkreuzende Wellenthäler sich im Augenblicke der Vereinigung zu einem einzigen, viel tiefern und jähern Thale.

Nach der Kreuzung sind die Wellen in derjenigen Lage zu einander, als ob durch einander gegangen wären, ohne sich zu stören und ohne die vorige Richtung abzuändern.

Die Flüssigkeitstheilchen beider Wellen gehen bei der Kreuzung weder in entgegengesetzter Richtung durch einander durch, noch prallen sie von einander ab, sondern die horizontale Bewegung der Flüssigkeitstheilchen beider Wellen erzeugt ein Ausweichen der Flüssigkeit in der einzigen Richtung, in der noch ein Ausweichen möglich ist, in der vertikalen, und verstärkt dadurch die vertikale Bewegung der Flüssigkeitstheilchen ungemein, während ihre horizontale abnimmt, so daß hierdurch die gewöhnlichen kreisförmigen oder

elliptischen Bahnen der Theilchen ganz abgeändert werden.

Man beobachtet übrigens, daß bei der angewendeten Methode niemals bloß zwei, sondern vier bis fünf Wellen erregt werden, die sich alle nach und nach in der Mitte der Wellenrinne durchkreuzen, indem sich hier jedes Flüssigkeitstheilchen nicht bloß einmal nach aufwärts und dann wieder zurück nach abwärts bewegt, sondern diese Bahn, die aber immer kleiner wird, wiederholt drei bis vier Mal zurücklegt.

In Folge der Durchkreuzung findet ein kleiner Zeitverlust statt; denn bei den Umständen der Versuche durchlief eine, sich nicht mit einer andern kreuzende Welle denselben Raum (nach einem Mittel mehrerer Versuche) in 2 Sek. 17 Tert., wozu eine gleich große und mit einer gleich großen Welle sich kreuzende Welle 2 Sek. 24 Tert. brauchte.

6) Einiges über die Zurückwerfung der Wellen. Der einfachste Fall der Zurückwerfung der Wellen ist der, wenn man durch Niedersinken einer Flüssigkeitssäule an einem Ende der Wellenrinne eine Welle erregt, die, bis an die entgegengesetzte Wand der Wellenrinne fortschreitend, dort anstößt. Man beobachtet hierbei, daß dieselbe in der Art zurückgeworfen wird, daß sie in entgegengesetzter Richtung nach dem Ende der Rinne zurückkehrt, von welchem sie ausgegangen war. Diese Zurückwerfung unterscheidet sich aber von der Zurückwerfung einer elastischen Kugel, die von einer Ebene zurückprallt, dadurch auffallend, daß die beiden Theile der Welle, der Wellenberg und das Wellenthal, in ihrer Länge umgekehrt werden, so daß, wenn vor der Zurückwerfung der Wellenberg der zurückwerfenden Fläche näher war, als das Wellenthal, er nun entfernter davon zu liegen kommt, mithin beide, die zusammen eine Welle aus-

machen, bei der Zurückwerfung durch einander hindurch gehen.

Während der Zurückwerfung wird der Wellenberg halb so breit, aber fast noch einmal so hoch, als vorher, bis er nach der Zurückwerfung seine vorigen Dimensionen wieder erlangt. Das Entsprechende gilt von der Breite und Tiefe des Wellenthales. An der Stelle, wo der Wellenberg und das Wellenthal durch einander hindurch gehen, kommt die Oberfläche der Flüssigkeit für einen Moment in die Lage, wo sie vollkommen eben ist.

Bei der Zurückwerfung erleiden die Bahnen der einzelnen Flüssigkeitstheilchen dieselbe Abänderung, welche bei der Durchkreuzung zweier Wellenberge stattfindet, indem nämlich ihre horizontale Bewegung in der Nähe der zurückwerfenden Ebene mehr und mehr aufgehoben, ihre vertikale mehr und mehr verstärkt wird; und überhaupt läßt sich die Durchkreuzung zweier Wellen so ansehen, als erführen sie durch einander selbst eine Zurückwerfung. Der Winkel, unter welchem irgend ein Theil einer Welle an eine widerstehende Ebene anprallt, ist gleich dem Winkel, unter welchem derselbe Theil wieder zurückprallt.

7) Einiges über die stehende Schwingung (Oscillatio fixa) in tropfbaren Flüssigkeiten. Die Wellenbewegung, die wir bisher betrachtet haben, wird von den Gebrüdern Weber unter dem Namen der fortschreitenden oder progressiven Schwingung (Oscillatio progressiva) begriffen. Außerdem aber sind die Flüssigkeiten auch noch einer andern Art von Schwingnng fähig, die sie die stehende Schwingung nennen, weil hierbei kein Fortrücken der Wellenform stattfindet, vielmehr die Wellenberge durch vertikales Niedersinken an demselben Orte abwechselnd in Thäler, die Thäler durch vertikales Steigen in Berge verwandelt werden; eine Vorstellung, die man zum Theil

früher von den wirklich progressiven Wellen, jedoch fälschlich, hatte.

Die stehende Schwingung entsteht im Allgemeinen aus der Durchkreuzung zurückgeworfener und direkter fortschreitender Wellen, wenn man ihre Breite und die Zeit, in der man sie nach einander folgen läßt, gehörig abmißt, d. i. in regelmäßigen Zeitabschnitten gleich breite Wellen erregt, z. B. auf folgende Art:

Man setze am Ende eines langen und schmalen, mit Wasser angefüllten Kastens, der mit Glaswänden versehen ist, ein Brettchen mit dem untern Rande senkrecht auf den Boden, und mit den Seitenrändern auch senkrecht auf die Seitenwände ein, so jedoch, daß das Brettchen in der Richtung der Länge des Gefäßes um seinen untern Rand beweglich bleibt. Bewegt man dann das Brettchen in einem richtigen Takte, indem man das obere Ende dem Ende des Kastens nähert, so daß sich das Brettchen in dieser Richtung um seinen auf dem Boden aufstehenden Rand dreht, so erregt man dadurch Wellen, deren Breite man nach Absicht vermindern oder vergrößern kann. Erregt man nun solchergestalt Wellen, die aus einem Wellenberge und einem Wellenthale bestehen, deren Breite z. B. genau in eben der Zeit eine zweite gleich breite und dann ebenso eine dritte u. s. w., so entsteht durch die Durchkreuzung dieser hinter einander erregten und der zurückgeworfenen Welle die stehende Schwingung, indem sich das in dem Glaskasten befindliche Wasser abwechselnd in zwei verschiedene Lagen setzt, und diese Bewegung dann von selbst längere Zeit fortsetzt, wenn auch das Brettchen nicht mehr bewegt wird.

Eine größere Anzahl stehender Schwingungen wird man erhalten, wenn man Wellen nach einander erregt, die, anstatt die Hälfte des Gefäßes einzunehmen, $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{6}$ oder $\frac{1}{8}$ u. s. w. der Länge des Gefäßes betragen.

8) Von der Ursache der Wellenbewegung. In der Regel, wenigstens bei der Welle mit voranschreitendem Wellenberge, ist ein Stoß auf die Flüssigkeit die zunächst liegende Ursache, wodurch einige Flüssigkeitstheilchen aus der Lage ihres Gleichgewichts gebracht werden. Dieser Stoß ist jedoch nur als Ursache der Entstehung, nicht aber des Fortschreitens der Wellen anzusehen; wie man denn in der That bemerkt, daß die sichtbare Bewegung, die der Stoß im Wasser hervorbringt, sich auf einen ziemlich engen Umkreis in horizontaler Richtung um den Punkt herum beschränkt, wo der Stoß wirkte, und daß die Flüssigkeitstheilchen, die sich in diesem Umkreise durch den unmittelbaren Einfluß des angebrachten Stoßes bewegen sich nicht successiv, sondern gleichzeitig bewegen.

Die Kraft, welche das wirkliche Fortschreiten der Welle bewirkt, ist vielmehr die Schwere der durch den Stoß über ihr Niveau erhobenen Flüssigkeitstheilchen, vermöge welcher sie herabsinken und dadurch die unter ihnen befindliche Flüssigkeit von Neuem drücken und rings herum in einer kleiner Entfernung sich zu bewegen nöthigen.

Werden daher Flüssigkeiten gehindert, an der Oberfläche auszuweichen, etwa dadurch, daß sie ringsum eingeschlossen werden, so ist die Entstehung von Wellen darin unmöglich.

Wellenbrett, s. Orgel.

Wellenbruch, s. Brandung.

Wellendolomit (Geognos.), Glied der Muschelkalkformation in Schwaben.

Wellenförmig, 1) in der botan. Terminologie, auch wellig, so viel als undulatus; — 2) in der Physik und Mathematik, s. Wellen (Wellenbewegung) und Wellenlinie.

Wellenförmiger Puls (Pulsus undulans, franz. Pouls ondulant ou ondoyant, engl. Pulse un-

dulant). Man nennt so den Puls, wenn er groß, voll, aber fortwährend ungleich ist, so daß die Arterie in dem berührenden Finger ein Gefühl veranlaßt, das man mit dem verglichen hat, was die Undulation einer Flüssigkeit hervorbringen würde.

Wellenholz, so viel als Reisholz.

Wellenhorn (Mollusk.), so viel als **Buccinum undatum L.**

Wellenkalk (Geognos.), die unterste Abtheilung der Muschelkalkformation.

Wellenlehre, s. Wellen (Wellenbewegung).

Wellenlinie, diejenige Kurve, welche sich auf der Oberfläche eines Wasserspiegels durch Erzeugung von Wellen im Innern des Wassers bildet, und die von mehreren Mathematikern mit der Cykloide für eine und dieselbe krumme Linie erklärt, und für welche Behauptung von Flaugergues folgender Beweis zusammengestellt wurde.

In einem Behälter von etwa 12 Quadratfuß Oberfläche befand sich eine 3 Fuß tiefe Wasserschicht. Das Gefäß stand in einem eingeschlossenen Raume, um jeden Einfluß des Windes zu vermeiden. In dem Wasser schwammen Kugeln von Wachs, die durch etwas eingeschlossenes Blei ein dem Wasser fast genau gleiches specifisches Gewicht hatten. Als Alles in vollkommener Ruhe war, wurden Wellen auf der Oberfläche des Wassers durch einen Stoß mit einem Stabe erzeugt, an dessen Ende perpendikulär aufgesetzt sich ein kupferner Cylinder von etwa 9 Linien Durchmesser befand, welcher jedoch nur höchstens 4 bis 5 Linien eintauchte, um die Erschütterung der tieferen Theile der Flüssigkeit zu vermeiden. Durch die Stöße entstanden große Undulationen auf der Oberfläche des Wassers, aber sie vermochten den schwimmenden Wachskugeln keine horizontale Bewegung mitzutheilen, vielmehr befanden sich dieselben

nach hergestellter Ruhe noch sehr nahe an den nämlichen Stellen und im gleichen Abstand von dem Punkte, wo durch den Stoß die Wellen erzeugt waren, als im Anfange vor der Bewegung, sie stiegen mit den Wellen in vertikaler Richtung aufwärts und sanken wieder herab, ohne in horizontaler Richtung ihren Ort zu verändern. Denselben Versuch stellte Flaugergues an, indem er zerkleinertes Siegellack in das Wasser warf, wovon verschiedene kleine Brocken in demselben schwebend blieben, durch ihre hervorstechende Farbe leicht zu beobachten waren und durch die Wellen auf gleiche Weise sich in vertikaler Richtung bewegten, ohne in horizontaler Richtung ihren Ort zu verändern.

Flaugergues zog in geringer Höhe über der Wasserfläche im Gefäße eine horizontale Linie, und stellte sich dieser so gegenüber, daß sein Auge die Wellen gegen dieselbe projicirte. Waren dann auf die angegebene Weise Wellen erzeugt, so verfolgte er mit dem Auge mehrere derselben von ihrem Ursprunge bis an den Rand des Gefäßes, und beobachtete, daß ihre Gipfel während der ganzen Bewegung gleichmäßig und ohne Unterbrechung sich in der horizontalen Richtung erhielten und successiv alle Punkte derselben durchliefen, ohne jemals über dieselbe aufzusteigen oder unter sie hinab zu sinken, wie hätte geschehen müssen, wenn die Wellen aus einer abwechselnd aufwärts und abwärts gehenden Bewegung der Flüssigkeitstheilchen, der gewöhnlichen Ansicht gemäß, beständen.

Aus diesen Versuchen muß man daher schließen, daß eine Welle nicht durch eine solche Bewegung erzeugt werde, vermöge welcher die Wassertheilchen, in einer schlangenförmigen Linie auf- und absteigend, sich von dem Orte bewegen, wo der Stoß erfolgt ist, sondern daß dieser Stoß durch das Niederdrücken des

Wassers eine Anschwellung um sich herum erzeugt, die sich kreisförmig von diesem Punkte aus um ihn verbreitet. Weil aber das Wasser von allen Seiten her in die erzeugte Vertiefung herbei fließt, so wird diese bald mehr als vollständig ausgefüllt; es entsteht hierdurch eine Erhöhung, die dann abermals eine Erhebung oder eine neue Welle um sich entstehen macht, welche sich gleichfalls kreisförmig ausbreitet. Durch mehrmalige Wiederholung dieser Wirkung wird die ganze Oberfläche von einer Zahl concentrischer kreisförmiger Wellen bedeckt, die sich wechselseitig erheben und herabsenken, und dadurch die Vorstellung einer undulatorischen Bewegung erzeugen, wie man sie bisher gehabt hat. Sie findet außerdem eine scheinbare Bestätigung in den Wellen, die man auf einigen schnell fließenden Flüssen wahrnimmt, welche in der That eine fortschreitende Bewegung haben, indem sie abwechselnd aufsteigen und herabsinken; allein diese werden durch die Erhabenheiten und Vertiefungen herbeigeführt, die sich auf dem Boden der Flüsse finden.

Es gewinnt den Anschein, als halte Flaugergues die Wellen bloß für die Erhabenheiten, die sich vom Punkte der Entstehung der Wellen kreisförmig ausbreiten; allein in diesem Falle müßte ihre Höhe eben durch diese Ausbreitung, das heißt den Radien der Kreise proportional, abnehmen, was jedoch nicht der Fall ist, und wenn sich daher ihre Höhe bei ihrer Ausbreitung nicht ändert, so muß dieses eine Folge von Oscillationen der Wassertheilchen sein, die sich in ihnen erheben und nachher wieder herabsinken. Diese Betrachtung führte Newton und dessen Anhänger auf die Hypothese der Oscillationen, die Versuche der Gebrüder Weber geben aber der Sache allerdings ein anderes Ansehen.

Wellenrahmen, s. Orgel.

Wellenrandig, in der botan. Terminologie, so viel als margine undulatus.

Wellenring, eiserne Ringe, um die Welle eines Rades gelegt, damit diese mehr Festigkeit bekomme.

Wellenschlag, s. Brandung.

Wellenschnecken (Petref.), so viel als Volutiten.

Wellenschnur, s. Posamentirer.

Wellenschuß, so viel als Wagenschott.

Wellenteiche, Wasserbauten von Holz, ohne soliden Rost, zum Betriebe der Flößerei. Bei ihrer Aufführung werden die Rippen durch die ganze Länge des Teiches 1 bis 2 Fuß tief in die Quere unter die Sohle des Flußbettes versenkt und mit Nadeln befestigt, in lockerem Boden aber auf Pfähle gestellt, der Länge nach Teichbäume gelegt, in dieselbe die Essel aufgeplattet und mit Nadeln befestigt. Auf diese kommt ein zweiter Teichbaum, dasselbe Verfahren einhaltend, und in dieser Art wird die ganze Wand bis zu ihrer Höhe hergestellt und zwischen den Esseln mit Moos verstopft; die demnächst gelegten Faschinen oder Reiswellen werden mit Lehm u. dgl. ausgestampft. Das Flößholz wird vom Bauholz errichtet und die Kästen werden mit Steinen, Erde u. s. w. ausgefüllt, und die Wandungen derselben auf allen vier Seiten von Balken geplattet und gut befestigt. Die Tiefe des Floßloches wird mit einem Dreiling verschlossen, der auf einer Seite mit einer Winde befestigt ist, um vom anströmenden Wasser nicht weggeströmt zu werden. Bei der Gestörflößerei kann die Weite der Floßlöcher 15 Fuß und die Tiefe 1½ bis 2 Fuß betragen, je nach dem Verhältniß der Flöße; die Hauptpfosten müssen 14 bis 20 Zoll im Geviert haben. Dienen diese Wellteiche neben der Flößerei auch zur Zuleitung des Wassers am Betriebswerke, so dürfen die Floßlöcher nur dann geöffnet werden, wenn gerade Flöße durch-

passiren. Um allen weiteren Nachtheilen für die Flößung u. s. w., besonders in trockenen Jahren, möglichst zu begegnen, muß man zur Durchfahrt der Flöße bestimmte Stunden festsetzen, wo dann das Flößloch geöffnet und nachher alsbald wieder geschlossen wird.

Weller, in der Technik, 1) der zu einer Bleich- oder Lehmwand verbrauchte Lehm; — 2) die Lehmwand selbst.

Wellerarbeit, so viel als Kleiberarbeit; s. Wellern.

Wellerdecke, s. Decke.

Wellerer, so viel als Kleiber; s. Wellern.

Wellern, die Zwischenräume einer Holzwand oder Decke dadurch auszufüllen, daß man dieselben erst ausstakt und dann das Stakholz mit einem Gemenge aus Lehm und Stroh überzieht.

Wellfuß, im Maschinenwesen, so viel als Daumen.

Wellingtonia, nach Meißner, eine Pflanzengattung, so viel als Millingtonia Roxb.

Wellington's glory (engl., Pomologie), Wellington's Ruhm, englische weiße Stachelbeersorte, mit großer, länglich runder, weißer, feinbehaarter Frucht, von vorzüglichem Geschmack.

Wellis (Handlungsw.), so viel als Dimites.

Wellkamm, im Maschinenwesen, so viel als Daumer.

Wellkraut, in der Botanik, so viel als feinblätterige Raufe, Sisymbrium Sophia L.

Wellloch, das Loch durch welches die Welle des Wasserrades in das Mühlhaus geht.

Wel Logothet, Beamter in der Wallachei.

Wellrad, im Maschinenwesen, s. Rad.

Wellschiff, s. Mühle.

Wellzapfen, s. Welle.

Wels, Fischgattung, so viel als Silurus L.

Wels (Weler, Mythol.), bei den Liven und Kuren der böse Gott, Herr über alle Unholde.

Welsartige Fische, so viel als Welse.

Welsch, auch welscher Hahn, so viel als Truthahn, Meleagris Gallopavo L.; s. Vögel.
Welschbirne, eine Birnensorte, so viel als Jargonelle.
Welsche Falle, an der Guillotine.
Welsche Haube, so viel als geschweiftes Dach.
Welsche Nuß, so viel als Wallnuß.
Welsche Praktik, so viel als praktisches Rechnen.
Welscher, 1) auch schwarzer Welscher, Traubensorte, so viel als Fleischtraube; — 2) weißer, Traubensorte, so viel als gelber Orleans.
Welscher Band, so viel als Halbfranzband.
Welscher Hahn, s. Welsch.
Welscher Weizen, so viel als Bartweizen.
Welsche Schweiz, so viel als der Schweizerkanton Tessin; s. Schweiz und Urcantone.
Welsches Huhn, 1) so viel als Truthuhn; 2) großes welsches Huhn, so viel als paduanisches Huhn; s. Vögel.
Welschhammer, im Hüttenwesen, so viel als Frischhammer.
Welschhornkraut, so viel als Cepernkraut, Sedum Cepaea L.
Welschkohl, so viel als Wirsing, Brassica oleracea sabauta.
Welschkorn, so viel als gemeiner Mais, Zea Mays L.
Welschland, so viel wie Italien. Ueber die vorrömische Zeit Italiens finden wir in der „neuen Geschichts-Bibliothek" nachstehende Schilderung von Schlosser: Das römische Volk ist erst im achten Jahrhundert vor Christo entstanden und aus den Latinern, Etruskern und Samniten hervorgegangen; diese drei älteren Völker hatten aber schon lange vor der Gründung der Stadt Rom einen gewissen Grad von Kultur erlangt, ja, Italien bot sogar schon Jahrhunderte vorher, vom Fuße der Alpen an bis zum Lande der Lukaner hin, das Bild des angebautesten

Landes von ganz Europa dar. Von dieser frühen Blüthe Italiens ist leider nur eine dunkle Kunde zu uns gekommen, und die wenigen noch übrigen Nachrichten und Baureste aus jener Zeit werfen, gleich den pelasgischen Sagen und den cyklopischen Mauern der Griechen, nur ein schwaches Licht auf die Urzeit zurück. Eine Geschichte Italiens vor der Entstehung Roms zusammenzusetzen, ist nicht möglich; Alles, was wir von den ältesten Zeiten dieses Landes wissen, kann bloß dazu dienen, um die Ueberzeugung festzustellen, daß der Zustand derselben ein civilisirter und blühender war. Selbst die Beschaffenheit dieser Civilisation ist nur ganz im Allgemeinen und bloß halb klar zu erkennen.

Wahrscheinlich bestanden die ersten Einwohner von Italien aus Völkerschaften des sogenannten pelasgischen oder griechisch-lateinischen Zweiges, welche zu Lande von Osten her eingewandert waren. Andere Schaaren desselben Stammes fuhren vermuthlich später über das adriatische Meer nach Italien, und ließen sich daselbst nieder, während von Norden her keltische und andere Völker in die Halbinsel eindrangen. Unter diesen verschiedenen Völkerschaften hatten einige schon früh einen hohen Grad der Kultur erreicht, welche nachher mit der der Griechen, die im südlichen Italien Kolonien gründeten, vermischt ward, so daß jene Stämme deshalb oder auch wegen ihrer ursprünglichen Verwandtschaft manche Aehnlichkeit mit den Griechen zeigen. Auf diese Weise würde es sich, in Ermangelung bestimmter und sicherer Beweise, erklären lassen, warum die meisten Urvölker der Halbinsel zugleich Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten unter einander zeigen.

Die drei wichtigsten Urvölker Italiens, die Etrusker, Latiner und Samniten, bestanden jedes aus einer Anzahl selbstständiger Städte und Gauen, die mit

einander in einen größeren Staatenbund vereinigt waren; alle drei aber scheinen gewisse gemeinschaftliche Feste und Opfer gehabt zu haben, und also auch unter sich durch ein loses Band verknüpft gewesen zu sein.

Die Etrusker. Auf die Etrusker, welche auch Tusker und Tyrrhener hießen, sich selbst aber Rasena nannten, und vor der römischen Zeit von den Alpen bis an die Tiber und zuletzt gar noch bis nach Campanien hinein ausgebreitet waren, übten die benachbarten Völker des pelasgischen Zweiges und die in Unter-Italien gegründeten griechischen Kolonien einen solchen Einfluß, daß griechische Sprache, Religion, Sitte und Kunst unter ihnen viel Eingang fanden. Es ist daher für den Forscher oft sehr schwer, ältere griechische und neuere etruskische Werke von einander zu unterscheiden. Die noch übrigen Reste der etruskischen Kultur sind größtentheils aus einer Zeit, wo das Griechische schon in die etruskische Bildung eingedrungen war. Zu den wichtigsten derselben gehören die sogenannten Eugubinischen Tafeln oder sieben kupferne Tafeln, von welchen fünf auf beiden Seiten mit etruskischer, zwei aber mit lateinischer Schrift beschrieben sind. Sie wurden bei der in der Mark Ancona gelegenen Stadt Eugubio, dem alten Iguvium, gefunden, und rühren unstreitig erst aus einer Zeit her, in welcher Rom bereits erbaut war. Es ist bis jetzt nicht gelungen, sie zu lesen, so sehr man sich auch Mühe damit gegeben hat; man hat überhaupt von allen Wörtern der etruskischen Sprache bis jetzt nur zwei mit Zuversicht zu erklären vermocht. Ein zweites merkwürdiges Denkmal sind die sogenannten philistinischen Gräben, deren Ursprung weit über die Zeit der Gründung Roms hinausgeht. Sie befinden sich in der Gegend von Adria, und bestehen aus Ueberresten großer Kanäle und Ausgrabungen, durch welche theils der Po eingedämmt und von Ueberschwemmun-

gen abgehalten, theils Sümpfe in trockenes und bebaubares Land verwandelt wurden. An der Mündung des Po selbst finden sich die Spuren von ungeheuren Erdwällen, durch welche die Etrusker die Umgegend gegen Ueberschwemmungen sicherten, und Kulturboden gewannen. Andere Ueberreste der etruskischen Baukunst sind die Trümmer von Mauern und Gebäuden, die zum Theil ebenfalls mit Bestimmtheit der vorrömischen Zeit zugeschrieben werden müssen. Dahin gehören namentlich die Ruinen von Volaterrä, dem heutigen Volterra in Toskana. Hier finden sich die zum Theil noch gut erhaltenen Reste der uralten, mit zwei Thoren versehenen Stadtmauer, welche einen Umfang von fast zwei Stunden hatte, und aus riesenmäßigen Steinblöcken erbaut war. Eben solche ungeheure, gleichsam für die Ewigkeit errichtete Mauern haben die von den etruskischen Städten Clusium (dem heutigen Chiusi), Cortona, Arretium (Arezzo), Perusia (Perugia), Volsinii (Bolsena) und anderen erhalten. In Clusium stand außerdem ein labyrinthartiges Grabmal des Königs Porsenna, welches, nach den Beschreibungen römischer Schriftsteller, einem Feenpalast zu vergleichen wäre, und unter Anderm nicht weniger als fünf Pyramiden von je siebenzig Fuß Tiefe und Breite und hundert und fünfzig Fuß Höhe enthalten haben soll. Obgleich diese Berichte sehr übertrieben sind, so kann doch die Existenz eines ungeheuren Grabmals zu Clusium nicht bezweifelt werden. Zu Tarquinii (in der Nähe des heutigen Corneto) findet man unterirdische Gewölbe von erstaunlichem Umfang, bei Fiesole, dem alten Fäsulä, sind noch die Trümmer einer Stadtmauer und eines kolossalen Theaters übrig, und andere Gegenden Etruriens enthalten ebenfalls Reste von alten Kanälen, Mauern und Wohngebäuden.

Viele der angegebenen Ruinen, wie die philistini-

schen Gräben, gehören ganz gewiß einer Zeit an, in welcher Rom noch nicht gegründet war. Sie zeigen aufs Deutlichste, daß die Etrusker schon in sehr früher Zeit eine höhere Kultur hatten, und einen größeren Wohlstand besaßen, als das eigentliche Etrurien später unter der römischen Herrschaft jemals wieder besessen hat. Aus jener Zeit haben sich aber zu wenige Nachrichten erhalten, um die Entwickelung dieser Kultur nachweisen und eine Geschichte der Etrusker zusammensetzen zu können. Eine auf den Zustand im Allgemeinen beschränkte Ansicht ist das Einzige, was aus den Ueberlieferungen gewonnen werden kann. Der überraschende Anblick der angeführten Reste von Städten, Wasserbauten und Kunstwerken, und der Umstand, daß die Toskaner sich durch den Ruhm und die Größe der ältesten Bewohner ihres Landes geschmeichelt fühlten, haben freilich in neuerer Zeit viele Uebertreibungen und Erdichtungen in Betreff der Etrusker hervorgerufen, und erst in den letzten Jahrzehnten sind die dadurch entstandenen Irrthümer berichtigt worden.

Die Grundlage der etruskischen Verfassung war, wie in den asiatischen Urstaaten, die Herrschaft einer besondern Kaste. Die Glieder derselben, welche Lukumonen hießen, waren zugleich die Priester und der Adel des etruskischen Volkes. Sie allein bildeten den freien Theil der Nation, und hatten die ganze Regierung in ihrer Gewalt. Die Verfassung war also aristokratisch-hierarchisch; eine Kaste von Patriziern, welche allein den Willen der Götter aus gewissen Zeichen ermitteln zu können behauptete, gebot über ein leibeigenes Volk von Bauern. Jede Stadt war ein Staat für sich, und besaß eine Anzahl von kleineren Orten, welche ihr unterthan waren. Die Gesammtheit des Priesteradels der Stadt war die regierende Behörde, einer aus ihrer Mitte aber hatte auf Lebens-

zeit die königliche Würde, welche bei den Etruskern nie erblich war. Dieser König besorgte die Vollziehung der im patrizisch-priesterlichen Senate gefaßten Beschlüsse, führte im Kriege das Heer an, berief und leitete die Versammlungen der herrschenden Kaste, hatte den Vorsitz bei allen Festen und heiligen Handlungen und entschied die Rechtsstreite von geringerer Bedeutung. Die Abzeichen seiner Würde waren das Purpurkleid, der goldene Kranz, das mit dem Bilde des Adlers geschmückte Scepter, eine besondere Art von Sessel, von den Römern der curulische Sessel genannt, und ein den König überall begleitender Lictor oder ein öffentlicher Diener, welcher einen Bündel Stäbe und eine Axt trug.

Zwölf Städte zusammen bildeten einen Staatenbund, wie denn überhaupt die Zahl zwölf bei den Etruskern eine wichtige Rolle spielte, und fast in allen ihren Einrichtungen vorkam, wahrscheinlich weil dieses Volk zwölf Hauptgötter verehrte. Es gab vor der römischen Zeit drei etruskische Staatenbünde. Der eine war der Bund der Städte des eigentlichen Etruriens. Die berühmtesten von den zwölf Städten, aus welchen er bestand, waren Clusium (Chiusi), Perusia (Perugia), Cortona, Arretium (Arezzo), Volaterrä (Volterra), Tarquinii, Volsinii (Volsena), Cäre und Veji. Nahe bei Volsinii wurden in einem Tempel der Göttin der Voltumna die Versammlungen des Bundes gehalten. Zu dem in Ober-Italien bestehenden etruskischen Bunde, von welchem sich die oben erwähnten philistinischen Gräben, so wie die Eugubinischen Tafeln als Denkmale erhalten haben, gehörten Felsina oder Bononia (das heutige Bologna), Verona, Mantua, Adria, Iguvium und andere Städte. Der südliche etruskische Städtebund umfaßte das Land Campanien und enthielt unter Andern Capua, das die Hauptstadt war, Pompeji, Her-

culanum und Atella. Die Etrusker waren sogar, nicht lange nach der Gründung von Rom, im Begriff, noch eine vierte Staatenverbindung zu bilden, wurden aber durch die Karthager, welche die See beherrschten, so wie durch die steigende Macht der griechischen Kolonien in Unter-Italien und durch die von Norden her eindringenden Gallier daran gehindert. Die etruskischen Föderativstaaten waren Verbindungen, deren Zweck in Vertheidigung gegen äußere Staaten bestand. Sie waren so lose geknüpft, daß jede Bundesstadt als völlig souveräner Staat sogar besondere Bündnisse schließen durfte, wenn diese nur den Grundsätzen des Bundes nicht zuwider liefen. Auf einer allgemeinen Versammlung, zu welcher jede Stadt Deputirte schickte, wurden die Angelegenheiten des Bundes berathen und Beschlüsse gefaßt. Hier entschied zwar die Mehrzahl der Stämme, allein es scheint, daß, wenn ein allgemeiner Kriegszug beschlossen worden war, es jeder Stadt frei stand, an demselben Theil zu nehmen oder nicht. Für einen gemeinschaftlichen Krieg wählte man aus den Lukumonen der zwölf Staaten einen, welcher den Oberbefehl führte und zum Zeichen seiner Würde zwölf Lictoren, von jeder Stadt einen, vor sich hergehen hatte.

Die Etrusker verehrten zwölf Hauptgötter, denen sie in früherer Zeit sogar Menschen opferten. Die Grundlehren des etruskischen Glaubens waren ein Geheimniß des Priesteradels, und wurden eben so wenig, als die heiligen Ceremonien, dem Volke mitgetheilt. Sie waren, wie bei den orientalischen Völkern, mit überlieferten Schöpfungssagen in eine innige Verbindung gebracht. Die Religion und ihre Ausübung hatte etwas sehr Düsteres und drehte sich hauptsächlich um Weissagungen. Ein aus der Erde emporgestiegener Zwerg, T a g e s, hatte der Sage nach den Etruskern in uralter Zeit die Mittel gezeigt, durch

welche man aus den Eingeweiden der Opferthiere, aus dem Vogelfluge und dem Blitze den Willen der Götter und die Zukunft ersehen könne. Diese Weissagekunst und Zeichendeuterei war die höchste Weisheit des etruskischen Volkes. Alte Bücher, welche zum Theil noch aus der fabelhaften Zeit des Tages herrühren sollen, gaben Belehrung über die Art und Weise des Wahrsagens und enthielten die Rituale und das hierarchische Staatsrecht der Nation. Die ganze innere Thätigkeit des etruskischen Volkes ging von dieser feststehenden, überlieferten Weisheit aus. Die Etrusker haben daher auch nie ein selbstständiges geistiges Leben gehabt und keine wahre Wissenschaft hervorzubringen vermocht, obgleich sie Heilkunst und Astronomie trieben, und mit Hülfe der letzteren Wissenschaft eine ordentliche Zeitreichnung ausgedacht hatten. Die Römer entlehnten ihre ganze Priesterweisheit von den Etruskern, und nahmen außerdem Vieles von der Staatseinrichtung dieses Volkes, so wie die meisten religiösen und bürgerlichen Ceremonien, die Musik und manche andere Eigenthümlichkeiten der Etrusker an; sogar die römischen Zahlzeichen sind etruskischen Ursprungs.

Die Kunst der Etrusker, von welcher sich Ueberreste in gebranntem Thon, in Erz und Mauerwerk erhalten haben, ist von der des alten Aegyptens und anderer Priesterstaaten verschieden. Die noch übrigen Bauwerke sind nämlich zwar, wie die ägyptischen, das Werk eines Volkes, das unter der Leitung einer für edler gehaltenen Kaste im Frohndienste arbeite, aber mit Ausnahme des zuvor erwähnten Grabmals zu Clusium hatten sie alle einen auf das Wohl der gesammten Bevölkerung gerichteten Zweck, und sollten nicht, wie die Pyramiden, die Obelisken und die übermäßige Zahl der ägyptischen Tempel, bloß der Eitelkeit und dem Glanze dienen. Sie bestanden in Be-

festigungen, in Anstalten zur Entwässerung und zur Abwehr von Ueberschwemmungen, in Hafenbauten ꝛc. Auch darin unterscheidet sich die Kunstthätigkeit der Etrusker von der ägyptischen, daß sie sich nicht gegen die Veredlung abschloß, welche der Verkehr mit den Griechen hervorrief: im Gegentheil, die Mehrzahl der erhaltenen etruskischen Malereien und Bildhauerarbeiten zeigt einen so starken Einfluß des Griechischen, daß es oft unmöglich ist, dieselben von griechischen Werken zu unterscheiden. Selbst Sagen und Mythen der Griechen wurden von den Etruskern auf ihren bemalten thönernen Gefäßen dargestellt.

Die Fruchtbarkeit des von Leibeigenen bebauten Bodens brachte der gebietenden Kaste großen Reichthum. Dazu kam der Ertrag eines blühendeu Handels und der noch gewinnreicheren Seeräuberei. Die letztere ward bei den Etruskern ein förmliches Gewerbe, und nahm nach und nach so sehr an Umfang zu, daß die Namen Etrusker und Tyrrhener im Westen des mittelländischen Meeres eben so verrufen und sprüchwörtlich wurden, wie später der Name der cilicischen Seeräuber im Osten. Alles dies verdarb den Sinn der herrschenden Kaste völlig, und lähmte die Kraft ihrer Herrschaft. Die priesterlich adeligen Herren der Etrusker liebten ohnedies von jeher die Freuden der Tafel, die Barbarei blutiger Kampfspiele, die orientalische Pracht des Hauswesens und die rauschenden Genüsse des Tanzes und der Musik. Es ist daher kein Wunder, daß ein Volk, bei welchem kein freier Bürger- und Bauernstand erfrischend und kräftigend auf die Erschlaffung des schwelgerischen Adels zurückwirkte, seine eigentliche Kraft einbüßte, und nicht etwa einem mächtigen äußeren Feinde, sondern seiner eigenen Lebenseinrichtung und Entartung erlag. Dies mußte um so leichter geschehen, als die innige Verbindung mit den Griechen viel Fremdes in die

Kunst, die Wissenschaft und das ganze Leben überhaupt gebracht hatte, das streng hierarchische Regierungssystem aber seiner Natur nach sich nicht nach dem Bedürfnisse der Zeit mildern ließ. Noch ehe Rom sich zu einer für seine Nachbaren gefährlichen Größe erhoben hatte, war die Kraft der Etrusker gebrochen. Nur während der römischen Königszeit zeigte sich das etruskische Volk als ein gefährlicher Feind für den aufstrebenden jungen Staat; später aber erscheint es im Vergleich mii anderen italienischen Völkern als eine sehr unkräftige Nation. Die Etrusker selbst hatten durch ihre Entartung der Herrschaft der Römer den Weg gebahnt, und wurden daher auch noch früher, als die Latiner und Samniten, unter das Joch des römischen Senats gebeugt.

Die Latiner. Das Volk der Latiner oder Lateiner bewohnte den Küstenstrich, der sich von der unteren Tiber bis zum südlichen Ende der pontinischen Sümpfe erstreckt. Es war in dreißig Republiken geschieden, deren Verfassung und Verbindung mit den Staatseinrichtungen der Etrusker viele Aehnlichkeit hatte. Die einzelnen Gemeinden hatten ähnliche, wenn auch nicht völlig so streng hierarchische Einrichtungen, wie die der Etrusker waren, die zwischen ihnen bestehende Verbindung war eben so lose und zeigte eben so wenig Einheit in den beschlossenen Maßregeln, als die Staatenvereine des etruskischen Volkes. Auf Kasten-Wesen und Priester-Herrschaft deuten die hie und da noch sichtbaren Trümmer von übermäßig großen altlatinischen Bauwerken, welche dieselbe Art des Gefüges der Steine haben, wie die etruskischen, denn nur in Priesterstaaten sind dergleichen ungeheure Werke möglich. Von den größeren Staaten des Landes, welche alle auf Anhöhen lagen und eine Art Burg hatten, war Alba Longa am albanischen Berge die berühmteste.

Auch von den Latinern sind uns nur Mythen und Sagen überliefert worden, und es ist unmöglich, eine zusammenhängende Geschichte derselben in der vorrömischen Zeit zu geben. Dagegen lassen alle Nachrichten und die noch übrigen Trümmer latinischer Bauwerke auf einen überraschend blühenden Zustand des alten Latiums schließen. Man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß dieses Land zu keiner anderen Zeit bevölkerter war, und einen schöneren Anblick von allgemeinem Wohlstande darbot, als in jenen früheren, außerhalb des Bereichs der Geschichte liegenden Jahrhunderten. Selbst als später das mächtige Volk der Römer die Schätze der reichsten Länder in Latium zusammengehäuft hatte, war der Zustand dieses Landes nicht im entferntesten mit dem der Urzeit zu vergleichen. Latium zeigte zur Zeit der römischen Größe bloß den ungeheueren Reichthum einiger wenigen Familien, neben welchem das Elend des entarteten Pöbels und einer Unzahl von Sklaven nur um so auffallender hervorstach; in der vorhistorischen Zeit aber war ein großer Wohlstand über das ganze Land und über alle seine Bewohner verbreitet. Da, wo jetzt die pontinischen Sümpfe eine weite, nur zur Viehzucht dienende Strecke Landes bilden und rings umher die Luft verpesten, lagen damals nicht weniger als dreiundzwanzig volkreiche Ortschaften; der Fleiß der Latiner hatte also dieses sechs Meilen lange Sumpfland eben so in Kulturland umgeschaffen, wie die Etrusker durch ihre Kanäle und Dämme die Moräste der Lombardei zuerst bewohnbar gemacht hatten. Die Menge von größeren und kleineren latinischen Ortschaften, welche in den Schriften der römischen Geschichtschreiber angeführt werden, läßt auf eine ungemein starke, in einem kleinen Raume zusammen lebende Bevölkerung des Landes schließen; und da zur Ernährung derselben der Boden durchaus gartenmäßig bebaut

sein mußte, so würde schon allein dieser Umstand ein Beweis für die obige Behauptung sein, daß lange vor der Zeit der Römer Latium eben so, wie ein großer Theil des übrigen Italiens, zu den blühendsten Ländern von Europa gehörte.

Die samnitischen Völker. Der ganze Bergrücken der Apenninen, von der Grenze der Etrusker an bis zum äußersten Süden Italiens hin, wurde nebst einigen anliegenden Ländern von einer Anzahl Völkerschaften bewohnt, welche wahrscheinlich größtentheils einem und demselben Stamme angehörten, und die wir deshalb unter dem Namen der Samniten, als der berühmtesten unter ihnen, zusammenfassen. Die Samniten selbst, die Sabiner, Vestiner, Marser, Marruciner, Peligner, Herniker, Frentaner, Hirpiner und Picenter gehören zu diesen Völkerschaften. Auch die Lukaner waren ein samnitisches Volk; die Bruttier aber, welche im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung das südliche Ende von Italien besetzten, sind aus zusammengelaufenen Söldnern und Knechten von verschiedener Herkunft entstanden. Die in der römischen Zeit das Land Campanien bewohnende Völkerschaft war nur halbsamnitisch; sie war aus der Verbindung von Samniten, welche das Land den Etruskern entrissen, mit den älteren Einwohnern desselben, der Ausonern oder Oskern, hervorgegangen.

Die ältesten Vorfahren der samnitischen Völkerschaften, deren eigentlicher Stammsitz das rauhe Gebirge der Abruzzen gewesen zu sein scheint, waren ein rüstiges Bergvolk, und ihre Nachkommen behielten zum Theil sehr lange Zeit diesen Grundzug ihres Charakters bei, während seit der Besetzung von Campanien ein anderer Theil zu entarten begann. Namentlich versanken die Picenter und das Mischlingsvolk der Campaner schon früh in Weichlichkeit, und die Lukaner wurden ein eigentliches Räubervolk; da-

gegen blieben die Samniten, die Sabiner, die Marsen, Marruciner und Peligner kriegerische und Freiheit liebende Völkerschaften, und behaupteten den samnitischen Stamm-Charakter durch die ganze römische Geschichte hindurch. Von allen samnitischen Völkern aber bewahrten die Sabiner die alten guten Sitten und den einfachen, frommen und gerechten Sinn der früheren Zeit am strengsten und reinsten.

Die Verfassung, die Sitten und die ganze Lebenseinrichtung der Samniten-Völker verdienen unsere größte Bewunderung. Schon die alten Griechen haben denselben das schönste Lob gezollt, indem sie, wegen der Aehnlichkeit des samnitischen Wesens mit den dorischen Einrichtungen und mit den Grundgedanken des Pythagoreischen Systems, sich der Meinung hingaben, es sei Eins aus dem Andern entstanden. Die ganze Einrichtung der Samniten beruhte, wie bei den Etruskern, auf Aristokratie und Kultus; allein die samnitische Aristokratie war nicht von Leibeigenen umgeben, und der Kultus wurde nicht etwa bloß durch die Willkür des priesterlichen Adels und nach einem geheim gehaltenen Wissen bestimmt, sondern nach alten, in Schriften niedergelegten Anordnungen und Vorschriften. Die Aristokratie war überdies auch deshalb nicht drückend, weil die samnitischen Völkerschaften keinen Luxus kannten, häusliche Sklaverei bei ihnen entweder gar nicht vorkam, oder doch selten war, und wechselseitiges Bedürfniß Alle innig mit einander verband.

Die allgemeine Beschäftigung war Ackerbau und Viehzucht. Mit ihr hing, was auch bei den Latinern der Fall war, die Religion des Landes eng zusammen, und die Nationalfeste, unter denen die zu Cures gehaltenen vor allen berühmt sind, bezogen sich darauf. Besondere Priester, welche die Brüderschaft des Feldbaues (Fratres arvales) hießen, beschäftig-

ten sich neben ihren gottesdienstlichen Verrichtungen auch mit dem Feldbau, und zwar nicht etwa bloß in seiner Beziehung auf den Kultus, sondern in wissenschaftlicher Hinsicht. Die ganze Einrichtung der religiösen Ceremonien und alle Volksfeste dienten dazu, den Anbau des Landes unter der obrigkeitlichen Aufsicht zu erhalten, und durch religiöse Pflichten die Gewohnheitsliebe des Ackermannes zu spornen oder den erwachenden Hang zur Bequemlichkeit zu beschränken. Alle, der Erste wie der Letzte im Volke, trieben den Ackerbau mit eigener Hand. Dieser gedieh dadurch bei den Samniten in einem eben so hohen Grade, wie bei den Latinern; der älteste Zustand beider Völker bietet uns daher die interessante Erscheinung dar, daß die Landwirthschaft, welche zu allen Zeiten nebst der Jurisprudenz eine ächt nationale Wissenschaft der Italiener war, schon im grauen Alterthume eine dem Lande Italien vorzugsweise eigenthümliche Beschäftigung bildete. Sogar die Entstehung des Weinbaues ward von den Römern auf die Sabiner zurückgeführt. Auch die Viehzucht wurde bei den samnitischen Völkern auf eine vortreffliche Weise betrieben, und sie blieb bei ihnen durch das ganze Alterthum hindurch so vorzüglich, daß selbst das spätere Rom seine Rinder, Maulthiere und Schweine vorzugsweise aus den samnitischen Gebirgen zog. Da der Ackerbau bei den Samniten eine allgemeine Beschäftigung war, so versteht es sich von selbst, daß es in ihrem Lande fast gar keine Städte gab; die Bevölkerung war in zahlreiche Dörfer zerstreut, die wenigen Städte aber lagen in den unzugänglicheren Gegenden des Landes, und dienten zum Schutz gegen einbrechende Feinde. Der Fleiß der Samniten war so groß, daß in ihrem durchaus gebirgigen Lande nur äußerst wenige Strecken unbenutzt blieben. Das ganze Gebiet des Monte Matese, welches einen großen Theil des Jahres mit

Schnee bedeckt ist, und seit der Zeit der Samniten nie mehr angebaut worden ist, war damals durch den Fleiß eines glücklichen und abgehärteten Völkleins theils in Ackerland, theils in Weiden umgewandelt, und auf eine fast unglaubliche Weise bevölkert. Wie dies möglich war, wird man begreifen, wenn man an den durchaus rüstigen Sinn der Samniten, an ihre gleichsam angeborene Thätigkeitsliebe und an die innige Beziehung denkt, in welcher bei ihnen der Ackerbau zu allen Einrichtungen und Verhältnissen des Lebens stand. Waren ja doch bei den Samniten auch die Wälder des Gebirges, wegen ihres Einflusses auf das Klima, unter öffentliche Aufsicht gestellt! Und wie sehr vereinigte ein vortrefflich angebautes Gebirgsland unter dem italienischen Himmel alle Vortheile der von der Natur am meisten begünstigten Länder in sich! Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß das Land der Samniten in einem fast unglaublichen Grade bevölkert war, zumal wenn man bedenkt, daß nach samnitischen Gesetzen öfters unbebautes Land unter die Bewohner vertheilt ward, um es urbar zu machen. Uebervölkerung konnte nicht eintreten, da ein alter heiliger Brauch dagegen schützte. In gefährlichen Zeiten wurde nämlich ein sogenannter heiliger Lenz gelobt, oder mit anderen Worten, man verpflichtete sich gegen die Götter, das damals zur Welt gebrachte Vieh zwanzig Jahre später zu opfern oder zu lösen, und alle jungen Männer, welche dann zwanzig Jahre alt waren, zur Ansiedelung in anderen Ländern auszusenden. Eben so sonderbar und klug zugleich war die Art, wie die Ehen geschlossen wurden. Dies geschah unter obrigkeitlicher Aufsicht und recht eigentlich von Staats wegen: zu gewissen Zeiten wurde die Jugend versammelt, die jungen Männer geprüft, und dann denen, welche für die Besten erkannt worden waren, die Wahl unter den heiraths-

fähigen Jungfrauen gelassen, den anderen aber von der Behörde selbst die Frauen zugetheilt. So diente die Ehe eines Theils als ein Mittel, die Jugend zur Thätigkeit anzuspornen, und andern Theils wurden alle jungen Männer auf eine kluge Weise mit Weibern versehen, welche Genossinnen der ländlichen Arbeiten und Vorsteherinnen des kleinen Haushalts waren.

Von Kunstwerken ist bei diesem einfachen und wahrhaft freien Volke nur selten die Rede, und eben so wenig finden sich in dem Stammlande desselben Trümmer von kolossalen Bauwerken, wie die Etrusker sie hinterlassen haben. Dagegen knüpft sich eine besondere Seite der späteren römischen Literatur an die strengen Sitten und den genügsamen Sinn der alten Samniten. Wie nämlich unter den Griechen, hauptsächlich in den dorischen und in den nach Pythagoras' Grundsätzen eingerichteten Städten, die Gesetze des bürgerlichen Lebens und die frommen Sitten der Väter in Verse gekleidet und in dieser Form der Jugend eingeprägt wurden, so ging auch von den Samniten eine Art strenger Sittenlehre zu den Römern über, und entwickelte bei diesen in ihrer früheren Zeit eine besondere Gattung der Poesie. Die alten Samniten, namentlich das wackere Volk der Sabiner, verliehen, als sie mit den Römern innig vereinigt wurden, diesen nicht allein durch ihre unverdorbenen Sitten, ihre moralische Festigkeit, ihre Frömmigkeit und Gerechtigkeit, Macht und Ansehen unter den Völkern Italiens, sondern sie blieben auch den späteren Römern, die zum Theil ihre Nachkommen waren, Muster der Einfachheit und Biederkeit, so daß der Name sabinische Tugend sprüchwörtlich wurde, und auch in den Werken der römischen Dichter nicht selten erwähnt wird.

Auch zwischen den samnitischen Gemeinden oder

Kantonen bestand eine Staatsverbindung, welche in gewissen Rücksichten der latinischen oder etruskischen ähnlich war. Doch wurde das Band, welches die einzelnen samnitischen Völkerschaften umschlang, nie so schlaff, als in den Staatenbündnissen der beiden anderen Nationen. Uebrigens waren die einzelnen Völkerschaften, in welche der Stamm der Samniten zerfiel, theils gar nicht, theils nur in geringer Zahl mit einander verbunden, die Gemeinden jedes Volkes bildeten vielmehr entweder bloß einen Bund unter sich, oder sie nahmen doch nur einige wenige andere Völkerschaften in ihre Vereinigung auf. Aber selbst in dieser Zersplitterung zeigte sich die gediegene Kraft der Samniten und die Stärke des zwischen den Gliedern jeder Völkerschaft bestehenden Bandes; denn auch vereinzelt leisteten die samnitischen Völkerschaften gegen äußere Feinde stets einen furchtbaren Widerstand.

Wir geben zunächst eine kurze Uebersicht der Geographie des alten Italien:

Italien, Halbinsel in Europa, noch jetzt Italien, bei den Hellenen **Hesperia magna**, weil sie ihnen im Westen lag, **Ausonia**, das Land der Vulcane, und **Saturnia**, das Land, wo Saturn herrschte; auch **Opica**, das im Rücken gelegene, **Oenotria**, das weinbauende, **Camesene**, das Feuer- oder von Erdbeben erschütterte Land; auch A r g e s s a (bei späteren griechischen Dichtern), das weiße, helle, glänzende Land, später allgemein **Italia**, von einem alten Führer der Oenotrer, I t a l o s, oder von dem altgriechischen **Italoi**, Stiere (mithin Rinderland). Der obere Theil wurde, weil er von Galliern bewohnt war, zu Gallien gerechnet (**Gallia cisalpina**); der Stiefel aber hieß **Magna Graecia**; das e i g e n t l i c h e I t a l i e n begriff Etrurien, Umbrien, Picenum, Sabinum und Latium.

Das römische Reich betreffend, so hatte dasselbe un-

ter Augustus und in der glücklichen Periode unter den Kaisern von 96 bis 180 die größte Ausdehnung. Das Imperium romanum begriff in Europa zunächst ganz Italien, welches nicht wie jetzt in Ober-, Mittel- und Unter-Italien, sondern in Gallia togata, unserem Ober-Italien ungefähr entsprechend, in Italia propria, der Theil, wo Rom liegt, und in Magna Graecia getheilt war. Alle um Italien herumliegenden Inseln gehörten zum Imperium der ewigen Roma. Die erste auf dem festen Lande gewonnene Provinz war Spanien, von Augustus in Bätica, Taraconensis und Lusitania getrennt; sie umfaßte die ganze pyrenäische Halbinsel mit den an den Küsten umherliegenden Inseln, z. B. die Insulae gymnesiae, jetzt Majorka und Minorka. Die Provinz Gallia war seit Cäsar's Eroberungen in Gallia Belgica, Aquitania und Celtica, von Augustus aber in Gallia Narbonensis, Aquitania, Lugdunensis und Belgica getheilt. Germanien war nie römische Provinz. Britannien wurde im ersten Jahrhundert nach Chr. bezwungen, die neue Provinz begriff ganz England, Wales und das schottische Niederland bis zu den Meerengen von Dunbarton und Edinburg. Die Donauländer oder Illyricum umfaßten Rhätien (Rätien), Noricum, Pannonien, Dalmatien, Dacien, Mösien, Thracien, Macedonien und Griechenland. In Asien besaßen die Römer 1) das schlechthin genannte Asien oder Asia proconsularis, das Mysien, Troas, Aeolis, Jonia, Lydien, Carien, Phrygien umfaßte; 2) Pontus mit Groß- und Klein-Kappadocien, Bithynien, Paphlagonien und Gallogräcia oder Galatien; 3) Cilicien mit Lykaonien, Lycien, Pamphylien, Pisidien und Isaurien; 4) die Provincia insularum bestand aus den Inseln vom obersten Theile des asowschen Meeres bis herunter zu denen der Westküste von Kleinasien. Die Römer

gingen schon unter Pompejus über Vorderasien hinaus, und durch ihre Siege bezwangen sie auch Armenien, Syrien, Phönicien, Palästina und Mesopotamien. Der weiteren Ausdehnung traten die äußerst tapferen Parther entgegen, die Rom nicht unterwerfen konnte. In Afrika hatte Rom 1) Aegypten; 2) Libya oder Cyrenaika oder die Pentapolis; 3) Africa propria, d. h. das karthagische Gebiet; 4) Numidien; 5) Mauretanien.

Das waren die Bestandtheile des römischen Reichs, das in Europa von Germanien, in Afrika von Aethiopien, Gätulien und von dem wüsten Libyen, in Asien von dem parthischen Reiche vom Euphrat bis zum Indus begrenzt war, und einen Flächeninhalt von mehr als einer Million sechsmal hunderttausend Quadratmeilen mit mehr als 120 Millionen Menschen umfaßte. Alle diese Länder und Nationen hatten in früher Zeit unabhängige Staaten mit eigenthümlichen Gesetzgebungen gebildet. Durch die Waffengewalt der Römer zu einem Ganzen vereinigt, genossen sie — wie ein Neuerer sagt — den großen Vortheil, daß sie nicht unter sich selbst in feindselige Berührung kommen konnten. In ihren Busen ergoß sich das Mittelmeer, um sie in eine leichte Verbindung zu setzen; und der Umstand, daß das ganze mehr Länge als Breite hatte, daß folglich die landeinwärts gelegenen Theile einen leichteren Zugang zu der Schifffahrt enthielten, verhieß eine um so schönere Entwickelung aller einzelnen Theile. Diese war um so möglicher, da das Reich an seinen langgestreckten Küsten zahlreiche Häfen, vortreffliche Meerbusen und schiffbare Flüsse hatte. Schwerlich gab es jemals ein Reich, das seiner Zusammensetzung nach vorzüglicher gewesen wäre. Da es sich über verschiedene Klimaten erstreckte, da es folglich Länder in sich schloß, die der Lage und dem Boden nach wesentlich von einander verschieden, durch Natur-

und Kunstprodukte so anziehend für einander waren, daß sich der lebhafteste Handel beinahe von selbst verstand: so hätte man glauben sollen, ein neues goldenes Zeitalter sei im Anzuge, ein Zeitalter, wo ein großer Theil des menschlichen Geschlechts ausruhen werde von dem ewigen Kämpfen und Würgen. Und doch war nichts weniger der Fall als dies. Die Bewohner des Römerreichs lernten sich nie als Theile eines Ganzen empfinden. Auf's Wenigste blieb der Westen dem Osten fremd. Zertrümmerte Verfassungen und ausgerottete Dynastien verhinderten zwar eine Zeit lang die Rebellion, so fern ihr der Wunsch nach Unabhängigkeit zum Grunde zu liegen scheint, allein indem man sich in sein Schicksal fand, lebte man wie ohne Haß, so ohne Liebe. Da war auch nichts im ganzen Römerreiche, was irgend einen Enthusiasmus hätte wecken können. Viel zu groß war das Reich, als daß man darin ein Vaterland hätte lieben können; viel zu verschieden waren die Bewohner desselben, als daß der Afrikaner in dem Europäer und dieser in dem Asiaten einen Mitbürger hätte wahrzunehmen vermocht; und wie sich die Bewohner der Erdtheile von einander abstießen, ebenso stießen sich auch die Bewohner einzelner Länder, ja einzelner Provinzen von einander ab. An Einheit der Gesetze ward nicht gedacht, und wo es geschah, war die Folge Blutvergießen und Kampf auf Leben und Tod. Rom selbst, die Regierung, liebte seine Unterthanenwelt nicht, und darum war es darüber hinaus, Gegenliebe zu fordern. Sein Grundsatz war kein anderer, als der: „Mögen die Unterthanen hassen, wenn sie nur fürchten." Die Furcht und die Gewalt waren Roms Grundlagen, das in dem Augenblicke wanken mußte, als es aufhörte, furchtbar zu sein. Rom hörte aber auf, das Schreckbild der Welt zu sein, als die vom Mord ermüdeten Bürger in der Hauptstadt des Rei-

ches das genießen wollten, was ihre Väter in harter Anstrengung gewonnen hatten. In dieser sich allmälig und auf natürliche Weise einfindenden Genußsucht, die sich mit Luxus aller Art, mit Verschwendung, mit Weichlichkeit und Auflösung alles Sittlichen nach und nach verband, wurde der Geschmack am Kunstschönen und der Sinn für Verschönerungen des Lebens erweckt, und Rom erhielt nicht nur eine Literatur, sondern auch eine Kunstgeschichte, und die Stadt den Schmuck, welcher der Hauptstadt eines so umfänglichen Reiches gebühren darf. Alle Städte des Reichs, deren Italien 1191, Gallien 1200, Spanien 360, Afrika 300, das eigentliche Asien allein 500 zählte, wurden ausgeplündert, und mit dem Raube, vornehmlich aus Karthago und aus Griechenland, zierte sich die despotische Roma.

Ueber die Stadt Rom selbst sagt derselbe Verfasser: Rom ist der Name jener Stadt, welche zwei Jahrtausende hindurch das Schicksal der Welt lenkte und mit einer Allmacht gebot, als wäre sie der sichtbare Erdenthron der himmlischen Mächte. Zuerst war es das Kriegsschwert, mit dem die Stadt die Länder des Erdbodens eroberte. Ganz Italien bog den freien Nacken unter den geharnischten Fuß der römischen Legionen, und als es hier keine Völker mehr gab, deren Name aus der Reihe selbstständiger Staaten, von den Tafeln der Geschichte und sogar aus dem Gedächtniß der Menschheit gestrichen werden konnte, trug Rom, die unbezwingliche Siegerin, die silbernen Adler in fremde Länder, nach Gallien, Spanien, weit über das Meer, nach Griechenland, in die Republiken Afrika's, in das wollustathmende Asien, selbst in die dunkeln Eichenwälder Germaniens, und ließ auf dem rund umflossenen Albion die blutbethauten Spuren der Schlachten zurück. Ueberall erzitterten Berg und Thal von dem römischen Schlachtruf wie von des

Donnergottes Stimme, und die Nationen, die Fürsten, die Könige folgten gefesselt dem goldenen Thriumphwagen der ewigen Roma. Die Sage erzählt, Rom leite seinen Ursprung von dem gewaltigen Mavors, dem Gotte des Krieges, ab, und die Bahn, welche die äußere Geschichte dieser Stadt gegangen ist, giebt redende Zeugnisse, nur der grause Schlachtengott könne sie gestiftet haben, denn wohin Rom seine Arme ausstreckte, durchfluthete der Krieger Mord die Länder, und das Schicksal, das die Stadt den fremden Völkern brachte, war, wie die nordischen Walkyren in der Edda sangen:

„Ein Gewebe, gewoben
Mit Gedärmen der Menschheit;
Angezogen die Fäden
Von Männerschädeln;
Spieße die Tritte,
In Blut getaucht;
Eisern der Webebaum;
Pfeile die Schiffchen;
Mit Schwertern schlag sie Pest
Das Gewebe des Sieg's!"

Als Rom den höchsten Gipfel kaum denkbarer Größe erstiegen hatte, und von den Quellen des Nil bis an die Wälle Agricola's in Schottland, von den Säulen des Herkules bis an die Quellen des Araxes, über eine Ländermasse von mehr als sechszehnhunderttausend Geviertmeilen meist fruchtbaren und angebauten Landes, über mehr als hundert und zwanzig Millionen Menschen gebot: da traten die Fugen des stolzen Staatsgebäudes, durch Habsucht, Feigheit, Wollust, Tyrannei und Niederträchtigkeit gelockert, auseinander, und der furchtbare Koloß der Weltherrschaft stürzte, von seiner eigenen Größe gedrückt, unter den rohen Händen nordischer Barbaren, die aus unbekannter

Nacht heraus auf die Bühne des Weltlebens traten, zusammen, und aus den schmählichen Trümmern der alten Herrlichkeit stieg ein neues Rom, wie ein junger Phönix aus der Asche seines Vaters, empor. Die Macht des neuen Rom war nicht auf den Heldensinn unbesiegbarer Kriegerschaaren, sondern auf etwas gebaut, das Niemand greifen kann, auf eine unsichtbare Gewalt, deren Quellen in dem geheimnißvollen Innern des menschlichen Herzens fließen, auf die Meinung der Menschheit, auf den Glauben der Völker, auf die gläsernen Säulen eines unsichtbaren Geisterreichs, welches die Schlauheit der christlichen Kirchendiener aus dem Dogma der Christuslehre errichtete. Mit mehr Despotismus, als das alte Rom über die Leiber und physischen Kräfte der Nationen geboten hatte, herrschte das neue Rom über die Geister und über die Welt der Gedanken. Als ein Priester auf dem consularischen Ehrenstuhle der Republik, auf dem Kaiserthrone der Mark Aurele saß, da wuchs aus dem Herzen dieses Heiligen, aus dem Blute dieses Statthalters Christi der Same der Zwietracht, die den Unterthan gegen seinen angestammten Fürsten zur Empörung rief, Eid gegen Eid, Zunge gegen Zunge zum Bürgerkriege verhetzte, und vom Kapitole herab rollten die Donner des christlichen Fluches unter die erschrockenen abergläubischen Völker, denn Rom's Mund war, wie Shakspeare sagt,

„stets gewappnet, um
den Bann, den Fluch, die Acht der Mutter Kirche
auf die abtrünnigen gesalbten Häupter
herabzuschleudern stracks und somit sie
zum finstern Abgrund ewigen Verderbens."

In tausendjährigen Stürmen blieb der römische Vatikan unerschüttert, und aus den größten Gefahren erhob sich der römische Priesterthron nur noch glorrei-

cher, so lange die Finsterniß des Aberglaubens nicht zerstreut war. Das heidnische Rom nahm den unterworfenen Völkern die bürgerliche Freiheit und Alles, was seine Habsucht reizte, aber es ließ ihnen ihren Glauben; das christliche Rom preßte den Völkern unnennbare Summen ab, brachte Knechtschaft, raubte den Glauben und pflanzte auf dem blutgedüngten Boden die römische Hoftheologie statt der christlichen Lehre an, und dies alles zur Ehre Gottes und des Papstes. Das alte Rom erhielt seinen Todesstoß durch Barbaren aus Sachsen, Franken, durch die Longobarden, die aus den Stromgebieten der Saale und der Elbe kamen und das Königreich der Lombardei in Italien gründeten: es ist merkwürdig, daß auch das neue Rom durch einen Streich aus den nämlichen Gegenden der Saale und Elbe fiel, durch die Reformation, welche den Aberglauben und die Meinung der Völker, die stärksten und einzigen Säulen der neurömischen Despotie, zerschlug. Deutschland darf sich über seine übrigen Großthaten freuen, aber es muß stolz sein, allein vollbracht zu haben, was unmöglich schien: es hat zweimal eine Herrschaft vernichtet, der die Welt zu enge schien und die, nicht zufrieden mit der Gewalt über das irdische Dasein, ihre Gebote auch über das jenseitige Leben, über das Reich der Todten und der Ewigkeit ausdehnte, bis sie, der Riese unter den Städten des ganzen Erdenrundes, der Gewalt der massenhaften Intelligenz erlag, und nun unter den Trümmern der heidnischen Herrlichkeit nicht leben und nicht sterben kann, wie der himmelstürmende Gigant, der unter der Last des Aetna stöhnt. Wenn schon das christliche Rom bloß mit der Zauberkraft des Kreuzes herrschte, so vergoß es nicht weniger Blutströme, als da Rom mit dem menschenmordenden Kriegsschwerte waltete. Der erste Athemzug dieser Stadt war, als hätte das ewige Fatum den künftigen

Gang, den Charakter und Alles bezeichnen wollen, was die Menschheit von der neuen Stiftung zu erwarten habe, der Sage nach mit Grausamkeiten, mit Brudermord und Todtschlag verbunden.

Uranfänglich ist die Stadt, wie jede andere nachher große Stadt, die nicht wie Alexandria angelegt war, ein unbedeutender Ort gewesen, auf dem Palatium oder Palatinus, an dessen Fuße die Tiber ihr Wasser vorbeiführt und etwa 3 Meilen davon in das adriatische Meer schickt. Schon sehr früh, unter den ersten Königen, dehnte sie sich über die nahe gelegene Hügelgruppe aus und umfaßte die Anhöhen Palatium, Velia, Cermalus (nicht Germalus), Cälius (nicht Cölius), Fagutal, Oppius und Cispius; zum Andenken an diese Vereinigung wurde das Fest Septimontium gefeiert. Spätere Eintheilungen zählten die sieben Hügel:

1) Der Palatinus.

2) Der Capitolinus, oder saturnische Hügel mit dem tarpejischen Felsen, mit der Burg auf dem einen Gipfel und dem Capitol auf dem andern, beide in Eins verbunden.

3) Der Cälius, jetzt der Lateranische Berg, wegen der Kirche zum heil. Lateran, mit dem der alten berühmten Lateranischen Familie zugehörigem Palaste und mit der Villa Mattei.

4) Der Aventinus, auch Murcus genannt.

5) Der Quirinalis, auch Agonius, mit Bezug auf die sechs kleineren Hügelspitzen, in die er sich theilt, jetzt Monte Cavallo.

6) Die Esquiliä oder der Esquilinus, der größte unter den Hügeln, mit dem Cispius, einer besondern Spitze, jetzt mit der Kirche St. Maria Maggiore, und mit dem Oppius, auf dem die Kirche St. Petri in vinculis und ansehnliche Paläste stehen.

7) Der Viminalis, jetzt meistens unangebaut.

Außerhalb der Stadt und jenseits auf dem rechten Tiberufer: Der Janiculus, jetzt Montorio; der Mons Vaticanus, wegen seiner ungesunden Luft wenig von den Römern bewohnt, enthält jetzt den vaticanischen oder päpstlichen Palast mit seinen prächtigen Gärten, die Peterskirche, das Belvedere und andere Prachtgebäude. Der Collis hortulorum oder auch Pincius, nach dem Palaste der Pincischen Familie benannt, ist von Aurelian in die Stadtmauer mit aufgenommen, enthält jetzt das Kloster St. Trinitatis, die mediceischen Gärten u. A.

Es ist nicht genau zu ermitteln, wie groß Rom in verschiedenen Zeitaltern gewesen sei. Plinius giebt im Jahre 74 nach Chr. oder 728 u. c. den Umfang der Ringmauer auf 13,200 Schritte, Isaak Vossius aber auf 30,000 Schritte an. Die Ringmauer, welche der Kaiser Aurelian um die Stadt zog, soll 50,000 Schritte gemessen haben; Andere wollen aber nur 15,000 lesen und als glaubhaft annehmen. Nach der Angabe des Vopiscus im „Leben des Aurelian" habe demnach Rom einen Umfang von 12½ deutschen Meilen gehabt. Ist diese Bestimmung richtig, so müssen die zahlreichen Vorstädte (suburbia) mit in die Stadtmauer aufgenommen worden sein. Noch unzuverlässiger sind die statistischen Angaben über die Zahl der Einwohner, obwohl es scheint, als sei nach dem Institut des Census nichts leichter, als wenigstens die Masse der Cives zu ermitteln; allein nicht alle Römer waren ja bei der Schätzung gegenwärtig, viele wohnten auf dem Lande und Tausende standen im Felde. Außerdem, wo bleiben die Fremden und die Unzahl von Sklaven, die in den Häusern zu Rom wohnten? Unter der Regierung des Augustus hinterließ ein Freigelassener, der, wie Gibbon nach Plinius erzählt, zwar große Verluste während der Bürgerkriege erlitten hatte, doch 3600 Joch Ochsen,

200,000 Stück kleines Vieh und 4160 Sklaven; und Athenäus erzählt, er kenne viele Römer, welche nicht zum Nutzen, sondern zum bloßen Prunk 10,000, ja selbst 20,000 Sklaven besäßen. Die Zahl dieser Unglücklichen in Rom muß überschwänglich gewesen sein, und die Betrachtung dieser Menge, zusammengenommen mit den vielen Fremden, konnte wohl Ursache sein, daß Isaak Vossius die Einwohnerzahl Roms für die Blüthezeit unter Augustus auf 14 Millionen oder ungefähr fast eben so viel setzte, als in der ganzen preußischen Monarchie Seelen gezählt werden. Das ist eine offenbare Uebertreibung, die Lipsius bis auf 4 oder 5 Millionen mäßigte. Wahrscheinlich ist aber auch diese Summe noch zu groß. — Unter Theodosius wurden in Rom 43,382 Wohnhäuser gezählt, eine Summe, die nicht zu groß wäre, wenn man sie mit der Häuserzahl in London, wo gegen 300,000 Wohngebäude sein sollen, vergleicht; allein zwischen einer römischen Domus und zwischen einem Hause des modernen Europa ist doch auch ein sehr bedeutender Unterschied. Die Domus war ein Haufen von Gebäuden, vergleichbar einem jetzigen Palaste, von der Größe eines kleinen Städtchens, oft mit einem Umfange von 200,000 Quadratfuß. Die kleineren Häuser, wenn sie allein standen, hießen insulae. Gibbon in seinem klassischen Werke: „Geschichte des Verfalls und Unterganges des römischen Weltreiches" (trefflich übersetzt von Johann Sporschil, Leipzig bei Otto Wigand 1837) nimmt für jedes Wohnhaus im Durchschnitt etwa 25 bis 30 Seelen an, woraus eine Bevölkerung von 1½ Millionen sich ergiebt, ungefähr eben so viel, als das ganze Königreich Sachsen Seelen zählt. In jedem Falle war Rom größer und bevölkerter als irgend eine neuere Stadt, selbst London und Paris nicht ausgenommen. In Absicht auf das Wachsthum dieser Riesin unter

allen Städten des Erdkreises und in Betracht des Geschmackes, in welchem sie aufgebaut, erweitert und verschönert worden ist, lassen sich vier Perioden annehmen: die erste umfaßt die ältesten Zeiten bis zum Ende des ersten punischen Krieges; die zweite reicht bis zur Schlacht bei Actium oder bis zum Bau des apollinischen Tempels 726 u. c.; die dritte von Augustus bis zum Brande des Nero; die vierte, von Nero bis zum Untergange des weströmischen Reiches reichend, enthält drei Abschnitte: in dem ersten, der bis auf Antonius den Philosophen geht, baute man noch im griechischen Geschmacke, doch nicht so edel wie früher; in dem zweiten Abschnitte fehlen den großartigen Neubauten Regelmäßigkeit und ästhetische Ordnung; der dritte Abschnitt geht von Konstantin dem Großen bis zum Ende des Reichs; aller Geschmack verschwand, rohe Barbaren stürzten die schönsten Denkmäler edler Baukunst in Schutt, die Christen zerstörten die alten Tempel, und was man baute, war im orientalisch-christlichen Geschmacke aufgeführt.

Den großen Umfang der Stadt theilte der König Servius Tullius in vier, Augustus in 14 Regionen:

1) Die Porta Capena, jetzt St. Sebastians Thor;
2) Caelimontium;
3) Isis und Serapis und Moneta, nach den in dieser Region belegenen Tempeln benannt;
4) die Via sacra oder templum pacis;
5) die Esquilien;
6) Alta Semita oder der hohe Weg;
7) Via lata, d. i. der breite Weg;
8) Forum Romanum;
9) Circus Flamminius;
10) Palatium;
11) Circus Maximus;
12) Piscina publica;

13) Aventinus;
14) Trans Tiberim.

Die Zahl der Regionen, eine Verdoppelung der Zahl der Hügel, wie sie das Fest des Septimontium festgesetzt hatte, ist noch jetzt geblieben. Wie es heißt, hatte Rom in der fabelhaften Zeit unter Romulus 3 oder 4 Thore, im Jahrhundert des Plinius 37, eine oft bezweifelte Angabe, und unter Justinian nur 14. Unter den Brücken war die älteste die Pfahlbrücke (pons sublicius), die der Prätor Aemilius und noch später Antoninus Pius aus Steinen aufführen ließ. Der Pons Aelius, von Hadrian erbaut, ist jetzt S. Angelo; Pons Milvius, in deren Nähe Konstantin der Große den Maxentius besiegte, jetzt Ponte Molle; Pons Palatinus, jetzt Ponte S. Mariä Transtiberinä, u. a.

„In den Republiken Rom und Athen" — schreibt Gibbon — „verkündete die bescheidene Einfachheit der Privathäuser den gleichen Zustand der Freiheit, während die Souveränetät des Volks durch die majestätischen Gebäude repräsentirt wurde, die dem öffentlichen Gebrauche gewidmet waren. Dieser republikanische Geist erlosch mit der Zunahme der Reichthümer keineswegs gänzlich, vielmehr suchten die tugendhaften Kaiser ihre Freigebigkeit in Werken der Nationalehre und Wohlfahrt zu entfalten." — Erst nach Sulla wurden die Privatgebäude geräumig und kostbar, und mit Augustus begann eine so große Verschwendung, eine solche Pracht im Bauen, daß er ein Gesetz erlassen mußte, Niemand sollte, weil die Straßen zu enge wären, über 70 Fuß in die Höhe bauen. Je mehr der Sinn für den Staat und die Liebe zum Allgemeinen erstarb, desto mehr nahm auch die Pracht Roms in Privatgebäuden zu. Augustus hatte dazu selbst die Veranlassung gegeben, indem er die Verschönerung Roms seinem Feldherrn Agrippa

übertrug, und so mehrere Tempel, Theater und Bäder anlegte und überhaupt nach dem Perikleischen Kunstgriff verfuhr, um den Römern etwas in die Augen zu geben, damit ihnen die neue Verfassung behaglich würde. Es blieb aber immer noch viel Krummes und Unschönes in Rom, weil durch alle Neubauten die unregelmäßige und geschmacklose Anlage der Stadt nicht vermieden werden konnte, bis Nero die Brandfackel auf dieselbe schleuderte. Vier Regionen brannten ganz darnieder, vier andere wurden beschädigt, und aus dem Schutthaufen stieg ein neues viel schöneres Rom empor. Nero selbst baute den nach ihm benannten goldenen Palast (domus aurea), dessen Wände er mit Gold überziehen ließ. Unermeßlich war die Anzahl der öffentlichen Prachtgebäude. Man hat nur allein 424 Tempel in Rom gezählt, ohne die Sacella, Fana, Delubra und Aediculä oder Arä mitzurechnen. Oben an steht der Tempel des Jupiter Capitolinus, der Centralpunkt des ganzen römischen Staatsgottesdienstes. Rom zeigte schon an diesem Tempel, auf wessen Kosten die Stadt bauen würde, indem der letzte König die pometinischen Manubien zum Unterbau des Werkes anwendete. In Sulla's Zeiten hatte der Tempel in der Fronte drei und auf den Seiten zwei prächtige Säulenreihen. Ein Werk der edelsten Architektur vom schönsten und hoch antiken Geschmack ist das von Agrippa erbaute Pantheon, jetzt die Kirche S. Maria Rotonda, mit einem Thurm darauf, um zu läuten — ein Umstand, der dem ganzen Prachtwerke schadet. Die Porticus oder Säulenhallen an Tempeln, öffentlichen Prachtgebäuden und an Privatpalästen sind nicht zu zählen. Zu ihnen gehören auch die Basilicä, die oben bedeckte Säulengänge, von größerem Umfange als die Porticus und von mehr Pracht waren. Bis 570 wußten die Römer nichts von ihnen, bis sie den asiatischen Königs-

luxus kennen lernten, und nun die asiatischen Provinzen plünderten, um mit dem Raube Rom zu zieren. Porcius Cato legte die erste an, daher Basilica Porcia auf dem Forum, und seitdem erhielt Rom überhaupt neunzehn. Mit ihnen umgab man die Fora und sie dienten den Handeltreibenden statt der heutigen Börsen. Die Theater und Amphitheater wurden anfänglich aus Holz gebaut; jene waren für Darstellung dramatischer Schauspiele, diese für Fechterspiele und Thierhetzen. Das erste Theater aus Stein baute Pompejus, das zweite Augustus zu Ehren des Marcellus. Das erste steinerne Amphitheater ist von Statilius Taurus, und Vespasian legte ein anderes an, das erst Titus vollendete und unter dem Namen des Colosseum bekannt ist. Es war ein Gebäude von elliptischer Form, 564 Fuß lang, 467 Fuß breit, 140 Fuß hoch, auf 80 Bogen ruhend, auswendig mit Marmor bekleidet und mit Statuen geschmückt, inwendig gleichfalls mit Marmor belegt, mit 60 bis 80 Sitzreihen für 80,000 Zuschauer, die durch 64 Thüren (Vomitorien) ein- und ausströmten. „Nichts war vergessen" — so schildert Gibbon im angeführten Werke das Amphitheater des Titus auf eine meisterhafte Weise — „was in irgend einer Rücksicht zur Bequemlichkeit oder zum Vergnügen der Zuschauer dienen konnte. Sie waren vor Sonne und Regen durch ein weites Schirmdach geschützt, welches erforderlichen Falls über ihre Häupter gespannt werden konnte. Die Luft wurde beständig durch das Spielen von Springbrunnen erfrischt und mit den köstlichsten Wohlgerüchen geschwängert. Die Arena oder Bühne in der Mitte des Gebäudes war mit dem feinsten Sande bestreut und konnte nach und nach die verschiedensten Gestalten annehmen. In diesem Augenblicke schien sie wie ein Garten der Hesperiden aus der Erde emporzusteigen und dann verwandelte sie sich in

die Felsen und Höhlen von Thracien. Die unterirdischen Röhren führten einen unerschöpflichen Wasservorrath zu, und was eben noch eine trockene Ebene geschienen, wurde plötzlich in einen weiten See verwandelt, welcher mit bewaffneten Schiffen bedeckt und mit Ungeheuern der Tiefe angefüllt war. Bei der Ausschmückung dieser Scenen entwickelten die römischen Kaiser ihren Reichthum und ihre Freigebigkeit, und wir lesen bei verschiedenen Anlässen, daß das ganze Geräth des Amphitheaters theils aus Silber, theils aus Gold, theils aus Bernstein bestand." — Gleiches Staunen erregen die großen runden Plätze, Circi, zu gymnastischen Spielen und Venationen bestimmt. Den ersten von Cäsar und Augustus vergrößerten und verschönerten Circus legte der König Tarquinius Priscus an, der in seiner größten Vollendung 26,000 bis 28,000 Menschen faßte. Derselbe war ursprünglich für die alten Curien oder patricischen Geschlechter erbaut, die dort die patricischen Spiele, die Circenses ludi, schauten, während die Gemeinde die plebejischen Spiele im Circus Flamininus feierte. Rom hatte 9 Circi. Mit ihnen waren gewöhnlich auch Naumachien, d. h. Seetreffen, verbunden, wiewohl diese auch den Ort bezeichnen, wo dergleichen Seetreffen abgehalten wurden. Weite Plätze wurden ausgegraben, und hauptsächlich seit Cäsar das Wasser aus der Tiber dorthin gezogen, damit die schaulustige Menge sich an dem Bilde einer Seeschlacht ergötze. Die Gebäude, in denen sich die Geschlechter der Curien und der Senat versammelten, Curiae genannt, waren große Säle, prachtvoll und mit Schmuck überladen, wie es der Majestät des Senates und des Volkes entsprach. In den über alle Maßen zahlreichen öffentlichen und Privatbädern, die der Römer liebte, weil er zu viel wollene Kleider trug und sich durch Baden die Transpiration

erhalten wollte, gab es einen Luxus, den der Neuere, der Badesitte entwöhnt, fast nicht begreifen kann. Es gab Bäder mit silbernen Fußböden. Die Bäder des Caracalla, zum Gebrauche des Volkes geöffnet, enthielten über 1600 Marmorsitze, die des Diocletian über 3000. „Die Wände der hohen Säle" — schreibt Gibbon — „waren mit kunstreicher Mosaikarbeit bedeckt, welche die Kunst der Malerei in dem Adel der Zeichnung und in dem Reichthum der Farben nachahmte. Der ägyptische Granit war mit dem kostbaren grünen Marmor aus Numidien überzogen; ein immerwährender Strom heißen Wassers ergoß sich in geräumige Becken durch eben so viele Mündungen von strahlendem und massivem Silber, und der geringste Römer konnte sich um eine kleine Kupfermünze den täglichen Genuß einer Scene der Pracht und der Ueppigkeit verschaffen, welche den Neid der Könige Asiens erregen konnte. Aus diesen großartigen Palästen ergoß sich ein Schwarm schmutziger und zerlumpter Plebejer ohne Schuhe und ohne Mantel, welche ganze Tage auf der Straße oder in dem Forum vertändelten, um Neuigkeiten zu hören, oder zu zanken, in ausschweifendem Spiele die geringe Habe ihrer Gattinnen und Kinder verschleuderten, und die Stunden der Nacht in schlechten Schenken und liederlichen Häusern zubrachten, fröhnend der gröbsten und gemeinsten Sinnlichkeit." — Vor den Bädern, vor den Tempeln, vor den Basiliken und Porticus, hauptsächlich auf den öffentlichen Plätzen, standen Bildsäulen umher, aus Erz, Marmor, kostbarem Metall, meistens aus Griechenland geraubt, da bei den Römern nicht der Kunstsinn herrschte, den die Hervorbringung dieser Werke erforderte. Erst unter den Kaisern arbeiteten griechische Künstler in Rom zur Verherrlichung der Stadt. Zu Ehren der Feldherren stiegen Triumphbögen (arcus triumphales) em-

por, während der Regierung der Cäsaren 36, von denen nur 3 in Trümmern erhalten sind, der Triumphbogen des Vespasian zum Andenken an die Besiegung der Juden und Zerstörung Jerusalems, der des Septimus Severus und der des Konstantin des Großen. Die erste Columna, noch erhalten, verewigt die Siege des Duilius über die Flotte der Karthager, aber über alle ragt die des Trajan empor, die nach den Siegen desselben über die orientalischen Völker gesetzt worden ist. Sie ist über 100 Fuß, hohl, mit einem Gange bis zur Spitze, hat 40 Oeffnungen, rund herum mit Basreliefs, die Thaten Trajan's darstellend, geschmückt, und trug das Standbild des Kaisers. Sie ist noch in ihrer ganzen vorigen Schönheit vorhanden, nur hat Sixtus V. den Trajan abnehmen und einen heiligen Peter darauf setzen lassen. Außerdem hatte Rom noch die Columna Antoninia, die 1704 ausgegraben und vom Papst Benedikt XIV. wieder aufgestellt worden ist; ihre Höhe beträgt ohne das 11 Fuß hohe Postament aus weißem Marmor, das der Papst untersetzen ließ, 45 Fuß; die Columna Aurelia, zum Andenken an M. Aurelius, aus weißem Marmor, 185 Fuß hoch mit 206 Stufen inwendig und 56 Oeffnungen; Sixtus V. hat sie ausbessern lassen und eine vergoldete Metallsäule des heiligen Paulus darauf gesetzt. Alles, was den Glanz Roms erhöhen konnte, trug der Römer zusammen, und aus allen Weltgegenden mußten die bezwungenen Völker und Städte ihren besten Schmuck ihren barbarischen und raubsüchtigen Siegern abtreten. Nichts war vor den Händen brutaler Krieger heilig, nichts so schwer, was nicht bewältigt wurde, damit die ewige Roma würdig der Weltherrschaft ausgestattet würde. Selbst die ägyptischen Obelisken, die stummen Zeugen hieroglyphischer Größe, mußten von ihren Postamenten herabsteigen

und wie Gefangene den Triumph Roms den kommenden Geschlechtern verkünden. Andere große Werke, denen an Dauerhaftigkeit fast kein Bau der neueren Zeit verglichen werden kann, waren die ungeheuren Wasserleitungen, die Kloaken und die Straßen, die aber mehr nützlich als schön waren. Die Cloaca Maxima baute der König Tarquinius Priscus aus Peperinquadern, jeder $7\frac{1}{4}$ Palme lang, $4\frac{1}{6}$ Palme hoch, ohne Mörtel zusammen gefügt, so dauerhaft, daß das Flußgewölbe mit seinen Nebenkanälen tausend und tausend Jahre gestanden hat, und keine Last der Gebäude, kein Berg des darüber aufgethürmten Schuttes, kein Erdbeben und keine Versäumniß konnten nur einen Stein aus den Fugen bringen, und bei zehntausend Jahren werden die Gewölbe eben so unversehrt stehen, wie heute. Ein anderes Kloakengewölbe aus späterer Zeit und nicht so dauerhaft als jenes ist aus Travertin. Die Bauwerke der Aquäducte gehören zu den edelsten Denkmälern des römischen Genius, eine große, volkreiche Stadt versorgten sie mit reinem Wasser aus weiter Ferne und vermehrten durch zahllose Springbrunnen die Schönheit der Stadt, die so wenig Brunnen hatte. Die Appische Wasserleitung ist das älteste Monument dieser Art aus dem Jahre etwa 451 n. R. Erb. Unter den Straßen ist, nach der Via Latina und der Via Salaria, die älteste, welche Appius baute und nach Capua führte. Sie ist ursprünglich mit Polygonen aus Lava gepflastert, und wird nur die Königin der Straßen genannt. Ihr Grund ist so dauerhaft, daß sie nach einem Zeitraum von mehr als 2000 Jahren an verschiedenen Plätzen noch jetzt unversehrt vorhanden ist. Die Landstraßen der Römer waren eine der ersten Zierden des alten Italiens, mit erstaunenswürdiger Arbeit und unglaublichen Kosten angelegt und ausgeführt; sie führten bis an die äußersten Grenzen

des Reiches nach Aegypten durch Asien und Europa, so weit sich Rom die Welt dienstbar gemacht hatte. Nur ein so barbarisches Zeitalter, voll von der undenkbarsten Verwirrung, nnd ein so entartetes Volk, wie das römische im vierten und fünften Jahrhundert war, gehörte dazu, um die Werke der Nützlichkeit mit Schutt und Trümmern zu überschütten und zu vergessen. Gleich prachtvoll und fest waren die Stadtstraßen und Wege in Rom, nachdem es seinen ländlichen Charakter abgelegt und den Glanz einer Weltherrscherin angenommen hatte. Wie viel Straßen Rom zählte, ist nicht ermittelt; es gab 424 Vici, d. h. die durch Straßen getrennten Häuserreihen, oder Quartiere einer Region, so daß zu einem Vicus mehrere Straßen gerechnet wurden. Endlich hatte Rom eine Menge leerer großer Plätze für Volksversammlungen und religiöse Zwecke. In und um Rom zählte man über dreißig heilige Haine, die, mit Bäumen bepflanzt, Altäre und Tempel trugen, verschiedenen Gottheiten geweiht. Die offenen Plätze waren die Fora, auf denen Staatsgeschäfte, Volksversammlungen, Handel und Wandel betrieben wurden; sie waren längliche Vierecke, von Hallen eingeschlossen, und ursprünglich Plätze zum Rechtsprechen; ihrer gab es siebzehn, darunter das Forum Romanum zwischen dem palatinischen und capitolinischen Hügel mit dem Comitium, der Rednerbühne oder der Rostra u. a. Zum Verkauf der Waaren gab es einundzwanzig Marktplätze. Die Campi waren freie Plätze zu öffentlichen Zusammenkünften und sonstigen Staatszwecken bestimmt, ihrer zählte man acht, nach Anderen siebzehn. Der berühmteste ist der Campus Martius oder das Marsfeld, schlechtweg oft Campus genannt, zwischen der Tiber und der Stadt, ein weiter Raum, der die ganze Nation fassen konnte. Dort versammelten sich alle Centurien, wie sie in Census bestimmt waren,

in Klassen und hielten die Centuriatcomitien. Dieses Feld und das Forum Romanum waren die ausgesuchtesten Oerter, wo sich Rom zu Staatsgeschäften versammelte und öffentliche Vorträge vernahm. In den Centuriatcomitien war Alles rein militärisch, weil auf ihnen die Einrichtung des Exercitus beruhte. Der Römer kam bewaffnet auf das rund herum mit Werken der Kunst verschönerte Marsfeld. Der Sinn für Oeffentlichkeit war bei keinem Volke energischer, als bei dem römischen, und die Wirkungen davon gaben sich in dem Kriegswesen und in dem Rechte zu erkennen. Waffen und Recht sind die beiden Pole, um welche sich das römische Leben dreht; sie sind der Centralpunkt, in welchem alle Strahlen des römischen Stolzes sich vereinigten; durch beide hat Rom seinen herostratischen Ruhm der Unvergänglichkeit errungen.

Hierher gehört am besten, was B. G. Niebuhr über Roms Größe sagt:

„Als die Griechen unter Roms Oberherrschaft gefallen waren, beschäftigte die Frage, ob Roms Größe eine Gabe des Glücks, oder frei, wie sie es nannten durch Tugend, erworben sei, ihre Schriftsteller, von denen die Meinung der Lesenden und der Gesellschaft des wehrlosen und müßigen Ostens bestimmt ward. Es war eine müßige Frage; nicht in dem Sinne aufgestellt, wie Mithridates ihr wohl später nachgesonnen haben mag: ob jeder Widerstand fruchtlos sein würde? ob ein unwandelbares Schicksal Rom die Weltherrschaft bestimmt habe? ob, fast eben so fruchtbar wie dieses, eine unerreichbare Vortrefflichkeit des Nationalsinnes und der Einrichtungen römischen Heeren den Sieg auf ewig zusichere? Es war nur die Beschäftigung derjenigen, welche sich der Scham entledigen wollten über die schmähliche Art, mit der sie in ihr Elend herabgesunken waren, indem sie Mangel an Kraft, Tugend und Verstand da als Nebensache

ausgaben, wo ein unwiderstehliches Schicksal geboten habe; wobei sich nach Sklavenart, wie Xanthias bei dem Komiker, den höchsten Genuß darin fanden, ihre Herren zu behorchen, zu beklatschen und zu belügen. Polybius, dem es Ernst gewesen war, der sich treu blieb, aber der allmächtigen Gewalt gehorchte, an der die thörichte Verwegenheit seiner von Leichtsinnigen und Heillosen aufgeregten Nation zertrümmerte, fühlte sich durch das Geschwätz solcher Schriftsteller erbittert, und einer der Zwecke seiner Geschichte war, den Griechen klar zu machen, wie Roms Größe nicht durch Fatalität, sondern durch festen Willen, zweckmäßige Institutionen, unermüdete Aufmerksamkeit auf ihre Erhaltung, Ausbildung und Anwendung begründet sei. Damit aber legte er den Römern seiner Zeit dennoch nicht das Lob eigentlicher Tugend bei; und wenn er sich hin und wieder mit einem uns an einem Manne seiner Verhältnisse befremdenden Enthusiasmus ausdrückt, so müssen wir erwägen, daß er überhaupt ein ganz praktischer Mensch war, dem durchgehends Wärme und der Sinn für das Ideale fehlte, mit dem die Athenienser auch das, was vor ihren Augen vorging, vor Allem aber, was diesen durch eine auch kurze Vergangenheit entrückt war, betrachteten. In diesem Mangel liegen eben die Unvollkommenheiten seines Werkes, welche ihn, nach dem Urtheile seiner Landsleute, zu einem Geschichtsschreiber von zweitem Rang machten. Er fand in allen Staaten, die später in das römische Reich versanken, Alles zum Untergange reif, und weil er sich bewußt war, daß er selbst mit nur sehr wenigen Gleichgesinnten diesem Strome vergebens widerstanden hatte; weil er die, durch deren verschiedenartige Sünde das Elend bestand, Kallikrates, Diäus, Kritolaus, bitter verachtete; Scipio, Cato und Paullus bewunderte, so trägt sein unbestechliches Urtheil vielleicht in einzelnen Fällen

mehr als den Schein der Gefühllosigkeit. Die Neueren, namentlich Machiavelli und Montesquieu, scheinen jene Frage, und in einem etwas veränderten Sinn, wieder hervorgerufen zu haben, und gehen in ihrer Bewunderung der Römer und ihrer Einrichtungen bis zur entschiedensten Partheilichkeit. Die herbe Frugalität der alten Republikaner, ihre Unempfindlichkeit für den Besitz und die Genüsse des Reichthums, die strenge Gesetzlichkeit des Volks, die feste allgemeine Treue während der schönen Jahrhunderte, in denen die Verfassung, seitdem die Ansprüche der Aristokratie beschränkt waren, in ihrer ganzen Vollkommenheit lebte; der reine Sinn, welcher nie erlaubte, bei innerem Zwiste fremde Einmischung zu suchen, die Allmacht der Gesetze und Gewohnheiten, und der Ernst, womit an ihnen dennoch geändert ward, was nicht mehr angemessen war; die Weisheit der Verfassung und Gesetze; das Ideal der Männlichkeit in den Bürgern und im Staat: alle diese Eigenschaften erregen gewiß in uns eine Ehrfurcht, welche wir bei der Betrachtung keines anderen Volkes so empfinden können. Es ist kein Zustand von Unnatur und Zwang, wie die Gesetzgebung Sparta's, unter der, nach dem Urtheil anderer Griechen, die Todesverachtung natürlich war, weil der Tod ein unleidliches Joch brach: es war ein Leben, welches vielmehr wahres und hohes individuelles Glück pflegte, einen von Sinnlichkeit freien, starken Lebensgenuß. Andere, vielleicht eben so vollkommene Verfassungen imponiren uns schon darum weniger, weil sie den Reichthum ehren; vielseitige und lebensvolle Völker können Fehlern nicht entgehen, gegen die nur Einseitigkeit schützt, und in den Begebenheiten der Vergangenheit empfinden wir stärker, worin gefehlt wird, als was gebricht. So ist es ganz natürlich, daß wir, auch abgesehen von dem Glanz, womit Macht und Siege immer umgeben sind,

zu den Römern jener guten alten Zeit der Republik mit Bewunderung hinaufsehen. Sie haben in ihren Tugenden eine große Aehnlichkeit mit den Arabern der ersten Khalifen: diesen aber fehlte die Verfassung, worin sie sich erhalten konnten. Die Römer waren Jahrhunderte lang in sich in einen Mittelpunkt zusammengedrängt: jene hatten nie diese Kerneinheit gehabt, sie zerstreuten sich über eine halbe Welt, und arteten schnell aus. Aber wenn wir uns lebhaft in jene Zeiten hineindenken, so wird sich doch ein Grauen in jene Verwunderung mischen: denn, verträglich und abgefunden mit diesen Tugenden, herrschten von den ältesten Zeiten her die furchtbarsten Laster, unersättliche Herrschsucht, gewissenlose Verachtung des fremden Rechts, gefühllose Gleichgültigkeit gegen fremdes Leiden, Geiz, als Raubsucht noch fremd war, und eine ständische Absonderung, aus der nicht allein gegen den Sklaven, oder den Fremden, sondern gegen die Mitbürger oft unmenschliche Verstockung entstand. Allen diesen Lastern bereiteten eben jene Tugenden den Weg zur Herrschaft, und gingen so selbst unter.

Wenn wir nun, bei einem gerechten Urtheil über die Römer, auch diese dunkeln Schatten nicht vergessen müssen, und also ihrer Verherrlichung nur mit Einschränkung beistimmen können, so müssen wir auch, obgleich in einem andern Sinn als jene Griechen, dem Schicksal einen großen Antheil an der römischen Größe beimessen. Durch den ganzen Gang der Geschichte werden wir sehen, wie oft alle Tugenden des Staats und des Volks fruchtlos gewesen wären, wenn nicht das Schicksal Rom in Gefahren gerettet und seine Triumphe vorbereitet hätte. Die Völker und die Männer, denen Rom hätte unterliegen können, erschienen zu spät: in den Perioden der Schwäche hatte es nur ihm nicht überlegene Gegner zu bekämpfen; und während Rom Alles an Alles setzte, und im

Kriege lebte, schonten andere Völker ihre Anstrengungen, weil sie am Siege verzweifelten oder im Grunde ihres Herzens nur weichliche Muße liebten, was auch ihre mißrathenen Unternehmungen anzudeuten scheinen mochten. Keins unter allen ging ihm mit ähnlichem Sinn und einem ähnlichen Ziel entgegen, und schon darum mußte Rom über alle siegen. Philipp's Ruhe am Anfange des Hannibalischen Krieges; Mithridates' Unthätigkeit, so lange der Marsische Roms Dasein bedrohte und ein kleines Uebergewicht entschieden haben würde: darin verkenne Keiner Gottes Finger. Denn daß Rom nicht angeboren unüberwindlich war, ist erwiesen durch den Widerstand kleiner ächt kriegerischer Völker, die nur durch die Zahl und Macht überwältigt wurden; so aber dienten auch diese Kriege in den Zwischenräumen zwischen den größeren und entscheidenderen der Ausartung der Disciplin und Kriegskunst vorzubeugen, welche langer Friede auch bei den römischen Heeren leicht einführte.

Im Fortgang der Begebenheiten, da Roms Eroberungen in einen Körper verwuchsen, verliert die Geschichte gänzlich das moralische und poetische Interesse der früheren Jahrhunderte, welches schon längst durch Zerrüttungen und Greuel und das Absterben aller einheimischen Tugenden getrübt war. Es scheint der Gang der Weltgeschichte zu sein, daß Eroberungen und vielfache Vermischung die ursprünglichen zahllosen Stämme in einander schmelzen, und die, welche dieser Verschmelzung unfähig sind, austilgen; und dies hat die römische Herrschaft in einem größeren Maaße und Umkreise, als irgend eine andere große Weltrevolution, selbst als die arabische, bewirkt. Selten wird bei dieser Vermischung für einzelne Völker Gewinn sein: einige verlieren unersetzbaren Besitz einer edlen einheimischen Literatur; schwerlich ersetzt auch ungebildeteren Völkern eine feinere, doch auch

sonst, wenn sie ihrer Natur angemessen war, nicht unerreichbare Kultur die Einbuße ihrer ursprünglichen Sprache, und mit ihr eigenthümliche Sinnesart, einer Landesgeschichte und ererbter Gesetze. Diesen Verlust empfanden zuerst die Provinzialen, aber indem Roms und Italiens Bevölkerung sich aus ihnen und aus Freigelassenen erneuerte, büßte Rom in gleichem Maaße: seine Vorzeit und ihre Geschichte ward ihm so fremd, daß schon im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein demüthiger Lobredner ohne Furcht, zu beleidigen, zweifeln konnte, ob sein von ihm dem großen Scipio verglichener Herr vom Hannibalischen Kriege wisse: daß Valens dem Eutropius auftrug, ihm eine dürftige Uebersicht der Geschichte zu schreiben, weil sie ihm ganz unbekannt war. Doch aber, wie Vieles auch die römische Herrschaft zertreten hat, müssen wir dankbar anerkennen, was sie stiftete und erhielt. Sie hat fast alle Städte gegründet oder belebt, welche innerhalb ihres alten Ursprungs noch jetzt bestehen; die Sprachen des westlichen Europa, aus der lateinischen erzeugt, erhielten ihre Literatur zugänglich und machten ihre Wiederbelebung möglich. Ja, die römische Herrschaft hat ohne Zweifel Griechenland und die griechischen Schriften erhalten; denn wäre der Osten nicht durch die Kräfte eines großen Reiches geschützt worden, so hätten die Barbaren diese entvölkerten und geschwächten Gegenden wahrscheinlich schon sehr früh, unfehlbar aber in den Zeiten der großen Völkerbewegungen, überwältigt, und mit den entarteten Griechen auch die Schätze vertilgt, welche sie für auflebende Jahrhunderte bewahrten. Roms Gesetzgebung war wenigstens für die römisch gewordenen Völker ein großer Vortheil, so wie sie auch uns unentbehrlich bleiben wird, da wir die unserer Vorfahren nicht ausgebildet, und ihren Geist verloren haben: und wie die Vereinigung der römischen Welt der

Ausbreitung der Religion nothwendig war, wie Rom als ihr Mittelpunkt das gesammte Abendland bildete und erleuchtete, wird von Unparteiischen jetzt wohl nicht leicht verkannt und geleugnet. So können wir auf diese große Periode der Geschichte mit Beruhigung zurücksehen, daß den folgenden Geschlechtern, nach der Noth und dem Untergang ihrer Vorfahren, durch das, was sich festsetzte, wohl geworden ist. Von möglichen Ereignissen zu reden, die im Keim erstickt sind, ist eitel; und so wollen wir nicht trauern, daß Allen manches unersetzte und unersetzliche Gut verloren ging, nicht fragen, ob der reichste Ersatz, den die Nachkommen genossen haben mögen, die Leiden zertretener Geschlechter vergüten kann? Wir wenden wenigstens von jenen Zeiten unser Auge nicht so trübe und zweifelnd, als von den Schicksalen des verheerten und verödeten Asiens, dessen schönsten Ländern, selbst dem Leben der Natur entzogen und jährlich mehr absterbend, selbst die Möglichkeit blühenderer Zeiten versagt, wo das Grab Schluß der Geschichte ist.

Von unserer deutschen Nation aber, so viele ihrer Stämme die Heimath nicht verließen, wenigstens nicht unter besiegten romanischen wohnend verfremdet wurden, dürfen wir behaupten, daß sie für den Kampf, den sie Jahrhunderte lang gegen Rom bestand, späterhin durch die Vortheile mehr als belohnt worden ist, welche aus der Welteinheit unter Rom entstanden; und daß ohne diese, und die Früchte, welche in ihr reiften, wir schwerlich aufgehört haben würden, Barbaren zu sein. Nicht die Formen, welche unsere Vorfahren bei der Ausbreitung der Literatur von dort und vom klassischen Boden sich aneigneten, haben ihre ehrwürdige und unersetzliche Eigenthümlichkeit verdrängt; sie waren mit ihr verträglich: aber erborgte, erkünstelte, geistlose, wälsche Formen, Geschmack und Ideen, wie sich deren schon früher bei uns zum Verderben der

einheimischen eingeschlichen hatten, diese haben uns während einer langen Zeit lau und unwahr gemacht. Und so haben wir, wenn andere Nationen in den Römern eines ihrer Stammvölker sehen, doch kein geringeres eigenthümliches Interesse an ihrer Geschichte." —

Wir geben nun eine kurze Uebersicht der altrömischen Geschichte nach dem oben erwähnten Conversations-Lexikon:

Die heilige Sage berichtet — ob Wahrheit oder Dichtung, ist gleichgültig, da das wirkliche oder erdichtete Ereigniß dem römischen Charakter vollkommen entspricht — Romulus und Remus wären Zwillingsbrüder und die Söhne der Rhea Sylvia, oder richtiger der aus albanischem Königsblute entsprossenen Rea Silvia, einer Jungfrau der Vesta, die, vom Kriegsgott überwältigt, ihres Fehls halber zum Tode verurtheilt war. Auch die Waischen wurden dem Tode übergeben, aber wunderbar errettet und von dem königlichen Hirten erzogen. Als sie herangewachsen, verbanden sie mit treuen Gesellen, drangen mit List und Gewalt in die Königsstadt Alba und erschlugen ihren Oheim, den Usurpator Amulius, auf dessen Befehl ihre Mutter in den Anio gestürzt war, und der sie selbst dem Tode geweiht hatte. Alba war den thatendurstigen Brüdern zu eng, sie beschlossen daher, auf einem der Berge, wo sie ihre Jugend unter Hirtenknaben verlebt hatten, eine Stadt zu gründen, und mit gleicher Macht gebietend stritten sie mit einander, wem die Ehre zukomme, Stifter der Stadt zu werden, und ob sie Roma oder Remoria zu benennen sei. Um den Zwist zu entscheiden, beobachtete jeder den Himmel von dem Gipfel seines Lieblingshügels, vom Palatinus und Aventinus: der solle König sein, dem das Augurium günstig sein würde. Remus erblickte zuerst sechs Geier, aber bald darauf mit dem

Aufgang der Sonne sah Romulus einen Zug von zwölf Geiern. Das Recht entschied für jenen, aber Romulus trotzte auf die doppelte Zahl der Schicksalsvögel, als offenbares Zeichen der Gunst der Götter, und sein stärkerer Anhang entschied zum Vortheil der Anmaßung. Romulus fügte eine eherne Schaar an den Pflughaken, bespannte ihn mit einem Stier und einer Färse und zog eine Furche um den Fuß des Palatinus, wie weit die Mauern der Stadt reichen sollten. Das geschah am 21. April, an welchem Tage das Fest der Hirtengöttin Pales und die Stiftung Roms gefeiert wurde. Dieser Tag ist noch jetzt nicht vergessen, selbst im Auslande nicht. So ist in Berlin eine Gesellschaft von Alterthumsfreunden, die ihn alljährlich festlich begeht. Das Jahr der Stiftung liegt im Zauberkreise der Dichtung und Sage, es wird aber gewöhnlich auf die Jahre von 748 bis 754 vor Christi Geburt gesetzt. Romulus umschloß die Stadt mit Wall und Graben, und Remus, noch erzürnt über das erlittene Unrecht, sprang verspottend über die armselige Wehr; darum erschlug ihn Romulus, und das Omen stand fest, daß fortan Niemand, außer sich zum Verderben, die Mauern übersteigen werde. So lange in Rom ächter Römersinn lebte, und der Bürger mit eisernem Muthe seine Unabhängigkeit schirmte, hat kein Feind bewaffnet das Forum betreten, als sich selbst zum Untergang. Die Brand- und Mordlust der Gallier des Brennus bestrafte Camillus, und Roms furchtbarster Feind Hannibal zog mit grollender Stirn an den Mauern vorüber, als habe er sich gescheut, die Götter der Unwahrheit zu zeihen. Romulus errichtete einen Königsthron, den das Blut des Bruders befleckte, und nahm als erster König das Diadem als Insignie seiner Würde. Kronen gab es damals noch nicht. Rom, die neugestiftete Stadt, zuerst auf dem Palatium nach

der Gestalt eines etruskischen Lagers in Form eines Vierecks erbaut, ward zum Königsthum, nicht zum Königreich, eingeweiht, seine Feldmark war sehr gering, und die Herrschaft umfaßte nur das Stadtgebiet. Sieben Könige regierten nach einander 245 Jahre, und die Erzählung der Ereignisse aus dieser Zeit macht die erste Periode der römischen Geschichte aus, von 754 bis 509 v. Chr., oder, nach der römischen Zeitrechnung, von 1 bis 244 nach Roms Erbauung. Die sieben auf einander folgenden Könige waren: Romulus (1—39), Numa Pompilius (39—81), Tullus Hostilius (81—113 [114), Ancus Marcius regierte 24 Jahre, dem Tarquinius Priscus werden 40 Jahre, dem Servius Tullius 44 und dem Tarquinius Superbus, oder dem stolzen Despoten, 25 Jahre der Regierung zugeschrieben. Der Forschergeist hat oftmals die Frage aufgeworfen, woher das Volk gekommen, mit dem Romulus, oder wer sonst der Gründer der Stadt gewesen ist, diese bevölkert habe. Man wollte in die Geheimnisse der Dichtung dringen, und nachdem Jeder in der Absicht, etwas zum Historischen umzugestalten, was nie im Kreise der Geschichte lag, und mit Zahlen zu messen, was jeder Messung widerstrebt, die blüthenreiche Sache von ihrem Schmucke entkleidet hatte, behauptete der Eine, Rom sei eine Kolonie Alba's und deswegen latinischen Ursprungs, ein Anderer folgerte aus augenfälliger Uebereinstimmung römischer Staats- und Religionseinrichtungen mit etruskischen Institutionen, die Stadt sei von Tuskern erbaut worden, ein Dritter hielt sie für eine griechische oder gar morgenländische Kolonie. Die Sage erzählt nur, Roms erste Bewohner hätten aus Jugendgenossen des Romulus, aus thatenlustigen Männern jeden Standes und aus zusammengelaufenem Gesindel bestanden. Um die Bevölkerung zu mehren, habe

Romulus das Asyl, eine alt-italische Sicherungsart gegen verfolgende Rache, auf allen Auswurf der Gegend ausgedehnt, der aber an die Person des Regenten als an ein veredelndes Element geknüpft erscheint. Zusammenhang mit Alba und Etrurien ist unverkennbar, aber die Vorstellung von einer Kolonie mit Ehre und Zucht ist nicht natürlicher, als die Sage vom Asyl. Die rohesten Massen, vom ordnenden Genius geleitet, sind die kräftigsten; der Gegensatz entwickelt und stählt die Kraft, es gilt da, wie Wachsmuth sagt, Befestigung und Ausdehnung, oder Untergang. Auch mögen die Auswanderungen nicht bloß aus Gesindel bestanden haben; der Strom der Unzufriedenen, die in der neuesten Zeit ihr Vaterland mit Amerika vertauschten, führt auch edle Geschlechter in die neue Welt. Rom war nicht bloß der Sammelplatz eines ausgestoßenen Pöbels aus der Nachbarschaft, es waren Unzufriedene, die in das neue Asyl flüchteten, und darum entstand zugleich mit der Gründung der Stadt ein feindseliger Sinn gegen die Umgebungen, und Roms Entwickelung ist so ungewöhnlich wie sein Anfang, überall gestützt auf trotzige Manneskraft und auf jenen eisernen und absoluten Willen, der aller Liebe entbehrte und von jeder anderen menschlichen Geistesrichtung abstrahirte. Roms erste That nach außen war, wie die Sage erzählt, eine Gewaltthat, der Sabinische Mädchenraub, welcher die Nachbarschaft bewaffnete und die junge Stadt alsbald nach ihrer Gründung auf das Schlachtfeld rief. Die Stadt Cänina sandte zuerst ihre Mannen aus, Rache für den ausgeübten Frevel am Völker- und Gastrecht zu nehmen, aber der Römer besiegte sie, Romulus, der König eines Kriegsvolks, das unter dem Schutze des Schlachtengottes stand, erschlug den Heerführer oder König der Cäninenser im offenen Kampfe und zog ihm die Waffenrüstung aus. Die errungenen

Spolien des glänzendsten Waffenruhmes weihte Romulus dem Jupiter; und von dem an blieb es Gesetz, daß der römische Oberfeldherr die Ehrenrüstung der feindlichen Könige und Oberfeldherren, die er mit eigener Hand erschlug, dem Jupiter als Weihgeschenk darbrachte. Nur zwei Ehrenrüstungen sind, wie Livius erzählt, nachher im Laufe so vieler Jahre und bei so vielen Kriegen errungen worden. Nach Cänina's Fall zogen Antemnä und Crustumerium ins Feld, aber auch sie erlagen dem Waffenglück Roms, und alle drei wurden dadurch, daß sie ein Drittel ihrer Feldmark an die Sieger abtreten mußten, zu römischen Kolonien umgeschaffen. Darin bestand ein neuer Brauch, original und den Römern eigenthümlich, daß sie vor der Unterwerfung Italiens den meisten bezwungenen Städten einen Theil des Grundeigenthums wegnahmen und im Geiste des äußerst wirksamen Inkorporations-Systemes römische Kolonien darauf versetzten, welche die Gesinnung der Unterworfenen bewachten. Das Waffenglück der Römer und die durch den Mädchenraub erlittene Schmach riefen einen Stamm der Sabiner ins Feld, die in der Nähe Roms wohnten und wahrscheinlich einen festen Ort auf dem Capitol besatzen. Den lange unentschiedenen Kampf, in den sich auch weiblicher Verrath mischte, endeten friedliche Verträge, die beiden Städte bildeten eine verbündete, aber abgesonderte Commune. Die Könige mit ihren Senaten traten zwischen dem Capitol und Palatium zu gemeinsamen Berathungen zusammen, und der Ort der Zusammenkunft erhielt daher von beiden Theilen den Namen Comitium. Die Bürger der beiden nun in Eins verbundenen Völker bekamen den im Staatsrecht wichtigen Namen „Römer und Quiriten"; Römer hießen die Bürger auf dem Palatium und Quiriten ursprünglich die sabinischen Bewohner des Capitols, deren

Stadt wahrscheinlich Quirium genannt wurde. Als beide Städte, wie im Mittelalter Altstadt und Neustadt Danzig, mit Gleichheit verbunden waren, erbauten sie, wie Niebuhr erzählt, auf der Straße vom Quirinal zum Palatium, als Thor der doppelten Landwehre, welche ihre Weichbilder schied, den doppelten Janus, jeder Stadt mit einem Thore zugewandt: offen in Kriegszeiten, damit von der einen der andern Beistand zuziehen könne; geschlossen im Frieden, entweder um unbeschränkten Verkehr nicht zuzulassen, weil Fehden daraus entstehen konnten, oder als Symbol geschiedener Verbundenheit. Die Scheide beider Orte bezeichnete die heilige Straße (via sacra), die gemeinschaftlichen Opferzügen bestimmt sein mochte. Bald nach der Vereinigung bezwang die Föderativstadt andere Ortschaften und kolonisirte sie. Rom hätte um die Gnade der Nachbarschaft flehen müssen, wenn es das Kriegsschwert niedergelegt und sich dem Gewerbe ergeben hätte. Aber es stand immer kampfbereit, weil es, wie Orosius sagt, sein Dasein nur durch Ernten von fremden Aeckern erhalten konnte. So lange Rom eine welthistorische Rolle gespielt und die Angelegenheiten der Erde anmaßlich geleitet hat, lebte es bloß von fremdem Gute und sein Glanz erlosch in dem Augenblick, als ihm der Genuß fremder Früchte entzogen ward. Nachdem Romulus, der Göttersohn, der Erde entrückt war, herrschte zwar nach kurzem Interregnum ein friedliches Oberhaupt in Rom, Numa Pompilius, aber es hatte sich, wie die Sage erzählt, über ganz Italien tiefer Frieden verbreitet, weil Niemand wagte, die neue Schöpfung jenes Göttersohnes zu verletzen, der in Orkanen und Wettern auf seines Vaters feurigen Wagen gen Himmel gefahren, um aus dem Reiche der Unsterblichen über sein Werk als Gott und Vater Quirinus zu wachen. Numa theilte die Ländereien, die Romu-

lus im Kriege gewonnen und noch nicht ausgegeben hatte, und gründete wie alle alten Gesetzgeber den Erfolg seiner Anordnungen für Tugend, Rechtlichkeit und gute Sitte auf Landeigenthum und gesicherten erblichen Landbesitz. Dann wandte er sich zur Gesetzgebung der Religion. Auch er war den Unsterblichen verwandt, und der Camena Egeria vermählt, erfuhr er aus ihrem Munde den Willen der Götter, den der Mensch auf der ersten Stufe der Kultur überall befolgt, nie bezweifelt. Diese Ehrfurcht vor der Macht der Himmlischen hielt das Schwert zurück, und der Ausspruch der Götter ging über alles menschliche Recht. Das ist ein eigenthümlicher Zug in der alt-italischen und besonders der römischen Religion, daß jede menschliche Rücksicht vor dem Götteraussprüche verstummen mußte. Auch die Sage spricht überall den Satz aus, daß die absolute göttliche Willenskraft durch Romulus' Vermittelung der Stadt Rom eingesenkt worden und durch dieselbe mit göttlicher Zulassung und unter göttlichem Schutze fort und fort zu verwirklichen sei. Dieselbe war die einzige Quelle der erforderlichen Einsicht und Autorität, und gab jedenfalls ihren Repräsentanten das Recht und die Macht, von den Göttern die Offenbarung dessen zu fordern, was etwa zur zweckmäßigen Ausbildung der römischen Verfassung in diesem oder jenem Lebenskreise noch nöthig war. Ganz angemessen erzählt daher die Sage, daß Numa Pompilius selbst den höchsten Jupiter gezwungen habe, seinen Willen über die zweckmäßige Anordnung des Tempeldienstes kund zu geben. Der dritte König war der ungestüme Tullus Hostilius, dem die Sage die Zerstörung Alba's zuschreibt. Fidenä wurde zum zweiten Male mit Kolonnen besetzt, weil es die ersten vertrieben hatte, Veji hielt eine Belagerung aus, und die Sabiner empfanden die Bedrängnisse des Krie-

ges, die der Römer weiter und weiter um sich greifend verbreitete. Rom vermaß sich schon, das Oberhaupt von mächtigen Städten zu sein, und Latium suchte sein Bündniß. In dem Sturm der Schlachten war der Tempeldienst versäumt, denn der rauhe Krieger baut mehr auf seine Faust als auf sein Gebet und ist dem Waffenplatze holder als dem Tempelraume. Darüber erzürnt sandten die Götter Steinregen, Seuchen und Pestilenz; sie zu sühnen, versuchte der in Kleinmuth versunkene König den Willen Jupiters durch Numa's geheimnißvolle Ceremonien zu erforschen, aber ein Blitzstrahl erschlug ihn am Altar des Jupiter Elicius. Unter dem vierten Könige Ancus Marcius hob der Krieg mit den Latinen und Etruskern wieder an. Rom nahm aus den latinischen Städten Ficana, Medullia, Politorium, Tellenä, die es von Grund aus verwüstete, eine bedeutende Anzahl der Besiegten auf und wies ihnen, da auf dem Palatium, wo alte Römer wohnten, auf dem Capitolium der Sabiner und auf dem Cälius, wo sich Albaner niedergelassen hatten, kein Raum für neue Bürger übrig war, den Aventinus und die Niederung beim Tempel der Murcia an, um so den Aventinus mit dem Palatium zu verbinden. Während Rom an Ausdehnuug wuchs, erweiterte der König das Territorium bis an die Wellen des Meeres, eroberte die Salzwiesrn der Vejenter und legte den Grund zu dem hohen Ostia, der in späterer Zeit einer der wichtigsten wurde. Rom muß schon damals eine, wenn auch unbedeutende Schifffahrt gehabt haben, und es währte gar nicht lange, daß es mit dem mächtigsten Seestaate Karthago Verträge schloß. Nachdem Ancus einige Institute des Numa organisirt und das Fetialrecht, nach welchem nur Kriege aus gerechten Ursachen geführt werden sollten, aufgenommen hatte, baute er eine Brücke über den Tiberstrom, den Pons subli-

cius, und bezeichnete somit die Bahn, welche Roms Eroberungszüge gegen Tuscien zu nehmen hätten. Auf dem Janiculum legte er eine Schanze an und zog den Graben der Quiriten, wahrscheinlich die jetzige Marana, zum Schutze der Fläche zwischen dem Cälius und dem Palatinus. Er organisirte zuerst die Plebs, welche ihr Gewohnheitsrecht ihm zuschrieb, und da er auch ihr Ländereien anwies, so hat ihm daher die plebejische Gunst den Beinamen des Guten beigelegt, während ihm der patricisch gesinnte Virgilius Eitelkeit und Haschen nach Volksgunst vorwirft. Aber Niebuhr bemerkt sehr treffend: „Die der milden und königlichen Förderung des Keimenden und der entstehenden Rechte gehässig sind, suchen ihre Veranlassung nicht in einem edlen Sinn, der das Recht des Lebens ehrt und sich des Werdens freut, das Erstarren und Verwelken verabscheut, sondern in unreinen Beweggründen, welche freilich gleichende Handlungen hervorbringen können.“ — Ancus erkannte, was aus der zahlreichen Plebs werden müßte, wenn ihr das Ansehen des Königs und der Schutz der Gesetze gegen die Privilegien und Anmaßungen der Patricier zu Hülfe kämen; und die Erfahrung hat des Königs Ansicht bestätigt, denn mit der Plebs begann Roms Kraft und Leben. Dies zeigte sich sogleich unter der Herrschaft des nachfolgenden Königs Tarquinius Priscus, der Roms Größe weit über seine frühere Macht erhob, indem er das Volk der Sabiner und Latiner wiederholt demüthigte, viele Städte vernichtete oder Rom unterwarf und einen so glücklichen Kampf gegen die Etrusker bestand, daß sie ihm zum Zeichen der Unterwerfung Fasces, Krone, Scepter, Elfenbeinstühle und Prachtkleider überschickten. Niebuhr deutet dies anders und meint, Rom sei damals den Tuscern unterthan und der Mittelpunkt oder die Hauptstadt des Reiches gewesen, das ganz

Etrurien, Latium und das Land der Sabiner und Aequer umfaßt habe. Schon jetzt begann Rom den Glanz einer Weltstadt anzunehmen; es erhielt eine Mauer aus Quadern, die gewaltigen Wassergewölbe und Kloaken, die noch jetzt nach tausend und aber tausend Jahren unverwüstlich stehen, die Substruktionen auf dem Capitol, den Circus maximus, und die prächtigen oder großen römischen Spiele, als Trost für den Druck, den das Volk durch Frohndienste bei den großen Bauten zu ertragen hatte. Zwei gedungene Mörder der Söhne des Ancus Marcius erschlugen den Tarquinius, und es folgte Servius Tullius, ein Etrusker mit Namen Mastarna, wie es heißt ein in der Sklaverei Geborner, der die sieben Hügel zu einer großen Stadt vereinigte, und den sein politischer Sinn, wie Wachsmuth sagt, richtig darauf leitete, mehr durch eine feste Ordnung im Innern und durch freundschaftliches Anschließen an die Nachbarn den Keim zu dauernder und wachsender Blüthe des Staats zu legen, als durch Fortsetzung der bisherigen Raubkriege die Feindschaft umher zu vergrößern und vielleicht zu einem für die Existenz Roms gefährlichen Ausbruche zu reizen. Das größte Verdienst des Servius bestand in einer neuen Verfassung, die den Gemeinen nach Maßgabe ihres Eigenthums gleiche Rechte mit den Patriciern verhieß, aber dadurch den Zorn der Adeligen erregte, weil diese aus Liebe zum Herkömmlichen und zu ihren Prärogativen den Staat lieber der Erstarrung entgegen führen, als dulden wollten, daß neue, zeitgemäße Umgestaltungen dem alternden Staatskörper frische Kräfte zu jenem Aufschwunge zugeführt würden, durch den Rom in der Folge so groß geworden ist. Die stolzen Herren verbanden sich mit einem verruchten Anführer, und als wenn auch das römische Königshaus nicht hätte rein bleiben sollen von tragischen Greueln, selbst die Toch-

ter des Königs verschwor sich gegen ihren ehrwürdigen Vater, und das Gräßlichste, was der Mensch kennt — der Vatermord — gelang auf die empörendste Weise. Der Mörder, Gemahl des entarteten Weibes, der Despot Tarquinius der Jüngere, bestieg den blutbefleckten königlichen Ehrenstuhl. Tyrannen sind sonst Freunde des niedern Volkes und Feinde der Bessern, weil sie mit Hülfe des niederen Haufen die Besten des Staates aus dem Wege räumen; aber Tarquinius war beiden Feind, er erdrückte das Volk und die kaum zugesicherte Freiheit der Gemeinen, und mordete vom Adel, wer ihm verdächtig schien. Obwohl es auch ihm glückte, Roms Oberherrlichkeit über Latium anerkannt zu sehen und die Macht desselben zu erweitern, so nahm doch die Wuth gegen das Tyrannenhaus täglich zu, bis es zuletzt, der Verbrechen aller Art schuldig, vertrieben, und die königliche Herrschaft in Rom für alle Zeiten antiquirt wurde, 509 vor Chr. oder 244 nach Roms Erbauung. Roms fernere Geschichte und beispiellose Entwickelung wird gründlicher erkannt, wenn man von der Grundlage der republikanischen Entstaltung, von dem Zustande Roms unter den Königen eine übersichtliche Vorstellung hat. Das Volk oder der römische Populus bestand, seit wann, kann nicht ermittelt werden, aus drei Stämmen oder aus Tribus, von Geschlechtern gebildet. Jede der Geschlechtstribus enthielt zehn Curien, jede Curie zehn Geschlechter oder Gentes, so daß in der Tribus hundert Geschlechter waren, weswegen sie Livius ungewöhnlich auch Centurie, d. h. eine Corporation von hundert nannte. Daher gab es dreißig Curien. Die drei in Tribus geschiedenen Stämme hießen die Ramnes oder Ramnenses, welche den obersten Rang einnahmen und als die ersten Barone des Reichs angesehen, für Abkömmlinge der eigentlichen Urrömer auf

dem Palatium galten; ihnen folgten dem Range nach die Titier oder Titienses, die man für ein sabinisches Element unter den Römern betrachtet hat; die dritte Ordnung machten die Luceres aus, die der Eine von den Etruskern, der Andere wo andersher ableitete. Die Geschlechter bestanden ungemischt aus Patriciern von reinem Blute, weil sie Ehegemeinschaft und Wechselheirath mit Nichtpatriciern verabscheuten. Vor der Bildung der Gemeinde waren sie in dem Wahne, daß nur sie ein Geschlecht hätten, auf ehrliche Weise und durch heilige Ehe fortgesetzt; der Grundtheil des Staats und das römische Volk, der Populus Romanus, war nichts Anderes, als die Geschlossenheit, der Phalanx der 300 patricischen Geschlechter mit dem Gesinde und den Hörigen, d. h. buchstäblich und thatsächlich Clienten. Es gab keinen Patronus, der nicht Patricier gewesen wäre, und wer ursprünglich nicht in den Geschlechtern der Patricier begriffen war, zählte sich gesetzlich unter die Clienten oder Hörigen und Vasallen jener. Daher ist eine Zeit lang Patricier und Patronus von gleichem Umfange und gleicher Bedeutung gewesen. Die Geschlechter beruhten nicht auf gemeinschaftlicher Abstammung und auf Verwandtschaft, sondern alle gehörten als Gentilen oder Geschlechtsvettern zu einer Gens, wenn sie einen gemeinschaftlichen Namen führten, von Freien abstammten und nie eine Makel des Sklavenstandes oder eine Verminderung des bürgerlichen und Familienrechts erlitten hatten. Den Tribus standen Tribunen, den Curien Curionen, den Decurien, einer Unterabtheilung der Curien, die Decurionen vor. Alle Verwaltung des Staats und die gesammte Volkssouverainität lag in den Händen der Patricier, die eben das Volk oder die Nation ausmachten. Sie hielten große Assembleen in ihren Curien, curiata comitia genannt, und ohne ihre Zustimmung konnte in den

Angelegenheiten des Staats nichts beschlossen, noch ausgeführt werden. Diese Curiat-Comitien sind daher einerlei mit den Versammlungen der Patricier oder mit dem Concilium populi. Außerdem ordneten nach uraltem Brauch die Geschlechter jedes ein Mitglied zu einem beständigen Staatsrath (Consilium publicum) ab, und dazu berief jedes den Vorsteher seiner Vergaderung, den Aldermann oder Decurio der Gens; solcher Abgeordneten waren eben so viele als es Geschlechter gab, nämlich 300, die den Senat bildeten, dergleichen sich in allen civilisirten Staaten des Alterthums um das Becken des Mittelmeeres herum vorfindet. Im Senate war ursprünglich dieselbe Rangverschiedenheit unter den Senatoren, wie unter den Stämmen, die von ihnen repräsentirt wurden, so daß auch hier die Ramnes vorgingen; auch war dieser Rath in Decurien eingetheilt. Der König, dessen Würde der griechischen aus der Heroenzeit in Macht, Rechten und Beschränkungen ähnlich war, mit dem einzigen Unterschiede, daß die römische nur eine auf Lebenszeit verliehene Magistratur war, übte das Recht, Senat und Volk zu versammeln, und war unbeschränkter Feldherr und Opferpriester der Nation. Gesetze, Krieg und Frieden beschlossen die Bürger, d. h. die Patricier, an die in richterlichen Aussprüchen des Königs Berufung offen stand. Starb der König, so waren es wiederum die Patricier, denen die Verwaltung und die Regierung des Staats, so wie die ganze dem Könige zugestandene executive Macht und die Wahl des neuen Königs zufiel. Die Zwischenregierung führte der Senat, und zwar die zehn Decurionen der Ramnes, jeder fünf Tage, bis ein neuer König rogirt war. Demnach waren die Patricier die einzigen Vollbürger (cives optimo jure), sie besetzten die Aemter, sie erließen Beschlüsse und Gesetze, von ihnen ging alle Macht

des Staates aus, sie schrieben dem Könige vor, was er zu thun und zu lassen habe, sie beherrschten selbst die Grundsätze der Religion, die ihnen dienen mußte, sie galten als die Repräsentanten des göttlichen Willens; neben ihnen gab es nichts Gleiches, über ihnen nichts Höheres, sie waren der einzige Souverain mit aller Machtvollkommenheit, wie sie nur ein Despot besitzen mag. Nur derjenige, welcher in diesen offen vor der Hand liegenden Dingen gänzlich unwissend ist, konnte über den „Census" schreiben: die wichtigsten Zweige der Staatsverwaltung hätten sich vor Einführung der servianischen Klassenverfassung in den Händen selbst des niedrigsten Pöbels befunden. Diese grundfalsche Meinung könnte nur Anspruch auf Geltung machen, wenn einer die Verwegenheit hätte, die ersten Reichsbarone zum niedrigsten Pöbel zu rechnen. Pöbel konnte in Rom nicht aufkommen, weil Clientel und Patronat unter den Königen von weiterem Umfange als zu jeder anderen Zeit war. Die alten römischen Schriftsteller können die gute alte Zeit mit nicht genug Lob überschütten, und sie reden davon so oft und so umständlich, daß man es wieder der Unwissenheit zuschreiben muß, wenn Neuere ganz Verkehrtes über Clientel und Plebs berichten. Außerhalb der Clientel bildete sich neben der Bürgerschaft oder den Patriciern eine Gemeinde, die, wie in allen Staaten, deren Verfassung auf Geschlechtern beruhte, aus freien Leuten bestand, anerkannt als Einheimische, mit gleichem Schutz gegen Fremde, theilhaftig des gemeinen Rechts, mit eigenen Buhrsprachen und Gerichten, fähig, Güter zu erwerben, und im Kriege dienstpflichtig, aber durchaus vom Regiment ausgeschlossen und im Verhältniß zur souveränen Bürgerschaft der Willkür derselben preisgegeben. Sie waren Metöken oder Pfahlbürger, aus der Fremde zu-

gezogen, nicht bloß Pöbel und geringes Volk; der Adel der gewonnenen Städte war darunter, wie nachmals die Papier, Cilnier, Mamilier, die Cäcina's 2c. Es ist durchaus falsch und zeigt mindestens von parteisüchtigem Aristokratismus, der sich um geschriebene Zeugnisse nicht bekümmert, wenn einige Neuere behaupten, die Gemeinde sei aus empörten Clienten entsprungen, oder sie sei unfreien Abkommens von Libertinen, die ihre Entlassung aus der Knechtschaft dem Wohlwollen und der Großmuth der Aristokraten zu verdanken hätten. Solche Menschenfreundlichkeit ist den Aristokraten insgesammt fremd, und was die Gegner Niebuhr's, gegen die klarsten Zeugnisse der Geschichte und gegen Vernunftbegriffe vorbringen, darf der Vergessenheit übergeben werden. Die Gemeinde, d. h. die Plebes oder Plebs, wuchs rasch empor, und die Könige mochten, wenn nicht geradezu ihre Patrone, doch wenigstens ihre Schutz- und Schirmherren gegen die Aristokratie sein. Durch Zunahme an physischer und moralischer Kraft wußten sich die Gemeinen bald mündig und reif zur Verfassung um Theilung der Regimentsgewalt, aber die Geschlechter trachteten sie unterdrückt und dienstbar zu erhalten. Selbst die Könige verkannten sicher nicht, daß die Plebejer, in stets wachsendem Verhältniß, den wichtigsten Theil der Heeresmacht bildeten, daß auf ihnen alle Hoffnungen der Zukunft beruhten, daß Rom nur dann groß werden und bleiben könne, wenn die Gesetze die Bildung eines großen römischen Volkes aus jeglichem Volke Italiens gestatteten und begünstigten. Aber hieran war kein Gedanke, so lange die Plebs nur aus einer zusammengehäuften Masse bestand, die keinen Angriff auf die geschlossene Corporation der Patricier machen konnte, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, die der Sieg jeder Aristokrotie, wie in Nürnberg, der

Gemeinde bringt — politische und moralische Vernichtung des gemeinen Wesens. In den politischen Stürmen der ältesten wie der neuesten Zeiten sind die Siege des Aristokratismus in der Regel mit Unregelmäßigkeit verbunden, so ausgeartet und grausam, wie die Siege der Staatsumwälzungen, die von unten kommen und dem rohesten Pöbel die Waffe der Entscheidung übergeben. Schon im grauen Alterthum, in unvordenklich historischen Zeiten erkannte der gesunde Menschenverstand, daß alle Reform des Staats von oben ausgehen müßte; wenigstens begriff der römische König Servius Tullius die Nothwendigkeit einer gesetzlichen und in Ruhe vollzogenen Umgestaltung, als er, unzufrieden mit der Eintheilung der Plebejer oder der Gemeinen in drei bloß locale Tribus oder Regionen, das unvergängliche Werk der Censusverfassung, der Klassen- und Centurien-Eintheilung einführte und mit der Bildung einer Landschaft — dieser Ausdruck ist im Sinne gebraucht, wie er ähnlich in der Schweizerverfassung vorkommt — aus latinischen Orten, die sich unterworfen hatten und Landrechtsgenossen wurden, die echte, edle große Plebs schuf. Zwar hielt die Gemeinde auch Versammlungen, nach Tribus geordnet, daher tributa comitia, unter eigenen Vorstehern — Tribunen — sicher schon unter den Königen; ihre Wahlstätte war auf dem Forum, auf der einen Seite der nachherigen Rostra, auf der entgegengesetzten Seite, beim Comitium, waren die Curienversammlungen der Vollbürger oder Patricier, in denen sich eben so wenig ein Plebejer, als in den Tribuscomitien ein Patricier blicken lassen durfte. Allein die Berathschlagungen der Gemeinen umfaßten nur die Gemeinde Betreffendes, man könnte sagen, Communalangelegenheiten, wenn dieser Ausdruck jetzt nicht in einem andern Sinne gebraucht wäre; ihnen ging die Regierung und Verwaltung

nichts an, sie hatten hierin keine Rechte, nur Pflichten, keine Privilegien, nur Lasten; der befehlende, gesetzgebende, richtende, souveräne Theil war die geschlossene Cohorte, der festgemauerte Keil der Geschlechter, der Patricier, der Vollbürger, die in ihrer Zahl zusammenstarben und doch jede Anfrischung durch das edelste Blut vom plebejischen Stamme eigensinnig abwehrten. Bei dieser scharfen Zerspaltung, und wenn die Gemeinde ihre Macht, die in demselben Maße zunahm, als die aristokratische Herrlichkeit einschrumpfte, übersah, konnte der Zeitpunkt nicht ferne sein, in welchem der Kampf der Parteien den Staat zerrissen, in den Strudel der berauschten Demokratie gestürzt und, wie in Griechenland, frühzeitigen Untergang herbeigeführt haben würde. Der König Servius Tullus, oder wer sonst der unvergeßliche Urheber sein mag, fand das Mittel der Einigung der beiden in Staaten wie im Menschenleben wirkenden Grundelemente, indem er die plebejische Notabilität mit der patricischen, das neu sich Gestaltende mit dem Gewordenen, das Prinzip des Werdens mit dem des Seins, das Aufstreben mit dem Beharren, das Mobile mit dem Stabilen, die Bewegung mit der Ruhe verband — auf eine Weise verband, wie es keinem Jahrhundert, das ähnliche Krisen zu bestehen hatte, auch dem neuesten nicht, gelungen ist. Das Räthsel dieser Amalgamirung zweier sich polarisch entgegengesetzten Kräfte löste der König durch die Eintheilung der römischen Menschheit in 5 oder 6 Klassen, ausgeführt nach dem Prinzip des gleichfalls neu eingesetzten Census. Jeder, mochte er Patricier oder Plebejer sein, war bei schwerer Ahndung verpflichtet, seine Person, die Seinigen und sein steuerbares Vermögen treulich anzumeiden. Davon war der Besitz der Patricier ausgenommen, insofern sie Domainen besaßen und benutzten oder verliehen, und den

Besitz und das Belehnungsrecht vererbten. Denn der Besitz der Domainen (agri publici) oder Staatsländereien war kein Eigenthum. Aber baares Erz, Häuser, ländliche Grundstücke, die Rechte, welche ihnen anhängen, und ihr Beschlag, Sklaven-, Last- und Zugvieh, Pferde, und wie Niebuhr sagt, alle Dinge des quiritarischen Eigenthums, begriff der Census. Nach vollzogener Schätzung zahlte der Plebejer seine Steuern (tributum), die von den Vorstehern des Tribus, woher der Name des Tributum abzuleiten ist, eingefordert wurden. Hätte man nicht den großen Fehler begangen, die Schulden nicht abzusetzen, so würde sich leicht ein Bild des steuerbaren Vermögens entwerfen lassen. Um die Schätzung des Vermögens durchzusetzen, theilte Servius die Stadt in 4, das Land in 26 Tribus. Von dem Census hing die Theilnahme an souveräner Verwaltung des Staats und die Pflicht des Kriegsdienstes ab. Die erste Klasse begriff die Reichsten in 80 Centurien, zu denen noch 18 Centurien Ritter kamen. Bis zur Einführung dieser Verfassung bestanden 6 patricische Centurien-Ritter, die sogenannten sex suffragia; Servius schonte sie, wie er die ganze altpatricische Verfassung mit Vorsicht behandelte, weil er die Unentbehrlichkeit des Adels erkannt haben mochte, aber auch wollte, daß der Patricier sich nicht schäme, mit dem Bürger aus der Gemeinde politische Rechte zu theilen. In jeder Verfassung ist Adel, welcher Art er sein mag, nothwendig, nur soll er sich nicht höher stellen, als jeder Unterthan vor Recht und Gesetz; er soll sich bei Abgaben, bei Güterbesitz, bei Landeslasten, bei Besetzung der Aemter und Würden, die allein dem Talente und dem moralischen Verdienste gebühren, nicht auf Realprivilegien und Prärogativen berufen, die ihm bei aller seiner Ungeschicklichkeit ein Vorrecht vor der Tauglichkeit geben. Vorerst gelang es dem

Servius nicht, den Adel auf die Rechte der Menschheit im Staate zu beschränken, und wenn ihm dieses gelungen ist, so ist die Kunde davon in den Annalen der Römer bis zum Unkenntlichen verfälscht. Die zweite Klasse mit einem geringeren Census enthielt 20 Centurien mit 2 Centurien Zimmerleuten, in der dritten waren 20, in der vierten eben so viel, nur kamen noch 2 Centurien Hornbläser hinzu; in der fünften waren 30 Centurien, und die sechste Klasse enthielt in bloß einer Centurie die Proletarier, welche, außer in Zeiten der Noth, von dem Kriegsdienste frei waren. Nach dieses Eintheilung war der Kriegsdienst und die Rüstung im Exercitus angeordnet. Die Zusammenstellung der Mannschaft war taktisch ein Phalanx, der lange vor Philipp von Macedonien bekannt war. Die Bewaffnung war, wie Niebuhr richtig gesehen hat, rein griechisch, ohne irgend etwas von dem Unterscheidenden der Römer. Der Plebejer erhielt hierdurch, vorzüglich aber durch die Versammlungen der Centurien, zur Abstimmung über öffentliche Angelegenheiten, die Rechte eines Bürgers. Die regelmäßigen Comitien der Centurien — schreibt Niebuhr — waren auf dem Marsfelde, jede Centurie unter ihrem Hauptmann, versammelt, und entschieden über die durch den Vorsitzenden zur Abmehrung gebrachte Anträge des Senats zu Wahlen oder Gesetzen, mit voller Freiheit zu verwerfen; aber ihre Annahme ward erst durch die Genehmigung der Curien oder der Versammlung der Patricier vollgültig. Wie die Patricier nach Curien, so gab die Nation in den Centurien ihre Stimme nach Centurien ab. Die den Klassen zugetheilten Stimmen verhielten sich zu den sämmtlichen, wie das steuerbare Vermögen der Mitglieder derselben Klasse zu dem Gesammtvermögen der fünf Klassen oder der Nation, und die Zahl der in jeder Klasse enthaltenen Bürger stand im umgekehrten Ver-

hältnisse zu den Zahlen, die ihren Census bildeten. Die Höhe des Census war nach Verschiedenheit des Jahrhunderts und der Metallpreise verschieden. In der Regel standen sich drei Individuen der ersten, vier der zweiten, sechs der dritten, zwölf der vierten und vierundzwanzig der fünften Klasse durchschnittlich an Vermögen gleich, also auch im Stimmrecht und an Köpfen der in jeder Klasse enthaltenen. Durch diese Begründung der römischen Menschheit nach Standesverhältnissen erschuf der Gesetzgeber eine Art Aristokratie der Reichen oder Locupletes, doch vermied er eben so sehr eine Ochlokratie der Menge, wie die Timokratie, das letztere durch Vereinigung der neuen Verfassung mit der altpatricischen. Obwohl die Gemeinde ein Zweig der höchsten Gewalt geworden war und ihr gegen ihren Willen kein Gesetz und keine Obrigkeit aufgedrungen werden konnte, so war ihr Gewinn doch ein sehr anspruchsloser, weil sie keine Initiative hatte, von allen Aemtern und Würden, der Religion wegen, ausgeschlossen war, und weil der Senat nur aus Patriciern bestand. Zudem konnten die Curien jeden Beschluß der Centurien vernichten. Aber die Oligarchie sah mit neidischen Augen auf die neue Schopfung, deren Urheber sie zum Märtyrer seiner gerechten Sache machte; sie wollte nicht einmal das Wenige zum Opfer bringen, und darum erhob sich die Tyrannei einer verblendeten Aristokratie, um dem plebejischen Blute auch die Rechte der Menschheit wieder zu entreißen. „Hätte die Verfassung des Servius" — urtheilt Niebuhr — „Bestand gehabt, so würde Rom zwei Jahrhunderte früher und ohne Opfer ein Glück genossen haben, welches, nachdem das Verliehene größtentheils entrissen war, endlich auf's Neue zu erlangen, schwere Kämpfe und harte Trübsal kostete. Freilich wenn die Geschichte eines Volkes wie ein Leben ist; wenn das Wohl eines Zeit-

alters das Wehe eines andern vergütet, wodurch es bedingt wird, so geschah Rom dadurch kein Uebel; die aufgeschobene Vollendung der Verfassung verschob auch ihren Verfall, und die Verschlechterung der Nation um lange Zeit und das harte Ringen hat ausgebildet. Aber wehe denen, durch die Aergerniß kommt! und Fluch über die, welche die plebejische Freiheit, so weit sie es vermochten, verdarben! Das that der Thronräuber Tarquinius der Tyrann, welcher, wie Ludwig XIV., das Ansehen des Staates nach außen erhob, im Innern aber alles Wohl und alle Sicherheit zerstörte." Alle Rechte und Ehren, welche Servius der Gemeinde verliehen hatte, wurden abgeschafft, die Zusammenkünfte bei Opfern und Festen, wodurch sie eben zu Gesammtheiten gebildet war, verboten, die Gleichheit der bürgerlichen Rechte wieder aufgehoben, und das Recht der körperlichen Verpfändung wieder hergestellt: die reichen Plebejer wurden gleich den Beisassen von willkürlichen Schatzungen getroffen, die armen mit kümmerlichem Tagelohn und spärlicher Kost zu Frohndiensten angehalten, deren Trübsal viele trieb, sich zu entleiben. Aber bald hatten die Zertretenen den leidigen Trost, das Frohlocken ihrer Unterdrücker in Bestürzung verwandelt zu sehen. Viele der Vornehmen verloren ihre Freiheit, ihr Vermögen und, wenn sie nicht flohen, ihr Leben. Der Senat ward gelichtet und nicht mehr berufen. „Rom's neue Verfassung war wie durch einen Zauberschlag vernichtet, so rasch, als kaum Napoleon vermocht hat, aus den Blutfrüchten der Revolution den Samen despotischer Herrscherwillkür zu ziehen. Aber nicht aller Sinn für Rechtlichkeit, nicht alle Liebe für Freiheit und Vaterland war in den Herzen der Römer erstorben; je länger zurückgehalten, desto heftiger entbrannte der Haß in offener Revolution, und Tarquinius der Tyrann mit seinem ganzen „ver-

ruchten Hause" verlor den Königsthron. Alle Römer schworen, die Königswürde für ewige Zeiten abgeschafft zu haben. Roms Verfassung war nun eine republikanische und bestand unter wechselnden Schicksalen von 244 bis 724 nach Jahren der Stadt, oder von 510 bis 30 vor Chr. Geb., also 480 Jahre. Es ist dies die zweite Periode, welche die Geschichtschreiber aus Rücksicht der Masse und Mannigfaltigkeit der Begebenheiten, der Eine anders als der Andere, in mehrere Zeitabschnitte zertheilt haben, am gewöhnlichsten in drei: a) in den Abschnitt vom Anfange der Republik bis zum Anfange der punischen Kriege 244 bis 490 u. c., oder von 510 bis 264 v. Chr.; b) der zweite Abschnitt umfaßt die Begebenheit vom ersten punischen Kriege bis zu der Zerstörung Karthago's und Korinth's, 146 v. Chr.; c) von da ab bis zum Untergange der Republik oder bis zur Schlacht bei Actium, 30 v. Chr. Die Angeln, um welche sich die römische Geschichte in dem ersten Abschnitt der zweiten Periode herumwendet, sind nach außen hin Erweiterung der Macht und im Innern fortgesetztes Kämpfen und Ringen zwischen den Plebejern und Patriciern, d. h. zwischen erblich bevorzugten und erblich zurückgesetzten Volksgliedern. Beide Volksklassen wollten die Fortdauer ihrer Gemeinschaft und waren auch von demselben Grundprinzip durchdrungen. Aber ihrer verschiedenartigen Stellung zufolge faßten sie dasselbe von entgegengesetzten Seiten auf, indem die Patricier ihren Blick hauptsächlich auf das ihnen günstige Bestehende richteten und dasselbe gegen Neuerungen zu schützen suchten, die Plebejer aber hauptsächlich auf das Werdende sahen und demselben einen für sie möglichst günstigen Eingang zu verschaffen bestrebt waren. So fand das Alte und Neue seine Vertreter, und zwischen beiden entzündete sich ein fortlaufender Kampf, der inzwischen

mancher verderblichen Spaltung ungeachtet niemals zur gänzlichen Entzweiung, im Gegentheil immer wieder zu einer versöhnenden Ausgleichung und in Folge davon zur Fortentwickelung des Bestehenden führte. An die Stelle der vertriebenen Könige kamen zwei jährliche Consuln, die alle Macht der Könige bekleideten und nur dadurch von diesen unterschieden waren, daß sie nach Jahresfrist ihr Amt niederlegten und verantwortlich waren. Sie waren aus dem Stande der Patricier, von den Curien erwählt und geweiht, und Repräsentanten der Aristokratie, eingenommen von dem Interesse ihrer Mitstände. Man verfällt daher in den nämlichen Irrthum, in den auch ein großer Theil der römischen Menschheit gerieth, wenn man glaubt, daß sich nach Vertreibung der Tarquinier die Freiheit leibhaftig auf dem römischen Heerde niedergelassen habe. Was man damals republikanische Freiheit nannte, war zunächst nichts Anderes als ein Name desjenigen Zustandes, der durch das Verschwinden einer großen Autorität eingetreten war: das Königthum hatte aufgehört und man fand für gut, den Gegensatz desselben mit Freiheit zu bezeichnen. Nur die Patricier waren in dem alleinigen Genuß derselben. Doch hob der Druck gegen die Gemeinde nicht sogleich und so offenbar an, weil sich rund um Rom herum drohende Wolken des Krieges zeigten. Wie am Ende des 18ten Jahrhunderts die Bourbonen, so zogen die vertriebenen Tarquinier von einem benachbarten Staate zum andern, die Flammen des Krieges anzufachen. Livius legt ihnen die Worte bei: „Man möchte die aufkeimende Sitte, Könige zu vertreiben, nicht ungestraft lassen. Die Freiheit sei an sich schon süß genug; wenn nicht mit derselben Kraft, womit die Bürger nach ihr strebten, die Könige ihre Throne schirmten, so würde das Höchste dem Niedrigsten gleich gemacht, nichts Erha-

benes, nichts Hervorragendes in den Staaten bleiben und das Ende der Königsthümer, des Schönsten, wovon Götter und Menschen Kunde hätten, gekommen sein." — Die Tarquinier wußten so wenig, wie die Bourbonen, worauf das Schicksal beruhte, das über sie gekommen war. Tuscische Städte rüsteten sich gegen Rom, um von diesem besiegt zu werden, nur dem clusinischen Lucumo Porsenna war das Glück gegen Rom hold, doch ohne Vortheil für die Königsfamilie. Doch als die ewige Siebenhügelstadt sich von ihrer Schmach befreit hatte, wurde der Gemeinde klar, was sie durch die Revolution gewonnen habe. Die höchste Gewalt war an eine Körperschaft gekommen, die den Staat nicht verwalten konnte, ohne den Charakter der Unempfindlichkeit, der Härte und selbst der Grausamkeit anzunehmen. Von dieser Art sind in der Regel alle Staaten, deren Regiment in den Händen einer Corporation liegt; sie wirkt gefühllos, und erzeugt, wenn die Verfassung längern Bestand hat, in allen den Grundcharakter der Selbstsucht, des durch Ringen und Streben gestählten Muthes, der Energie, der Härte und der Gefühllosigkeit, in der alle edle Menschlichkeit untergeht. Rom wurde immer strenger, es wurde desto härter, seine Herrschaft desto drückender und von dem weichen Menschengefühle desto weiter entfernt, je ausgebildeter die körperschaftliche Staatsform war; Grausamkeit begleitete die Handlungen, da Rom zur Demokratie überging, und es schien, als bilde es nur eine Gesellschaft in Beziehung auf seine auswärtigen Feinde, nicht in Beziehung auf sich selbst. Am grausamsten ist bekanntlich die Ochlokratie. In der monarchischen Verfassung behält die Regierung, wie Buchholz in seinen „philosophischen Untersuchungen über die Römer" sagt, ein Herz, und dies ist sehr viel, selbst wenn der Schlag desselben nicht der kräftigste sein sollte. Die römische Aristokratie hatte ein

Herz, aber es war kalt und steinern; sie entzog herrschsüchtig und grausam der Gemeinde alle bürgerlichen Rechte, die ihr die Verfassung des Servius eingeräumt hatte, und erbitterte dieselbe so sehr durch Lasten, daß die Plebejer in dem Augenblicke die Waffen zu tragen weigerten, als Latium sich zum Kriege gegen Rom rüstete. Die Patricier schufen, um die der Gemeinde nützlichen Gesetze zu umgehen, um das Imperium auch innerhalb des Zwingers und der Bannmeile herzustellen, und damit keine Berufung wie von der Gewalt der Consuln offen stände, zum Schrecken der Plebes das furchtbare Amt der Dictatur (500). Nach dem entscheidenden Kampfe am See Regillus 496 (254 u. c.), ähnlich den Heroenkämpfen in der Iliade, und als nach dem Siege der Römer über den Bund der Latiner auch der alte Tarquinier hoffnungslos, wie Karl X., 495 gestorben war, begann die Aristokratie in Rom, die Gemeinen systematisch und mit Methode zu pressen. Zwar besaß die Plebes das Recht der Provokation, sie konnte es aber nicht im ganzen ihr gebührenden Umfange ausüben, weil sie ein Haufe ohne Einheit war. Die Patricier verfälschten, wie die Nobili in Venedig, Urkunden, beschworen Verträge nach Willkür und behandelten Schuldner wie Leibeigene, weil die Pfandschaft nicht auf den Gütern, wie es doch Servius verordnet hatte, sondern auf der Person lastete. Versprechungen, welche die Patricier zur Milderung des Elends bei der Kriegsgefahr von den rastlosen Feinden, von den Sabinern, Volskern und Aequern her gemacht hatten, vernichteten sie mit eben so viel Leichtfertigkeit, als sie solche gegeben hatten, und dabei dauerten die Feldzüge, in denen jeder Einzelne sich selbst rüsten und beköstigen mußte, ununterbrochen fort. Diese Treulosigkeit und der zunehmende Jammer in dem eigenen Vaterlande bewog eine große Schaar

von dem aus dem Felde siegreich zurückkehrenden Heere, weil sie in der Heimath als Schuldverfallene nicht in die Sklaverei kommen wollte, der sie auf dem Schlachtfelde mit Muth und Tapferkeit ausgewichen war, sich zu trennen sind sich auf einem Berge in der Nähe Roms, nachher Bannberg (Mons sacer) genannt, wie eine drohende Wolke niederzulassen. Viel Volks aus der Stadt vereinigte sich mit dem Haufen, entschlossen, Rom nicht eher zu betreten, als bis ihr eigene Vorsteher zur Vertheidigung der Plebes eingeräumt sein würden. Die Aristokratie gab der auch von Außen her vermehrten Gefahr nach, und zwei Aedilen zur Bewahrung der Urkunden in dem Tempel der Ceres, und Tribunen, zuerst zwei, dann fünf und zuletzt zehn, wurden gewählt, 494 (260) oder 493 (261). Die Aufstellung des Tribunats ist eine der allerwichtigsten Begebenheiten in der ganzen römischen Geschichte. Die Unverletzlichkeit der Tribunen gab ihnen den Muth, Alles zu wagen; kein anderes Glied, und anfänglich kein anderes Amt, konnte sich eines solchen Vorzugs freuen. Die Beschränkung ihrer Verrichtungen auf die Dauer eines Jahres verstärkte diesen Muth und gab dem römischen Ehrgeiz einen Sporn, durch große Anstrengungen das Andenken an die kurze Amtsverwaltung zu verewigen. Ihre geringe Anzahl erwirkte Einheit, die Vermehrung Kraft in den Handlungen. Die ihnen beigelegte Hemmungskraft durch das bekannte Veto vernichtete den Despotismus. Mit ihnen erhielten die Tribus-Comitien der Plebes (Tributa comitia) Ansehen und Gewalt. Die Tribunen waren recht eigentlich die Feder in dem Getriebe der römischen Regierung. Ohne ihre Opposition und ohne ihre Gesetzesvorschläge würde Alles in Stockung gerathen sein, und der Despotismus der Aristokratie mit den beiden Consuln eine hülflose Kraftlosigkeit herbeigeführt haben.

Ihnen ist also zumeist die glänzende Entwickelung zuzuschreiben, welche der römische Staat durch die Verwandlung des Königthums in ein Consulat erhielt. Sie waren im Ganzen genommen eben das, was vor der Reformbill die Oppositionspartei im englischen Parlament war: das Salz der Regierung. Sie bildeten so zu sagen die linke Seite in den modernen Kammern, das Bollwerk der plebejischen Freiheit gegen aristokratische Tyrannei. Die Regel ist, daß jede Regierung, welche für das Erreichen ihrer Zwecke keinen Widerstand zu überwinden hat, sich eben so vernachlässigt, wie Individuen, für welche Natur und Glück zu viel gethan haben; und soll die Vernachlässigung nicht erfolgen, so bleibt nichts Anderes übrig, als die Gegenkraft an die Kraft zu binden, die Ruhe mit der Bewegung zu vereinigen, damit die Ruhe und die Beharrungskraft nicht einschlummere, wie der ungebrauchte Magnet, und die Bewegung nicht alle Banden der Ordnung zerbreche. Als Rom das Tribunat geboren hatte, trat die Gemeinde in vereinigter Kraft gegen den Phalanx der Aristokratie in die Schranken, es kostete aber noch hartes Ringen, ehe beide Stände auf gleicher Höhe politischer Rechte standen. Inzwischen hatte sich Latium mit Rom zu gemeinschaftlichen Landtagen 493 verbunden, während die Volsker und Aequer nicht ruhten, die ewige Stadt mit den Waffen in Athem zu erhalten. Ein junger Patricier, Cajus Marcius, nahm Corioli ein und erhielt davon den Beinamen Coriolanus. Derselbe mußte aber, da er durch aristokratische Rathschläge der Gemeinde zur Zeit einer Hungers- und Pestnoth das Tribunat entreißen wollte, aus Rom flüchten, und aus Rache kam er mit einem Volskischen Heere wieder zurück und verwüstete die Marken seiner Vaterstadt 489 (265). Das Glück rettete Rom, und selbst die Herniker unterwarfen sich dem latinisch-römischen Heere, als der

Consul Spurius Cassius Viscellinus eine Bill, die Lex agraria, einbrachte, die in der Folge heftige Erschütterungen veranlaßte; er wollte, daß der Gemeinde an den Ländereien, die sie mit ihrem Blute erobert hatte, Antheil gestattet würde, damit die Patricier nicht Alles für sich nähmen. Der Herrschsucht verdächtigt, endete er am tarpejischen Felsen, wie Fiesco in den Wellen des Meeres.

Unaufhörlich brauste das Getose der Waffen um Rom herum, das starke Veji mußte 478 den Söhnen des Mars auf dem Schlachtfelde weichen, die Volsker erlagen am Algidus 465, und die Legionen des Romulus begruben das Andenken mancher blühenden Stadt in ewige Vergessenheit, während die Stürme im Innern Roms ununterbrochen fortdauerten, bis die Tribunen Publilius Volero und C. Terentilius Harsa (nicht Terentillus Arsa) neue Siege über die Aristokratie ertrotzten, 471 (283). Die Patricier hatten es gewagt, sich in die Wahl der Gemeindevorsteher zu mischen, damit sie ihre Werkzeuge einschieben könnten. Des Publilius Gesetz — Lex Publilia — erwirkte den Plebejern freie Wahl ihrer Magistrate ohne Einmischung der Aristokratie, und sich über öffentliche Angelegenheiten zu berathen und Beschlüsse — Plebiscita — zu fassen, in denen sie ihren Willen, doch ohne eine für den Populus verbindliche Gesetzeskraft, kund geben durften. Dieser Sieg hatte der Aristokratie ein Wink sein müssen, worauf es die Tribunen absahen, und sie hätte dem spätern Sturze vorbeugen können, wenn sie nicht Alles, auch die schlechtetesten Institutionen, hätte retten wollen; aber in dieser Hartnäckigkeit ging Alles verloren, auch das Beste. Bis zu dieser Zeit verwalteten die Patricier ausschließlich die Rechtspflege und alle Richterämter, und die Gemeinde war, da keine geschriebene Gesetzgebung den richterlichen Aussprüchen zu Grunde lag,

immer ein Spielball in den Händen der Patricier. Diesem Zustande der Willkür ein Ende zu machen, brachte der Tribun Terentilius Harsa schon 467 den Vorschlag ein, es sollte ein Staatsgrundgesetz entworfen werden zur Beschränkung der großen den Consuln überlassenen königlichen Willkür in der Rechtspflege. Wie gewöhnlich widerstanden die Patricier auch dieser gerechten Forderung. Zehn Tribunen wurden ernannt 457, und 454 (300) gelang es den Tribunen L. Icilius und L. Siccius (Sicinius, nicht Sicinus) Dentatus, den Widerstand zu überwältigen. Alle Staatsämter ruhten, und die ganze Verwaltung ging in die Hände der Decemvirn über, die aus den Patriciern gewählt und mit dem Entwurf des Staatsrechts (Jus publicum) beauftragt, mit diktatorischer Gewalt bekleidet wurden. Das von ihnen aufgezeichnete Grundgesetz führt den Namen des Zwölftafelgesetzes, dessen Grundlage, eine Fixirung des herkömmlichen, war, die römische Verfassung, so wie sie durch das Dasein eines souveränen Senats und der Curien mit den beiden Vollziehungsagenten auf der einen und durch das Dasein einer Volksgemeinde mit ihren Vorstehern auf der andern Seite festgestellt war, unverändert zu erhalten. Das Decemviral-Gesetz trachtete das ganze bisherige Verhältniß der Plebejer zu den Patriciern zu verewigen, und es blieben daher die alten Mauern zwischen den Ständen, und die Gemeinde war von der Besetzung der Aemter des Staats ausgeschlossen. Das Decemvirat, anfänglich mild und leutselig, wurde bald tyrannisch, keine Achtung von Gesetz und Sittlichkeit galt mehr, und dieser Zustand empörte so sehr, daß ein Heer aus Haß gegen seinen Decemviral-Heerführer die Schmach, vom Feinde besiegt zu sein, auf sich lud, und die Gemeinde abermals aus der Stadt von dannen zog. Sie kehrte nur erst zurück, als sie ihre

Vorsteher wieder bekommen hatte und die Decemviral-Regierung abgeschafft war. Von jetzt an erzwangen die Tribunen Siege um Siege über die Patricier. Die gewählten Consuln Horatius und Valerius gaben die wichtigen Gesetze, daß die Beschlüsse der Gemeinde — Plebiscita — in den Tribuscomitien gefaßt, Gesetzeskraft für den Populus, d. h. nun für die ganze Nation (Plebiscita tenent populum) haben sollten. Daraus, daß dieses Gesetz 338 und 288 wiederholt werden mußte, folgt, daß es von den Patriciern oft umgangen worden war. Das zweite Gesetz verbot die Wahl eines Magistrats ohne Provocation; das dritte sprach den Fluch über alle Beleidiger plebejischer Magistrate aus, und das vierte verordnete, die Tribunen sollten alle Senatsbeschlüsse mit T unterzeichnen und von den plebejischen Aedilen aufbewahren lassen. Der Tribun Canulejus ging 445 (309 u. c.) noch weiter und riß die alte Scheidewand zwischen den Ständen nieder, so daß fortan Wechselheirath zwischen ihnen stattfinden durfte, und verlangte mit Ungestüm für die Gemeinde Theilnahme am Consulat. Die Patricier wichen dem Verlangen dadurch aus, daß sie an die Stelle des Consulats mehrere Militär-Tribunen mit consularischer Gewalt setzten, zu denen auch der Plebejer gewählt werden durfte. Die mit dem Consulat verbunden gewesene Censur trennten sie und besetzten dieselbe aus ihren Mitständen. In der folgenden kurzen Ruhe rüstete sich Rom zum Vernichtungskampfe gegen Veji, eine Stadt, an Umfang und Reichthum Rom gleich. Zehn Jahre lang (406—396) wurde, wie die Sage erzählt, Veji eingeschlossen, und der römische Fußkämpfer erhielt Sold, damit ihm die Last der Selbstbeköstigung im ununterbrochenen Feldzuge nicht zu schwer würde. Freilich mußte die Gemeinde daheim den Sold in einem Tribut aufbringen. Veji fiel in

Trümmer, und abermals verschwand eine große, blühende Stadt vom Erdboden, um den Kriegsruhm Roms zu verherrlichen.

Um diese Zeit ergoß sich über Etrurien ein wilder Strom celtischer Völker, Gallier genannt, die ein widriges Schicksal bis hinab an das Flüßchen Alia (falsch Allia) führte, wo sie mit den Römern zusammentrafen und das Heer derselben vernichteten. Der Tag (Dies Aliensis), an dem das Unglück geschah, war nach unserer Rechnung der 16. (nicht 18.) Juli 390 (364), nachher ein verruchter. Furcht und Schrecken verbreiteten sich, und Alles floh aus Rom, das der wilde Gallier in einem schmählichen Haufen von Trümmern verwandelte. Der heldenmüthige Manlius rettete nur das Capitol. Wie es heißt, haben die fabelhaften Siege des Camillus die Stadt aus ihrem Schutte wieder aufgerichtet, wiewohl es glaubhafter ist, daß die Gallier des Brennus durch einen Einfall der Veneter in ihr Gebiet zum Rückzuge genöthigt wurden. Die Noth, aus der sich Rom kaum gerettet hatte, gab den alten Feinden der romulischen Stadt, den Aequern, Volskern, Etruskern u. a., den Muth, ihre Kriegskunst mit der überlegenen römischen abermals zu messen; selbst Latium, lange mit Rom verbündet, trug seine Waffen gegen dasselbe. Aber in den Unternehmungen war keine Uebereinstemmung, und diesem Umstande dankte jetzt wie immer Rom seine Siege und seine Herrschaft. Der sieggekrönte Feldherr war damals Camillus, ein hoher Greis, der sich früher die Gunst des Volkes, später den Haß dadurch zuzog, daß er das Interesse seines Standes mit vieler Härte vertheidigte. Das grauenvollste Schuldrecht, das in der Welt gefunden werden kann, brachte damals in Rom über Tausende der rechtlichsten Bürger in Jammer und Elend, ohne daß die patricischen Wucherer gesonnen

waren, ein menschliches Gesetz einzuführen. Die Plebejer, nicht bloß durch langwirigen Kriegsdienst in der Legion von ihrem Hauswesen entfernt, sondern auch durch das Gesetz des Census, der bei der Schatzung die auf dem steuerbaren Gute liegenden Schulden nicht abzog, von ihrer Habe gleichwie von schuldenfreiem Eigenthum zu steuern verpflichtet, versanken dadurch, so wie durch die Willkür beim Ansatz der meist zum Capitol geschlagenen Zinsen, in so tiefe Verschuldung, daß, wie Livius sich ausdrückt, ganze Schaaren in die Schuldthürme der Patricier vom Forum weggetrieben wurden, und daß jedes patricische Haus ein Sklavenkerker schien. Der Schuldherr hatte das Recht, nach den auf die sogenannte Addiction folgenden 60 Tagen, wenn der Schuldner nicht gelöst war, diesen in auswärtige Sklaverei zu verkaufen, und der Erlös wurde nach dem Uncialverhältniß unter die Gläubiger getheilt. Das Zwölftafelgesetz verordnete sogar, der Gläubiger dürfe den Schuldner tödten, und haftete dieser mehreren Gläubigern, so durften sie ihn nach dem Uncialverhältniß ihrer Forderungen in Stücke zerhauen; hieb Einer mehr oder weniger ab, Alles ohne Gefährde. Jeder Einzelne war von ihnen nach dieser sultanischen Justiz befugt, seine Rache zu kühlen und unerbittlich zu verstümmeln, wen die Mitschuldherren als werthlosen Sklaven nicht am Leben erhalten konnten. Solche Gesetze konnten nur gelten, wo Grausamkeit, Starrsinn und Geiz alle edleren Menschengefühle erstickten. Der daraus entstandene beklagenswerthe Zustand erweichte das Herz manches Edlen zum Mitgefühl und zur Hülfe. Manlius löste Viele aus den Schuldgefängnissen, aber seine Mitstände warfen den Verdacht der Herrschsucht auf ihn, und so wurde der edle Retter des Capitols hingerichtet 383. Glücklicher waren die beiden Volks-Tribunen Licinius Stolo und L. Sextius Late-

ranus 376, die mit festem Blick auf ihr Ziel losgingen und nach langem Ringen vier große Gesetze durchbrachten: 1) an die Stelle der Militär-Tribunen sollten jährlich zwei Consuln gewählt werden, ein Patricier und ein Plebejer; 2) kein Bürger soll mehr als 500 Jugern gemeinen Landes (Agri publici) besitzen, auch nicht mehr als 100 Stück großen und 500 Stück kleinen Viehes auf die Gemeinweide treiben; 3) vom Kapital der Schulden solle der Betrag der bisher erlegten Zinsen abgezogen und der Ueberrest in dreijährigen Terminen zu gleichen Theilen abgezahlt werden; 4) statt der Duumvirn der sibyllinischen Bücher sollen Decemvirn zur Hälfte aus den Plebejern gewählt werden. Zehn Jahre lang trug Licinius die Last des Kampfes fast allein, aber wie ein Fels stand er in den patricischen Stürmen, und wie O'Connel bot er seine Stirn den Angriffen der Gegner. Er siegte 366 (388 u. c.), die Gemeinde hatte Antheil an den Aemtern der Staatsreligion erhalten, und ein Plebejer L. Sextius war der erste Consul seines Standes. Doch der Patricier vergaß das ihm Entwundene nicht, auf Umwegen suchte er zu behaupten, was er mit offnem Rechte nicht länger vorenthalten konnte: die mit dem Consulat verbundene Jurisdiction wurde von demselben geschieden und zwei neu creirte und nur mit Patriciern besetzten Aemter, der Prätur und für die Criminaljustiz der curulischen Aedilität, zugewiesen. Der große Schritt zur Vollendung der antimonarchischen Verfassung war gelungen, die Kluft zwischen den Ständen war geebnet, Plebes und Patricier bildeten von nun an die Nation, Populus Romanus Quirites, eine Benennung, die, abweichend von ihrer früheren Bedeutung, nunmehr die Geschlechter und Gemeinde als vereinigte Nation bezeichnete; das höchste Staatsamt war gewonnen, und es konnte nicht mehr zweifelhaft sein, daß auch die

anderen Staatsämter der Gemeinde zugänglich würden, 356 die Dictatur, 351 die Censur, 336 die Prätur und 300 das Pontificat und Augurat. Man glaube nicht, daß Rom unterdessen daheim in Frieden gelebt hätte, bloß beschäftigt, die Kämpfe auf dem Forum zu unterhalten; durch ganz Mittel-Italien erscholl ununterbrochen der Schlachtruf, und wie die Gemeinde daheim an ihrer Größe baute, so rissen die römischen Legionen ganze Städte nieder und traten auf den blutgedüngten Feldern ganze Heere nieder. Endlich traf die Reihe das mächtige und kriegsgeübte samnitische Volk, mit dem Rom am Gaurus 343 (411 u. c.) siegreich focht. Abermals verband sich Latium mit Samnium, doch der Triumph am Vesuv 340 vernichtete die latinischen Kräfte, und Latium bog den Nacken unter Roms Joch, 334. Die Samniter brachen den kaum geschlossenen Frieden, sie bezwangen ein römisches Heer in den caudinischen Pässen des Appennin, Etrusker, Umbrer, Gallier, die Völker in Unter-Italien traten in die Waffen, und immer weiter und blutiger wurden die Schlachtfelder; aber Roms unüberwindliche Kriegskunst triumphirte, die Samniter unterwarfen sich ohnmächtig, 290, und es wurde klar, welche Kraft Rom empfangen hatte, als dem plebejischen Talent der Weg zu den höchsten Ehren geöffnet war. Die größten Feldherren dieser heroischen, echt republikanischen Zeit stammten aus plebejischem Blute — Beweises genug, daß das Genie sich nicht an die Geburt knüpft. Um diese Zeit baute Appius Claudius die erste Wasserleitung in Rom und die nach ihm benannte Straße, die noch jetzt nach Jahrtausenden unversehrt erhalten ist. Tarents Reichthum reizte die Hab- und Herrschsucht Roms, und in kurzer Zeit entbrannte der Krieg, in welchem die Römer an Tarents Bundesgenossen, dem epirotischen König Pyrrhus, einen mächtigen Gegner hatte. Die

Legionen erschraken vor den Elephanten des Pyrrhus, der ein Heer um das andere vor sich niederwarf und bis in die Nähe Roms kam, bis die römischen Feldherren eine neue Taktik ersannen. Der genügsame Fabricius siegte bei Asculum, und Curius Detatus bei Beneventum 275, worauf Pyrrhus den Schauplatz verließ, und Tarent das Schicksal Danzigs hatte, 272. Nach einem fünfhundertjährigen Kampfe waren alle Staaten und Städte Italiens unterworfen und vereinigt unter Roms allmächtigem Imperium: Völker verschwanden auch dem Namen nach aus dem Saal der Geschichte, andere verloren ihre Eigenthümlichkeit, ihren Charakter, ihre Nationalität und wurden romanisirt; von den 1192 Städten, die Italien vor der Herrschaft der Römer in seinem Schooß trug, ist eine große Anzahl verwüstet worden, und an den Trümmern wird noch jetzt ihre alte Größe bewundert. Wohin Rom kam, warf es alle bestehenden Verhältnisse nieder, um ein neues Zeitalter, ein neues Jahrhundert heraufzuführen. Italiens Verfassung ward eine andere, indem die Römer, fern von dem Gedanken eines italischen Volksthums, nur darauf sannen, wie sie die Bezwungenen in Unterwürfigkeit erhalten könnten. Sie legten allenthalben Kolonien an, ertheilten einigen Städten das Recht der Municipien, andern das Jus coloniarum oder das Jus Latii, das Jus Italicum, oder sie machten die unterworfene Völkerschaft zu römischen Bundesgenossen (Socii) oder endlich zu Deditii, d. h. zu solchen, welche ihre innere Verfassung und alle Freiheit verloren und durch jährliche Präfekte mit militärischer Gewalt im Zaume gehalten wurden. Wie glorreich Roms Name schon damals im Auslande geglänzt habe, zeigen Gesandtschaften aus fernen Ländern; der ägyptische König Ptolemäus Philadelphus suchte und fand Freundschaft und

Bündniß mit der mächtigen Besiegerin Italiens, und die Apolloniaten kamen vom ionischen Meerbusen 486, Schutz gegen Pyrrhus Sohn, Alexander, zu suchen. Diese Gesandtschaft ist dadurch im Andenken geblieben, daß, da sich vornehme Römer an ihr vergangen hatten, der Senat diese, obwohl einer der Schuldigen die curulische Aedilität bekleidete, den Beleidigten ausliefern und sie bis Brundusium geleiten ließ, zur Sicherheit gegen alle Gewaltsamkeit der Blutsfreunde. Rom gewann dadurch großen Ruhm. Der römische Volkscharakter stand um diese Zeit in seiner ganzen Reinheit, so lange, als die punischen Kriege dauerten. Mit allen Tugenden, die der eiserne Wille zu erzeugen vermag, waren die Römer dieser Zeit ausgerüstet, jeder Geistesrichtung, welche die Willenskraft lähmen und den Menschen einem thatkräftigen Leben entfremden konnte, namentlich den schönen Künsten und der Philosophie, dagegen durchaus abgeneigt. Es war die wesentlichste Pflicht jedes römischen Bürgers, seiner Leidenschaften, menschlichen Gefühle und aller äußern Verhältnisse dergestalt Herr zu werden, daß nichts seine innere Willensfähigkeit und seinen äußern Anstand zu stören vermochte. Ernst, Thätigkeit, Genügsamkeit, Züchtigkeit, Tapferkeit, Heilighaltung gegebener Versprechungen (Regulus), unbedingter Gehorsam gegen Gesetz und Obrigkeit, waren die nothwendigen Eigenschaften eines Römers, Keuschheit und eheliche Treue einer echten Römerin dieser Zeit. Die einzige, aber mit aller möglichen Besonnenheit genährte Leidenschaft war der Krieg, den der Römer als eine Nationalangelegenheit betrachtete, und Glück im Kriege setzte er mit solcher Zuversicht voraus, als der Kaufmann den Absatz seiner Waaren auf entfernten Messen. Der beständige Uebungsplatz war der Campus Martius, wo er so viel Gewandtheit erlangte, daß er nur ins Feld ge-

führt zu werden brauchte, um die volle Brauchbarkeit eines Veterans zu bethätigen. Es gab in Rom keine Neigung, die dem Kriege widerstanden hätte. Darin liegt der große Unterschied von der jetzigen Ordnung, deren Tendenz mehr auf den Frieden und die Gemächlichkeit desselben gerichtet ist. Rom war durch und durch ein kriegerischer Staat, sein Symbol sollte ein bluttriefendes Schlachtschwert sein. Jeder vom siebzehnten Jahre an diente bis zum sechsundvierzigsten in der Legion. Daraus erwuchs ein Nationalheer, das unüberwindlich war, so lange der alte Römersinn unverfälscht sich erhielt. Die absolute römische Willenskraft achtete außerhalb Rom kein Dasein, das sich mit ihm hätte messen dürfen. Jedes Volk galt daher so lange für willenlos und unberechtigt, bis es durch ein stattgefundenes Anerkenntniß, durch Bündniß oder sonst wie, ein abgeleitetes Recht des Bestehens erlangt hatte. Alle Mitglieder und Sachen dergestalt nicht anerkannter Völker betrachteten die Römer als herrenlos und bedienten sich nur ihres, die ganze Welt umfassenden, und daher bloß suspendirten Aneignungsrechtes, wenn sie nach erfolgter Kriegserklärung diese Mitglieder und Sachen mittelst der Besitznahme nach Kriegsrecht (Occupatio bellica) ihrer Herrschaft unterwarfen. Bei diesem Charakter und bei diesen Grundsätzen der Römer, die eben erst nach der Bildung der römischen Nation aus Gemeinde und Geschlechtern vollkommen ausgebildet hervortraten, war es unmöglich, daß dieses Volk seine Herrschaft auf die zwischen den Grenzen des cisalpinischen Galliens und der sicilischen Meerenge gelegenen Länder beschränken würde. Aber im Fortschritt zur Weltherrschaft traf Rom mit gewaltigen Mächten, zunächst mit den Puniern oder Karthagern, zusammen. Hier beginnt der zweite Abschnitt der zweiten Periode.

Die beiden Staaten Karthago und Rom, früher durch Bündniß befreundet, jetzt an äußeren Mitteln einander gleich, betrachteten sich, seit Rom seine Macht bis an das Gestade der sicilischen Meerenge ausgedehnt hatte, mit wachsender Eifersucht, der nur noch die Veranlassung zum Ausbruche des wirklichen Krieges fehlte. Den ersten Anstoß gab eine Räuberschaar, die Mamertiner in Sicilien, welche in Messana (Messina) mit so toller Willkür schalteten, daß sie Hiero II. und die mit ihm verbundenen Karthager, die zur Sicherheit ihres Seehandels einen großen Theil der Insel in Besitz genommen hatten, bekriegten. Gedrängt, begab sich ein Theil der Mamertiner in römischen Schutz, und unverzüglich setzte der Consul Appius Claudius Caudex nach Sicilien über und nahm Messana in Besitz 264 (490 u. c.). Das war das Signal zu einem der blutigsten Schauspiele, in welchen Millionen Menschen für ein Phantom aufgeopfert wurden. Der erste punische Krieg dauerte 24 Jahre 264—240 (490—514 u. c.) und endete mit Karthago's Demüthigung. Rom erbaute mit beispielloser Schnelligkeit eine Flotte, die nach dem ersten unglücklichen Versuche den ersten Seesieg unter C. Duilius bei Mylä (Milazzo) 260 (494) erfocht. Karthago ward von Sicilien verdrängt, Regulus führte ein römisches Heer in Afrika von Siegen zu Siegen, bis sich ihm der kriegskundige Spartaner Xanthippus entgegen warf und ihn gefangen nahm, 257. Bald darauf gewann Karthago einen glorreichen Sieg über die römische Flotte 249, und es schien, als sei Rom verloren; aber dieses war nie größer, als wenn die Gefahren am furchtbarsten waren: wer von den Bürgern zu geben hatte, brachte Beiträge zum Bau einer neuen Flotte, die der Consul C. Lucatius Catulus sieghaft bei den ägatischen Inseln befehligte. Der Stern Karthago's neigte sich zum

Niedergange, und die Punier schlossen 240 (514) den schimpflichen Frieden, der ihnen Sicilien kostete und die freie Auslieferung römischer Gefangenen, so wie die Kriegssteuer von 2200 euböischen Talenten (etwa 3 Millionen Thaler) zu zahlen vorschrieb. Der Vertrag beendete den offenen Krieg, nicht den blutigen Nationalhaß, mit dem sich beide Völker verfolgten. In solcher Stimmung hatte Rom die barbarische Freude, daß Parteiungen, Empörungen und Bürgerkriege Karthago zerrissen, und daß Miethsoldaten selbst in Sardinien, einer karthagischen Insel, die Fahne des Aufruhrs erhoben. Die Rebellen, von den Einwohnern nicht unterstützt, riefen die Römer zum Schutze an, und diese hatten nichts eiliger zu thun, als gegen alles Recht, gegen alle Treue und beschworenen Verträge die Insel einzunehmen, so daß, als die Karthager Truppen sandten, die Rebellen zu bewältigen, es beinahe zu einem offenen Kriege gekommen wäre, wenn nicht Karthago die Insel aufgegeben und obenein zur Strafe für Vertheidigung des guten Rechts eine Summe von 1200 Talenten bezahlt hätte. Darauf sandte Rom seine Legionen nach Illyrien, andere drangen in das cisalpinische Gallien, und 221, nachdem auch Illyrien und Pharos bezwungen war, kam Istrien in die Gewalt der Römer, die nun auch Nord-Italien besaßen. Karthago hatte inzwischen unter Hamilkar und Hasdrubal in Spanien Eroberungen gemacht, und der Sohn des Letztern, der fünfundzwanzigjährige Hannibal, war als Feldherr nach dem Tode seines Vaters Hasdrubal darauf bedacht, durch die Eroberung des silberreichen Tartessus (Spanien) die Macht seines Vaterlandes wiederzubringen. Rom trat ihm auch hier in den Weg, und der Ebro sollte die Grenze der karthagischen Siege sein. Hannibal vernichtete den Vertrag, und als Rom deswegen den Krieg erklärte, rü-

stete er ein Heer von Miethvölkern, ging über die Pyrenäen und Alpen und stand nach dem gefahrvollsten Uebergange über die Eisberge und Schneefelder der Alpen in Italien mit einem Heer von 26,000 Mann. Die Schlacht am Ticinus 218, wo die Römer geschlagen wurden, eröffnete das Drama des zweiten punischen Krieges 218—201. Allenthalben wurden die Römer geworfen, hauptsächlich in der Schlacht am Trebia und an den steilen Ufern des Sees Trasimenus, 217, bis sie an Q. Fabius Maximus, mit dem Beinamen der Zauderer (Cunctator), einen tüchtigen Feldherrn erhielten, der nur defensiv verfuhr, um den Feind zu ermüden und zu schwächen. Die Consuln des Jahres 216 (538 u. c.), C. Terentius Varro und L. Aemilius Paulus, der erste Sieger Illyriens, führten eine Armee von 86,000 Mann ins Feld, um den Krieg mit einem Schlage zu enden, aber bei Cannä starben 60,000 Mann unter den Schwertern der ergrimmten sieghaften Punier. Dieser Triumph schien Rom aus seinen Angeln zu heben, Bundesgenossen fielen ab, Hannibal revolutionirte Unter-Italien, verband sich mit Philipp III. von Macedonien, in Nord-Italien erhoben die kaum bezwungenen Völker die Fahne der Freiheit, in Spanien wälzte sich der Krieg von einem Ende zum andern, und dennoch wies Rom den Botschafter Hannibals, der Frieden vorschlug, von seinen Thoren, rüstete frische Heere, selbst die Sklaven wurden bewaffnet, und neue Feldherren ausgesandt, den Zorn der Glücksgöttin zu beschwören. Hätte in Karthago gleicher Muth den Senat beseelt, wäre der merkantile Staat eben so bereit gewesen, Hannibal, einen der größten Feldherren aller Zeiten, zu unterstützen, wie die Römer mit aller Aufopferung ihre minder großen Heerführer unterstützten, so wäre wahrscheinlich der Ausgang dieses

Kampfes um Sein und Nichtsein ein ganz anderer gewesen, und wer möchte sagen, welchen Gang die Weltgeschichte genommen hätte! Wie Friedrich der Große den siebenjährigen Krieg, so führte Hannibal dreizehnte Jahre lang allein, unterstützt von seinem Genie, den blutigsten Krieg in dem Lande der erbittertsten Feinde, vor den Thoren Roms, bis seine Heldenschaar, auf Wenige eingeschmolzen, dem immer stärker werdenden Feinde Schritt um Schritt weichen mußte. Noch schwankte das Kriegsglück in Spanien, bis der junge Publius Cornelius Scipio von 210—206 die ganze Halbinsel bis Gades eroberte, die Karthager vertrieb, zum Lohne dafür 205 zum Consul ernannt wurde und die Provinz Sicilien zur Verwaltung erhielt. Im Jahre 204 (550 u. c.) setzte er mit einem Heere nach Afrika über, und bedrängte Karthago so hart, daß ihm nur noch eine Hoffnung blieb, die Zurückberufung Hannibals. Der Held verließ den funfzehnjährigen Schauplatz seiner Großthaten, und traf auf den Feldern bei Zama mit dem römischen Heere zusammen (202). Die blutige Schlacht entschied, und Karthago's Schicksal neigte sich. Scipio schrieb der um Frieden bittenden Stadt die harten Bedingungen vor, die Flotte auszuliefern, keinen Krieg ohne Roms Bewilligung zu führen und 10,000 Talente (12 Millionen Thaler) in 50 Jahren zu zahlen. Karthago verlor alle seine Besitzungen außer Afrika, und mußte dem benachbarten Fürsten Masinissa, Bundesgenossen der Römer, schweren Ersatz erstatten. — So gefährlich der Anfang des zweiten punischen Krieges für Rom, so sehr Italien verwüstet und der Glaube an die Unbesiegbarkeit der römischen Legionen erschüttert war, die Siebenhügelstadt stand doch am Ende des Krieges weit mächtiger da, als sie im Beginn des Krieges gewesen war. Wie Antäos seine Kraft aus der Erde zog, so

erhielt auch Rom von der gütigen Natur neues Leben, neue Kraft. Es besaß ganz Italien, das cisalpinische Gallien, Sicilien, Sardinien, Korsika, Spanien, beherrschte das Meer und gebot über Karthago. Aber mit der Zunahme an Ländergebiet, an Reichthum und Macht nahm die alte Einfalt der Sitten ab, und Gold aus Spanien und Afrika bereitete der strengen Disciplin ein bequemes Bett. „Doch stand Rom jetzt" — wie ein Neuerer sagt — „auf dem Gipfel seiner Macht, und diese Macht lenkte und verwaltete der Senat, ein mächtiges, hochgebietendes Collegium, das aus Männern bestand, die im Kriege erzogen und gebildet waren, in großen Erfahrungen und Lehren der Staatsweisheit, und fest an den Grundsätzen hingen, die ihnen die Verfassung eingab, und in dem nie aussterbenden Körper des Senates fortpflanzte." Zu den Staatsämtern konnten nur Thaten im Felde führen. Roms Politik begann allmälig so furchtbar zu werden, wie seine Waffen waren; ihr waren alle Mittel gleich, wenn sie nur zum Ziele führten; mit List und Gewalt, mit Ernst und Strenge ward Alles umstrickt; Rom war der Schlange gleich, die mit ihrem furchtbar schönen Auge den Flug der Vögel bezaubert, damit sie ihre Beute werden. Welches Reich hätte auch der Besiegerin des Hannibal widerstehen sollen, da Klein-Asien in Schwäche aufgelöst war, die griechischen Freistaaten durch Revolutionen, gallische Horden und durch innere Faktionen zerrüttet, Macedonien, Syrien und Aegypten eine Beute der Sittenlosigkeit und allgemeinen Lasterhaftigkeit geworden war. Der mit den Achäern vereinigte Philipp von Macedonien, Hannibals Bundesgenosse, verlor bei Apollonia 214 und bei Kynoskephalä 197, und mußte entehrende Friedensbedingungen eingehen. Antiochus von Syrien kam mit einem Heere von 400,000 Mann nach Europa, aber nach der entschei-

denden Schlacht bei Magnesia, 190, zahlte er zur Strafe für seine Verwegenheit 15,000 Talente, etwa 19 Millionen Thaler, und überließ den Römern alles Land in Klein-Asien bis an den Taurus. Während in Ober-Italien, Spanien, Sardinien, Korsika das Blutvergießen in Empörungen fortdauerte, erinnerte sich der König Perseus, daß er auf dem Throne des großen Alexander sitze, er zog noch einmal sein Schwert, verlor aber in der Schlacht bei Pydna, am 22. Juni 168, Krone und Freiheit; gefesselt folgte er dem römischen Triumphwagen, und starb, zu Tode gemartert, in Alba. Rom ward nun so übermüthig, daß es seine eigenen Bundesgenossen von sich stieß, oder sie in allerlei Hader verwickelte, um sie geschwächt als sichere Beute zu verschlingen. Die Tyrannei konnte es dulden, daß sich Masinissa von Numidien, Roms Verwalter, und Prusias von Bythinien einen römischen Freigelassenen nannte; als der Letztere nach Rom kam, küßte er die Schwelle der Curie. Den größten Uebermuth bewies Rom in seinem Betragen gegen Karthago, das, gedrängt und beraubt von Masinissa, einem römischen Werkzeuge, um gerechte Richter auf dem Forum flehte, aber statt dessen seine Zeughäuser plündern, seine Schiffe verbrennen und Geißeln abführen lassen mußte; und als dieses Bubenstück, dieser Verrath am Rechte im Frieden vollzogen war, befahl Rom, um das Maaß seiner Niederträchtigkeit zu füllen, die Bürger sollten ihre Stadt schleifen und sich 2½ deutsche Meilen von der Küste landeinwärts wieder anbauen. In Karthago verschwor sich Volk und Senat, jedes Geschlecht, jedes Alter, die alte Stadt auf Blut und Tod zu vertheidigen. Nach dreijähriger verzweiflungsvoller Vertheidigung fiel die alte, 700 Jahre blühende, gewaltige Stadt in Schutthaufen, 17 Tage lang stand sie im Brande. Die Stätte ward von den Römern ver-

flucht, und wenn sich irgend Etwas von den Römern erhalten hat, so ist es diese Verwünschung: Seeräuber traten an die Stelle der Karthager, und zur Schmach der europäischen Seemächte haben die Flibustier den Handel auf dem Mittelmeere bis in die neuesten Zeiten gestört. Frankreich hat durch seinen Zug nach Algier dem Unwesen ein Ende zu machen gesucht. In demselben Jahre, als der Wind mit Karthago's Asche spielte, zerstörte der Consul Mummius die reich mit Kunstwerken aller Art geschmückte Stadt Korinth 146 (608 u. c.); der achäische Bund war vernichtet, und Griechenlands Freiheit ging für fast zweitausend Jahre unter.

Indem Rom von nun an Riesenschritte zur Vollendung der Weltherrschaft that, grub es sich sein eigenes Grab. Die eroberten Reiche in Provinzen umgeschaffen, boten dem Bürger genug Mittel, sich dem Wohlleben und der Lust zu ergeben; der Soldat ward hab- und raubsüchtig und vergaß dabei die alte republikanische Zucht. Wie weit die Sittlichkeit von der alten Tugend entfernt war, beweisen die Bacchanalien, nächtliche Conventikel, in denen unter dem Vorwande, das Fest des Bacchus zu feiern, die größte Unzucht ihr Wesen trieb, so empörend als in den Conventikeln und muckerischen Gesellschaften einer neueren Zeit. Der alte Unterschied zwischen den Patriciern und der Gemeinde war längst aufgehoben, und an die Stelle desselben war der Unterschied zwischen Edlen oder Berühmten (Nobiles oder Illustres) und Unberühmten und Unbekannten (Obscuri, Ignobiles) gekommen. Die Edlen, deren Ansehen auf persönlichen Fähigkeiten zu hohen Würden ursprünglich gegründet in den Familien forterbte, bildeten eine neue für die niederen Stände drückende Aristokratie, deren Mittelpunkt der Senat war. Es geschah also, was wir auch in jener Zeit sahen, als Napoleon den

alten Adel antiquirte, aber hinterher einen neuen schuf, der nicht besser war als der alte. Die niedere Volksklasse nahm an Zahl wie an Niederträchtigkeit zu, und der Zeitpunkt konnte nicht mehr fern liegen, indem sich Demagogen durch Gunst und Bestechung des Pöbels zu Macht und Ansehen erheben durften.

Im dritten Abschnitte der zweiten Periode, 146 bis 30 v. Chr., bezeichnen Kriege, Aufruhr, entwürdigte Menschlichkeit, Empörungen, Bürgerblut und Mord den Charakter der Zeit. In Spanien wütheten die Kämpfe fort und fort, weil die freien Völker sich nicht unter das römische Joch beugen wollten. Das Leben blutete dort aus tausend Wunden, und immer neue Heere wurden auf die gewohnte Schlachtbank geführt. Der lusitanische Gutsbesitzer Viriathus, der Sandwirth der alten Welt, begrub ganze Legionen der Römer in ewige Nacht, bis er nach achtjähriger Anstrengung, wie Hofer, durch Verrath fiel, 140. Das furchtbare Schicksal der spanischen Stadt Numantia, die Karthago's Zerstörer Scipio der Erde gleichmachte, 133 (621 u. c.), brachte dem Kriege einigen Stillstand, kein Ende. In Sicilien erhoben sich die Sklaven, und ein Heer von 70,000 trug Verwüstung von Stadt zu Stadt, bis es 131 erlag und fast ganz hingerichtet wurde. In Asien erhielt Rom von dem letzten Attalus dessen Reich Pergamus als Erbschaft, das Rom aber erst aus den Händen eines Prätendenten erobern mußte, dadurch, daß es die Brunnen vergiftete (130). Ehrenwerther Sieg! Mit Asiens Wollüsten und Reichthümern, welche den Untergang des alten Biedersinnes beschleunigten, erbte Rom auch den Samen zu furchtbaren Kriegen, die es nachher gegen Mithridates zu führen genöthigt war. Das Geschenk des Attalus war für Rom der giftige Mantel des Centauren Nessus, in dem Herkules zu Tode gemartert wurde. Der

erste blutige Auftritt in Rom war die Revolution, die die Gracchen, zwei edle Brüder erregten, indem sie das alte Gesetz des C. Licinius Stolo über den Antheil an den Staatsländereien erneuern und die Allmacht des Senats brechen wollten. Die Aristokratie siegte aber mit Blut und Verbrechen, und die Gracchen starben als Märtyrer der gerechten Sache (121). „Wie sehr sich die Habsucht aller Glieder des Staats bemächtigt hatte, wie kein Verbrechen, keine Unredlichkeit im Kriege und Frieden mehr schändlich schien, wenn damit nur Gewinn verbunden war, wie in Rom Alles durch Geld bewirkt, Alles feil, und Mord und Giftmischerei gemein wurde, das zeigt der Krieg wider den Jugurtha." Nur erst nachdem ein römisches Heer unter das Joch geschickt war (110), gelang es dem neuen Feldherrn Q. Cäcilius Metellus und seinem Nachfolger Marius, einem rohen Emporkömmling, den gefährlichen Jugurtha zu überwältigen und im Triumphe in Rom aufzuführen (106). Inzwischen stürzte sich ein Strom barbarischer Horden, die Cimbern und Teutonen, mit wildem Schlachtgeschrei über das nördliche Italien und wälzte in seiner grauenvollen Fluth ganze Heere der Römer nieder, bei Noreja 113, am Genfersee 107, in Gallien und andern Orten, so daß sich in dieser Zeit des Schreckens Keiner um das sonst so viel begehrte Consulat bewarb. Marius, der den niedrigsten Pöbel in die Legionen aufgenommen und diesem damit die Waffen zum Gebrauch gegen die von ihm gehaßte Aristokratie des Reichthums in die Hände gegeben hatte, war der einzige Held, dem sich der Senat anvertraute, und auf den Feldern bei Aix und bei Verona (102 bis 101) vernichtete er die cymbrische Macht: 140,000 Familien blieben auf dem Kampfplatze, 60,000 wurden gefangen. Der gewaltige Sieger schuf sich eine Partei in Rom, die zu

den Waffen gegen die Reichen griff, und während das Forum Roms mit Bürgerblut entweiht wurde, kämpften die Sklaven in Sicilien gegen ihre unmenschlichen Herren; Mithridates König von Pontus sammelte Hunderttausende unter seinen Fahnen, die römische Despotie zu vernichten, und die italischen Völkerschaften, die unter dem Namen der Bundesgenossen der Willkür des römischen Senats preisgegeben waren, griffen zu den Waffen. Noch einmal siegte Roms Glück gegen Italien, aber nur, um dem blutigen Schauspiel eines Bürgerkrieges Platz zu machen, den Marius und Sulla entzündeten. Nachdem Sulla den Mithridates überwunden, und eine Summe von 20,000 Talenten (25 Millionen Thaler) erpreßt hatte, zog er in die blutbespritzten Mauern Roms ein und vollendete die Mordscene, die sein erbitterter Feind Marius begonnen hatte. Der barbarische Sieger Sulla, Henker der römischen Menschheit wie Marius, ließ sich den Titel „der Glückliche" beilegen, nahm die Dictatur an, die er aber 79 freiwillig niederlegte, und endete 79, wie er gelebt hatte, an einer heillosen unnennbaren Krankheit. Immer loderten die Flammen des Krieges in Spanien und Lusitanien, genährt durch Sartorius, bis ihn der Stahl eines Meuchelmörders 72 traf, in Italien durch Spartakus, bis dieser 71 in der Schlacht am Silarus fiel, auf den Meeren durch die Seeräuber, die in Cilicien und Isaurien einen Corsarenstaat gestiftet hatten, in Asien endlich durch Mithridates, der zum dritten Male das Glück des Schwertes versuchte. In den letzten Stürmen hatte das Schicksal den Römern Männer gegeben, die, ausgezeichnet durch Geist und Körper, als Gelehrte, Feldherren und Staatsmänner der besten Zeiten würdig gewesen wären. Pompejus, Lucullus, Crassus, M. Porcius Cato, Cicero, Q. Luctatius Catulus, C. Ju-

lius Cäsar u. A.; aber das Jahrhundert war entartet, und das Einzige, was retten, was den Staat vom Rande des Untergangs zurückreißen konnte, das wollten die entarteten Römer nicht aufkommen lassen, weil sie ihre Augen von dem Gespenst der Republik nicht wegwenden wollten. Pompejus vernichtete die Seeräuberei in 40 Tagen (67); Lucullus schwächte und Pompejus brach in dem Siege am Euphrat (66) die Macht die Mithridates und vergab aus eigener Machtvollkommenheit Provinzen und Völker in Asien, wie der Spieler die Karten. Unterdessen sank Rom tiefer in den Abgrund und verwandelte sich in eine ungeheure Räuber- und Mördergrube, wo alle edlen Gefühle vernichtet, alle Tugend und Gerechtigkeit erstickt wurden. Zügellose Begierden nährten, erhielten und verstärkten die Raubsucht; Schwelgerei, Aufwand und Verschwendung stiegen bis zum Wahnsinn. Die Großen leuchteten mit ihren Verbrechen voran, und der Pöbel folgte eben so frech und öffentlich, uud sicher gegen Gericht und Strafe. Die Guten hatten Alles zu fürchten, die Bösen Alles zu hoffen. Catilina legte eine Verschwörung an, die den Staat revolutioniren, die verschuldeten Bösewichter zu reichen Midasmännern machen und die Nichtswürdigkeit auf den Thron der Ehre bringen sollte. Cicero entdeckte das Gewebe, und Catilina zog mit einem Heere von 12,000 Mann von dannen und fiel kämpfend bei Pistoja, am 5. Januar 62, ohne daß seine Partei in Rom vernichtet gewesen wäre. Pompejus erhielt vom Tribunen Metellus, den Cäsar unterstützte, den Ruf, nach Rom zurückzukehren, damit er den Staat wieder zur Ordnung bringe. Seinem Einzuge mit dem siegreichen Heere widersetzte sich die Partei der sogenannten Optimaten, d. h. die Aristokratie des Reichthums, und deswegen ging er zur Volkspartei

über, ein Schritt, der ihn später dem Untergange entgegenführte. Denn die Gunst des Volkes konnte er nie in dem Grade erringen, als der geniale Cäsar, der ganz Rom zum Werkzeuge für Ausführung seiner hohen Plane machte. Derselbe bethörte den dünkelhaften Sohn des Glückes, Pompejus, indem er ihn mit dem Crassus versöhnte und mit beiden einen heiligen Bund schloß, der unter dem Namen des ersten Triumvirats bekannt ist, 60 (694). Die Triumvirn hielten alle Macht in den Händen, sie erließen Gesetze, zumal als Cäsar das Consulat bekleidete (59), und fesselten den Pöbel durch Largitionen, Spiele, Gesetze und Befehle an ihre Interessen. Die Patrioten seufzten, und Cicero, den sie nach der Vernichtung der catilinarischen Verschwörung mit dem Ehrentitel eines Vaters des Vaterlandes begrüßt hatten, mußte auf Geheiß des tollen Tribunen Clodius in die Verbannung gehen (58). In demselben Jahre erhielt Cäsar nach Ablauf seines Consulats die Provinzen Galliens und Illyricum mit 4 Legionen auf 5 Jahre. In diesen und den angrenzenden noch nicht überwundenen Ländern hatte er ein weites Feld, auf dem er die Gaben seines herrlichen Geistes bewähren und ausbilden konnte, nnd er hat hier eine solche Größe entwickelt, daß der Neid selbst seiner Freunde in Rom rege wurde. Inzwischen ließ der gewandte und scharfe Blick Cäsar's die Angelegenheiten in der Hauptstadt nicht unberücksichtigt, und während er Gallien, Belgien und Helvetien, selbst Deutschland bis an den Rhein in die große Kette der römischen Weltherrschaft aufnahm, leitete er die Verhältnisse in Rom mit eben so viel Geschick, als wenn er auf dem Forum zugegen wäre, und vereitelte dadurch den Rath Cato's, welcher wollte, daß der unersättliche, gefürchtete Krieger den Barbaren ausgeliefert würde. Die drei Gewalthaber verglichen sich

zu Lucca 53 (698), und Cäsar durfte seine Statthalterschaft auf 5 Jahre verlängern und seine Legionen bis auf acht vermehren, während Pompejus Spanien und Afrika und Crassus Syrien erhielt. Das Triumvirat wurde aber 52 ein Duumvirat, da Crassus auf seinen Feldzügen gegen die Parther, ein äußerst tapferes und wildes Volk, in einer Unterredung mit dem parthischen Feldherrn Surenas meuchlerisch gefallen war. Zwischen den beiden Mächtigen erhob sich auch bald Zwist und Hader, da Pompejus durch schlaue Künste die Alleinherrschaft an sich zu bringen suchte, und neidisch auf die wahre Größe Cäsar's, zugleich mit dem Senat verlangte, der Besieger Galliens solle seine Provinz und seine Legionen abgeben, wofern er nicht für einen Feind der Republik erklärt sein wollte. Die Partei Cäsar's, an ihrer Spitze der von diesem mit $1\frac{1}{2}$ Millionen bestochene Tribun Curio, verlangte zwar ein Gleiches von Pompejus, allein der Senat hörte die Bedingung nicht, sondern übertrug sogar dem Pompejus die Sicherheit des Staates. Dieser Beschluß bestätigte, was ein Theil der Tribunen dem Volke glauben machen wollte, zum Scheine, daß Cäsar bloß deswegen zum Feinde des Vaterlands erklärt würde, weil er sich von der Partei der Aristokraten wegwende, und weil Pompejus, das Volk verlassend, sich den Reichen wieder ergeben habe. Cäsar, kühn und rasch, rückte in Italien ein, noch ehe Pompejus in seinem Dünkel, er dürfe nur mit dem Fuße stampfen, um Legionen zu bekommen, ein Heer zur Deckung Roms versammelt hatte; er floh daher in größter Eile, und Cäsar, der durch Mäßigung, Humanität und Großmuth sich alle Herzen und alle Mauern öffnete, trieb ihn in 60 Tagen aus Italien, Sardinien und Sicilien. Nachdem der menschenfreundliche Sieger auch die Truppen des Pompejus in Spanien über-

wunden hatte, begrüßte ihn Rom im December 49 mit dem Titel eines Dictators, den er aber nach elf Tagen wieder ablegte und das Consulat annahm, ertheilte darauf allgemeine Amnestie, gab gute Gesetze über das Schuldwesen und den Bewohnern Ober-Italiens das Bürgerrecht. So in der Meinung des Volkes und in Aemtern befestigt, eilte er darauf dem Pompejus nach, den er auf den Höhen bei Pharsalus (Farsa) am 12. Mai 48 so sehr schlug, daß der pomphafte und aristokratisch aufgeblasene Pompejus Besinnung und Muth und auf seiner Flucht nach Aegypten unter den Händen hinterlistiger Meuchler auch sein Leben verlor. Die noch übrige Partei der Pompejaner vernichtete Cäsar in kurzer Zeit, ordnete die Zustände Aegyptens und kehrte im Juli 46 nach Rom zurück, wo der Senat, ein Werkzeug in Cäsar's Hand geworden, das Volk diesem die Dictatur auf 10 Jahre, das Censoramt und die tribunicische Gewalt verlieh. Die außerordentliche Größe dieses Mannes, der kein Geheimniß aus seinen Absichten machte und frei urtheilte, die Republik sei weiter nichts als ein bloßer Name, eine Chimäre, ein wesenloses Ding von dem erstarrten Vorurtheile festgehalten, forderte Einzelne zum Kampfe heraus, die in vorüberfliegendem fieberhaftem Traume die Bilder republikanischer Verfassung herauf zu beschwören trachteten. Nichts war für Julius Cäsar gefährlicher und verderblicher, als seine hervorstechende Stärke des Willens, seine ausgezeichnete Tapferkeit, seine überwiegende Feldherrnkunst, seine mächtige Umsicht, Einsicht und jene göttliche Ungeduld, die bei dem Genie das, was nur das Werk der Zeit und einer allmäligen Gewöhnung werden kann, sogleich und auf der Stelle will. Cäsar wollte Monarch werden, weil die Republik längst eine wilde Monarchie, nur ohne Oberhaupt, geworden war, und in diesem Vorsatze

ging er unter, da er sich den alten wesenlosen Formen mit der Kraft seines Genies aufdrang, nicht aufschmeichelte, und nicht bedachte, daß es nicht immer glänzende Eigenschaften sind, die zum Ziele führen: im Leben der Monarchen kommt es bei weitem weniger auf das an, was sie in sich selbst sind, als wie gut oder wie schlecht sie zu den Umständen passen, denn nur sehr Wenigen ist eine freie Beherrschung der Umstände gestattet. Eine Verschwörung, die Cassius und Brutus angesponnen, zückte ihre tückischen Dolche und Cäsar fiel an der Säule des Pompejus wie ein gemeiner Verbrecher zerfleischt. In Rom entstand Verwirrung, und von dieser Stunde an war die Stadt den Furien verfallen, in seine Mauern zogen alle Greuel ein, und die letzten Funken des alten republikanischen Sinnes erstarben. Shakespeare, der durch sein Drama dem Cäsar ein Denkmal für die Ewigkeit gesetzt hat, legt dem Antonius die Worte in den Mund, welche alle Folgen der Ermordung Cäsar's vor Augen legen:

„Der Bürgerkrieg wird Rom zur Wohnung wählen,
Verwandeln seine Gassen in das Bette
Von Strömen, deren dampfende Gewässer
Entquellen in den Adern seiner Bürger.
Verheerung, Mord wird so zur Sitte werden
Und so gemein das Gräßlichste, daß Mütter,
Reißt Mordlust ihnen von der Brust die Kinder
Und wirft sie stückweis hin zu ihren Füßen,
Nur lächeln werden. Hingewürgt seh' ich
Das Mitleid von der Fertigkeit in Gräueln;
Ich sehe Cäsar's Geist, Vergeltung bringend,
Zur Seite Furien im Drachenwagen,
Der Höll' entsteigen und mit Donnerstimme
Zubrüllen der Zeit und Rom das Losungswort:
„„Mord! Schlacht! und Mord!““

Nie hat es einen kühnern Geist gegeben, als Cäsar war, und nie war, wie Buchholz sagt, in einem Geiste die Kühnheit edler beschränkt, als in ihm. Seine Mörder waren nur Barbaren, die sich aus einer augenblicklichen Verlegenheit retten wollten. Sie sprachen dem Schicksal Hohn und darum mußten sie so elend fallen, als sie, zur Versöhnung der Manen des Cäsar, gefallen sind — geächtet, durch ihre eigenen Hände. Ueber der Leiche des Cäsar errichteten Antonius, Lepidus und Octavianus ein zweites Triumvirat (43), blutiger und grausamer als das erste, denn es begann mit unseligen Aechtungen. Jeder der Schreckensmänner entwarf eine Proscriptionsliste, 300 Senatoren und 2000 Ritter wurden wehrlos geschlachtet; unter gräuelhaftem Blutvergießen zogen die Dreimänner in die erstarrte Stadt, die nicht einmal weinen durfte über die Ausschweifungen der Rache und der empörenden Niederträchtigkeit. Man theilte sich in die römische Welt; der schwache Lepidus, der seine Goldbürde trug und davon nichts als das Schwitzen hatte, erhielt zuerst Spanien, dann Afrika, Antonius den Osten und Octavian den Westen, und Alles, was geschah, mußte das entwürdigte Volk preisen und dafür den Göttern danken. Inzwischen standen Cassius und Brutus gerüstet in Syrien, den letzten Schlag für die alte Republik, wie sie meinten, zu wagen. Antonius und Octavian zogen ihnen entgegen und bei Philippi, wo dem Brutus der Geist des Cäsar erscheint, erlagen die armseligen Trümmer der Republik, zu deren Füßen sich die Könige der ganzen Welt gebeugt hatten, der Tapferkeit des Antonius und mehr noch dem fortschreitenden Zeitgeiste. Nach der Schlacht bei Philippi konnte es zwischen dem Antonius und Octavian nicht an Zwistigkeit fehlen, hauptsächlich als Lepidus aus dem Triumvirat geschieden war; aber

der wirkliche Ausbruch verzog sich so lange, bis Antonius seine Kräfte in den Armen der buhlerischen Cleopatra verschwelgt und Octavianus sich durch edle Tugenden in Rom die Gunst des Volkes erworben hatte. Mit furchtbaren Heeren zogen die Duumvirn einander entgegen und bei Actium fiel der eiserne Würfel, das Glück der Waffen lohnte dem Octavian den Weg zur Eroberung Aegyptens und zu dem Gipfel der Alleinherrschaft, 31 v. Chr. oder 724 nach Rom's Erbauung. Antonius stürzte sich in Alexandria in sein eigenes Schwert, und Cleopatra legte sich Nattern an den Busen. Die Fluthen, welche das akarnanische Vorgebirge bespülen, sind das Grab der Republik und die Wiege der Monarchie, deren Vater der Imperator Augustus ist. Im eigentlichen Verstande hatte aber die Republik in dem Augenblicke aufgehört, als sie ihre Waffen über Italiens Grenzen hinaustrug, denn damit war die Nothwendigkeit verbunden, Aemter, die nur auf ein Jahr verliehen werden durften, zu verlängern, ein Umstand, der um so gefährlicher werden mußte, da es gerade Militärämter waren, die ihren Besitzern Macht und Willkür einräumten. Dadurch wurde der Boden der Verfassung und somit der Bestand des ganzen Lebens gelockert und untergraben. Jeder Schritt zur Erweiterung des Ländergebietes war ein Schritt aus der alten republikanischen Form herauszukommen, und so geschah es, daß lange vor Augustus durch die durchlöcherte Hülle der Aristokratie das Prinzip der Monarchie hindurchschimmerte, wie nach Augustus die Trümmer der Republik fortwährend aus den stürmischen Wogen der Monarchie emporragten. Dieser Widerstreit ist der Grund, warum Rom niemals zu einer dauerhaften Verfassung gelangen konnte, auch unter den Kaisern nicht. Wo aber die Verfassung in ihren Grundlagen faul ist, da hat auch der Staat kei-

nen Bestand, um so weniger, wenn dieser Staat ein unermeßliches Reich ist, welches seine Stärke im Umkreise besitzt und im Mittelpunkte der Schwäche anheimgefallen ist. Das große römische Reich vor Augustus hatte keinen gemeinschaftlichen Mittelpunkt, weil Rom dieser Mittelpunkt sein sollte; Rom, welches fortfuhr, das ganze Reich auf sich, sich selbst aber auf nichts zu beziehen; nach Augustus konnte Rom noch weniger für den Mittelpunkt, für den Centralheerd der Regierung betrachtet werden, weil es mit wenigen Ausnahmen keine Regierung, nur Despotismus, keine Gesetze, nur Willkür, keine Beamten, nur Sklaven, keine Sittlichkeit, nur Laster gab. Alle Gräuel und Niederträchtigkeiten unter den Kaisern, um derentwillen die Menschheit ihre Klagen zum Himmel sandte, hatte Rom in dem letzten Jahrhundert der Republik in solchem Uebermaße begangen, daß sich das entartete Geschlecht nach Stillstand, nach Ruhe und nach einem Zustande sehnte, in welchem ein Einziger die Leidenschaften mit kräftiger Hand zügelte und der Bequemlichkeit den Genuß zusammengeraubter Güter gestattete. Der Zeitgeist war auf dem Wege der Habsucht und der Mordlust für Einführung der Monarchie feil geworden, und Augustus, den Montesquieu den verschmitztesten Tyrannen in der Welt mit Recht genannt hat, war das auserlesene Rüstzeug, das Streben des Zeitgeistes zu verwirklichen. Die Monarchie datirt sich recht eigentlich von Augustus, und es ist merkwürdig, daß gerade in dieser Zeit der Reife der monarchischen Souveränität auch in der Religionsgesetzgebung ein Monarch erschien, der den Polytheismus, gleichsam die republikanische Vielgötterei, die Aristokratie im Himmel, den Senat im Olymp bekämpfte und überwältigte. Beide, Christus und Augustus, sind die Dioskuren der modernen Welt, beide sind Monarchie, der eine im

Reiche der Gedanken, der Andere im Reiche des Körperlichen. Aber beide Monarchien hatten große Gefahren zu bestehen, die weltliche erlag den von ihr verübten Gräueln und Schandthaten, und auf ihre Trümmer baute die geistliche Monarchie ihren Thron. Die fernere Geschichte des römischen Reiches ist im Ganzen genommen ein Bild von Thaten, vor denen menschliches Gefühl erröthet. Sie umfaßt die dritte Periode oder die Kaiserzeit von 30 oder 31 v. Chr. bis zum Falle des occidentalischen Kaiserthums und enthält zwei Abschnitte, deren erster bis auf Theodosius, von Andern nur bis auf Diolectianus, der zweite bis zum Jahre 476 gerechnet wird. Die Herrschaft des Augustus war, als er die Alleinherrschaft errungen hatte, mild und wirklich eine Wohlthat für das entmenschte Rom. Von klugen Männern, Mäcenas, Agrippa, Pollio u. a., wohlberathen, brachte er es dahin, daß ihm die wichtigsten Aemter gleichsam aufgedrungen wurden. Sein Grundsatz war: mächtiger zu sein, als zu scheinen, und das Meiste von der Zeit, das Wenigste von der Gewalt zu erwarten. Dadurch konnte er aber keine Ordnung, kein System in die Monarchie bringen, sie schwankte auf unsicheren Pfeilern und bot der Leidenschaft alle mögliche Gelegenheit zu abscheulichen Thaten. Am allerwenigsten bestimmte er die Nachfolge nach einem Reichsgrundgesetze. Daher kam der ewige Kampf der römischen Kaiser mit ihren eigenen Unterthanen, ein Kampf, der inzwischen sehr von den Kämpfen der deutschen Kaiser im Mittelalter unterschieden war. Bei den römischen Imperatoren war nie die Gewalt, aber dagegen fortdauernd das Recht streitig; bei den deutschen Kaisern fehlte nie das Recht, dagegen gewöhnlich die Gewalt. Augustus bezeichnete die Bahn, welche seine Nachfolger in Bezug auf die äußere Politik zu wählen hatten, indem er dem De-

fensiv-System huldigte, darin von dem Wesen der Republik abweichend, die durch ihre Verfassung von einem Kriege zum andern fortgerissen wurde, weil diese Verfassung sich eben nur durch den Krieg vertheidigen ließ. Augustus hatte darin sehr recht, und seine Nachfolger, die von seinem friedliebenden System abgingen, kannten weder sich noch die veränderten Umstände: eine Thorheit, die unsägliche Leiden über das römische Reich gebracht hat. Eine andere Anordnung des Augustus war die Errichtung einer Leibwache des Imperators, die, aus 10,000 Mann bestehend, ihn in Rom umgab und dazu dienen sollte, die Unumschränktheit zu beschützen. Das war eine grauenvolle Schöpfung, einmal weil die Cohorten alle kaum denkbaren Gräuel ungestraft ausübten und nach und nach wie die türkischen Janitscharen mit dem Leben und Throne der Cäsarn willkürlich schalteten. Dann war aber auch dies ein Fehler, daß man Unumschränktheit wollte, da es doch bekannt ist, daß die höchste Unumschränktheit stets die größte Schwäche ist, uud daß eine Monarchie, welche nur centralisirt, nicht zugleich socialisirt, einem Magnet gleicht, der alle Anziehungskraft verloren hat. Im Streben nach Unumschränktheit sind die römischen Imperatoren, wenige ausgenommen, das geworden, was die Geschichte von ihnen erzählt — Despoten und feige Tyrannen, die es wagen durften, ihre Launen zum Gesetz des Staates zu erheben und in ihrem Wahnsinn so weit zu gehen, daß sie, um nur eine recht eigentlich pferdemäßige Regierung führen zu können, ihre Leibpferde zu Besitzern der höchsten Staatsehren, zu Consuln ernannten. Es geht über allen Glauben und über alle Vorstellung, wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was die Geschichte als zuverlässige Thatsachen erzählt. Wir wollen hier nur die Namen der Cäsarn anführen und ihre Thaten und Grausamkeiten nicht weiter

berühren. Augustus war der erste, er regierte von 30 v. Chr. bis 14 nach Chr.; ihm folgte Tiberius von 14 bis 37, C. Cäsar Caligula von 37 bis 42, Tiberius Claudius von 41 bis 54, Nero von 54 bis 68; Galba, Otho, Vitellius wurden alle drei in einem Jahre ermordet; Titus Flavius Vespasianus von 69 bis 79, Titus von 79 bis 81, Domitianus von 81 bis 96, Nerva von 96 bis 98; unter dem letzteren Kaiser und unter seinen Nachfolgern genoß Rom bis 180 durch glückliche Verwaltung und Regierung eine lange Ruhe, in der es schien, als werde die alte Herrlichkeit wiederkehren. Auf Nerva folgten: Trajan von 98 bis 117, Hadrian von 117 bis 138, Antoninus Pius von 138 bis 161. Hiermit ist die Reihe guter Regenten geschlossen, und ein Haufen Tyrannen regt alle kaum gebändigten Stürme der Revolutionen, der Gewalt und des Blutvergießens wieder auf. An der Spitze steht Commodus von 180 bis 192, Pertinax und Didius Salvius Julianus kommen beide 193 um, Septimius Severus von 193 bis 211, Caracalla von 211 bis 217, Macrinus von 217 bis 218, Heliogobal von 218 bis 222, Alex. Severus von 222 bis 235; Maximinus, die Gordiane, Philippus, Decius erfüllten die Welt mit Mord von 234 bis 251; Gallus von 251 bis 253, Aemilian und Valerian von 253 bis 259; nach dem energischen Gallienus, von 259 bis 268, gab es die sogenannten 30 Tyrannen, eigentlich nur 18 oder 19; inzwischen regierte Claudius von 268 bis 270, Quintillus fiel schon 270, Aurelianus von 270 bis 275, Claudius Tacitus von 275 bis 276, M. Aurelius Probus von 276 bis 282, Carus von 282 bis 283 mit seinen Söhnen Numerianus und Carinus, Diocletianus von 284 bis 295, welcher letztere, einer der bedeutendsten Für-

sten auf dem römischen Throne, dadurch eine erfolgreiche Veränderung in der Verwaltung vornahm, daß er bei dem heftigen Andrange zahlreicher Barbaren, die die Grenzen des römischen Reiches unablässig beunruhigten, seinen bisherigen Feldherrn Maximianus, einen rohen aber tapfern Krieger, zum Mitregenten annahm, und außerdem zwei Cäsarn wählte, für sich den ehemaligen Rinderhirten Galerius und für Maximianus den sanften und gebildeten Flavius und Constantius Chlorus. In einer hierauf vollzogenen Theilung des Reichs, nach der er sich aber die alleinige Oberherrschaft ausbedungen hatte, behielt er für sich die orientalischen Provinzen mit der Hauptstadt Nikomedien, Galerius bekam Thracien und die Donauländer mit der Residenz Sirmium, deren Ruinen bei Mitzrowitz noch sichtbar sind, Maximian Afrika und die Inseln mit Mailand, Constantius Gallien, Spanien, Britannien und Mauritanien mit der Residenz Trier. Rom hörte nun auf, die einzige Kaiser- und Weltstadt zu sein, und dieser Demüthigung folgten andere schnell auf einander. Außerdem bändigte Diocletian die Rohheit der prätorianischen Cohorten, die eine meuterische Schaar von mehr als 30,000 habsüchtigen und allen Verbrechen zugänglichen Soldaten waren. Sie gaben gewöhnlich die Veranlassung zu Rebellionen, oder dienten dem Aufruhr, je nachdem es ihr Vortheil gebot, für und gegen die Kaiser; ja sie gingen in ihrem Wahnsinn so weit, daß sie den Thron öffentlich versteigerten. Auf diese Weise hatte sich Augustus ein fluchwürdiges Denkmal gesetzt, und es ward klar, daß das, was zur Erhaltung der Monarchie dienlich ist, doch keineswegs zugleich einen Schutz für den Monarchen bietet. Als Diocletian abgedankt und sich auf sein Landgut bei Salona (nicht Salonä) in Thracien, wo er 313 in ländlicher Einsamkeit wie Kaiser

Karl V. gestorben ist, zurückgezogen, und auch den Maximian 305 zur Abdankung bewogen hatte, maßten sich die beiden Cäsarn Galerius und Constantius den Titel der Auguste oder Kaiser an, entschlossen, einander mit der Gewalt der Waffen zu verdrängen. Constantius starb schon 306 in Britannien, aber sein Sohn Constantinus der Große trat in die Stelle seines Vaters. Die Verwirrung im Reiche nahm von Tag zu Tag zu und sechs Auguste standen einander gerüstet entgegen, doch Constantin überwand einen nach dem andern, und als sie ihr Leben, der eine durch Gift, der andere durch den Strick, der dritte im Wasser, alle auf die schmählichste Weise geendet hatten, gründete der grausame Sieger, des ehrenden Beinamen des Großen unwürdig, eine neue Ordnung in allen Theilen der Regierung und Verwaltung, im Ganzen einer orientalischen Despotie ähnlicher, als einer occidentalischen Monarchie. Constantin verlegte die Residenz nach Konstantinopel und erhob das Christenthum zur Staatsreligion, zwei Handlungen, deren Folgen sich über die entfernteste Zukunft verbreiteten. Rom war hauptsächlich seit Septimius Severus von seinen Imperatoren verabscheut, weil es in Laster versunken von dem Traume der alten Herrlichkeit sich nicht loswinden wollte. Der alte Republikanismus lebte in den entarteten Enkeln der Ueberwinder Italiens fort, ohne daß sie die moralische Kraft besaßen, die Erinnerung an die Zeiten der Urväter zu verwirklichen und sich kräftig zu erheben. Sie wollten zwar einen Kaiser, er sollte ihnen aber die Republik so ganz fertig gemacht vor die Thür legen, und die unterworfenen, kräftigen Völker sollten sich fein sittlich betragen, tüchtig bezahlen und sich vor den wollüstigen und parfümirten römischen Herren — ausgetrocknete Gerippe — unterthänigst beugen. Rom blieb stehen, es wollte nicht weiter und darum

mußte es veralten und in seiner Altersschwäche desto albener werden, je mehr es dem Gespenste der alten Republik folgte und je spröder es gegen jede neue Schöpfung und gegen den Geist wurde, der im Christenthume seine Schwingen regte. Die neue Lehre war weit verbreitet, und ihre zahlreichen Anhänger hatten die Absurdität des Polytheismus mit Erfolg dargelegt: aber dennoch dauerte die Stütze, welche das republikanische Rom in seinem Kultus gehabt hatte, immer fort. Noch immer übten — sagt Buchholz in seiner gelungenen Zusammenstellung — 15 Pontifexe die höchste Jurisdiction über alle dem Dienste der Götter geweihten Personen und Dinge; noch immer beobachteten 15 ernste und gelehrte Auguren die Gestalt des Himmels; noch immer gab es 15 Bewahrer der sybillinischen Bücher, welche die Reihe der zukünftigen Begebenheiten erforschten; noch immer weihten 6 Vestalinnen ihre Jungfrauschaft der Bewahrung des heiligen Feuers und der unbekannten Unterpfänder für Roms Dauer; noch immer bereiteten 7 Epulonen den Tisch der Götter und ordneten die Ceremonien des jährlichen Festes; noch immer wurden die 3 Flamines als die besonderen Diener der 3 mächtigsten Gottheiten verehrt; und während der Opferkönig die Person des Numa in allen den heiligen Geschäften vorstellte, welche nur von königlichen Händen verrichtet werden durften, standen die Brüderschaften der Salier u. a. den Gebräuchen vor, durch welche man die Gunst der Götter zu gewinnen hoffte. Unbedeutend war die Bestimmung des römischen Senates geworden, doch so oft er sich versammelte, geschah es in der Halle oder dem Tempel, welcher mit der Bildsäule und dem Altare der Göttin des Sieges geziert war; und diese Bildsäule war eine majestätische Gestalt mit fliegenden Gewändern, ausgebreiteten Flügeln und einem Lorbeerkranze in der ausgestreckten

Hand, stehend auf einer Kugel. An dem Altare schwor der Senat, in einem auffallenden Widerspruche mit sich selbst, die Gesetze des Kaisers und des Reiches beobachten zu wollen. Rom war in sich zerfallen, zerrissen, voll des Widerspruches mit sich selbst. „Die Leidenschaften", so schildert Ammianus Marcellinus seine Zeit, „welche den moralischen Charakter der vornehmen Römer entstellen, sind mit einem kindischen Aberglauben vermischt, der ihren Verstand anklagt. Vertrauungsvoll und gläubig horchen sie auf die Vorhersagungen eines Haruspex, der in den Eingeweiden der Thiere die Anzeigen künftiger Größe und Glückseligkeiten zu finden vorgiebt; und mehrere von ihnen wagen es nicht, zu essen, zu baden und öffentlich zu erscheinen, als bis sie nach allen Vorschriften der Astrologie die Stellung des Merkur und das Antlitz des Mondes erspäht haben. Seltsam genug ist es, daß diese eitle Leichtgläubigkeit oft bei freigeisterischen Zweiflern angetroffen wird, welche das Dasein einer himmlischen Macht bespötteln oder leugnen." Für die Auflösung alles Moralischen gab es in Rom keine Grenzen, und die Stadt hätte in dem allgemeinen Verderben untergehen müssen, wäre die Masse der zusammengeraubten Schätze aus allen Theilen der Welt nicht zu groß gewesen, und hätten die Einkünfte der Großen aus ihren weitschichtigen Besitzungen nicht noch einiges Leben erhalten. Aber eine solche Stadt konnte nicht die Residenz des Fürsten, nicht die Hauptstadt eines Reiches sein, das neu organisirt werden sollte. Der Haß der Provinzen gegen Rom war zu groß, als daß es bleiben konnte, was es durch seine Anmaßung so lange gewesen war. Als Constantin Byzanz zur Hauptstadt erhoben hatte, gab er dem Reiche eine mehr auf Einheit gerichtete Gestalt, und zerlegte dasselbe in 4 Präfekturen, jede unter einem Civil-Gouverneur oder Praefectus Praetorio. Die

Präfekturen theilte er in Diöcesen (Vicariate) unter Vicarii, diese wieder in Provinzen mit den Provinzial-Gouverneurs, d. h. Proconsules, Consulares, Correktores und Präsides, alle nur mit Civitgewalt versehen. Das Militärdepartement sonderte er von der Civilverwaltung ab. Seinem Hofe gab er eine persische Einrichtung, und sieben Minister umgaben den Kaiser als erste Werkzeuge der Majestät; der Oberhofmeister war ein Eunuch; unter dem Kanzler oder Minister des Innern (Magister officiorum) arbeiteten 148 Schreiber in 4 Bureaux; der Quästor war Justiz-Minister, Staats-Secretär und Vertreter der gesetzgebenden Macht; der Finanz-Minister war der Comes sacrarum largitionum u. s. w. Konstantin errichtete eine ganze Menagerie von Beamten, die nun von ihm, oder aus den Einkünften der Präfecturen erhalten wurden. Daraus entstand ein drückendes Abgabesystem, immer aber weniger lästig für den Unterthan, als der Druck, den die Statthalter der republikanischen Zeit in den Provinzen ausübten. Die Provinzen standen ehemals zu Rom in einem noch schlimmern Verhältnisse, als Ostindien zu Großbritannien. Ihre Statthalter entschädigten sich gewöhnlich in ihnen für den Aufwand, den sie in Rom gemacht hatten, um durch Spenden, Largitionen, Schauspiele, Bauten und Bestechungen zu den ersten Staatsämtern zu gelangen. Das Bild, das Cicero von Verres entwirft, ist zugleich ein Bild von fast allen Statthaltern oder Proconsuln und Proprätoren der Provinzen. Julius Cäsar wendete sein ungeheures Vermögen auf, um das Consulat zu erringen; nachdem er seinen Zweck erreicht hatte und dann als Proconsul in die ihm ertheilte Provinz Gallien ging, war sein ganzes Vermögen zerronnen, und er hatte noch 13 Millionen Thaler Schulden obenein. Nach seiner Rückkehr bezahlte er seine Schulden, hatte in-

zwischen wohl eben so viel verschwendet, und ein so großes Vermögen aufgehäuft, daß er dem Cicero den Auftrag ertheilen konnte, das eigentliche Forum so prächtig auszubauen, daß mehr als königliche Schätze daran verwendet wurden. Da er nun aber nicht bloß für sich raubte, sondern auch seinen Feldherren und Günstlingen Gelegenheit gab, sich unermeßlich zu bereichern, so kann man aus allem dem leicht schließen, welches Loos Gallien unter Cäsar gehabt hat. Und doch war dies nicht der schlimmste Statthalter. Es würde Schauder erregen, wenn jemals das Verfahren der römischen Statthalter nach seiner ganzen Scheußlichkeit dargestellt würde. Alle Kapitale, welche in Rom verschwendet wurden, um die Gunst eines elenden Pöbels zu gewinnen, waren nur angelegt, um sie mit hohen Procenten in einem Proconsulat wieder zu gewinnen. Während in Rom die republikanische Freiheit allen Muthwillen beging, und der dortige Pöbel über das Schicksal der Welt gebot, herrschte in den Provinzen der abscheulichste Despotismus, ärger als die Pascha-Tyrannei in der Türkei. Und diesen Zustand nennt man noch jetzt einen republikanischen, werth der Wiedereinführung und würdig der Lobpreisung. Es kann, wenn man noch hinzunimmt, daß die römischen Kriegsheere jegliche Nationalität muthwillig niedertraten, und alles Völkerleben völlig auszutilgen trachteten, in der That nichts Fluchwürdigeres geben, als die römische Republik mit ihrer Sklaverei, die sie der Welt geschenkt hat. Alles, was Rom verbrauchte und verpraßte, war das Blut der Provinzen, in welchem die Bürgerschaft graunvoll schwelgte, und dabei so träge, so indolent, so aufgeblasen und so dummstolz wurde, als Spanien nach der Eroberung Amerika's. Die Heere kosteten unnennbare Summen, und mordeten überdies die Blüthe der Mannschaft. Geprägtes Geld stand in

den alten Zeiten, je weiter zurück, desto höher im Preise: und doch kostete der Staatsdienst, nach einem Ausspruch des Kaisers Vespasian, jährlich vierzigzigtausend Millionen Sestertien, nach unserem Gelde, die Sestertie nur zu einem guten Groschen gerechnet, anderthalbtausend Millionen Thaler — Alles aus den Provinzen, die verarmen mußten, um Rom, die ewige Mutter schändlicher Sklaverei, goldreich zu machen. Die Kaiser suchten seit Augustus das Loos der Provinzen zu mildern, wenigstens in so weit, daß diese nicht mehr in der Habsucht der Proconsuln so sehr ausgesetzt waren: aber ein großer Theil der Auguste war eben so habsüchtig, als die Proconsuln, gewöhnlich auch eben so blutdürstig als golddgierig, und die armen gequälten Nationen kamen aus den Klauen der capitolinischen Löwen in den Rachen der Tiger. Constantin stieß die alte Verwaltungsart nach Provinzen um, aber sein Abgabensystem mit hoher Grund-, Gewerbe-, Handels- und Zwangsteuer veränderte nur den Namen der Lasten, unter denen alle Reste der Wohlhabenheit erstarben. Daher trug auch die neue Art der Administration die Keime des Verderbens in sich, um so mehr, da Constantin das Reich unter seine ihm an Lastern gleiche, an Geist aber unähnliche Söhne vertheilte, die nach des Vaters Tode nicht eher ruhen konnten, als bis sie sich gegenseitig mit List und Gewalt umgebracht hatten. Nur der eine Constantius überlebte die andern, um den unbeneideten Vorzug zu haben, von Schmeichlern, Weibern und Eunuchen geleitet zu werden, und fortwährend in der Gefahr zu schweben, es möchte ihn einer der zahlreichen Rebellen in den Provinzen um Thron und Leben bringen. Noch ehe er sich mit einem dieser Empörer, mit Julianus Apostata, auf dem Schlachtfelde messen konnte, starb er (361), und Julianus war sein Nachfolger. Derselbe wollte das

morsche Gebäude und die veralteten Formen des Heidenthums wieder herstellen, starb aber auch schon 363. Seine nächsten Nachfolger, Jovianus, Valentinianus I., Valens, Gratianus, Valentinianus II., hatten mit Gegenkaisern, mit Empörungen und mit wilden Barbaren, welche die Völkerwanderung an die Grenzen des römischen Reiches führte, ununterbrochen zu kämpfen, und das Leben blutete aus tausend Wunden. Theodosius der Große, seit 19. Januar 379 Augustus über die Präfektur des Orients und Illyricums und seit 394 Alleinherrscher, theilte sein Reich in zwei Hälften unter seine Söhne; die eine Hälfte war das abendländische Kaiserthum, die andere das morgenländische. Noch etwa achtzig Jahre hatte das abendländische Kaiserthum Bestand, dann stürzte es zusammen in einen Haufen schmählicher Ruinen, und Rom gerieth in die Hände gieriger Barbaren, die, von der Völkerwanderung gepeitscht, nach Italien gekommen waren, Alles mit demselben Ungestüm zurückzufordern, was ihnen Rom einstmals geraubt hatte.

Ueber den Verfall des römischen Reiches sagt der Dr. Schnaase in der erwähnten Geschichts-Bibliothek:

„Die Zeit des Verfalls und der endlichen Auflösung des weströmischen Reiches ist eine der interessantesten und lehrreichsten der Weltgeschichte; nicht für den oberflächlichen Blick, der hier die ruhig schönen und großen Gestalten der griechisch-römischen Vorzeit vermißt, wohl aber für eine tiefere Auffassung. Die Posaunen des Gerichts ertönen über den römischen Erdkreis hin, das Feststehende wankt und stürzt, chaotisch mischen sich die Elemente, und eine neue Ordnung der Dinge zeigt sich in ihren ersten Keimen.

Der Zustand der römischen Welt unter den Kai-

fern des zweiten Jahrhunderts war im Ganzen ein sehr glänzender; das Reich in alter Gewohnheit des Gehorsams völlig beruhigt, die Wohlfahrt durch regen Verkehr gefördert, durch lang erprobte Gesetze, durch regelmäßige und sorgsame Verwaltung geschützt, die Sitte mäßig und milde, Kunst und Wissenschaft von den Vorfahren überliefert. Alles schien fest, sicher, wohlthätig. War auch der Thron der Cäsaren nicht immer von so gerechten und weisen Herrschern, wie die Geschlechter der Flavier und Antonine sie hervorbrachten, besetzt, auf die Ruhe des Reiches hatte selbst ein Nero keinen erschütternden Einfluß geübt. Grausamkeit und Laster der Fürsten wirkten nur für ihre Umgebungen, höchstens für die Hauptstadt, verderblich; der Bau des Ganzen stand mächtig und fest, wie sehr auch seine Spitze schwanken mochte.

Aber diese äußere Ruhe war täuschend; schon längst deuteten einzelne, feinere Zeichen auf eine nahende Gefahr, und manches edle Gemüth war von bangem Vorgefühl bedrückt. Immer drohender gestalteten sich die Ereignisse. Ein Kaiser, Valerian, fiel in die schmachvolle Gefangenschaft der Parther, unter seinem schwachen Sohne Gallienus zeigte sich die Zwietracht in allen Theilen des Reiches. Während Empörer (die sogenannten dreißig Tyrannen) in den Provinzen hadern, dringen die Gothen bis in das Herz griechischer Sitte, bis nach Asien, wie zum Warnungszeichen zerstören sie das uralte Heiligthum der Diana von Ephesus.

Noch einmal siegte Roms altes Glück, aber jetzt konnte man sich nicht mehr verhehlen, daß der Zustand der Dinge ein gefährlicher sei. Der Zufall, oder der warnende Schrecken, welcher die Völker durchzitterte, ließ nun eine reihe von kräftigen und wohlmeinenden Herrschern den Thron besteigen, den siegreichen Aure-

lian, den erfahrenen, redlichen Tacitus, Probus und Diocletian. Daher wurden Heilmittel mancher Art versucht, um dem Uebel zu steuern; strengere Disciplin der Heere, Aufnahme von Barbaren in den Sold des Reiches, große legislatorische Thätigkeit; dann bald die Vermehrung der Mitregenten, um den Ehrgeiz der Feldherren in den entfernten Provinzen zu unterdrücken, eine durchgreifend neue Gestaltung der Beamtenhierarchie. Endlich die Verlegung der Residenz von Rom nach Byzanz, bald darauf die Trennung beider Theile des Reiches. Auch Constantins Begünstigung des Christenthums, und selbst Julians Abfall gehören in die Reiche dieser Versuche. Allein vergebens, die Wucht des ungeheuren Gebäudes spottet der schwachen Stützen; immer sichtbarer lösen sich die Fugen, langsam und majestätisch neigen sich die Massen, bis endlich wenigstens der eine Theil krachend einstürzt und weit umher die Welt mit seinen Riesentrümmern bedeckt.

Gerade diese vergeblichen Versuche, das Reich zu erhalten, machen das Schauspiel seines Sturzes so tief ergreifend. Nicht die Barbaren haben Rom überwunden; Cäsars Legionen hätten sie leicht zurückgehalten. Nicht die Laster und Verbrechen blutdürstiger Tyrannen oder thörichter Jünglinge auf dem Throne untergruben die Macht des Reiches; was Menschen verdarben, hätten Menschen wieder herstellen können. Hier scheiterte das redliche Bemühen; das Verderben kam heran wie eine Naturkraft, gegen welche Einsicht, Geist und Tüchtigkeit nichts vermögen. Rom fiel, weil sein Schicksal vollendet war, weil die Seele, die den gewaltigen Körper belebt hatte, abstarb. Alles Menschliche besteht nur durch begeisterten, zuversichtlichen Glauben. Sobald dieser wankt, schwindet die Kraft des sicheren Entschlusses, die Handlungen werden ohne Wärme und Eifer ausgeführt,

die Gebräuche gedankenlos und matt beibehalten. Das Leben weicht allmälig aus dem körperlichen Dasein des Volkes, seine Glieder sterben ab, und der Egoismus greift, wie eine zerstörende Krankheit, ungehindert um sich. Der Verfall des römischen Reiches hatte seinen Grund in den Schicksalen der Religiosität.

Von Anfang an waren die Römer nichts weniger als spröde oder ausschließend in Beziehung auf den theologischen Inhalt der Religion Schon die Etrusker hatten sich den griechischen Mythen leicht zugänglich bewiesen, die Römer identificirten ihre einheimischen Gottheiten ohne Schwierigkeit mit den griechischen. Jene heidnische Toleranz, welche die Religion als ein gemeinsames Erbtheil des menschlichen Geschlechts ansieht, und die Götter anruft, welchen Namen sie auch führen mögen, war bei ihnen noch größer, als bei den Griechen. Die Religion bestand wesentlich in der Bereitwilligkeit der Verehrung, und die Toleranz, man kann vielleicht sagen, die Gleichgültigkeit gegen den Inhalt der Mythen und die Namen der Götter war sogar ein Ausfluß der Frömmigkeit. Daher waren ihnen die Religionen, welche im Besitz eines wahren Glaubens zu sein behaupteten und deshalb den anderen die rechte Religiosität absprachen, wie die jüdische und später die christliche, unverständlich und als menschenfeindlich und atheistisch verhaßt. Die Beziehung der Religion auf das Leben und die Moral rief zwar zur Zeit der Republik Verbote gegen Mysterien und fremde Religionen hervor. Aber auch die römische Moral war mehr auf die äußere Erscheinung, als auf das Innere, mehr auf Würde, als auf Gefühl gerichtet, die Rücksicht auf die Erhaltung des Staats lag dabei wesentlich Grunde. Wenn wir die Schriften der Römer selbst aus der republikanischen Zeit betrachten, so finden wir schon damals

bei den Gebildeten den Glauben an die Realität der Götter völlig erschüttert. Die griechischen Philosophien, welche sie auf einer viel früheren Stufe ihrer Entwickelung empfingen, als die war, auf der sie bei den Griechen selbst entstanden, nahmen vermöge des praktischen Sinnes der Römer bei ihnen viel deutlicher die Gestalt moralisch-religiöser Systeme an, neben welchen die Volksreligion als etwas bloß Conventionelles erschien. Daß sie dennoch den Göttern opfern konnten, ohne ein Gefühl von Heuchelei, ist nur aus jener heidnischen Auffassung des religiösen Elements, und aus einer moralischen Ansicht, für welche der äußere Schein etwas sehr Wichtiges und Heiliges war, zu erklären. Daher kam es denn auch, daß diese Freigeisterei der Gebildeten auf die Religiosität des Volkes eigentlich keinen Einfluß hatte. Sie blieb in der Verstandesregion und ließ das Herz unberührt. Das Wesentliche war den Philosophen und den frommen Verehrern der Götter gemeinsam: der Glaube an eine göttliche Ordnung der moralischen Welt, an eine Heiligkeit des Staats, an eine Verbindung der Völker unter der Herrschaft der Civilisation und des, wenn gleich ziemlich äußerlich aufgefaßten Rechtsbegriffes. Ein egoistisches Element war dann freilich auch darin, und verlieh diesem Glauben eine höhere Wärme. Jene alt-italische Fortuna, welche sich zu Roma gestaltete, war die eigentliche Göttin des römischen Volkes. So lange es auf die Erweiterung des römischen Reiches, dann unter den ersten Kaisern auf die gute Verwaltung desselben ankam, war dieser Kultus noch ein höchst begeisterter. Die Begeisterung erlosch, als das Werk vollbracht, als keine Eroberungen mehr zu machen, als auch die Leiden und Zweifel der ersten Kaiserregierungen vorüber waren. Die vortrefflichen Fürsten aus dem Flavischen und Antoninischen Geschlechte brachten dann noch die Frage der

Verwaltung zur Vollendung, und der Geist mußte sich nun auf etwas Anderes richten. Die griechische Religiosität war der römischen freilich sehr verwandt, aber doch abweichend; auch sie hatte zunächst eine äußere sittliche Ordnung im Auge, aber dies Aeußerliche war nicht so entschieden der hauptsächlichste Gesichtspunkt. Die innere Schönheit des Menschen, etwas Idealeres und Allgemeineres schwebte ihr vor. Ihre Sittlichkeit hatte auch nicht den Schein des Conventionellen, sondern machte auf Natürlichkeit Anspruch. Ueberdies hatte die griechische Weltansicht, als die Römer mit ihr in nähere Berührung kamen, schon jene nationale und politische Beziehung mehr verloren, das allgemeine Menschliche war deutlich hervorgetreten, und jene asiatischen Lehren von einer Natureinheit hatten Eingang und Ausbildung gefunden. Je mehr nun römische und griechische Auffassung sich verschmolzen, je mehr die praktische Richtung der Italiener sich der freiphantastischen Mythen und Philosophien der Griechen bemächtigte, desto mehr mußte man fühlen, daß je äußere Weltordnung nicht das Höchste sei. Man erkannte in ihr einen bloßen Schein, man suchte nach dem Wesen, das dahin verborgen sein mußte. Die Aufgaben und Zweifel, welche früher nur als mäßige und geistreiche Unterhaltung die edlen Römer beschäftigt hatten, wurden nun eine Herzensangelegenheit des Volkes. Die Gemüther wurden beunruhigt, beängstet; zweifelnd an den alten Göttern, suchten sie neue, mehrverheißende. Wie schon früher Alexandrien, so wurde nun Rom in viel größerem Maßstabe und mit viel tieferer Wirkung der Sitz einer Vermischung aller Religionen. Was damals in philosophischen Sekten vorgearbeitet war, fand Eingang in das Volk in religiöser Gestalt. Jeder Schwärmer, jeder Priester entarteter orientalischer Traditionen wurde nunmehr gern gehört und bildete sich gläubige

Anhänger. Die Götter aller der Länder, welche das römische Schwert besiegt hatte, schienen sich aufzulehnen und, ihren natürlichen Boden verlassend, das ganze Reich ihrer Herrscher in Besitz zu nehmen. Wie sehr die Bacchischen Lehren um sich griffen, sehen wir schon an den Darstellungen der Sarkophage. Aber auch die ägyptischen Mysterien der Isis und des Serapis, schon früher in Rom bekannt, wurden nun eifriger gesucht; der Dienst des persischen Mithras verbreitete sich unter die gallischen und germanischen Legionen, wie die zahlreich vorgefundenen Denkmäler unserer nordischen Länder beweisen. Syrischer Sonnencultus kam schon durch Septimius Severus in die Hauptstadt, endlich sogar ein Priester desselben, Heliogabal, auf den Thron. Daneben aber griffen mysteriöse Lehren um sich, die an den einheimischen Kultus sich anschlossen, und einen oder den anderen der hellenischen oder italischen Götter zum Pantheos, zum Allgotte, als Haupt der anderen Götter, erhoben. Auch dies war eine Wirkung jener asiatischen Lehren.

Die griechischen Göttersagen, wenn auch aus religiösen Darstellungen des Naturlaufs entstanden, hatten durch die dichterische Phantasie der Griechen das Gepräge dieses Ursprungs ganz verloren. In jenen asiatischen Lehren dagegen sind diese Naturanschauungen nur schwach verhüllt, und zwar sind es stets solche, welche auf das Leben der Natur im Ganzen hindeuten; sie beziehen sich meistens auf das Verhältniß der befruchtenden Sonne zur Erde. Sie führten daher im Gegensatze zu der individualisirten Mannigfaltigkeit der griechischen Götter auf eine allgemeinere, größere Einheit, auf das All der Natur hin, und näherten sich in ihrem Resultate jenen anderen phantastischen Schwärmereien, in welchen die persönlichen Götter zu einer All-Einheit verschmolzen wurden. Eine zweite Eigen-

thümlichkeit dieser Mythen ist, daß die Gottheit darin nicht, wie die griechischen Götter, in ungetrübter Seligkeit und Heiterkeit erscheint, sondern auch als leidend aufgefaßt wird, wobei dann eine mythische Verhüllung oder, wenn man will, Erklärung des winterlichen Absterbens der Natur zum Grunde liegt. So wurde in der ägyptischen Priesterlehre der Sonnengott Osiris getödtet und gestückelt, so war Adonis, den die Griechen zum Helden einer rührenden Sage gemacht hatten, in den asiatischen Geheimlehren nur eine andere Personification des Sonnengottes, dessen Verschwinden mit ausschweifender Klage, dessen Wiederfinden mit Freudenfesten gefeiert wurde. Auch dem wenig bekannten Mythus des persischen Mithras scheint eine Anspielung auf das Erdleben im Kreise der Jahreszeiten zum Grunde gelegen zu haben. Die Bilder zeigen uns Mithras als einen schlanken Jüngling in persischer Tracht, welcher auf einem hingesunkenen Stier kniet, ihn mit einem Dolche durchbohrt, während manche Zeichen des Thierkreises, auch wohl die Bilder von Sonne und Mond, ihn umgeben. Ohne Zweifel war in diesen Lehren, wie ja die Natur selbst in dem Laufe der Jahreszeiten ein Absterben und eine Wiederbelebung zeigt, die Todesklage nicht ohne eine Hoffnung auf ein Wiedererwachen. Wir sehen daher in ihnen manche Anklänge an Gedanken, welche in der christlichen Offenbarung ausgesprochen sind: die Einheit der göttlichen Natur, das Leiden oder Sühnopfer, die Unsterblichkeit der Seele. Aber Das, was im Evangelium mit bewußter Klarheit und ruhiger Zuversicht geboten wird, war dort in trüber Mischung mit sinnlichen Elementen und mit einer beängstigenden Unsicherheit gelehrt. Daher verband sich mit diesen Geheimlehren auch die Sucht nach Zaubermitteln, nach Amuleten und Wundern, die Furcht vor dem Einflusse feindlicher Mächte. Die alte Vor-

liebe der italischen Völker für Zeichendeuterei und Wahrsagerkünste, die selbst in den hellsten Tagen römischer Bildung nicht ganz erloschen war, wallfahrtete gleichsam über das heitere Griechenland fort in den Orient, um hier an den schwülstigen und unklaren Bildern vorzeitiger Traditionen neue Nahrung zu finden. Jene hellenische Richtung, sich Alles in bestimmter Begrenzung und in klaren Umrissen individualisirt und gestaltet zu denken, wich immer mehr der wilden, phantastischen Vorstellungsweise des Orients, in welcher aus dem Grundgedanken einer Ureinheit die Erscheinungen flüchtig und wechselnd aufsteigen und wieder versinken, wo keine dem Auge sich deutlich und bleibend darstellt und zu voller Gestalt sich ausbildet.

Der Kunstsinn litt unmittelbar durch diese religiösen Verirrungen. Häßliche Gestalten aller Art, widerliche Ausgeburten der ungeregelten wilden Phantasie der Orientalen, mit abendländischer Bestimmtheit aufgefaßt, wurden in diesen Mysterien verehrt, und in kleineren Bildern oder auf Gemmen verbreitet. Indem man sich von den heitern, lebensfrohen Gestalten der Götterbilder abwendete, wurde das Dunkle und Schauerliche für bedeutsam, das Fratzenhafte für kräftig gehalten; das Auge gewöhnte sich an das Unnatürliche, weil man es mit dem Uebernatürlichen verwechselte.

Die Tempel der Götter wurden leer, und auch die, welche vor den Altären knieten, dachten sich den Gott nicht mehr unbefangen in seiner mythischen Gestalt, sondern suchten unter derselben ein Verborgenes, Höheres, Inneres. Die ruhige Hingebung und Liebe, die unbefangene Freude an der Schönheit war nicht mehr: der Sinn für diese wurde nicht mehr geübt.

Diese veränderte Richtung des Volksglaubens war vielleicht eine tiefere, aber dennoch wirkte sie auf die Sitte verderblich. Jene alte, mannhafte Tugend, die

Anhänglichkeit an das Vaterland und seine Gesetze, die Ehrbarkeit und Mäßigung der alten Römer, sie alle beruhten auf demselben Glauben an die Würde und Schönheit der äußeren Erscheinung, welcher die Götter gebildet hatte. Mit diesem Glauben zugleich verschwand ihre Bedeutung, und es fehlte nun an einer festen Richtschnur des Handelns; Klügeleien und Willkür traten an die Stelle eines ehrwürdigen Herkommens, das gegenseitige Vertrauen schwand, die Bande der Pflicht und der Liebe lösten sich, und das Bewußtsein innerer Unsicherheit lähmte überall die Kraft der That. Daher denn Schwäche und Halbheit, daher unglücklich gewählte, verderbliche Mittel, und allemälig immer mehr Mißverständnisse, Unmuth und Unwillen. Auch der thörichte Stolz auf die Verdienste der Vorfahren wirkte verderblich. Das edle Selbstgefühl, das aus dem Bewußtsein eigener Kraft und Würde hervorgeht, ist erhebend und treibt zur Tugend an, der Hochmuth auf angeerbte und unverdiente Vorzüge erschlafft die Gemüther. Daher gaben sich denn die Nachkommen der edlen Häuser Roms der schimpflichsten Weichlichkeit hin. Neuen Geschlechtern und barbarischen Miethstruppen den Krieg überlassend, prahlten sie mit den eiteln Zeichen ihrer Würde, mit der Ueppigkeit des Mahls und der Tracht, füllten ihre Zeit mit der leeren Freude an Thierspielen und den Leistungen der Tänzer, und eine Seefahrt in der Bucht von Bajä, mitten unter ihren kostbaren Landhäusern galt für eine gefahrvolle, wichtige That.

Die Geschichte dieses Verfalls der alten Welt giebt ein trauriges Bild für den, der ihre schönere Zeit mit Bewunderung betrachtet hat, und nun Alles so verändert sieht. Dieselbe Sprache, aber wie gemißbraucht; dieselben Namen, aber von wie unwürdigen Enkeln geführt; dieselben Gebräuche, aber wie so ganz ihrer

eigentlichen Bedeutung beraubt! Allein nur eine einseitige Betrachtung nimmt bloß das Betrübende in diesem Bilde wahr, da es auch höchst Erfreuliches gewährt. Mitten unter diesem Verfall der Sitte drangen die ersten Keime eines höheren Zustandes aus dem Boden hervor. Das Christenthum begann die Welt zu durchbilden. Man hat darüber gestritten, ob das Christenthum diesen Verfall herbeigeführt habe, mit einem offenbaren Mißverständnisse auf beiden Seiten, sowohl von denen, welche ihm eine solche Wirkung zuschrieben, als von ihren Gegnern, welche sie mit Entrüstung verneinten; denn es wäre kein Vorwurf, das Reich der heidnischen Welt gestürzt und ein höheres an seine Stelle gesetzt zu haben. Beide Theile sind nicht ganz im Unrecht. Absichtlich und geradezu wirkte natürlich das Christenthum zum Umsturz des Reiches nicht mit, wohl aber mittelbar, indem es manche Gemüther, und zwar oft die tiefsten und besten, dem heidnischen Staate entzog. Der neuen Lehre flossen großentheils die Lebenssäfte zu, deren der siechende Körper des römischen Reiches bedurfte, die aber doch in ihm nicht mehr im gesunden Umlaufe waren. Alle jene verirrten religiösen Bestrebungen waren eine Folge davon, daß man nicht mehr an die alten heidnischen Götter glaubte, daß der Sinn über ihre natürliche Aeußerlichkeit hinaus in das Höhere und Innere hineinstrebte. Sie waren daher alle aus einem wahren, begründeten Bedürfnisse der Gemüther hervorgegangen, so einseitig, willkürlich und selbst lasterhaft sie auch ausgebildet wurden. Nur das Christenthum vermochte die Sehnsucht, aus welcher sie entstanden, wahrhaft zu befriedigen, und wirklich erhielt es so manche seiner Jünger aus den Schulen der Philosophen und aus den Weiheplätzen der Mysterien. Diese Sehnsucht untergrub die Römerwelt, nicht das Christenthum. Aber freilich, ihm kam

der Verfall des Reichs zu Statten, auf seinen Trümmern erst sammelte sich frische Erde, in welcher die Saat gedeihen konnte. Jenes, in Beziehung auf die Formen des Alterthums betrübende Schauspiel hat daher auch seine erhebende Seite, es zeigt den Sieg des Christenthums.

Freilich war aber dieser Sieg kein schneller, er führte nicht sogleich zu den schönsten Resultaten, vielmehr mußte eine Reihe von Jahrhunderten vorübergehen, bevor das Christenthum sich seines Sieges unbedingt erfreuen durfte. Man nimmt gewöhnlich die Regierung Constantin des Großen als eine entscheidende Grenze der heidnischen und christlichen Aera an, weil er zuerst das Kreuz auf seine Fahnen pflanzte und die christlichen Kirchen öffnete. Allein, wenn man auf die innere Umwandelung der Denkungsweise sieht, können wir hier eine solche Grenze nicht finden. Schon vorher hatte sich unvermerkt manches Christliche in die römischen Verhältnisse eingedrängt und sie modificirt, und nach seiner Zeit wuchs die Einwirkung des christlichen Geistes keineswegs so schnell und bedeutend, daß man schon jetzt eine große Veränderung wahrnehmen könnte.

Vielmehr bildet diese ganze Periode, ungeachtet dieser verschiedenen, widerstrebenden Elemente des heidnischen und christlichen Geistes, die in ihr wogten, in Beziehung auf das geistige Leben, auf Stimmung und Richtung der Gemüther dennoch ein Ganzes, einen untrennbaren Verlauf, in welchem der Verfall der antiken Weise und die Förderung des christlichen Sinnes, oder doch verwandter, wenn auch entarteter Gefühle, gleichmäßig fortschritten. Denn Keiner vermochte sich den Einflüssen dieser christlichen Richtung ganz zu entziehen. Deutlich sehen wir dies an den Vertheidigern des Heidenthums, an den neuplatonischen Philosophen, welche den alten Göttergestalten

andere Gedanken unterzulegen versuchten, und ihre Vielheit auf eine innere Einheit göttlichen Lebens zurückdeuteten, an dem Kaiser Julian, dem Abtrünnigen, welcher dem ihm verhaßten Christenthum seine moralische Kraft, seine Liebesäußerungen und Wohlthätigkeit zu entlehnen strebte. Aber eben so waren auch die Christen, wenigstens in ihrer Mehrzahl, nicht ganz von einem Ueberreste heidnischen Geistes frei. Jene christlichen Gemeinden, wie sie sich unter dem Drucke der Verachtung und der Verfolgung ausbildeten, gehören zu den schönsten Erscheinungen. Hingebende Frömmigkeit, Glaubensmuth, unerschütterliche Festigkeit, dann wieder die Sittenreinheit, der brüderliche, milde Ton, der sich in ihnen bildete, die Anhänglichkeit an die Genossen der Liebesmahle, an die stille Häuslichkeit der Familie, alle diese Züge zusammen geben ein erfreuliches und nachahmungswürdiges Bild. Aber in seiner Reinheit konnte dieser christliche Geist nur so lange bestehen, als er sich einsam und abgesondert von dem öffentlichen Leben hielt; bei jedem Heraustreten mußte er sich heidnischer Sitten und Gesetze bedienen, und dadurch in Zwiespalt mit sich selbst gerathen. Für die Gestaltung eines eigenen Staates, eigener öffentlichen Verhältnisse war er noch nicht reif, wie dies die Geschichte nach der Anerkennung des Christenthums durch Constantin nur allzu deutlich zeigt.

Neben der stillen Wirksamkeit des neuen Geistes in der Verborgenheit christlicher Familien und Zusammenkünfte, wogte das äußere Leben in bunter Verwirrung. Schon die Mischung der Völker ließ eine Einheit der Sitte nicht mehr aufkommen. In Rom selbst sah man den weiten Talar des Orientalen, den kurzen Rock und das Beinkleid des hoch aufgeschossenen, langhaarigen Germanen neben der Toga und Tunica der Eingeborenen. Und auch diese hatten

manches Fremdartige und Phantastische angenommen, die Mode begann schon ihre launenhafte Herrschaft zu führen. Eben so waren denn auch neue Sitten mit der Ueppigkeit einer alten Civilisation gemischt. Die letzte Spur jener früheren Mäßigkeit war gewichen, man bewegte sich nur in den Extremen, in geistiger Absonderung oder in sinnlich Schwülstigem. Nicht bloß die schönen Zeiten republikanischer Einfachheit, wo der Bürger nur mit dem Bürger verkehrte, waren längst vorüber, auch die großartige Einheit der römischen Herrschaft, wo der ganze Erdkreis von derselben Bildung durchdrungen war, gehörte schon der Vergangenheit an. Die Aufgabe und das Ziel des Lebens stand nicht mehr klar vor den Gemüthern, und konnte nicht mehr zu genialer, kräftiger Ausführung begeistern. Die großen Erscheinungen der Vorzeit, die Scipionen und Catonen, Cäsar und Augustus, die Heroen der Vaterlandsliebe und der Freiheit, und selbst die des Ehrgeizes und der Herrschsucht kehrten nicht wieder; so klare in sich abgerundete Gestalten entstanden nicht mehr. Selbst für Ausübung der Tugenden eines Regenten war der Boden zu schlüpfrig geworden. Weder dem Julian, obgleich er Gegner des Christenthums war, noch dem Theodosius kann man Seelengröße absprechen. Aber es drängte sich überall ein Zug des Gekünstelten, Absichtsvollen oder des Gewaltsamen ein, welcher die freie Entwickelung der Charaktere nicht gestattete. Günstiger und einfacher war unstreitig die Aufgabe christlicher Bischöfe, und wirklich zeigen sich unter ihnen wahrhaft erhebende Erscheinungen. Aber auch hier ließ es der Streit über tiefsinnige Dogmen und die Unsicherheit über das, was zur Erreichung des ferneren Zieles nöthig war, selten zu einer wahrhaft großartigen Ausbildung des Charakters kommen. Ueberall war die Macht der Umstände stärker als die

Kraft des Willens. Das launenhafte Glück spielte ein freieres Spiel, seine Kronen vertheilte es nach Gunst, sie waren nicht mehr das Ziel und der Preis des Würdigen, des Beharrlichen; sie saßen auch lose auf dem Haupte und waren ein zweideutiges Geschenk. Elend und Tod grenzten nahe an die Pracht des Palastes. Die Hand bebte zurück vor dem Diadem so vieler Mörder und Gemordeten; Mancher verschmähte die Herrschaft, oder entsagte ihr, nachdem er sie gekostet. Die menschliche Kraft war schwach, der Zufall mächtiger geworden. Das Auge wurde auf sein buntes Spiel aufmerksam, es regte sich ein Sinn des Abenteuers und der Kühnheit, der Vorbote des künftigen Ritterthums. Die Sage sammelte Stoffe, deren sich der romantische Geist der späteren Jahrhunderte leicht bemächtigte.

Bei diesem unruhigen Treiben verlor der Sinn die Fähigkeit, sich in einfachen Gestalten und klaren Umrissen auszusprechen und zu empfinden. In jedem Worte der Schriftsteller dieser Zeit werden wir es gewahr. Die klassischen Formen der Vorzeit konnte man wohl bewundern, aber selbst in der Nachahmung zerstörten bizarre Wendungen den Vers, gehäufte übertriebene Beiwörter die Prosa. Der Sinn war auf das Wunderbare und Gewaltige gerichtet, dem doch die Lage der Dinge nicht entsprach; man gefiel sich in schweren, schwülstigen Formen, und verließ durchweg das Natürliche und Einfache. Daher die unzeitige Einmischung von Metaphern und Citaten, die Häufung fremdartiger und neugebildeter Wörter, endlich die ungehörige Herbeiziehung allgemeiner Betrachtungen bei den einfachsten Gegenständen, deren Begründung aus den nächsten und bekanntesten Rücksichten hervorgehen mußte. Besonders auffallend ist dies bei den Gesetzen, wo dem Befehl, der seiner Natur nach kurz sein müßte, stets die weitläufigsten

Gründe vorausgeschickt sind. So war Rom in seinen letzten Tagen. Als aber die Barbaren kamen, das Weltreich an seiner Geburtsstätte zu überwältigen, fanden sie schon einen Leichnam. —

Es wurde oben bemerkt, daß Waffen und Recht die beiden Pole waren, um welche sich das alte römische Leben wendete. Von den Waffen hat die Geschichte Roms dies zur Genüge bewährt; was die geschichtliche Entwickelung des römischen Rechts anlangt, so nahm sie einen höchst eigenthümlichen Gang. Den großen Umfang vom ersten Anfange des Staats bis Justinian hat man verschieden abgetheilt; einige, nahmen 7 Perioden an: 1) bis zur Vertreibung der der Könige; 2) bis zum Zwölftafelgesetz; 3) bis Augustus; 4) bis Hadrian; 5) bis Constantin dem Großen; 6) bis Theodosius dem Jüngeren; 7) bis Justinian. Andere bezeichnen nur 4 oder 5 Zeitabschnitte, die bis zur Gründung der Republik oder bis zum Decemviralgesetz, bis Augustus, Constantin und Justinian gehen. Savigny theilt ab bei bei dem Zwölftafelgesetz (300 nach Roms Erbauung), bei Cicero (670), bei Alexander Severus (1000) und bei Justinian (1300). Im Ganzen und Großen betrachtet, verwarf das alte römische Recht jeden schwankenden Mittelzustand und kannte nur die Gegensätze einer vollkommenen Willensfähigkeit und Unfähigkeit, einer unbedingten Gebundenheit und Ungebundenheit. Diese scharfe Sonderung giebt sich in den Gegensätzen zwischen dem Bürger (civis) und Fremden (peregrinus), zwischen Herrn (dominus) und Sklaven (servus), zwischen Berechtigten und Rechtlosen, auch im Familienleben zwischen dem Vater und seinem Haussohne, zwischen der eingesegneten oder confarreirten strengen und der beispiellos freien Ehe, bei den Emancipationen und in allen persönlichen Verhältnissen zu

erkennen. Die Verwirklichung der außerordentlichen Willenskraft erfolgte stufenweis und für Ausbildung des Rechts in vier, nicht nach der Zeit streng abzusondernden Perioden. 1) Die erste Rechtsgestaltung, dem ältesten engen Verhältnisse Roms angemessen, kleidete sich in das Gewand der göttlichen Nothwendigkeit, in das heilige Gottesrecht (Jus sacrum), und beruhte in Folge davon auf dem durch Herkommen und Sitten ängstlich beobachtenden Gewohnheitsrecht (mos antiquus). Hierhin sind alle königlichen Verordnungen (leges regiae) zu rechnen, welche Papirius in dem nach ihm benannten jus Papirianum gesammelt haben soll. 2) Die zweite Periode ist die wichtigste, denn in ihr erhielt der römische Charakter seine vollendete Ausbildung. Der Populus Romanus war die Quelle des absoluten Gesammtwillens, er besaß das Recht der Majestät, von welcher das Leben des ganzen Staates ausströmte. Diesen abstracten eisernen Willen, der über sich keinen Richter anerkannte, sich selbst aber, weil er in seiner Reinheit jede nackte Willkürlichkeit verschmähte, der strengste Richter war, betrachteten die republikanischen Römer als die von der Gottheit selbst überkommene ausschließliche Mitgift ihrer Stadt, und bestrebten sich, denselben durch die Gesammtkraft und durch die davon abgeleitete Kraft jedes einzelnen Volksgliedes nach innen und nach außen zu verwirklichen: nach innen, indem sie alle nicht durchaus gleichgültigen Verhältnisse auf eine Weise, welche jede nackte Willkür und bloße Naturnothwendigkeit gleichmäßig ausschließt, festzustellen suchten und von jedem römischen Bürger verlangten, daß er den unerschütterlichen und ewigen Willen (constans ac perpetua voluntas) habe, den bestehenden Satzungen und den Forderungen des Gesammtwillens nach zu leben; nach außen verwirklichten sie ihren eisernen Willen,

indem sie unablässig rangen, ihre Herrschaft über alle Völker zu verbreiten, diese nebst ihren Einrichtungen in den Kreis ihres Lebens hineinzuziehen, dabei aber alle ihre Gewaltthätigkeiten mit der losen Form eines göttlichen Rechts, nämlich mit dem Jus fetiale verschleierten. Das furchtbare Staatsgebet Roms, so oft wiederholt, als ein Lustrum in den Schooß der Götter zurückgekehrt war, lautete nicht anders, als die Himmlischen möchten die Größe des Staates erweitern und verherrlichen (ut dii Res Populi Romani ampliores melioresque facerent), ein Gebetsanruf, dem der jüngere Scipio Africanus im tiefen Vorgefühl des drohenden Verfalles die Bitte beifügte, die Götter möchten den Staat aufrecht erhalten (ut eas perpetuo incolumes servarent). In dieser Periode, in der ein absoluter Gesammtwille herrschte, gewann jedes Verhältniß und jede Bestimmung einen öffentlichen Charakter und die Form einer durchaus politischen Satzung, die Individualität ging unter, und das Recht bildete sich auf die bewunderungswürdigste Weise als ein Jus publicum (Staatsrecht) aus. Hierher gehört zunächst das Zwölftafelgesetz, das, in einem unnachahmlich gedrungenen und durchaus gebietendem Tone abgefaßt, ausschließliche und unabänderliche Norm für die Bewegung aller Volksglieder war. Der Römer hing an diesem mit dem eisernen Griffel auf Erz geschriebenen Gesetze mit blinder Ehrfurcht, so wie er in allen Rechtshandlungen bis zum Lächerlichen förmlich und ceremoniös war. Der Gebrauch der Urväter war dem echten Republikaner unantastbar. Der geringste Irrthum, die geringste Vernachlässigung in den Förmlichkeiten reichte hin, um, wie Gibbon in dem mehr erwähnten Werke andeutet, das Wesen des unbezweifelbarsten Anspruches zu vernichten. Der Patricier verhüllte mit dergleichen geheimnißvollen Handlungen

und räthselhaften Kleinigkeiten die eigentliche Verwaltung des Rechts, bis die Gemeine alle Sklavenketten zersprengte und mit den hochgebornen stolzen Herren (celsi Ramnes) zu gleichen politischen Rechten gelangte. Von dieser Zeit an trat eine Fluth von neuen Gesetzen ein, herbeigeführt theils durch die Beschlüsse des Gesammtvolkes in den Centurien, theils in den Tribus oder Curien, theils durch die Beschlüsse des mit gesetzgebender Kraft ausgerüsteten Staatsrechtes (Senatus consulta), theils endlich dadurch, daß das Vorrecht der Könige auf die höchsten Beamten, auf die Consuln, Dictatoren, Censoren, Prätoren, Volkstribunen, Aedilen und Proconsuln überging. Die Edicte entstanden zur Ergänzung, Milderung oder Reform der Civiljurisprudenz. Das sogenannte Jus honorarium war von unübersehbarer Ausdehnung; über dreitausend Erzplatten, die Gesetze des Senates und des Volkes, lagen allein auf dem Capitol, und diese Wucht des Materials schien alles Recht und alle Rechtskenntnisse zu erdrücken. Dieser Umstand war der hauptsächlichste Grund, warum Juristen von Fach auftraten. Früherhin wandelte der Patricier, als er noch im ausschließlichen Besitze der Rechtsverwaltung war, dann jeder, der sich dazu berufen fühlte, auf dem Forum herum, und ertheilte denen, die ihn um Rath ersuchten, Antworten (Responsa), so daß die Wissenschaft des Rechts um diese Zeit mit unmittelbarer Anwendung auf den täglichen Verkehr stets und auf das Innigste verbunden war. Der Gebrauch des Respondirens nahm in der Folge so überhand, daß Augustus späterhin nur die für competent erklärte, denen er ein Patent dazu ertheilt hatte. Es würde zu weitläufig sein, alle die Rechtskundigen namhaft zu machen, die im 6ten und 7ten Jahrhundert des Staates sich auszeichneten, und es muß genügen, zu wissen, daß jeder

Staatsredner zugleich auch mit dem Recht vertraut sein mußte; Redner war aber fast jeder, der die höchsten Ehren des Staats bestieg. Je weiter Rom seine Grenzen ausdehnte, desto mehr nahm Habsucht zu, und unter dieser Leidenschaft erstarb die der Gesammtheit des Volks innewohnende allgemeine Willenskraft, indem jeder nur sein Interesse verfolgte, mit völliger Vernachlässigung des Allgemeinen. Bei dem sichtbaren Hinneigen des Staates zum Monarchismus erhob sich nach und nach die abstrakte Individualität, der absolute Einzelwille bestimmte auf den Trümmern des republikanischen Gesammtwillens den Charakter aller ererbten Institute und drückte die neuentstandenen Verhältnisse zu privaten, so wie die politische Form aller Satzungen zu einer bloß privatrechtlichen herab. Wie dem Königthum das Jus sacrum und der Republik das Jus publicum angehört, so muß der Kaiserherrschaft die Ausbildung des Privatrechts (Jus privatum) zugeschrieben werden. Gibbon macht dabei die Bemerkung, daß von nun an „der Wille des Kaisers die gesetzliche Kraft und Wirkung hatte, weil das römische Volk dem Fürsten durch das königliche Gesetz den vollen Umfang seiner eigenen Macht und Souveränität übertragen hatte. Den Willen eines Einzigen, vielleicht eines Kindes, ließ man die Weisheit von Jahrhunderten und die Neigung von Millionen überwiegen, und die entarteten Griechen erklärten mit Stolz, daß die willkürliche Ausübung der Gesetzgebungsmacht mit Sicherheit nur in seinen Händen ruhen könne.“ — Aber gerade diese Willkür stürzte den Staat in unselige Verwirrung, und nachdem alle Verbrechen, deren die menschliche Natur jemals fähig ist, verübt worden waren, in den ewigen Untergang. Die Kaiser überboten die Fruchtbarkeit der Republik an neuen, nicht in einem System vereinigten Gesetzen, um die tobenden Fluthen des

Verderbens abzuhalten, und aus der kaiserlichen Hofburg regnete es Edicte, Sanctionen, Rescripte, Episteln, Relationen, Libelle, Mandate, Decrete, oder wie sie im Allgemeinen heißen, Constitutionen in solcher Masse, daß das Chaos kein endlicher Verstand durchschauen konnte. Schon Julius Cäsar soll den Plan gehabt haben, eine Sammlung von Gesetzen, Acten und Consulten zu veranstalten, aber die Dolche der Verschwörung vereitelten die Ausführung. Zwei spätere Sammlungen kaiserlicher Constitutionen (Codices constitutionum), nämlich der Gregorianus und Hermogenianus codex sind verloren gegangen; hierauf folgte die des Theodosius, die er von dem Rechtsgelehrten Antiochus und sieben Gehülfen desselben redigiren und 438 im orientalischen Reiche mit Gesetzeskraft publiciren ließ. Der Kaiser Justinianus I. veranstaltete eine neue, weit umfänglichere Sammlung aller Gesetze, Verordnungen und Constitutionen in seinen Institutionen, Pandekten und Novellen, die später unter dem Namen Corpus juris civilis begriffen worden ist. Die dabei thätigen Juristen waren Tribonian, Theophilus, Stephanus, Dorotheus u. a. Inzwischen war Rom unter den Schlägen des Schicksals gefallen, und Barbaren, trotzige Natursöhne des kalten Nordens, geboten eben an dem Orte, wo die Luculle geschwelgt hatten. Aber den Sturz des Weltreiches überlebte das für die Ewigkeit errichtete Rechtssystem der Römer. Dadurch behielt Rom, auch nachdem es sein Weltreich verloren hatte, doch die Hand an den Zügeln des Regiments über die Menschheit. Ausgezeichnet ist die Vortrefflichkeit der römischen Rechtswissenschaft, ihr ist bis auf den heutigen Tag keine überlegen, keine gleich, sie steht so einzig in der Weltgeschichte, als Rom mit seiner ganzen furchtbaren Weltherrschaft über beinahe zwei Millionen Quadratmeilen. Doch

nicht geringer sind die Urtheile anzuschlagen, welche die römische Rechtswissenschaft den Nationen der Erde, die mit den Römern in pestartige Berührung gekommen sind, gebracht hat. Ueberall verdarb oder vernichtete sie die einheimischen Gebräuche, und selbst die Fürsten der Barbaren, die einstmals das Recht und die Sitte der Urväter mit Gut und Blut vertheidigt hatten, waren nicht abgeneigt, als sie als Sieger auf den Trümmern der römischen Größe standen, einem Rechte Eingang zu verschaffen, das die römischen Imperatoren bei all ihrem unglaublichen Despotismus mit dem Scheine des Gesetzmäßigen bekleidet hatte. Die späteren römisch-deutschen Kaiser, die sich schmeichelten, Nachfolger der römischen Imperatoren zu sein, führten dieses Recht unter dem Namen des Kaiserrechtes ein, und dieses verbreitete sich über das ganze civilisirte Europa. Damit war ein zweiter Nachtheil verbunden: Einführung einer fremden Sprache, die bis in die neueren Zeiten nicht ohne Einfluß geblieben ist, im Mittelalter aber das wesentlichste Hinderniß war, weßhalb die Nationalliteraturen nicht aufkommen konnten.

Den Ursprung der römischen Sprache hat man auf verschiedene Weise zu erklären gesucht, indem man nach einer Grund- und Stammsprache forschte, welche einige im Scythischen, andere im Germanischen, bald im Hebräischen, bald im Keltischen, die meisten im Griechischen fanden. Ohne Zweifel trägt das Lateinische die Grundelemente des Oskischen, einer Sprache in sich, die der Römer vernichtet hat. Die wenigen oskischen Denkmäler die noch übrig sind, stimmen mit dem nicht griechischen Grundtheil des Lateinischen oder Römischen überein. Auch von der Sprache der Sabiner mag Manches in das Lateinische übergegangen sein. Die Aehnlichkeit zwischen dem Griechischen und Lateinischen ist so groß, daß man das Letztere aus dem

Ersteren ableitete, und der an sich sehr unrichtigen Meinung huldigte, als sei das Lateinische allerdings vorhanden gewesen, nur habe die weit gebildetere griechische Sprache einen übergroßen Einfluß auf die Ausbildung der lateinischen ausgeübt. Allein die Aehnlichkeit zwischen beiden Sprachen geht weit tiefer, als auf einzelne Wörter und Wortwurzeln, und zeigt, daß beide Sprachen einer gemeinsamen Wurzel entwachsen sind. Zwar hatte die griechische Sprache zu der Zeit, als sie in Groß-Griechenland herrschend geworden war, viele und wesentliche Vorzüge vor dem Lateinischen, weil sie reifer, ausgebildeter und in Schrift vorhanden war; aber dies Uebergewicht und dieser mögliche Einfluß über die rohe lateinische Sprache erstreckt sich sicher nicht weiter, als auf Einführung einzelner Wörter. Denn ginge dieser Einfluß weiter, so mußte das Volk der rohen Sprache die Sprache selbst umlernen, und davon läßt sich in dem gewöhnlichen Zustande der Völker die Möglichkeit nicht denken. Ungelernt haben ihre Sprache auch die Barbaren des Nordens nicht, die das römische Reich eroberten, sondern durch die gewaltige Zusammenrüttlung der ganz verschieden abgestammten Völker verdarb eine Sprache die andere, und die aus jener Verquickung hervorgegangene Mischung war etwas ganz Neues, eben so zusammengesetzt aus den Elementen der einen wie der andern Rede. Die auffallende Aehnlichkeit beider Sprachen wird aber erklärt, wenn wir die ältesten Einwohner Italiens mit den Pelasgern, als den Stammvätern der Griechen, verwandt, und so aus beiden Sprachen, der griechischen und der lateinischen, als zwei, nur jede auf besondere Weise erzogene Töchter derselben Mutter, nämlich der alten gemeinsamen pelasgischen Rede, denken. Denn die Aehnlichkeit der Natur beider Sprachen ruht nicht bloß auf Wortwurzeln, sondern auf Flexionen, auf Gleichartigkeit

der Bildungsgesetze, auf der ganzen Behandlung und Structur der Rede. Die Zeit, die Mischung neuer Menschen, die zunehmende Bildung konnten mannigfache Einflüsse auf die spätere Gestaltung der Sprache äußern, die wesentliche und wahre Grundlage wurde nicht verändert. Die römische Sprache, anfänglich ein Zweig der lateinischen, dann die einzig herrschende, trägt den Charakter ihres Volkes. In ihr spricht sich ein Streben nach Eigenthümlichkeit, Nüchternheit und Einfachheit aus, das sich zunächst in dem Einflusse der Rechtsgelehrten und Gesetzgeber für Bestimmtheit und Deutlichkeit, in der Militairsprache für Kürze und Gedrungenheit, in den Rednern und Dichtern für Wohllaut, Rundung, Fülle und Eleganz äußerte. Dazu gesellte sich der römische Ehrgeiz, welcher die Spracharmuth in Bezeichnung ästhetischer und speculativer Gegenstände, so wie den Mangel in natürlicher Biegsamkeit einzelner Wörter und ganzer Ideencombinationen an der griechischen Beweglichkeit, Fülle, Natürlichkeit und Anschaulichkeit heranzubilden und die alt-italischen Bestandtheile zu verschleiern trachtete. Die römische Prosa ist eigenthümlicher und enthält ein ungemischteres Latein, die römische Poesie ist mit mannigfaltigen Gräcismen durchwirkt und buntschattirt. Die Zeitalter der römischen Sprachbildung und die Fortschritte der Literatur sind zerstückelt, und nirgends ist der innere Zusammenhang, wie er im Griechischen bemerkt worden ist. Jedes Zeitalter steht im Römischen für sich allein und wird nicht durch das andere getragen. Selbst die einzelnen Schriftsteller stellen sich im republikanischen Zeitalter in ihrer Individualität dar, und treten zwar schaffend auf, aber unbekümmert um den naturgemäßen Gang der Nationalliteratur, dabei beschränkt auf einseitige Bildung, durch einen eigenmächtig gewählten griechischen Schriftsteller bedingt. Auf diese Weise sind die

literarischen Produkte der Römer nicht vom Geiste der Zeit gezogen und zur Reife gebracht; sie sind Pfropfreiser, die, auf fremden Stamm gepfropft, zwar zu einem hohen Fruchtbaum mit weit verzweigten dicken Aesten aufgewachsen sind, aber nie in der natürlichen Schönheit und fruchtbaren Fülle, wie in dem mütterlichen Boden auf dem eigenen Stamme. Durch allerlei Vorurtheile und Irrthümer mußte sich der zerstückte Organismus der Sprache und Literatur hindurchwinden, da es an allgemeiner volksthümlicher Theilnahme fehlte. Daher kommt es auch, daß die Prinzipien der römischen Sprache nicht allgemein gültig geworden sind, und die Structur, nur einseitig ausgebildet, keine allgemeine Ansichten enthält. Aber diese Einseitigkeit, verbunden mit kalter Nüchternheit, die von der phantasiereichen Mannigfaltigkeit, Beweglichkeit und Plastik der Griechen himmelweit verschieden ist, kann als erstes Hülfsmittel dienen, die römische Structurlehre systematischer, als in den zahlreichen Lehrbüchern geschehen ist, darzustellen.

Gewöhnlich nimmt man an, daß das Bild der verschiedenen Menschenalter auch das Bild der römischen Literatur sei. Auf 4 großen Stufen steht die große Distanz des Anfangs und des Endes, und darum auch 4 Perioden: die erste bis Cicero, die zweite von Cicero bis zum Tode des Augustus (14 n. Chr.), die dritte von dieser Zeit bis auf die Regierung der Antonine (138 n. Chr.), die vierte von den Antoninen bis zum Ende des occidentalischen Reiches. Wir gehen aus vom Aufblühen der Literatur bis Cicero (1ste Periode). Von gelehrten Alterthümern finden wir in der Zeit bis zum Ende des ersten punischen Krieges nur äußerst wenige Spuren, so daß man von einer Literatur in diesem Zeitpunkte eigentlich nicht reden kann. Unter die schwachen Spuren der früheren Gelehrsamkeit der Römer könnte man den

Fleiß rechnen, den ein Rechtsgelehrter, Papirius, unter des Tarquinius Superbus Regierung auf die Sammlung der Gesetze verwandte; die Annales maximi der Pontifices maximi und die Libri lintei, Verzeichnisse der Consuln und der bedeutendsten Vorfälle. Diese ersten Erzeugnisse römischen Geistes können höchstens nur für einen rohen Anfang einer geistigen Bildung gelten. Cicero erzählt von Tischliedern, welche Gesänge zu Ehren berühmter Männer waren. Man kannte auch schon Spiele des Scherzes, die Atellanen, welche die vornehmen Jünglinge mit Schauspielen, die in bloßem Tanze und Geberdenspiele bestanden, verbanden. Roher noch waren die Ludi Osci und die Fescenninischen Verse oder Gesänge der Landleute, und in einer für die Römer des goldenen Zeitalters unverständlichen Sprache waren die feierlichen Gesänge (Axamenta) der Salier verfaßt.

Als aber die Römer ihre Eroberungen ausbreiteten über Unteritalien (seit 338 v. Chr.), wo Künste und Wissenschaften Hand in Hand gegangen waren mit einem langen ungestörten Frieden; als sie seit dem ersten punischen Kriege (264 v. Chr.) in Sicilien, dem Vaterlande vortrefflicher Talente, sich festsetzten, und als sie unter dem lieblichen Himmel Griechenlands die Gesänge der dort heimischen Musen gehört hatten — da schwand der Widerwille gegen Künste und Wissenschaften. Freilich war der Erste, welcher nun die römische Sprache bereicherte, ein griechischer Sklave aus Tarent, Livius Andronicus, aber doch war jetzt die Bahn gebrochen. Seit dem Jahre 240 v. Chr. gab er aus dem Griechischen übersetzte und nachgebildete Trauerspiele, so wie die Odyssee. Aus den unbeträchtlichen Fragmenten seiner Geisteswerke ersehen wir, daß noch viel Griechisches seine Schreibart umgiebt, so wie überhaupt die ältesten rö-

mischen Schriftsteller viele Gräcismen haben. Cnejus Nävius aus Campanien schrieb darauf um 235 v. Chr. ein historisches Gedicht über den ersten punischen Krieg, 11 Trauerspiele, auch Lustspiele und Sinngedichte; freilich alles in sehr rauher Art. Seine Zeitgenossen waren die ersten römischen Annalisten, Q. Fabius Pictor und L. Cincius Alimentus, die aber noch wenig von historischer Kritik wußten. Vor allen Dichtern aber erlangte in dieser Zeit Q. Ennius aus Calabrien einen großen Ruhm. Cicero und Virgil schätzten ihn hoch, Quintilian verehrte ihn, und die Römer betrachten ihn als den Vater der römischen Poesie. Er übersetzte das Werk des Euhemerus über die Götter, und bildete seine Trauerspiele (23) denen des Euripides nach. Wohl mag er ein fruchtbares Genie gewesen sein, denn außerdem verfaßte er Satyren (Satyras), Annalen in 18 Gesängen, ein historisches Epos, wozu er den lateinischen Hexameter zuerst erfand, ein Gedicht: Scipio, in trochäischem Versmaß, Lustspiele und Gedichte über verschiedene Gegenstände in allerlei Rhythmen; wohl übertraf er in seinen Werken, von denen wir nur Fragmente haben, seine Vorgänger, aber seine Vorbilder, die Griechen, erreichte er nicht. Mit ihm blühte zugleich der nach dem Muster der griechischen Komiker Menander, Diphilus u. a. dichtende Komödienschreiber Plautus, 184 v. Chr. Seine Komödien sprudeln reichen, treffenden Witz, der freilich oft, seinem Zeitgeschmack zum Opfer, in's Unedle ausartete. Von seinen 130 Stücken sind nur noch 21 vorhanden. In gleichem Genre, nur mit weniger Talent und in einer schlechteren Sprache bemühte sich Cäcilius Statius. 45 Komödientitel, so wie einige Fragmente, sind auf uns gekommen.

So war seit dem punischen Kriege der griechische Geist in einzelnen Erscheinungen über die Bühne des

römischen Volks gegangen, und hatte schon hier und da Beifall gefunden und Nachahmung. Als aber Macedonien im Jahre 168 v. Chr. römischen Gesetzen unterworfen wurde, als später Tausende von Achäern in Italiens Städten viele Jahre als Gefangene lebten, als im Jahre 155 athenische Gesandte rednerische und philosophische Vorträge in Rom hielten vor den ersten Männern des Staats, als seit 154 des Königs Attalus von Pergamus Gesandter, Krates, dem angesehensten Römer griechische Dichter erklärte — da mußte endlich die Blüthe der griechischen Kultur auf den kriegerischen Boden Roms fruchtbringend niederfallen. Nicht Freigelassene nur Männer von niedriger Herkunft mehr blieben nun die Freunde der Wissenschaften, sondern selbst ein Ritter, Lucilius, Großoheim des Pompejus, benutzte die Kenntnisse der griechischen Komödie, um mit Laune und beißendem Witze die Thorheiten und Ausartungen seines Zeitalters zu verfolgen. So wurde er auch der Schöpfer der römischen Satyre. In gebildeter Sprache, mit scharfer Zeichnung der Charaktere, dichtete jetzt nach Meander's Muster Terentius aus Karthago Komödien. Hatte man aber bis jetzt nur griechische Charaktere und Sitten in der Komödie gesehen (Comoediae palliatae), so brachte jetzt der Zeitgenosse des Terentius, Afranius, römische auf das Theater (Fabulae togatae). Auch die Tragödie wurde jetzt gepflegt von Pacuvius aus Brundusium, dem Neffen des Ennius, und jenes Zeitgenossen L. Attius. Sie ahmten zwar den griechischen Tragikern noch nach, aber doch nahmen sie aus der römischen Geschichte ihre Sujets. Der Erstere schrieb die Tragödie „Paulus", der Letztere „Brutus".

Mehr noch aber gedieh die Beredsamkeit, weil die Stürme der Zeit oft diese Kraft forderten, besonders zur Zeit des dritten punischen Krieges. Haben wir

auch keine Werke mehr von solchen Rednern, so sind uns doch die Namen überliefert worden. Sie sind: der Consul (195 vor Chr.) Cato, Sulpicius Galba, Consul im Jahre 108, Tib. und C. Gracchus 133 und 121, Q. Catulus, besonders Licinius Crassus, Consul im Jahre 95 v. Chr., und M. Antonius, Consul im Jahre 99. Ob aber gleich einige dieser Redner die Lehre der griechischen Redner benutzten, so blieb doch das Vorurtheil gegen die griechische Literatur noch so groß, daß selbst Cicero noch die Bekanntschaft mit derselben vor dem Volke verleugnen zu müssen glaubte.

Die zweite Periode oder das goldene Zeitalter (von Cicero an) können wir gleichsam eröffnen mit der erfreulichen Perspektive der stark besuchten Schulen und Grammatiker (Literati, Literatores). Denn was vorher nur dem Zufall überlassen blieb, das baute jetzt emsiger und regelmäßig das System. Die Grammatiker oder Gelehrten, zum Theil Griechen, hatten Schulen errichtet, in denen die Söhne der größten Römer unterrichtet wurden, und von denen aus das Studium der griechischen Literatur, Philosophie und Gelehrsamkeit in immer weiteren Kreisen ausgestreut wurde. Wer hörte nicht gern von einem M. Antonius Gnipho, Orbilius, Attejus, mit Beinamen Philologus, dem Valerius Cato, Staberius Eros, Curtius Nicia und Anderen? Ja man glaubt im Zeitalter der alexandrinischen Gelehrsamkeit zu leben, wenn wir alle Römer, die nur auf Bildung Anspruch machen wollten, nach Athen wandern sehen, um dort Philosophie und Rhetorik zu studiren. Welch einen Schatz von Kenntnissen besaß doch M. Terentius Varro, der Freund des Cicero? Seine Schriften, 490 an der Zahl, behandeln fast alle Fächer. Von seinen 24 Büchern über die lateinische Sprache sind nur noch 6 vollständig.

Fast gleich stehen ihm der Redner und Grammatiker P. Nigidius Figulus und der in epicuräischer Ruhe schwelgende Pomponius Atticus, der Liber annalis schrieb. Doch über Alle glänzt der schon oft erwähnte Cicero. Die Zeit der Parteikämpfe in Rom mußte sein Genie in die glänzende Bahn des Redners weisen. Vor ihm hatten zwar schon Crassus, Antonius und Q. Hortensius vielen Beifall gefunden; aber ihm hatte die Natur den Stempel der Beredsamkeit aufgedrückt. Er reißt uns mit sich fort, wenn jetzt der seelenvollste Affekt, die Rührung und Erhabenheit uns berührt, jetzt in Kraft und edlem Sturm die Rede daherfährt, gleich dem Sturme der bewegenden Leidenschaften. Jetzt ist er schlicht und einfach, jetzt prunkvoll und kunstreich, doch der Wohllaut der Rede, die Harmonie des Rhythmus begleitet jedes seiner Worte. Wohl hätte ihn das Studium der Beredsamkeit allein nicht über alle Zeitgenossen erheben können: das war sein Fleiß in allen griechischen Wissenschaften und Künsten. Demosthenes und Phocion — beides ist er zugleich. Er suchte übrigens auch sein Volk durch rhetorische und philosophische Schriften zu bilden, und in seinen vielen Briefen zeigt er uns hier den edelsten Ausdruck rednerischer Kunst, dort die Leichtigkeit einer geistreichen Unterhaltung. Zur Ehre des römischen Volkes sei es aber auch gesagt, daß Cicero ehrenvolle Nebenbuhler hatte, den M. Cölius Rufus, einen finstern Mann, den Licinius Calvus, einen ängstlichen Kritiker seiner selbst, und vor allen C. Julius Cäsar. Mit Anmuth und Leichtigkeit, mit gewählter Eleganz sind seine Bücher über den gallischen und bürgerlichen Krieg geschrieben. Neben ihm dürfen wir den Cornelius Nepos nennen, der in seinen Lebensbeschreibungen griechischer Feldherren durch gedrungene Einkleidung die Kürze seiner Nachrichten übersehen läßt.

zu bedauern ist, daß der größte Theil seiner Schriften verloren gegangen! Einer Reminiscenz des griechischen Geschichtschreibers Thucydides begegnen wir im Sallustius. Er ist kurz und kraftvoll, gedankenreich und ein äußerlicher Freund altrömischer Tugend in seiner Verschwörung des Catilina, und seinem Krieg der Römer mit Jugurtha. Verschwundene Geschichtswerke dieser Zeit sind die von L. Sisenna, Lucceius, L. Lucullus, dem Besieger des Mithridates, Brutus und L. Aelius Tubero.

Komödie und Tragödie, sogar das Epos, scheinen jedoch nun für immer zu Grabe getragen. Man stellte jetzt in Mimen (Monodramen), besonders durch Geberdensprache, die Beweglichkeit des gemeinen Lebens, leider oft auch mit pöbelhaften Scherzen, dar. Cn. Mattius, Laberius und besonders Publius Syrus waren die Bildner dieser Belustigungen. Ein philosophisches Gedicht, aus der Schule des Epicur, lieferte jetzt der Ritter Lucretius. Wohl mögen hier und da poetische Farben aus diesem Philosophen über die Natur der Dinge glänzen, aber jetzt, wo die Prosa auf der höchsten Stufe stand, schaut doch dieses Gedicht (in 6 Büchern), gleich dem Janus, zu nüchtern der Vergangenheit zu. Dagegen ist der lyrische Dichter Catullus gefälliger und naiver. Doch gleicht sein gefühlvoller Scherz nur zu oft der Naivetät leicht schäkernder Aspasien.

Ganz anders, als bisher, gestaltete sich das literarische Leben seit der Alleinherrschaft des Augustus. Die Beredsamkeit, deren Glanz und Wirkung durch den Untergang der Freiheit verwischt wurde, zog sich aus dem öffentlichen Leben in die Schulen der Redekünstler zurück. Hier leiteten eine Anzahl aufgestandener Rhetoren die Uebungen der Beredsamkeit durch Reden über erdichtete oder schon behandelte Fälle.

Das sind die Declamationes. Als Redner zeichnete sich jetzt aus M. Valerius Messala, mit dem Beinamen Corvinus, durch eine schön ausgearbeitete Sprache und durch Anmuth; Cassius Severus durch beißenden Witz und Schmähsucht, und M. Porcius Latro. Als besonderer Beschützer dieses Theiles der Literatur wird Asinius Pollio gerühmt. Seine eigenen Reden zeigten zwar noch eine alterthümliche Einfachheit und Nüchternheit, aber doch hatten sie den Ruhm einer zweckmäßigen Anordnung. Zu keiner Zeit aber wurde in Rom den Wissenschaften mehr Schutz und Aufmunterung gewährt, als eben jetzt. Das Triumvirat der Musenfreunde: Mäcenas, Asinius Pollio und Val. Messala weckte die Geister und ließ Werke entstehen, die wir noch heute bewundern. Auch wurden jetzt die ersten öffentlichen Bibliotheken gestiftet von Asinius Pollio, im Jahre 39 v. Chr., und von Augustus selbst die palatinische Bibliothek im Jahre 28 v. Chr. Länger schwiegen die gesangreichen Musen nicht; ihre Lieblinge betraten den heiligen Hain, damit der Schwanengesang des goldenen Zeitalters herübertöne zu den entferntesten Jahrhunderten. Virgilius vollendete die epische und didaktische Poesie. Gleich dem Homer, seinem Vorbilde, wollte er seinem Volke ein National-Epos geben durch die „Aeneis" in 12 Büchern. Die Originalität Homers konnte er bei seiner etwas dürftigen Erfindungsgabe nicht erreichen, aber Mühe und Kunst ließ ihn doch die edelste Form darüber decken. Selbstständiger und begabter und doch höchst anmuthig erscheint er in seinem Gedichte vom Landbau, zu dessen Ausführung er sieben Jahre gebrauchte. Seine eigene Person und seine Empfindungen schildert er in seinem Gemälde der Hirtenwelt, in 10 Eklogen. Sein Muster hierin war Theokrit. Der größte lyrische Dichter, Horatius, ver-

diente ein Günstling des Augustus zu sein. Seine Oden zu lesen, ist die Aufgabe heiterer Stunden: sie sind kühn und einschmeichelnd. In seinen Satyren und Episteln herrscht edler Ernst neben Spott und Scherz, so wie die verfeinerte Lebensweisheit. In seinen Epoden führte er die jambische Dichtart des Archilochus ein. Viel wurde auch jetzt in der Elegie gethan. Wer kennte nicht den natürlichen, sanften und harmonischen Tibullus, den Quintilian den ersten Elegiker der Römer preist? An Verdienst stehen ihm nach Pedo Albinovanus und Cornelius Gallus. Klein und unbedeutend erscheinen neben der Hoheit jener Dichter L. Varius, Verfasser eines Trauerspiels „Thyestes"; T. Valgius Rufus, ein Epiker und Elegiendichter; C. Helvius Cinna, Sänger eines sehr dunklen Gedichts, und Cassius aus Parma, ein erotischer Dichter. Auch Mäcenas dichtete, doch wird sein Ausdruck als süßlich und unnatürlich getadelt. Mehr scheint er als Kritiker genützt zu haben.

Endlich wurde noch das literarische Streben, besonders durch die von Asinius Pollio eingeführte Sitte, seine Schriften und Geisteserzeugnisse jeder Art vorzulesen, nicht bloß vor einem Kreise vertrauter Freunde, sondern vor gemischten Versammlungen, vorzulesen. Doch aus eben dieser Sitte ging auch, indem nun jeder durch Gelehrsamkeit, Neuheit der Ausdrücke und rhetorischen Schmuck glänzen wollte, eine veränderte Richtung des Geschmackes hervor, die eben nicht der Vollendung zuführte. Spuren dieser Erscheinung trägt Ovidius hier und da an sich, besonders wohl in den Heroiden, einer Art Briefe voll verliebter Klagen. Doch wahrhaft poetischen Geist, lebendige Einbildungskraft neben dem natürlichsten Vermögen eines Versbaues, einen behenden Witz dürfen wir ihm wohl nicht absprechen. Seiner elegi-

schen Klagen sind zu viele, um sie mit Vergnügen lesen zu können; und sein schönstes Gedicht sind die Metamorphosen, Beschreibungen mythischer Verwandlungen; sein eigenthümlichstes die Fasti, eine dichterische Beschreibung der römischen Feste. Auch ist er Erotiker, so wie er auch als Tragiker die Medea geschrieben haben soll. Außer dem verlorenen didaktischen Gedichte eines Aemilius Macer aus Verona über die Kraft der Kräuter, und einem über die Fische von einem unbekannten Verfasser (man muthmaßt auf den Gratius Faliscus, dem auch ein Gedicht über die Jagd zugeschrieben wird), ist noch ein Dichter übrig: Propertius, dessen Muster die griechischen Elegien des Kallimachus und Philetas waren. Er ist würdevoll, leidenschaftlich und sinnlich; nur prunkt er mehr mit Gelehrsamkeit, als einem natürlichen Ausdruck. Wir schließen diese Periode mit einer erfreulichen Erscheinung des Livius. Vor ihm zwar hatte schon Trojus Pompejus eine Geschichte des macedonischen Reiches mit Treue und wohl auch in einer edlen Manier geschrieben, doch der Paduaner bleibt ein Muster würdiger und pragmatischer Geschichtsschreibung. Wohl hat er nicht die Leichtigkeit des Cäsar, aber doch in seiner prachtvollen Schreibart Verständlichkeit und Leben, treffliche Nüancirung der Charaktere und Zeiten, und in seinen Reden feierliche, römische Würde.

So freudig man die dritte Periode der römischen Literatur betritt, so wehmüthig gehen wir jetzt in die vierte ein, von August's Tode bis zur Regierung der Antonine. Man nennt diese das silberne Zeitalter. Der letzte Schein der Freiheit ging unter, als die wahren witzigen Nachfolger des Augustus auf seinem Throne saßen, und mit ihr sank der edle Stolz in den edlen Gesinnungen der Römer. Unter der Last der Tyrannei verschrumpfte ihr Sinn für das Edle

und Anständige in den Wissenschaften, und darum finden wir nur noch Zwerggewächse, Reliquien des goldenen Zeitalters, mit wenigen ruhmwürdigen Ausnahmen zur Zeit des Vespasianus und Titus. Die Beredsamkeit konnte nicht mehr gedeihen; der Kreis des Wirkens war zerstört; dafür liebte man die Rhetorik desto mehr, gleichsam zur Entschädigung des Schweigens. Aber je weniger sie auch Anwendung auf das Leben erlaubt, und je weniger eine edle Gesinnung in den Herzen der Römer schlug, desto mehr wich die alte Würde und der kühne Stolz der Vorfahren: Wortgepränge, Witz und großartige Gedanken sollten die Nichtigkeit verhüllen. Werke rhetorischen Inhalts lieferte Marcus Seneca. Er schrieb bürgerliche Rechtshändel (Controversias) in 10 Büchern (wovon noch Excerpta übrig) und Suasorias (Empfehlungsreden). Doch jene rhetorische Krankheit griff um sich, auch die Dichter wurden angesteckt, und statt rein poetische Sujets zu bearbeiten, hauchten sie in hochtrabenden Declamationen rhetorische Stoffe aus: das war die losgelassene Rhetorik. Der Epiker Lucan hat sein richtiges Urtheil von Quintilian, der ihn lieber zu den Rednern rechnen möchte, schon dahin. Die glänzendsten Theile seines Gedichts Pharsalia sind Charakterschilderungen und Reden. Sein Ausdruck ist weit. Valerius Flaccus, der Sänger des Argonautenzuges, und Silius Italicus, der geschichtliche Führer im zweiten punischen Kriege, haben nie ihre Vorbilder, jener den Apollonius Rhodius, dieser den Virgil, erreicht. Sie erzählten, aber Gesang ist es nicht. Dem Papinius Statius, Verfasser von Gelegenheitsgedichten (5 Bücher Sylvarum), von einer Thebaide in 12 Büchern, und einer Achilleide, fehlte es nur an Allem, was den Liebling der Musen bezeichnet. Auch (10) Tragödien wurden in diesem Zeitalter gedichtet, die man

zwar dem Annäus Seneca zuschreibt, wahrscheinlich aber mehreren Verfassern ihre Entstehung verdanken. Kann man denselben auch nicht große Gedanken und gute Sittensprüche ableugnen, so sind sie doch ganz von der tragischen Einfachheit der Griechen entfernt, ohne wohlangelegten Plan und ohne dichterische Sprache. Die Satyre hatte übrigens durch die Verdorbenheit der Zeit genug Aufforderung, und wurde von dem dunkeln, declamatorischen Persius und dem feurigen Juvenalis gepflegt. Wir können noch die Sinngedichte des Martialis hierher rechnen, die mit dem mannigfaltigsten Witze componirt sind. Außerdem war auch ein Fabeldichter Phädrus aufgetreten, der nicht ohne Glück die Fabel in ein poetisches Gewand hüllte. —

Die Geschichte hatte Freunde gefunden an einigen Männern aus dem Zeitalter des Augustus. Aber Cremutius Cordus hatte dem Tiberius zu freimüthig gesprochen: Flammen mußten seine Erzeugnisse verzehren. Aufidius Bassus hat nicht das Glück gehabt, seine edlen Arbeiten der Nachwelt überlassen zu können. Vellejus Paterculus konnte zwar in seiner kurzen römischen Geschichte die rhetorische Richtung seiner Zeit, so wie die Nothwendigkeit einer Schmeichelei nicht verleugnen, doch wußte er sich gefällig auszudrücken und zweckmäßig zu arrangiren. Valerius Maximus, ein Sammler von Anekdoten, wollte lieber durch rhetorische Kunst, denn als Geschichtsschreiber glänzen. Curtius Rufus, wahrscheinlich aus dieser Periode, schrieb von den Thaten Alexanders des Großen, in gesuchter und geschmückter Art. Gewiß zu bedauern ist der Verlust der 20 Bücher der Kriege Deutschlands von C. Plinius Secundus. Von ihm, der eine Naturgeschichte in 37 Büchern mit eisernem Fleiß aus mehr als 2000 meistens griechischen Schriftstellern compi=

lirte, können wir wohl ein Werk erwarten, das über die schiefe Richtung seiner Zeit hinausreichte. Aus der schon oft gerügten literarischen Tendenz dieser Periode ging unstreitig auch die Pflege des stoischen Systems hervor, weil es eine rhetorische Ausschmückung vor allen anderen Systemen zuließ. Hätte man doch dasselbe zur Erhebung sittlicher Würde benutzt! Wir begegnen hier dem Manne, welcher durch den Mißbrauch seiner Talente zu bloßem Witz und kurzen Sätzen sein Zeitalter besonders verdarb, dem Philosophen und Lehrer des Kaisers Nero, L. Annäus Seneca. Er hat 12 philosophische Schriften in künstlich zugespitzter Schreibart, und 7 Bücher meteorologischer und physikalischer Untersuchungen hinterlassen. Scharfsinn und geistige Speise kann man ihm jedoch nicht absprechen. Endlich ist er auch der Verfasser von 124 Briefen an den Lucilius.

Das waren die überreifen Früchte der Zeit bis Vespasianus. Unter ihm aber und Titus erschien noch ein erfreuliches Abendroth, das den scheidenden Tag noch eine kurze Zeit verlängerte. Die Größe früherer Zeit leuchtete noch einmal wieder in Quintilianus Plinius und Tacitus. Quintilian rief gleichsam den Geist des Cicero zurück durch Beispiel und Lehre. In seinen 12 Büchern de Institutione oratoria legt er die besten Regeln der Rhetorik dar, indem er sie zugleich durch Anführung und planmäßige Erläuterung der besten Muster praktisch auslegt. Ausgenommen die 19 größeren Uebungsreden (Declamationes) mögen die anderen kleineren 145 wohl von anderen Verfassern sein. Und wer könnte unbewundert an der Tiefe des Tacitus vorübergehen? Das war die Vollendung der Darstellung, der Sieg der Klio, die Reife der Philosophie und die Freude aller Musen — als er den Griffel seines altrömischen Sinnes führte. Er schrieb über

die Sitten der Deutschen, 16 Bücher Annalen, von denen das siebente bis zehnte, das Ende des fünften und sechszehnten fehlen, und 5 Bücher Historiarum. Seiner unwürdig würde der treffliche Dialog über die Ursachen des Verderbnisses der Beredsamkeit nicht sein, aber die Manen Quintilians und Tacitus' streiten darum. Der Dritte im Bunde dieser Schönheit ist Plinius der Jüngere, Schüler des Quintilianus. Gewandt, kunstreich und vielseitig sind seine Briefe zu nennen, die in 10 Büchern geordnet sind. Einige Eitelkeit, die bisweilen hindurchleuchtet, können wir nicht verschweigen. Noch einmal lächelt uns echt römische Beredsamkeit in seiner Lobrede auf Trajan. An der Grenze dieser Zeit stehen noch zwei Geschichtsschreiber, schon wieder in den rauschenden Strom des Unterganges hineingezogen. Hält sich auch Suetonius in seinen trockenen Lebensbeschreibungen der Kaiser noch ängstlich über der allgemeinen Fluth, so ist Florus untergegangen in seinem eigenen Rausche von Lobeserhebungen, die er ohne Maß ausstreut.

Diesem Umriß der dritten Periode haben wir nur noch einige Schriftsteller hinzuzufügen, die einen geringern Namen haben. Ein guter Kopf war Cornelius Celsus, von dessen encyklopädischem Werke (Artes) wir nur den medicinischen Theil noch haben. Pomponius Mela schrieb kurz und genau eine Erdbeschreibung in 3 Büchern. Columella schrieb über Landwirthschaft, Scribonius Largus über der Medicamente Zusammensetzung, Asconius Pedianus über einige Reden Cicero's Anmerkungen, und Julius Frontinus über Wasserleitungen, und Strategematica (über Kriegslisten u. s. w.).

In der vierten Periode, von den Antoninen (138 n. Chr.) bis zum Ende des occidentalischen Reiches, wurde der römischen Muse auch der silberne

Reif entrissen, und Sittenlosigkeit mit ihrem ganzen Gefolge und Barbarismus drückten ihr den ehernen Todtenkranz auf die sonst so köstlich geschmückte Stirn. Als besonders Rom seine weltgebietende Glorie verloren, glaubte man sogar, hier nicht mehr den Maßstab des Geschmacks allein zu holen, und die Provinzialschulen in Karthago, Bourdeaux, Lyon, Trier und anderen Städten trugen einen großen Theil der Schuld, daß die Sprache mit unlateinischen Wörtern, Wortformen und Constructionen beladen wurde. Der Kirchenvater Tertullianus, der Schöpfer der lateinischen Kirchensprache, that sein Möglichstes. Man fühlte wohl die traurige Umbildung der Römersprache; wie eine ausgestorbene mußten die Schriftsteller aus alten Mustern ihre Muttersprache studiren, und die große Zahl der Grammatiker hinterließen daher theils grammatische Belehrungen, theils Commentare, theils Fragmente, theils Compilationen, z. B. Cassiodorus, welcher Edicte der Kaiser sammelte, und Solinus, der einen Auszug aus dem ältern Plinius fertigte.

Philosophie wurde gepflegt von Apulejus, einem Platonischen Philosophen, der 11 Bücher vom goldenen Esel schrieb; von Chalcidius, der eine Uebersetzung des ersten Theils von Plato's Timäus gab, und von Boëtius, auch wie Chalcidius ein Platoniker. Er schrieb über den Trost der Philosophie.

Die Freunde der Rhetorik waren: Cornelius Fronto. Es ist uns noch Einiges von seinen mit Barbarismen angefüllten Schriften übrig. Claudius Mamertinus, Eumenius, Nazarius, Pacatus Drepanius sind Panegyriker.

Die Geschichtsschreibung liegt im Argen. Justinus machte einen Auszug aus der allgemeinen Geschichte des Trogus Pompejus. Aelius Spartianus, Julius Capitolinus, Trebellius

Pollio, Flavius Vopiscus schrieben die Geschichte der Kaiser ohne Anlage zu diesem Geschäft. Der beste von diesen ist der Letztere. Aurelius Victor gab eine Geschichte über des römischen Volkes Ursprung und noch zwei kleinere Schriften. Flavius Eutropius verfertigte auf Befehl des Kaisers Valens einen Abriß der römischen Geschichte in 10 Büchern. Die Schreibart ist schmucklos und leicht. Sextus Rufus schrieb einen kurzen Inbegriff über die Siege des römischen Volkes. Doch mit Treue und Umsicht, freilich auch in barbarischer Sprache, liefert Ammianus Marcellinus, ein geborener Grieche, seine römische Geschichte in 31 Büchern. Die ersten 13 sind verloren.

Daß auch die Dichtkunst bei dieser allgemeinen Verderbniß keine ausgezeichnete Pfleger hatte, läßt sich wohl denken. Flavius Avianus schrieb in elegischem Versmaaße 42 Fabeln. Er steht dem Phädrus sehr nach. Dionysius Cato dichtete Disticha über die Sitten. Der lehrreiche Inhalt ist das Lobenswertheste. Nemesianus in seinem Gedicht über die Jagd, und Calpurnius in seinen 17 Idyllen zeigten für ihr Jahrhundert dichterisches Talent, und besonders der Erstere einen reinen Styl. Magnus Ausonius war Epigrammen- und Idyllendichter. Er erreichte die vorhergehenden Dichter nicht. Prudentius Clemens war ein christlicher Dichter ohne poetisches Verdienst. Claudianus, der mehrere panegyrische Gedichte, zwei Epopöen über den Raub der Proserpina und andere Kleinigkeiten gab, war gewiß ein Dichter von großem Talent. Er steht weit über seine Zeit. Von Festus Avienus haben wir eine Metaphrase des Aratus, und von Rutilius Numatianus ein verstümmeltes Gedicht über eine Seereise in elegischem Versmaaße; nicht ganz ohne Werth. Mit Lebhaftigkeit und Witz stellte Petro-

nius Arbiter in seinem Satyricon die Schlechtigkeit seiner Zeit (wahrscheinlich unter den Antoninen) dar; Marcianus Capella, der sich in einer ausgesucht fehlerhaften Sprache bewegt, gab einen allegorischen Roman über die Vermählung Mercurs mit der Philologie zu seinem encyklopädischen Werke über die sieben freien Künste. Aehnlich in encyklopädischer Hinsicht ist L. Ampelius, der in seinem Liber memorialis Merkwürdigkeiten aus der Astronomie, Geographie und Geschichte beschrieb.

Briefsteller waren Aurelius Symmachus, ein Gegner der Christen, welcher in seinen Briefen dem Plinius ohne Erfolg nacheiferte; die Briefe des Sidonius Apollinaris, Bischofs in Frankreich, sind höchstens ihres Inhalts wegen zu achten.

Als mathematische Schriftsteller werden genannt: Julius Firmicus Maternus, der in seiner Mathesis (8 Bücher) über den Einfluß der Gestirne sprach, und Vegetius Renatus über das Kriegswesen (5 Bücher).

Vibius Sequester schrieb ein brauchbares Werk über Flüsse, Quellen, Seen, Wälder, Berge und Völker, deren bei Dichtern Erwähnung geschieht.

Aerztliche Schriften sind von Serenus Sammonicus, ein Gedicht über die Medicin; von Marcellus Empiricus über Arzneimittel.

Auch ein Kochbuch ziert die römische Literatur. Apicius ist es, ein berüchtigter Schlemmer, der 10 Bücher de Re culinaria verfaßte.

Ein Werk über die Landwirthschaft schrieb Palladius, einfach und korrekt, das letzte Buch sogar in elegischen Versen.

Wir beschließen endlich die große Reihe der römischen Literatur mit einer neuen Erscheinung damaliger Zeit. Aus Mythologie und Heidenthum treten wir über in das Christenthum. Florens Tertullia-

nus, zwar einer der gelehrtesten Kirchenväter, schrieb barbarisch und schwülstig. Minucius Felix, Verfasser einer Schutzschrift, erinnert bei weitem mehr in seiner Sprache an die verflossene schöne Zeit römischer Sprache; doch ein Strahl des goldenen Zeitalters war noch Lactantius, der moralische und dogmatische Abhandlungen schrieb. Mit Gelehrsamkeit und Philosophie verband er eine klassische Sprache. Aber auch diese letzten Reste gingen bald unter, und in ewige Nacht war der Koloß der römischen Herrschaft vergraben. Verstummt war der Schlachtruf der alten Legionen, verstummt die Triumphe der Consuln, verstummt die Rednerbühne, von der herab Cicero, Cäsar und andere gewaltige Geister das Volk zu edlen Thaten begeistert hatten, und jener Römer, der mit seinem eisernen Willen den Erdkreis beherrschte, war die Beute der Lasterhaftigkeit, des Aberglaubens und der feilsten Knechtschaft geworden. Der innere Verfall, die Auflösung der Sitten war so groß, daß der Lombarde unter dem Namen Römer Alles begriff, was niederträchtig, was feige, was treulos ist, die äußersten Enden der Habsucht und Ueppigkeit und jedes Laster, das die Würde der menschlichen Natur schänden kann. Aber obwohl beispiellos die Stürme waren, in denen fast alle Nationen, vom Durste der Rache getrieben, mit des Schwertes Mordlust von Rom zurückforderten, was es ihnen mit dem bluttriefenden Schwerte geraubt hatte; obwohl die geheiligte Grenze des Reichs beschränkt, und der Gott Terminus von den Ufern des Oceans, von den Wellen des Rheins, der Donau und des Euphrats bis unter die verfallenen Mauern Roms zurückgewichen war; obwohl die Tyrannei der Gothen und Griechen die letzten Reste des römischen Lebens, der römischen Kunst, Literatur, Sprache und Alles vertilgte, was nur irgend einen Zug, einen Schein, eine Erinnerung der

alten Herrlichkeit zu erhalten schien: doch ging Rom nicht nur nicht unter, sondern es war noch einmal vom Schicksal bestimmt, die Zügel der Weltherrschaft zu führen. Und diese neue Weltherrschaft, durch die Rom aus seinem Schutte zu neuem Glanze erhoben ward, übte eine Tyrannei aus, wenigstens eben so furchtbar, eben so gewaltthätig, als der altrömische Militärdespotismus gewesen war. —

Wir finden keinen passendern Uebergang von der alten zur neuern Geschichte Italiens, als wenn wir hier Dasjenige hier anführen, was der rühmlich bekannte Historiker Burckhardt (in dem oben genannten Werke) über die Regierung und das Christenthum des Kaisers Constantin des Großen sagt:

Satt an Schicksalen, hatte Diocletian, nach 20jähriger Regierung, freiwillig dem Throne entsagt, ung grub und pflanzte in seinem Gemüsegarten. Gleichzeitig, aber sehr wider seinen Willen, hatte, alter Verabredung gemäß, sein Mitkaiser Maximian in Italien denselben Staatsakt vollziehen müssen, und war auf ein schön gelegenes Landhaus in Lucanien gegangen. Galerius, Diocletians Adoptivsohn, und Constantius Chlorus, bisher die beiden Cäsaren des Reiches, waren jetzt zu Kaisern befördert, und hatten neue Cäsaren zu ernennen. Die Wahl hatte jedoch Diocletian ausschließlich dem Galerius vorbehalten, und dieser ernannte (mit gänzlicher Uebergehung des Maxentius, des Sohnes Maximians), einen General Severus zum Cäsar des Westens, und seinen Neffen Maximinus Daza zum Cäsar des Ostens.

Einige Monate hindurch schien diese Succession ihren vorgeschriebenen Gang zu gehen. Aber gleich zu Anfang des nächsten Jahres (306) tritt in diesem merkwürdigen Drama eine neue Person auf, die in den Verlauf der Handlung mächtig eingreift; es ist

Constantin, von der Geschichte genannt der Große, der Sohn des eben erst zum Augustus emporgerückten Constantius Chlorus, und eben so wie Maxentius bei der letzten Cäsarenwahl von Galerius übergangen. Er war im Waffendienste herangewachsen, und lebte als Tribun ersten Ranges am kaiserlichen Hofe zu Nikomedien. Jetzt war er mit einem Male von dort entwichen, nnd erschien bei seinem Vater Constantius, als derselbe eben im Begriffe war, aus dem Hafen von Gessoriacum (Boulogne) zum Feldzuge nach Britannien abzusegeln.

Constantins Andenken hat in der Geschichte das größte denkbare Unglück gehabt. Daß die heidnischen Schriftsteller ihm feind sein mußten, versteht sich von selbst, und würde ihm in den Augen der Nachwelt keinen Schaden thun. Allein er ist in die Hände des widerlichsten aller Lobredner gefallen, der sein Bild durch und durch verfälscht hat. Es ist Eusebius von Cäsarea und sein „Leben Constantins" gemeint. Der bei allen Fehlern immerhin bedeutende Mensch macht hier durchweg das Angesicht eines andächtigen Frömmlers, während doch anderweitig so viele seiner Missethaten auf alle Weise constatirt sind. Am wahrscheinlichsten war Constantin ein politischer Rechner, der alle vorhandenen physischen Kräfte und geistigen Mächte mit Besonnenheit zu dem einen Zwecke benutzte, sich und seine Herrschaft zu behaupten, ohne sich irgendwo ganz hinzugeben. Einen erhebenden Anblick gewährt ein solcher Egoist nicht, allein die Geschichte hat sattsame Gelegenheit, sich an dergleichen Charaktere zu gewöhnen. Ueberdies kann man sich bei einiger Billigkeit überzeugen, daß Constantin gleich von seinem ersten politischen Auftreten an consequent nach demjenigen Prinzip handelte, welches der energische Ehrgeiz, so lange die Welt steht, „Nothwendigkeit" genannt hat. Es ist jene wunder=

same Verkettung von Thaten und Schicksalen, in welche der höher begabte Ehrgeizige wie von einer dunklen Macht hineingezogen wird. Vergebens ruft das Rechtsgefühl ihm seinen Protest entgegen, vergebens steigen Millionen Gebete der Unterdrückten zur Nemesis empor; — der große Mensch vollzieht, oft ohne Wissen, höhere Beschlüsse, und ein Weltalter drückt sich in seiner Person aus, während er selber seine Zeit zu beherrschen und zu bestimmen glaubt.

Bei Constantin ist gleich die Beurtheilung seines ersten Schrittes entscheidend. Galerius hatte ihm, wie es heißt, im Sarmatenkriege und dann bei scheinbar gymnastischem Kampfe mit wilden Thieren einen sichern Untergang zugedacht, allein der furchtlose Held siegte über Barbarenfürsten und Löwen und legte sie dem neuen Oberkaiser vor die Füße. Dann hatte Galerius, trotz wiederholter Briefe des Constantius Chlorus, den Sohn zu ihm zu senden, diesen in ganz feindseliger Weise wie einen Gefangenen bei sich behalten, und erst nachgegeben, nachdem er es durchaus nicht mehr verweigern konnte. Constantin, mit Erlaubniß versehen, reiste vor der festgesetzten Zeit in größtem Geheimniß ab, und lähmte auf den ersten Stationen die Pferde der kaiserlichen Post, damit ihm Niemand nachsetzen könne. Von all diesem darf man wohl so viel voraussetzen, daß er sich im Ernste bedroht glaubte. Galerius mußte ihn hassen, schon als einen zurückgesetzten und dennoch hochstrebenden Kaisersohn, aber er entließ ihn doch! Ob dagegen Constantin ein reines Gewissen hatte, bleibt immerhin höchst zweifelhaft.

Bei seinem Vater angelangt, machte er zuerst dessen siegreichen Feldzug gegen die Pikten in Schottland mit. Chlorus war nämlich noch durchaus nicht am Sterben, wie Euseb zu größerer Rührung an-

giebt, hatte auch seinen Sohn deshalb nicht herbeigerufen. Bald nach der Rückkehr vom Kriege starb er aber wirklich (25. Juli 306). Nach der Reichsordnung des Diocletian, welchem alle Betreffenden ihre Stellung verdankten, sollte nun Galerius einen neuen Augustus ernennen und demselben einen Cäsar an die Seite setzen. Sollte aber das Erbrecht mit diesem Kaiserrecht in Verbindung gebracht werden, so hatten die Söhne des Constantius aus seiner Ehe mit des alten Maximian Stieftochter, nämlich Delmatius, Hanniballianus und Julius Constantius, einen unbedingten Vorzug. Sie waren allerdings noch sehr jung, der Aelteste kaum dreizehnjährig.

Statt dessen succedirt Constantin. Es ist viel verlangt, wenn man sich für die so wunderlich bedingte Diocletianische Reichsordnung ereifern soll; wenn sie aber zu Rechte bestand, so war Constantin ein Usurpator. Eine Beischläferin Helena hatte ihn dem Constantius zu Naïssus in Serbien geboren im Jahre 274, und so war er auch von Seiten des Erbrechtes strenge genommen keiner Succession fähig. Ob ihn sein Vater direkt zur Nachfolge bevollmächtigt hatte, ist nicht wohl zu ermitteln; vielleicht hatte er den entschlossenen, kriegskundigen, damals 32jährigen Sohn nur herbeigerufen, damit derselbe die hülflose Familie beschütze. Die Thatsache ist, daß ihn die Soldaten seines Vaters zum Imperator Augustus erhoben.

Galerius, als er das Ereigniß vernahm, that das Mögliche; da er den Constantin nur durch einen überaus gefahrvollen inneren Krieg hätte beseitigen können, so erkannte er ihn zwar an, allein nur als zweiten Cäsar und ernannte den Severus zum Augustus, den Maximinus Daza aber zum ersten Cäsar. Die wahre Herrscherweihe holte sich dann

Constantin (306) in mehrjährigen Kämpfen am Rhein gegen Frankenvölkern (wahrscheinlich Chatten nebst Bructerern). Schon bei Lebzeiten seines Vaters hatten sie den Rhein überschritten; nun schlug er sie mit Glück und Geschick, und bekam ihre Fürsten Ascarich und Regais gefangen. In dem Amphitheater zu Trier, dessen gewaltige Ueberreste man noch jetzt in den Weinbergen aufsucht, wurden diese beiden den wilden Thieren vorgeworfen; dasselbe geschah massenweise mit den gefangenen Bructerern, „die zu unzuverlässig waren, um als Soldaten, zu unbändig um als Sklaven zu dienen;" die wilden Bestien ermatteten ob der Menge ihrer Opfer. Constantin nahm wieder Besitz von einem Stücke des rechten Rheinufers. Damals konnte über Gallien nur Herrscher sein, wer der Vertheidiger und Retter war, und auf diesem Felde blieb nach dem Vater für den Sohn wenigstens eine Nachlese übrig.

Die nächste unvermeidliche Folge der Usurpation Constantins war die Usurpation des Maxentius. Was einem Kaisersohn durchging, konnte man dem andern schwerlich wehren. Sein Vater Maximian, aus Ehrfurcht vor den Diocletianischen Verfügungen, widersetzte sich lange, konnte aber zuletzt der eigenen Versuchung nicht widerstehen und hielt dann mit. Maxentius, obwohl vielleicht als Wüstling und bösartiger Charakter bereits bekannt, fand einen natürlichen Bundesgenossen an dem Unwillen des von den Kaisern verlassenen Roms, das er zu seinem Sitz erwählt hatte, und der stark reducirten Prätorianer. Er gewann ein paar Offiziere, einen großen Lieferanten und die Prätorianer, welche ihn ohne Weiteres proklamirten. Der Stadtpräfekt, der sich widersetzen wollte, wurde noch vorher getödtet. Es scheint, daß ganz Italien sehr bald dem Thronräuber zufiel.

Diesmal konnte Galerius nicht bloß zusehen. Er sandte seinen Mitkaiser Severus aus (307), der als Erbe der Ländermasse des Maximian auch unmittelbar Herr von Italien sein sollte. Allein Sever's Armee, die meist aus alten Maximianischen Soldaten bestand, war gegen Maxentius nicht zu brauchen; es folgte Verrath, Rückzug und eine persönliche Uebergabe in oder bei Ravenna, die dann doch den beklagenswerthen Augustus nicht vor verrätherischem Morde schützte. Galerius kam, ihn zu rächen, allein sein Heer erwies sich nicht zuverlässiger, und er mußte eilends umkehren.

Inzwischen hatte der alte Maximian sich, wie gemeldet, seinem Sohne zugesellt, — wenn Maxentius wirklich von ihm und der Syrerin Eutropia erzeugt, und nicht untergeschoben war, was einzelne Heiden und Christen behaupteten, und was hier hervorgehoben werden muß, als Beleg für den Werth, den man auf einmal wieder dem Erbrechte zuschrieb. Dem Verhältniß zwischen Vater und Sohn fehlte freilich so sehr jede Pietät, daß jenes Gerücht fast nothwendig entstehen mußte. Auch den Soldaten kam der Alte durchaus nicht gelegen, wahrscheinlich weil sie seine Disciplin fürchteten; wenigstens fand er keinen Anklang, als er sie bald darauf gegen den Sohn einzunehmen suchte; sie antworteten ihm mit trotzigem Hohn, worauf er sich damit ausgeredet haben soll, es sei ihm bloß um eine Probe ihrer Gesinnung zu thun gewesen.

Als sich der unruhige Greis in seinen Hoffnungen auf Oberherrschaft betrogen sah, ging er nach Gallien, um bei Constantin zu versuchen, was ihm bei Maxentius mißlungen war. Er hatte noch ein Pfand der Herrschaft mit sich, seine jüngere Tochter Fausta; diese vermählte er mit Constantin und gab ihm dazu den Augustus-Titel. Es war darauf ab-

gesehen, daß man einstweilen noch warten würde, bis Maxentius mit dem neuerdings kampfbereiten Galerius im Kriege läge, um dann mit Uebermacht einzugreifen. Allein Constantin nahm die Tochter und den Titel und verweigerte dann Maximian jede weitere Mitwirkung, worauf diesem nichts Anderes übrig blieb, als wieder nach Rom zu gehen und sich mit dem Sohne auf einen leidlichen Fuß zu setzen.

Während Galerius gegen Italien rüstete, gerieth Maximian von Neuem in die übelsten Verhältnisse mit Maxentius; es kam zu einer öffentlichen Scene, wobei der Vater dem Sohn den Purpurmantel abreißen wollte. Abermals mußte er aus Rom weichen.

In dieser allgemeinen Confusion nahm Galerius seine Zuflucht zu der Weisheit des alten Diocletian, der auf sein Ersuchen zu einem Congreß nach Carnuntum (St. Petronell unweit Haimburg) kam. Hier wurde zunächst ein bewährter alter Kampfgenosse und Freund des Galerius, der Illyrier Licinius, an der Stelle des ermordeten Severus zum Augustus ernannt. Aber auch der alte Maximian stellte sich ein, und wurde, statt Hülfe und Ermuthigung zu finden, nochmals zur Abdankung bewogen; Licinius sollte der allein rechtmäßige Imperator für das Abendland sein. Allein Maximian hatte weder Ruhe noch Rast mehr, und als er seinen ehemaligen Mitregenten aus den Augen war und wieder bei Constantin in Gallien einkehrte, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, auf des Schwiegersohns Kosten auszuüben, was ihm beim Sohne zweimal mißlungen. Während Constantin gegen die Franken ausgerückt war, nahm er zum dritten Male den Purpur, bemächtigte sich des Schatzes und der Vorräthe, und warf sich in das feste Arelatum (Arles), von wo er, als Constantin ihm eilends nachzog, nach Massilia flüchtete. Hier lieferte ihn,

wie es scheint, seine Mannschaft dem Schwiegersohne aus, der ihm nochmals Leben und Freiheit geschenkt haben soll. Aber Maximian benutzte dies nur zu neuen gefährlichen Ränken, von welchen Constantin durch Fausta selber in Kenntniß gesetzt wurde. Es blieb nichts Anderes übrig, als den unheimlichen Alten aus der Welt zu schaffen. Er durfte seine Todesart wählen und ließ sich erwürgen (310).

Wie mußten diese Vorgänge Diocletian's letzte Jahre verbittern! Der Ehrgeiz, auf das Erbrecht gestützt, hatte sein System bereits zur Hälfte umgestürzt, ja, er mußte den Kummer erleben, daß selbst außerhalb der Kaiserfamilien die Usurpation im Style des dritten Jahrhunderts wieder ihr Haupt erhob, nachdem ein Aelianus und Amandus, ein Carausius und Allectus, ein Achilleus und Julian nebst den Ihrigen die angemaßte Herrschaft mit Strömen Blutes gebüßt hatten. Ein Statthalter in Afrika, der Phrygier Alexander, von Maxentius auf unkluge Weise zur Huldigung angehalten, läßt sich von den Soldaten halb wider Willen mit dem Purpur bekleiden (308). Wir können es dem greisen, schicksalsforschenden Gärtner von Salona nicht verdenken, wenn er das schrecklichste Unheil, selbst den Untergang des Reiches vor Augen zu sehen glaubte.

Indeß begannen doch bald die Thronfragen sich zu vereinfachen. Galerius starb 311 an einer scheußlichen Krankheit zu Sardica in Mösien. Wir wollen den falschen Lactantius in dem von Würmern zerfressenen Unterleib nach Herzenslust wühlen lassen, und dafür constatiren, daß der gewiß rohe und gegen die Christen unmenschliche Fürst bei den Heiden „ein braver Fürst und tüchtiger Krieger" heißt; auch darf es ihm nicht vergessen werden, daß er die Charakterfestigkeit gehabt hatte, für seine eigene Familie (wobei ein 15jähriger Sohn, Candidianus) auf den

Thron zu verzichten, um seinem Freunde Licinius, den er für den Würdigsten hielt, die Herrschaft zuzuwenden.

Zu derselben Zeit unterwarfen die Feldherren des Maxentius das abgefallene Afrika; der Usurpator Alexander ward geschlagen, auf der Flucht eingeholt und erwürgt, die unglückliche Provinz mit größter Härte gezüchtigt. Die Stadt Cirta litt dabei so sehr, daß sie später unter Constantin neu erbaut werden mußte. In Rom affectirte Maxentius, als er seinen Triumph hielt, eine Erinnerung an die Feindschaft des alten Karthago gegen Rom.

So gab es nun wieder zwei westliche und zwei östliche Regenten, Constantin und Maxentius, Licinius und Maximinus Daza. Aber wie weit war ihr Verhältniß von dem harmonischen „Tetrachord", der einst Diocletian und seine Mitregenten verbunden hatte. Keine Unterordnung noch gegenseitige Verpflichtung wird anerkannt, jeder ist Augustus auf eigene Rechnung und mißt die Anderen mit mißtrauischen Blicken; ihre Gebiete sind scharf von einander abgegrenzt, und keiner würde es wagen, in dem Lande des Andern mitregieren zu wollen, keiner aber auch dem Andern Hülfe gewähren, bevor eine selbstsüchtige Combination sie zu Einzelbündnissen treibt. Das Reich liegt nun einmal in vier Stücken, und der, welcher zuerst den Frieden gebrochen, Constantin, hat nun die Aufgabe, an die Stelle des früheren Zusammenhanges einen neuen treten zu lassen. — Wir verfolgen sein Leben zunächst in Beziehung auf die Art und Weise, wie er diese Aufgabe erfüllte.

Er sucht sich unter seinen drei Collegen den fähigsten und zugleich legitimsten aus und verbündet sich mit ihm; Licinius verlobt sich mit Constantia, der Schwester Constantin's. Darauf erhebt sich der Krieg gegen Maxentius. Es ist gar keine Frage,

daß Constantin anfing; Euseb rühmt ihn deshalb ausdrücklich und spricht von seinem großen Mitleid gegen das arme unterdrückte Rom; „das Leben hätte ihn nicht nicht mehr gefreut, wenn er die Weltstadt länger hätte leiden sehen müssen.“ Dies zeichnet zwar schwerlich Constantin's Denkart, aber dafür Euseb's Schreibart. Nun hatte Maxentius ganz ungeheure Streitkräfte beisammen, die ihn auch im entscheidenden Augenblick nicht verriethen, und ihm sicher zum Siege verholfen hätten, wäre er nicht strategisch unfähig und in feige Indolenz versunken gewesen. Constantin's Streitkräfte dagegen lagen zwar nicht in den himmlischen Legionen unter der Anführung des seligen Constantius Chlorus, womit ihn die Schriftsteller beider Religionen beehren, auch nicht in der Sympathie der Christen — vielleicht nicht einmal in der Verzweiflung des zu Boden getretenen Italiens, denn die Bevölkerungen reden in diesem Kampfe überhaupt kaum mit — wohl aber in der Kriegstüchtigkeit seiner etwa 40,000 Mann (Briten, Gallier und Barbaren) und in seiner eigenen Persönlichkeit. Wenn dieser Krieg nicht von so verdächtiger Seite gerühmt würde, so müßte man ihn vielleicht bewundern, wie den italienischen Feldzug des jugendlichen Napoleon, mit dem er mehr als ein Schlachtfeld gemein haben mochte. Die Erstürmung von Susa, die Schlacht bei Turin, wo die schwere Reiterei der Feinde — Mann und Roß gepanzert — mit eisernen Keulen todtgeschlagen wurde, der Einzug in Mailand, das Reitertreffen bei Brescia entsprächen dem Anfange des 1796er Feldzuges; dann möchten die furchtbaren Kämpfe Constantin's um Verona wohl die Brücke von Lodi und die Bezwingung von Mantua aufwiegen. Aber auch die Feinde würden der Vergleichung mit Napoleon's Feinden nicht unwerth sein; sie kämpften mit Muth und Ausdauer,

und liefen nicht zu Constantin über, so daß er z. B. die ganze kriegsgefangene Besatzung von Verona in Fesseln schlagen mußte, damit sie nicht wieder zu Maxentius entwiche. Sie zu tödten erlaubte weder die fortgeschrittene Humanität noch der wohlverstandene Vortheil des Reiches, und auf ihre Parole war, scheint es, nicht zu bauen; man mußte ihre Schwerter zu Handfesseln umschmieden. Verona hatte sich aber erst ergeben, als ein anderer Theil der Constantinischen Armee Aquileja und Modena mit Sturm genommen hatte.

So war eine feste Basis gewonnen für die Eroberung von ganz Italien; Maxentius und seine Generale waren überrascht worden; was sie durch rechtzeitige Besetzung der Alpenpässe mit geringen Mitteln hätten ausrichten können, brachten sie am Fuße der Alpen und in der Ebene mit Strömen Blutes nicht wieder ein. Strategiker mögen nun entscheiden, ob Maxentius nicht vielleicht Gründe hatte, den Feind bis gegen Rom vorrücken zu lassen. Die Autoren schildern ihn freilich bald als feigen Stubensitzer, bald als abergläubischen Beschwörer, und Beides mag seine theilweise Richtigkeit haben. Daß die Einwohner von Rom den Gewaltherrscher haßten, leidet keinen Zweifel; bei einem Streit mit seinen Soldaten waren 6000 Menschen umgekommen; sein wüstes Leben und seine Erpressungen konnten ihm nur Feinde machen; aber dies Alles war nicht entscheidend. Er hatte noch eine große Armee für sich, und Rom selber war für den Fall einer Belagerung mit ungeheuren Vorräthen versehen, wurde auch durch Gräben neu befestigt, so daß man den Feind hinhalten und vielleicht plötzlich einwickeln konnte. Allein wenn die berühmte Schlacht, die bei Saxa rubra 9 Miglien von Rom begann und an der milvischen Brücke endigte, wirklich so angeordnet war, wie die Schriftsteller er-

zählen, so kann von strategischer Rechtfertigung überhaupt kaum mehr die Rede sein; das Heer des Maxentius war nämlich in langer Linie so aufgestellt, daß es die Tiber im Rücken hatte; dieser sehr reißende Fluß aber scheint keine andere Brücke gehabt zu haben, als die milvische, nebst einer daneben liegenden Schiffbrücke. So mußte gleich die erste Verwirrung unheilbar werden. Was nicht durch das Schwert fiel, ertrank; um Maxentius herum hielten noch die Prätorianer, deren Geschöpf er war, am längsten aus; auch er floh und versank im Flusse, während sie, wie einst die Schaar Catilina's bei Pistoja, sich an der Stelle niederhauen ließen, wo sie am Anfang der Schlacht gestanden hatten. Ihre Vernichtung war für den Sieger von großem Werthe, weil er sonst doch noch einmal mit ihnen hätte abrechnen müssen. Er hatte es jetzt leicht, das prätorianische Lager zu zerstören.

Mit dieser Schlacht hatte nun das ganze Abendland seinen Herrn; auch Afrika und die Inseln fielen dem Ueberwinder zu. Zwischen zwei Illegitimen hatte das höhere Talent und die Entschlossenheit wie billig den Sieg entschieden. Constantin, bisher nur durch Grenzkriege bekannt, stand auf einmal im blendendsten Glanze des Heldenruhms der öffentlichen Meinung gegenüber. Jetzt handelte es sich darum, diese neue Macht wo möglich auf andere Grundlagen, als auf die bloße Soldatengewalt zu stellen.

Hört man nur die Festredner, so hätte Constantin nach Aufhebung der ärgsten Maxentianischen Mißbräuche und Verfolgungen vor Allem den Senat geehrt und durch neue Ergänzung aus den Provinzialen zu heben gesucht. Es braucht aber keinen besonderen Scharfblick, um einzusehen, daß nach den Ereignissen der letzten drei Jahre keine Mitregierung des Senats

mehr möglich war. Constantin konnte wohl den Römern zu Gefallen diese Körperschaft wieder äußerlich zu Ehren bringen, nicht aber von ihr eine wesentliche Unterstützung hoffen, und deshalb mußte sie ihm innerlich gleichgültig bleiben; ja vielleicht hegte er schon damals Pläne, die zwischen ihm und dem Senat eine tiefe Abneigung begründen mußten. Neun Jahre später läßt ein Panegyriker, der den Senat so eben eine Blüthe der ganzen Welt und Rom eine Burg aller Völker und Königin aller Lande genannt hat, die Wahrheit doch zwischen den Zeilen lesen: „Diese ehrwürdige Seele des römischen Volkes (nämlich der Senat), hergestellt wie sie vor Alters war, zeigt weder frechen Uebermuth noch kümmerliche Niedergeschlagenheit; beständige Ermahnungen des göttlichen Fürsten haben sie in ein solches Geleise gebracht, daß sie, nach seinem Wink sich biegend und wendend, nicht seiner Furchtbarkeit, sondern seiner Güte sich willig fügt." — Mit anderen Worten: Der Senat, großentheils aus Heiden bestehend, und ohne allen Einfluß auf die Regierung, findet sich in einer schiefen Stellung zum Kaiser. Er versammelt sich noch regelmäßig, und die Kalender geben sogar die Tage an: „senatus legitimus," gesetzlicher Senatstag, — allein dies kommt mit Ausnahme des Januars höchstens einmal im Monat vor.

Der Kaiser aber hatte sich inzwischen zum Beschützer des Christenthums proklamirt. Seine persönliche Religiosität mag hier einstweilen ganz aus dem Spiele bleiben; fragen wir nur nach den politischen Gründen, welche einen römischen Imperator zu einem solchen Schritte bewegen konnten. Die Christen waren doch immer nur eine kleine Minorität, die man weiter nicht zu schonen brauchte; wie konnte nun ihre Duldung dem Ehrgeizigen als ein Mittel der Macht,

mindestens aber als eine Sache der Zweckmäßigkeit erscheinen?

Das Räthsel löst sich, sobald man annimmt, daß die Mehrzahl derjenigen Heiden, auf deren Meinung etwas ankam, die weitere Verfolgung mißbilligten, daß sie auf die daherige Störung des bürgerlichen Lebens mit Unmuth, auf den im Pöbel geweckten Blutdurst mit Besorgniß hinsahen, daß in den letzten Jahren bedenkliche Vergleichungen angestellt wurden zwischen dem an und für sich nicht blühenden, aber doch ruhigen Zustande Galliens und dem schändlichen Henkerwesen im Osten und Süden. Jeder Terrorismus erlahmt, sobald die Durchschnittsmasse ihre Leidenschaft gestillt hat und die unangenehmen Folgen selber zu empfinden anfängt. Bereits hatten sogar die verfolgenden Kaiser die Duldung zeitweise als politisches Mittel, oder auch nur zur Kränkung des Galerius eintreten lassen, und Galerius selber hatte dann in seiner furchtbaren letzten Krankheit ein höchst auffallendes Duldungsedikt gegeben, in welchem die Christen schließlich zur Fürbitte für seine Person bei ihrem Gotte aufgefordert wurden. Constantin brachte also mit seinen zwei Toleranzedikten von Rom und Mailand (312 und 313) nicht einmal etwas Neues, und benutzte die Toleranzfrage zunächst auch nicht gegen die übrigen Kaiser, vielmehr vermochte er den inzwischen mit ihm verschwägerten Licinius zur Theilnahme an jenen Beschlüssen, und beide unterhandelten sogar mit Maximinus Daza um seine Beipflichtung, die denn auch im beschränkten Sinne erfolgte. — Somit wäre die Christenduldung einfach eine Sache der Nothwendigkeit gewesen und bedürfte keiner weiteren Erklärung.

Es ergab sich aber eine Gelegenheit, da der neue Herr des Abendlandes einigermaßen sein wirkliches Verhältniß zur römischen Staatsreligion, und zwar

als ein indifferentes, verrieth. Nach der Schlacht an der milvischen Brücke hatten ihm Senat und Volk nebst anderen Ehrenbezeigungen einen Triumphbogen zuerkannt, der ziemlich rasch, zum Theil mit den schönen Bruchstücken eines Bogens des Trajan zusammengebaut wurde. Die Inschrift lautet gegenwärtig dahin: „Flavius Constantinus Maximus habe über den Tyrannen und seine ganze Partei gesiegt" 2c. „auf Eingebung der Gottheit"; allein unter diesen Worten schimmerte eine frühere Lesart durch: „auf den Wink des höchsten und besten Jupiter." — Wahrscheinlich wurde die Aenderung zu der Zeit angebracht, da der Kaiser die (ohne sein Vorwissen verfaßte) Inschrift zum ersten Male sah, nämlich bei seinem Besuche zu Rom im Jahre 315, als seine religiöse Stellung schon deutlicher bestimmt war. Die erste Lesart bewiese dann nur, daß man unmittelbar nach dem Siege noch nichts Anderes wußte, als daß der Imperator römischer Heide sei. Die Correctur leugnet dies nicht, und stellt ihn noch weniger als Christ dar, sie entzieht ihn nur jedem direkten Glaubensbekenntniß und behält ihm allenfalls den Monotheismus frei. Die Bildwerke des Bogens stellen bekanntlich zum Theil heidnische Opfer dar, an Apoll, Diana, Mars und Sylvanus, nebst Suovetaurilien.

Und Maxentius hieß also nicht bloß bei Euseb, sondern auch an officiellster Stelle der Tyrann, d. h. im damaligen Sinne der Unberechtigte, der Usurpator! Dies Wort hätte ganz eben so gut auf Constantin gepaßt, allein die Leute redeten sich ein, Maxentius sei doch nur ein untergeschobenes Kind gewesen, und seine Mutter gestehe dies selber zu. Fortan giebt sich die ganze Panegyrik das Wort, von Constantin als von dem allein Rechtmäßigen, von allen Anderen aber als von Tyrannen zu sprechen.

Diocletian hatte also mit seinem System von

Adoptionen, welches auf so viele Entsagung berechnet war, gegenüber so vielem Ehrgeiz, Unrecht behalten. Er gab sich um diese Zeit freiwillig den Tod durch Hunger oder durch Gift (313). Constantin und der unbegreiflich verblendete Licinius hatten ihm eine Falle legen wollen, und ihn zur Hochzeit der Constantia nach Mailand eingeladen, welches er ohne Zweifel nicht mehr lebend verlassen hätte. Er that ihnen den Gefallen nicht, sondern entschuldigte sich mit seinen 68 Jahren. Darauf sandten sie ihm Drohbriefe, worin ihm vorgeworfen wurde, er halte es mit Maximinus Daza und habe es mit Maxentius gehalten, als dieser noch lebte. Diocletian war zu lebensmüde, oder von dem Ablauf seines Schicksals zu fest überzeugt, um sich etwa wirklich dem Daza in die Arme zu werfen, und eben so wenig wollte er sich von Jenen erwürgen lassen. Obwohl er als Privatmann starb, wurde ihm doch (wahrscheinlich vom Senat) die Ehre der Apotheose zuerkannt, zum letzten Mal im alten heidnischen Sinne.

Was wären die damaligen Herrscher gewesen ohne ihn? Höchstens Generale mit mehr oder weniger nahen Aussichten auf den Kaiserthron und auf die Ermordung durch Soldaten oder Verschwörer. Erst durch die Stätigkeit, welche er in die Thronverhältnisse gebracht, durch das entschiedene Halt! welches er dem schrankenlosen Cäsarismus zugerufen, war es wieder möglich geworden, von einem Thronrecht und bald auch von einem Erbrecht zu reden, wenn es auch damit im einzelnen Falle nicht gar weit her war. Ohne Diocletian gab es keinen Constantin, d. h. keine Gewalt, welche mächtig genug gewesen wäre, das Reich unerschüttert aus dem alten Zustand in einen neuen hinüberzuführen, und die Schwerpunkte der Macht an andere Stellen zu rücken, gemäß der Nothwendigkeit des neuen Jahrhunderts.

Das nächste Opfer, was fallen mußte, war Maximinus Daza. Roh, ausschweifend, abergläubig über die Maßen, besaß er doch jene kühne Entschlossenheit, welche den Herrscher so wesentlich ziert, und welche wohl den Galerius zu seiner Adoption bewogen hatte; sonst erscheint seine Regierung, wie aus dem Benehmen gegen die Christen hervorgeht, herzlos und tückisch, läßt sich übrigens im Einzelnen beurtheilen, weil er unter eine förmliche Mitherrschaft der Priester und Magier gerathen war. Dem Ansinnen der beiden anderen Kaiser um Theilnahme an den Toleranzmaßregeln hatte er zwar nachgegeben, doch offenbar nur gezwungen, so daß die Christen, seiner früheren Zweizüngigkeit eingedenk, sich nicht an's Licht wagen wollten.

Er hatte schon seit Jahren geahnt, daß er sich seiner Existenz werde zu wehren haben, und war deshalb in ein geheimes Bündniß mit dem Usurpator Maxentius getreten, so wie Licinius mit dem Usurpator Constantin. Doch half er jenem in der Stunde der Gefahr nicht, vielleicht weil er wußte, daß ihm überhaupt nicht zu helfen war; dafür sparte er seine Kräfte zu einem neuen, plötzlichen Angriff auf Licinius (313). Blitzschnell rückte er wieder aus Syrien durch Kleinasien nach Europa, und nahm in dem Gebiete seines Gegners das feste Byzanz, so wie Heraklea weg. Zwischen dieser Stadt und Adrianopel kam es zu einer Schlacht mit dem überraschten Gegner. Wider Willen der Beiden handelte es sich hier ganz offenbar um Christenthum oder Heidenthum, weil man wußte, daß Maximinus als Sieger die Christenverfolgung auf das Furchtbarste erneuern würde; es ist aber sehr die Frage, ob die kämpfenden Heere sich dessen irgendwie bewußt waren, obschon der falsche Lactantius das Licinianische Heer ein ganzes Gebet auswendig lernen ließ, welches ein Engel dem

Imperator sollte im Traum eingegeben haben. Maximinus unterlag wahrscheinlich der höhern Kriegskunst oder der kriegerischen Popularität seines Gegners, zu welchem ein Theil seines Heeres überlief. Auf der Flucht sammelte er sich erst in Kappadocien wieder, und suchte die Pässe des Taurus durch Verschanzungen zu sperren, starb aber, wahrscheinlich natürlichen Todes, zu Tarsus in Cilicien. Licinius, der bereits Nikodemien eingenommen und daselbst ein neues Toleranzedikt erlassen hatte, trat nun ohne jeden weiteren Widerstand in das Erbe von Asien und Aegypten ein.

Constantin hatte ohne Zweifel mit Vergnügen zugesehen, wie sich die beiden Legitimen untereinander bekämpften und wie ihrer wiederum einer weniger wurde. Licinius erwies ihm jetzt überdies den Dienst, mit den Familien des Galerius, des Severus und des Maximinus Daza aufzuräumen; selbst Prisca und Valeria, die Wittwe und Tochter Diocletian's, wurden später bei Thessalonich aufgegriffen und enthauptet. Seitdem es in den Köpfen der Menschen wieder eine Art von Erbrecht gab, konnten solche Prinzen und Prinzessinnen gefährlich werden; der neue Herr des Orients fand die natürlichste Ausgleichung in dem gemeinen Sultanismus, der so lange mordet, bis kein möglicher Prätendent mehr da ist.

Darauf erinnert man sich aus der Diocletianischen Zeit, daß zu einiger Sicherheit des Thrones doch designirte Nachfolger oder Cäsaren gehören. Constantin wagt zuerst vorzuschlagen, und zwar einen gewissen Bassianus, der eine seiner Schwestern, Anastasia, zur Gemahlin hatte. Allein der Bruder desselben, Senecio, ein Verwandter des Licinius, wiegelt den Bassianus gegen Constantin selber auf, und der Letztere sieht sich genöthigt, den

eigenen Schwager aus der Welt zu schaffen und von Licinius, seinem anderen Schwager, die Auslieferung des Senecio zu verlangen, welche ihm keck verweigert wird; ja in einer der westlichen Grenzstädte des Licinischen Gebiets, zu Aemona (Laybach) werden bereits die Statuen Constantin's zu Boden geworfen. Auf diese Ereignisse hin, welche irgend eine heillose Familienintrigue voraussetzen, entbrennt ein gewaltiger Krieg, in welchem Constantin der angreifende Theil gewesen sein muß; wenigstens rückt er in das Reich seines Schwagers, schlägt ihn bei Cibalis an der Save (dem jetzigen Sevilei oder Sivalaja, am 8. October 314) und verfolgt ihn bis nach Thracien, wo eine zweite, wahrscheinlich weniger entscheidende Schlacht in der mardischen Ebene vorfiel. Licinius hatte bereits von sich aus einen Grenzkommandanten, Valens, zum Cäsar ernannt; die erste Bedingung des jetzt unterhandelten Friedens war dessen Zurücktritt in den Privatstand, damit keine dritte Dynastie aufkomme, außerdem mußte Licinius alle seine europäischen Besitzungen, also die Lande südlich von der Donau nebst ganz Griechenland, abtreten, mit Ausnahme Thraciens und der Pontusküste.

Dahin hatte es der Legitime gebracht durch sein früheres Bündniß mit dem ihm geistig so weit überlegenen Usurpator, gegen welchen sich schon nach dem Tode des Galerius alle Uebrigen hätten vereinigen müssen, wenn sie sich behaupten wollten. Von jetzt an hat Constantin seinen Mitherrscher gänzlich in der Gewalt, und die 10jährige Frist, die dem Licinius gegönnt wird, ist eine reine Gnadenfrist. Scheinbar bleibt völlige Gleichberechtigung zwischen Beiden; nach einiger Zeit ernennen sie beiderseits ihre Söhne zu Cäsaren, Constantin den Crispus und den jüngeren Constantin, Licinius den Licinianus (317). Aber ein Blick auf das Alter dieser Cäsaren verräth

die ungleiche Stellung der Imperatoren. Crispus war ein kräftiger, bald des Heerbefehls fähiger Jüngling; Licinianus dagegen ein 20monatliches Kind und dabei der einzige Sohn des schon betagten Vaters, also bei dessen Tode voraussichtlich hülflos und leicht zu beseitigen. Deshalb hätte der Legitime so gerne gemäß dem Diocletianischen System Waffengenossen zu Cäsaren adoptirt, wie den Valens und später den Martinian; allein Constantin ließ es nicht mehr geschehen. Er selber erlaubt sich noch eine zweite Ernennung; neben seinem älteren Sohn erster Ehe, Crispus, stellt er bereits seinen noch sehr jungen gleichnamigen Sohn von der Fausta in Reserve auf.

Darauf geduldet sich Constantin bis zum Jahre 323, ehe er das Reich des Licinius seiner Herrschaft einverleibt. Er hätte es vielleicht schon beim ersten Kriege oder doch bald hernach wegnehmen können, nur vielleicht mit größerer Anstrengung und mit der Gefahr neuen Abfalls. Statt dessen ließ er die Frucht reifen, bis sie ihm fast von selber in die Hände fiel.

Es waren die entscheidenden Jahre, in welchen er dem Christenthum aufmerksam zusah, was es leisten, was es einem klugen Regenten nützen könne. Als er durch die bedeutende Zunahme der Gemeinde, durch die deutlicher entwickelte Natur ihrer Hierarchie, durch die eigenthümliche Gestalt des Synodenwesens und den ganzen damaiigen Charakter des Christenthums überzeugt worden war, daß man aus dieser gewaltigen Macht eine Stütze des Thrones schaffen könne, jedenfalls aber sich ihrer rechtzeitig versichern müsse, weil diese Macht schon anfing, sich seiner zu versichern, — da war auch der untrüglichste Hebel gegen Licinius gefunden. Dieser hatte inzwischen die Thorheit gehabt, seinen gerechten Groll gegen Constantin die Christen entgelten zu lassen, als ob

diese an der ruchlosen Herrschbegier seines Gegners Schuld wären. Hätte er noch die Mittel zu einer Erneuerung der Verfolgung besessen oder anwenden wollen, so wäre wenigstens der Schrecken sein Verbündeter gewesen, und der Prinzipienkampf hätte dann im größten Maßstabe müssen ausgefochten werden. Allein er beschränkte sich auf die Verweisung der Christen von seinem Hofe und auf kleinliche Quälereien, welche dann gleichwohl durch die Widerspenstigkeit der stark angewachsenen Christenmenge nothwendig sich bis zu einer Art von Halbverfolgung steigerten. Was nur Christ hieß, vom Bischof bis zum Geringsten herab, bildete nun eine natürliche Propaganda gegen ihn zu Gunsten Constantin's, der es an Aufreizung offenbar auch nicht fehlen ließ; schon die ungleich größere Begünstigung, welche er von jeher den Christen erwiesen, hatte die Christen des Licinischen Reiches erbittern müssen. Jede Synode, jede Zusammenkunft von Bischöfen war jetzt in der That gefährlich — Licinius verbot sie; jeder Gottesdienst war als Zusammenrottung verdächtig — er ließ Männer und Weiber sich getrennt versammeln und verbannte dann den ganzen Cultus aus der Stadt auf das freie Feld, weil draußen bessere Luft sei, als in den Bethäusern; die Geistlichen suchten durch die Weiber auf die Männer zu wirken — er befahl, die Weiber sollten ihre religiöse Belehrung fortan durch Lehrerinnen erhalten. Er degradirte die christlichen Offiziere; einzelne wahrscheinlich besonders verdächtige Bischöfe wurden getödtet, einzelne Kirchen geschleift oder doch geschlossen. „Er wußte nicht — seufzt Euseb — daß man in diesen Kirchen für ihn zu beten pflegte: er glaubte, wir beteten nur für Constantin!" Der tolerante Fürst, der sogar bisher seinen Vortheil dabei gefunden, die Unterthanen in einigem Zweifel über sein persönliches Bekenntniß zu lassen,

kehrt endlich vollständig den alten Heiden heraus, und umgiebt sich mit ägyptischen Zauberern, Gauklern und Opferern; er befragt Traumdeuter und Orakel, unter Anderem den milesischen Apoll, der in zwei drohenden Hexametern antwortet; endlich versammelt er (nach Euseb) seine vertrautesten Freunde und Leibwächter in einem heiligen Hain mit Götterstatuen; nach feierlichem Opfer hält er ihnen eine Rede, deren kurzer Sinn dahin geht, der bevorstehende Kampf sei eine Entscheidung zwischen den alten Göttern und dem neuen fremden Gott.

Was war es denn, was den Licinius zu diesen verzweifelt unklugen Schritten bewog? — Wahrscheinlich ging ihm die Geduld und die Besonnenheit aus, als er die furchtbare Tücke seines Gegners inne wurde, und er verwünschte seine frühere Nachgiebigkeit gegen die Christen, die durch solch einen erbarmungslosen Anführer repräsentirt waren. Von einem Angriffe auf Constantins Lande war aber so wenig als im Jahre 314 die Rede; Euseb glaubt auch diesmal seinem Helden die größte Ehre damit anzuthun, daß er diesen sich rüsten läßt rein aus Mitleid für die unglücklichen Unterthanen des Licinius, also ohne daß dieser ihm den geringsten politischen Anlaß gab.

Auf einmal fallen die Gothen über die Donau in das Gebiet des Licinius ein. Constantin rückt ungefragt gegen sie, drängt sie zurück und nöthigt sie zur Herausgabe der mitgeschleppten Gefangenen; Licinius aber beklagt sich über diese Intervention auf seinem eigenen Boden. So weit die Notiz eines einsylbigen, späten, aber sehr wichtigen Excerptors, des sogenannten Anonymus Valesianus. Daneben halte man, was der bekannte Geschichtsschreiber der Gothen, Jornandes, erzählt: „Es kommt oft vor, daß die Gothen (von den römischen Kaisern) eingeladen worden sind, wie sie denn auch von Constan-

tin aufgefordert wurden, und gegen seinen Schwager Licinius die Waffen trugen, und diesen — besiegt, in Thessalonich eingeschlossen und des Reiches beraubt — mit dem Schwert des Siegers ermordeten." — Wer Constantin aufmerksam beobachtet, weiß oder ahnt, wie er dies zusammenreimen soll. Jedenfalls gehörte jener vorgebliche Gotheneinfall unter die nächsten Vorboten des Krieges.

Wir übergehen die einzelnen Ereignisse dieses letzten Kampfes um die Weltherrschaft, dieses zweiten Krieges von Actium. Constantin besaß mit Thessalonich und den übrigen Häfen Griechenlands seit 314 einen bedeutenden Zuwachs zu seiner früheren Seemacht, und stellte 200 Kriegsschiffe auf, Licinius, der die Küsten des Orients aufbot, 350. In diesem Maßstabe ging es weiter, bis Constantin im Ganzen 130,000 Mann, Licinius 165,000 Mann beisammen hatte. Seit Septimius Severus waren wohl für keinen Bürgerkrieg so enorme Kräfte in's Feld geführt worden. Bei Adrianopel, wo Constantin zuerst siegte, fielen 34,000 Mann; darauf schlug seine Flotte unter Crispus die des Licinius unter Abantus (Amandus) unweit vom Eingange des Hellespontes, und ein Sturm richtete die letztere vollends zu Grunde; Licinius aber, der sich in Europa nicht mehr halten konnte, ging von Byzanz nach Chalcedon hinüber, und ernannte hier einen seiner Hofbeamten, Martinianus, zum Cäsar. Diese Maßregel hätte zu Anfang des Feldzuges von entscheidendem Werthe sein können. Der Legitime hätte durch rechtzeitige Adoptionen im Diocletianischen Sinne, unbekümmert um den Einspruch des Usurpators, die drei oder vier zuverlässigsten Feldherren seines Reiches für seine Sache interessiren müssen. Jetzt, mitten in Muthlosigkeit und Verrath, war es zu spät damit.

Nach einer Pause erneuerte sich der Kampf. Martinian, bei Lampsacus stationirt, um eine Landung der Feinde am Hellespont zu verhindern, wurde eilends wieder von Licinius zum Hauptheere an den Bosporus gerufen, wo dem Constantin die Landung bereits gelungen war. Endlich entschied die große Landschlacht von Chrysopolis bei Chalcedon, aus welcher von den 130,000 Soldaten des Licinius (worunter ebenfalls Gothen waren) kaum 30,000 entkommen sein sollen. Der unglückliche Kaiser selbst flüchtete nach Nikomedien, wo er sofort eingeschlossen wurde, während Byzanz und Chalcedon dem Sieger ihre Thore öffneten. Constantia, die Gemahlin des Licinius und Schwester des Constantin, welche zur Unterhaltung ins Lager kam, erhielt die eidliche Zusicherung, daß ihres Gatten Leben geschont werden solle, und darauf hin schritt der alte Kampfgenosse eines Probus und Diocletian aus der Stadt hervor, beugte das Knie vor dem Ueberwinder und legte den Purpur ab. Er wurde nach Thessalonich geschickt, Martinian nach Kappadocien (324). Allein schon im folgenden Jahre fand Constantin es zweckmäßiger, sie zu tödten; „er war belehrt durch das Beispiel seines Schwiegervaters Maximinianus Herculius, und fürchtete, Licinius möchte zum Verderben des Reiches den Purpur noch einmal annehmen". Mit diesem Motiv unleugbarer Zweckmäßigkeit hätte sich die Nachwelt bei einem Charakter wie Constantin begnügen sollen; statt dessen wurde später von einer in Thessalonich angezettelten Soldatenverschwörung zu Gunsten des Abgesetzten gefabelt, wovon Euseb ganz gewiß etwas sagen würde, wenn sie wirklich stattgehabt hätte. Er geht aber nach seiner meisterlichen Art über Constantins Eidbruch und alle anderen Umstände hinweg, mit der kahlen Bemerkung: der Gottesfeind und seine bösen Rath-

geber seien nach Kriegsrecht verurtheilt und bestraft worden. So viel ist indeß gewiß, daß der alte Kaiser erdrosselt, der Cäsar von Leibwachen niedergemacht wurde.

Euseb idealisirt diesen ganzen Krieg zum reinsten Prinzipienkampf; Licinius ist der Gottesfeind und streitet wider Gott; Constantin dagegen kämpft unter dem unmittelbarsten göttlichen Schutze, der eine sichtbare Gestalt gewinnt in dem Semeion, dem bekannten Prachtfetisch, welcher mit in die Schlacht getragen wird; an himmlischen Erscheinungen, an Geisterheeren, welche durch Licins Städten ziehen u. dgl., ist vollends kein Mangel. Euseb ist nicht etwa ein Fanatiker; er kannte die profane Seele Constantins und seine kalte, schreckliche Herrschbegier recht gut, und wußte die wahren Ursachen des Krieges ohne Zweifel genau; er ist aber der erste durch und durch unredliche Geschichtsschreiber des Alterthums. Seine Taktik, welche für jene Zeit und für das ganze Mittelalter einen glänzenden Erfolg hatte, bestand darin, den ersten großen Beschützer der Kirche um jeden Preis zu einem Ideal der Menschheit in seinem Sinne, vor Allem zu einem Ideal für künftige Fürsten zu machen. Darob ist uns das Bild eines großen, genialen Menschen verloren gegangen, der in der Politik von moralischen Bedenken nichts wußte, und die religiöse Frage durchaus nur von der Seite der politischen Brauchbarkeit ansah. Wir werden finden, daß er sich seit diesem Kriege allerdings den Christen enger anzuschließen für gut fand, und daß damit die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion vollendet war; allein Constantin war ehrlicher als Euseb: er hat mehr geschehen lassen als gehandelt, und in Betreff seiner persönlichen Ueberzeugung die Unterthanen so wenig zu einer bestimmten Ansicht gezwungen, als Napoleon, da er das Concordat schloß.

Es wäre auch von seiner Seite eine starke Zumuthung gewesen, für einen Christen gelten zu wollen. Nicht gar lange nach dem Concil von Nicäa läßt er auf einmal seinen trefflichen Sohn aus erster Ehe, Crispus, den Zögling des Lactantius, zu Pola in Istrien umbringen, und bald darauf seine eigene Gemahlin, Maximians Tochter, Fausta, im Bade ersticken; auch der kaum 11jährige Licinian wurde, wahrscheinlich mit Crispus zugleich, ermordet. Ob Fausta gegen den Stiefsohn eine Phädra war, oder wodurch sie ihn beim Vater verleumdete, ob es ihr nur um die Erhebung ihrer eigenen Söhne zu thun war, ob wirklich die Vorstellungen der alten Helena den Kaiser vermochten, sie ebenfalls zu tödten — dies Alles lassen wir dahingestellt. Daß aber diese Gräuel keine bloße Familiensache, sondern auch politischer Art waren, ließe sich etwa aus der Mitermordung des Licinian schließen. Man spricht bei diesem Anlaß wohl von Philipp II. und Peter dem Großen, allein die wahre Parallele bietet Soliman der Prächtige und sein edler Sohn Mustapha, der durch die Ränke Roxelanens untergeht. Mit dem Erbrecht kehrte unabwendbar als dessen Ergänzung der Sultanismus ein, d. h. die Herrscher würden sich in der Mitte ihrer eventuell thronberechtigten Brüder, Söhne, Oheime, Neffen und Vettern keinen Augenblick sicher fühlen, wenn sie nicht jederzeit durch zweckmäßige Erdrosselungen u. s. w. nachhelfen dürften. Constantin ging hierin voran; die Söhne folgten nach.

Diese Söhne, Constantin II., Constantius II. und Constans, sind inzwischen in die Cäsarswürde nachgerückt; das Geschlecht der Herkulier wächst in der That dem Throne entgegen, nachdem der Vater die Mutter, den mütterlichen Großvater, den Oheim Maxentius und den Stiefbruder aus der Welt ge-

schafft hat. Die Saat so vielen Fluches sollte später üppig aufschießen.

Wir übergehen einstweilen die Erhebung von Byzanz zur Stadt Constantins, zur Hauptstadt der Welt. Er brauchte consequenter Maßen eine voraussetzungslose Residenz und Einwohnerschaft, die ihm Alles verdankte, sich nur auf ihn bezog, und für so vieles Neue in Staat und Gesellschaft den Mittelpunkt und das Gefäß abgeben konnte. Denn ohne eine solche ganz ausdrückliche Tendez hätte er ruhig in Nikomedien bleiben können. Es ist der bewußteste und absichtlichste Akt seiner ganzen Regierung.

Ungleich schwieriger ist die letzte große politische Entscheidung Constantins zu erklären, nämlich seine Theilung des Reiches. — Von den Brüdern Constantins hatte Dalmatius zwei Söhne, Dalmatius und Hannibalian, und Julius Constantius ebenfalls zwei, damals noch im Kindesalter, Gallus und Julian, derselbe, den die Nachwelt den „Abtrünnigen" genannt hat. Von diesen vier Neffen erhob Constantin den Dalmatius, der bereits (333) ein Consulat bekleidet hatte, 2 Jahre vor seinem Tode zum Cäsar (335). Er hatte schon dessen Vater, den alten Dalmatius, besonders ausgezeichnet, und ihn unter dem an sich nichtssagenden Titel eines Censors nach dem wichtigen und vielleicht gefährlichen Antiochien versetzt (332), ja er war sogar in der Folge mit einer Art von Königthum über Kappadocien betraut worden. Daß sein gleichnamiger Sohn im gleichen Jahre Cäsar wurde, hatte vielleicht noch seinen besonderen Anlaß in der glücklichen Bändigung eines Aufstandes auf Cypern, wo ein Aufseher der kaiserlichen Dromedare, Caloceros, als Usurpator aufgetreten war; Dalmatius der Jüngere bekam ihn in seine Hände, und ließ ihn zu

Tarsus lebendig verbrennen „wie einen Sklaven und Räuber".

Bald darauf aber, noch im Jahre 335, 2 Jahre vor dem Tode Constantins, erfolgte eine eigentliche Reichstheilung, bei welcher Constantin II. die Länder seines Großvaters Chlorus, Britannien, Gallien und Spanien, erhielt, Constantius II. Asien, Syrien und Aegypten, Constans Italien und Afrika; dagegen sollte die ganze Ländermasse zwischen dem schwarzen, ägäischen und adriatischen Meer, also Thracien, Macedonien, Illyricum und Achaja (mit Griechenland), an dessen Neffen Dalmatius fallen, ja dessen Bruder Hannibalian, welcher sonst für keinerlei Thaten oder Verdienste bekannt ist, bekam das Königsthum über Römisch-Armenien, Pontus und Umgegend, man weiß nicht, ob unumschränkt, oder unter der Oberherrschaft des Constantius II., und vermählte sich damals oder schon früher mit einer Tochter Constantins und Schwester seines Miterben, Constantia.

Die erste Frage, welche sich aufdrängt, ist die: warum theilte Constantin überhaupt, nachdem um der Einheit des Reiches willen Hunderttausende hatten bluten müssen? Sodann erstaunte man billig darüber, daß er das Centralland mit der neuen Hauptstadt dem Neffen und nicht den Söhnen gönnte. — Die Antwort liegt wahrscheinlich in dem Charakter dieser letzteren. Es ist bei Euseb ein rührendes Kapitel über ihre Erziehung zur Gottesfurcht und allen Herrschertugenden nachzulesen, wovon unten noch einmal die Rede sein wird; in der That aber waren sie ein verworfenes Geschlecht ohne Treue und Glauben. Ernannte der Vater einen von ihnen zum Alleinerben, so war das Nächste, sobald er die Augen zudrückte, die Ermordung der übrigen Brüder und Verwandten; was sollte aber aus dem Reiche werden, wenn es ein-

mal plötzlich gar keine Herkulier oder Constantier mehr gab? Constantin mußte theilen, schon um die Dynastie zu schonen. Zwar sah er ohne allen Zweifel die Reichskriege seiner Söhne voraus, allein er konnte doch hoffen, daß aus drei bis fünf Fürstenhäusern seines Geschlechtes immer irgend ein Erbe am Leben bleiben würde, wenn sie nur erst die Zeit gehabt hatten, sich durch Zeugung von Prinzen zu vermehren. Nicht umsonst sandte er noch bei Lebzeiten die Söhne weit auseinander in die ihnen bestimmten Provinzen. — Daß er aber die ganze illyrisch-griechische Halbinsel mit sammt Constantinopel dem Neffen gab, geschah vielleicht nur deshalb, weil diese Perle des Reiches in den Händen eines der drei Söhne sofort der Gegenstand der grimmigsten Eifersucht werden mußte, wie denn später auch geschah. Man könnte einwenden, daß dem Dalmatius damit eine sehr schlimme Stellung aufgenöthigt wurde; allein die Schutzmittel standen im Verhältniß zur Gefahr. Wer die illyrischen Lande, ihre Feldherren und Soldaten besaß, konnte damals dem ganzen übrigen Reiche Trotz bieten. — Die Ausstattung Hannibalians endlich erscheint als einfache Consequenz vor derjenigen seines Bruders.

Man wird sich diesem Versuch einer Erklärung und Motivirung des dunkelsten Punktes in Constantins Geschichte nicht gerne anschließen wollen, weil dabei so unnatürliche Feindschaften im kaiserlichen Hause vorausgesetzt werden. Ich — sagt Burckhardt — glaube aber nicht einmal das Wahrscheinliche überschritten zu haben.

Das einzige bessere Verhältniß in der Umgebung dieses großen Constantin, „welcher verfolgte, was ihm nahe stand, und erst den Sohn und Neffen, darauf die Gattin, dann eine Menge Freunde tödtete", war vielleicht das zu seiner Mutter Helena. Wel-

ches auch ihre Stellung bei Chlorus gewesen sein mochte, für die orientalische Anschauung war sie hinlänglich legitimirt, weil sie den Herrscher geboren hatte. Er soll ihrem Rathe beständig zugänglich gewesen sein. Umgeben von sehr absichtlichen officiellen Ehren brachte sie ihre letzte Zeit mit Werken der Wohlthätigkeit, frommen Reisen und Kirchenstiftungen zu. Sie starb über 80 Jahre alt, wahrscheinlich nicht sehr lange vor ihrem Sohn. Nach ihr erhielt Drepanum in Bithynien den Namen Helenopolis.

Constantin selber wurde über den Rüstungen zu einem Vertheidigungkriege gegen Sapor II. von Persien von tödtlicher Krankheit befallen. Jetzt erst ließ er sich in der Märtyrerkirche des besagten Helenopolis unter die Katechumenen aufnehmen und dann nach Nikomedien bringen, wo er auch noch die Taufe empfing und am letzten Tage des Pfingstfestes verschied (337).

Um seinen Leichnam herum, den die Soldaten nach Constantinopel brachten und unter großer Feierlichkeit in einer Halle des Palastes ausstellten, gingen alsbald die wunderlichsten Dinge vor, deren weiterer Verlauf sich noch bis in das folgende Jahr hinein erstreckt. — Die Erzählung beginnt mit der heftigen Todtenklage der Soldaten; die Gemeinen zerrissen ihre Kleider und jammerten, die Offizier klagten, sie seien verweist. Dieser Schmerz war gewiß ein tiefer und aufrichtiger, namentlich bei den Germanen der Leibwache, die ihr Verhältniß zu den Kaisern als das einer persönlichen Treue auffaßten. Der Verstorbene war ein großer Feldherr gewesen, und hatte für die Soldaten väterlich gesorgt: — was ging sie das Uebrige an? Diese trauernden Soldaten sind aber zugleich in Abwesenheit der Erben diejenige Behörde, welche die nächsten Verfügungen trifft, und z. B. mit der Beerdigung des Kaisers zu warten beschließt, bis

zur Ankunft eines der Söhne. „Inzwischen senden die Offiziere bewährte ergebene Leute aus ihrer Mitte an die Cäsaren mit der Trauernachricht. Und wie aus höherer Eingebung waren alle Heere eines Sinnes, nämlich Niemanden zum Erben anzuerkennen, als die Söhne. Darauf erachteten sie für gut, daß dieselben nicht mehr Cäsaren heißen sollten, sondern Augusti. Die Heere sandten einander diese ihre Meinung schriftlich zu, und überall wurde zu gleicher Zeit die Eintracht der Heere bekannt." — Mehr zu sagen, findet Euseb nicht nöthig.

Aber wo blieb Dalmatius? In seinem Reichsantheil, in seiner Hauptstadt lag die Leiche und herrschten die Soldaten; warum wird er nicht einmal genannt, während sie ihm das Reich absprechen? Statt seiner eilt Constantius herbei, und führt dann den kriegerisch feierlichen Leichenzug vom Palast nach der Apostelkirche. Hatte Constantin dem Neffen eine größere Entschlossenheit zugetraut, als er wirklich besaß? oder war die gegen ihn aufgeführte Intrigue so mächtig? Wir wissen es nicht. Vielleicht wurde er sogleich verhaftet, vielleicht auch einige Zeit mit einem Schatten von Mitherrschaft hingehalten. Es dauerte aber wenige Monate, so brach der große Staatsstreich aus (338), von welchem einige Autoren vergebens den Constantius lossprechen möchten, indem er denselben mehr zugelassen, als befohlen habe. Die Soldaten oder andere Mörder räumen zuerst den Julius Constantius, Bruder des großen Constantin, aus der Welt; seine Kinder Gallus und Julian wurden nur verschont, ersterer weil er gefährlich krank lag, letzterer wegen seiner zarten Jugend. Dann wurde Dalmatius und der Patricius Optatus ermordet, darauf der früher allmächtige Gardepräfekt Ablavius, endlich auch Hannibalian. Es ist eine bloße Ausrede, wenn behauptet wird, die Solda-

ten hätten durchaus nur die Söhne anerkennen wollen; allerdings mochte ihnen, zumal den Germanen, das direkte Erbrecht am verständlichsten vorkommen, allein ohne beträchtliche Aufstachelung wären sie nicht zum Aeußersten geschritten. Für diejenigen, welche Alles glauben, erfand man eine Geschichte, was Maßen der große Constantin eigentlich von Seiten seiner Brüder vergiftet worden sei, die Missethat aber noch bemerkt und in einem letzten Willen denjenigen seiner Söhne zur Rache aufgefordert habe, welcher zuerst zur Stelle sein würde. Einfacher ließ sich nichts erdenken.

Man hat öfter versucht, in das religiöse Bewußtsein Constantins einzudringen, von den vermuthlichen Uebergängen in seinen religiösen Ansichten ein Bild zu entwerfen. Dies ist eine ganz überflüssige Mühe. In einem genialen Menschen, dem der Ehrgeiz und die Herrschsucht keine ruhige Stunde gönnen, kann von Christenthum und Heidenthum, bewußter Religiosität und Irreligiosität gar nicht die Rede sein; ein solcher ist ganz wesentlich irreligiös, selbst wenn er sich einbilden sollte, mitten in einer kirchlichen Gemeinschaft zu stehen. Das Heilige kennt er nur als Reminiscenz, oder als abergläubige Anwandlung. Die Momente der inneren Sammlung, die bei dem religiösen Menschen der Andacht gehören, werden bei ihm von einer ganz anderen Gluth aufgezehrt; weltumfassende Pläne, gewaltige Träume führen ihn glatt auf den Blutströmen geschlachteter Armeen dahin; er gedenkt wohl, sich zur Ruhe zu setzen, wenn er Dieses und Jenes erreicht haben wird, was ihm noch fehlt, um Alles zu besitzen; einstweilen aber gehen alle seine geistigen und leiblichen Kräfte den großen Zielen der Herrschaft nach, und wenn er sich einen Augenblick auf sein wahres Glaubensbekenntniß besinnt, so ist es der Fatalismus.

Als die Reminiscenz, welche Constantin aus dem Hause des Chlorus mitbrachte, erscheint der tolerante Monotheismus, welchem dieser ergeben war. Das erste selbstständige religiöse Lebenszeichen gewährt dann der Besuch Constantins in dem Apollo-Tempel zu Autun vor seinem erneuten Angriff gegen die Franken (308); er scheint das dortige Orakel befragt und reiche Geschenke dargebracht zu haben. Dieser Apollodienst steht vielleicht mit jenem Monotheismus des elterlichen Hauses nicht im Gegensatze, in so fern etwa schon Chlorus sein höchstes Wesen als Sonnengott auffaßte. Daß hierbei an die Personification der Sonne als Mithras zu denken ist, schließen wir aus dem bekannten Constantinischen Münzreverse, welcher den Sonnengott mit der Inschrift SOLI. INVICTO. COMITI darstellt. Wer mit antiken Münzen zu thun gehabt hat, weiß, daß unter fünf Constantinischen Stücken wohl vier keine andere Rückseite haben, als diese, woraus mit überwiegender Wahrscheinlichkeit hervorgeht, daß dieser Stempel bis zum Tode des Kaisers beibehalten wurde. Außerdem kommen Victorien, der Genius populi Romani, Mars und Jupiter mit verschiedenen Beinamen, so wie eine Anzahl weiblicher Personificationen am häufigsten vor. Dagegen müssen die Münzen mit unzweideutigen christlichen Emblemen, die er erst geprägt haben soll, noch gefunden werden. Fortwährend nennt sich Constantin auf Inschriften und auf Münzen Pontifex maximus, und läßt sich als solcher mit verschleiertem Haupt abbilden; in den Gesetzen der Jahre 319 und 321 erkennt er den heidnischen Cultus noch als zu Rechte bestehend an, und verwahrt sie nur gegen den geheimen, gefährlichen Gebrauch der Magie und der Haruspicin, während er das Beschwören des Regens und des Hagels gestattet, und bei Blitzschlä-

gen auf öffentliche Gebäude das Gutachten der Haruspices ausdrücklich verlangt.

Diesem Allem steht aber entgegen, daß Constantin seit dem Kriege mit Maxentius nicht bloß die Duldung des Christenthums als einer erlaubten Religion eintreten ließ, sondern in der Armee ein Sinnbild verbreitete, wobei sich zwar Jeder seine eigenen Gedanken machen konnte, das aber die Christen auf sich beziehen mußten. Die verschlungenen Buchstaben Χ und Ρ, welche den Anfang des Wortes Christus (ΧΡΙΣΤΟΣ) ausmachen, wurden, wie es heißt, noch vor dem Kriege an den Schilden der Soldaten angebracht. Zugleich oder erst später wird an einem großen Feldzeichen, an einer Feldfahne, dasselbe Monogramm, von Gold und Juwelen umgeben, befestigt, worauf dieses Feldzeichen einen besonderen, wunderlichen Cultus erhält und den Kriegern die größte Siegeszuversicht einflößt. Bald werden für alle Heere dergleichen Feldzeichen (labarum semeion) angefertigt; einer eigenen Garde wird die Verwahrung des Idols in der Schlacht anvertraut; man widmet ihm sogar ein eigenes Zelt, in welches sich der Kaiser vor jeder wichtigen Affaire geheimnißvoll zurückzieht. Sollte dies Alles nicht die Bedeutung eines öffentlichen Bekenntnisses haben?

Zunächst beachte man, daß Constantin mit diesem Abzeichen nicht an die Bevölkerungen, sondern an das Heer wendet. Dasselbe kannte ihn bereits aus den Frankenkriegen als einen glücklichen und bedeutenden Feldherrn, es gehörte ihm theilweise schon vom Vater her an, und hätte sich alle beliebigen Symbole und Embleme von seiner Seite gefallen lassen. Unter den Galliern und Briten, welche dabei waren, gab es sicher viele Christen und indifferente Heiden, und den Germanen war die Religion des Führers vollends ganz gleichgültig. Von seiner Seite aber war es ein

Versuch, der ihn vor der Hand zu gar nichts verpflichtete, als zu der Toleranz, die in seinen bisherigen Gebieten thatsächlich schon herrschte, und die er dann auch über die eroberten ausdehnte. Christus konnte ihm als Gott neben anderen Göttern gelten, die Bekenner desselben als Unterthanen neben den Dienern der Heidengötter. Wir wollen die Möglichkeit nicht leugnen, daß Constantin eine gewisse Superstition zu Gunsten Christi in sich habe aufkommen lassen, ja daß er diesen Namen vielleicht mit seinem Sonnengott in eine confuse Verbindung brachte; es kam ihm aber gewiß ausschließlich auf den Erfolg an; hätte er in Italien sogleich einen übermächtigen Widerwillen gegen das XP angetroffen, so wäre es wohl bald wieder von Schilden und Feldzeichen verschwunden. Statt dessen konnte er sich wahrscheinlich mit Sicherheit überzeugen, daß die große Masse der Heiden der Verfolgung abhold war, und daß er keine Gefahr dabei lief, seine Statue mit dem Labarum in der Hand mitten in Rom aufstellen und darunter schreiben zu lassen, dieses rettende Zeichen sei der wahre Beweis aller Tapferkeit. Wenn er ein eigentliches Bekenntniß des Christenthums hätte ablegen wollen, so wäre doch eine ganz andere Erklärung vonnöthen gewesen! — Ein Blick auf das Jahr 312 würde Alles klar machen, wenn wir über die allgemeinen Zustände besser berichtet wären. Nichts ist schwerer zu belegen, und doch nichts wahrscheinlicher, als daß in jenem kritischen Moment am Ende der Verfolgungen die Gemüther milder und nachgiebiger gestimmt waren, als je zuvor und nachher; sie wußten nicht oder sie vergaßen auf einen Augenblick, daß das Christenthum, einmal geduldet, rasch zur herrschenden Religion werden mußte.

Auch Constantin wußte es vielleicht nicht, aber er ließ geschehen und behielt die Augen offen. So wie

ihm sein heller, empirischer Verstand sagte, daß die Christen gute Unterthanen seien, daß ihrer Viele seien, und daß die Verfolgung für eine vernünftige Staatsgewalt gar keinen Sinn mehr haben könne, war sein Entschluß gefaßt. Und die praktische Ausführung darf man wohl vom politischen Standpunkte aus in hohem Grade bewundern. Das Labarum in seinen siegreichen Händen versinnlicht die Herrschaft, die Kriegsgewalt und die neue Religion zugleich. Der Corpsgeist eines Heeres, welches über eine der größten Armeen der alten Geschichte gesiegt hat, giebt dem neuen Symbol die Weihe der Unwiderstehlichkeit.

Das bekannte Wunder aber, welches Euseb und seine Nachschreiber auf dem Zuge gegen Maxentius geschehen lassen, dürfte wohl endlich aus den geschichtlichen Darstellungen wegbleiben, weil es nicht einmal den Werth einer Sage, überhaupt keinen populären Ursprung hat, sondern erst lange hernach von Constantin dem Euseb erzählt, und von diesem in absichtlich unklarem Bombast aufgezeichnet worden ist. Der Kaiser hatte dem Bischof zwar einen hohen Eid darauf geleistet, es sei nicht ersonnen, er habe wirklich jenes Kreuz am Himmel gesehen, mit der Inschrift: „Durch dieses siege!“ und Christus sei ihm wirklich darauf im Traume erschienen u. s. w.; allein die Geschichte weiß mit einem Eid Constantins des Großen nicht viel anzufangen, weil er unter Anderm seinen Schwager trotz eidlicher Versicherung hat ermorden lassen. Und dann ist auch Euseb nicht zu gut dazu, zwei Dritttheile der Erzählung selber erfunden zu haben.

Nun bleibt offenbar in Constantins äußerem Verhalten eine große Ungleichheit; er nimmt das Monogramm Christi zum Abzeichen seines Heeres, und läßt den Namen Jupiter auf dem Triumphbogen auslöschen, während er auf den Münzen die alten

Götter, besonders den Sonnengott, als unbesiegten Begleiter, beibehält, und sich bei wichtigen Anlässen ganz heidnisch äußert. Dieser Zwiespalt nimmt in seinen letzten Lebensjahren eher zu als ab. Allein er wollte vor der Hand beiden Religionen Garantien geben, und war einstweilen mächtig genug, eine solche Doppelstellung auszuhalten.

Seine Toleranz-Edikte, von welchen das zweite, zu Mailand in Gemeinschaft mit Licinius erlassene erhalten ist, gestatteten vor der Hand nichts, als die Gewissens- und Religionsfreiheit, allein das letztere gab diese unbeschränkt und unbedingt. Damit war der Begriff einer Staatsreligion vor der Hand aufgehoben, bis das Christenthum diese dem Heidenthum abgenommene Hülle anzog. Bald riß eine Maßregel die andere nach sich, besonders als Maximinus Daza dem Licinius gegenüber, und später Licinius selbst dem Constantin gegenüber das Christenthum anfeindeten. Die während der Verfolgung confiscirten Versammlungsplätze und andere Grundstücke der christlichen Gemeinden wurden zurückgegeben, die Christen offenbar begünstigt und ihr Proselytismus thätig unterstützt. Ein Moment der Besorgniß vor dem Unwillen der Heiden verräth sich noch in den oben angeführten Gesetzen vom Jahre 319, in welchen der Privatgebrauch der Haruspicin und die Hausopfer strenge verboten wurden, wahrscheinlich weil die geheime Befragung der Haruspices und die Opferfeste bei verschlossenen Thüren politisch gemißbraucht wurden. Endlich folgt mit dem Edikt an die Provinzialen von Palästina und mit demjenigen an die Völker des Orients nach dem letzten Siege über Licinius (324) eine scheinbar ganz rückhaltlose persönliche Hingabe des Kaisers an das Christenthum, dessen Bekenner mit aller möglichen Gunst von den Consequenzen der Verfolgung befreit und in ihre frü-

here Stellung und Habe wieder eingesetzt werden. Gegen den Polytheismus wird in diesen Aktenstücken schon nachträglich polemisirt; es ist die Rede von Weihestätten der Lüge, von Finsterniß, von elendem Irrthum, den man eben nur noch dulden müsse, und so weiter. Allein Constantin hat hier nicht selber die Feder geführt, der Concipient verräth sich wenigstens im zweiten Schreiben, indem er den Kaiser sagen läßt, er sei zu Anfange der Verfolgung „gerade ein Knabe" gewesen, während Constantin doch im Jahre 303 fast ein Dreißiger war. Und dieser selbe Concipient hat offenbar, wie man bei näherer Prüfung bemerkt, den Kaiser nicht einmal als Christ hinstellen dürfen; was sich persönlich laut macht, ist der öde Deismus eines Eroberers, welcher einen Gott braucht, um sich bei allen Gewaltstreichen auf Etwas außer ihm berufen zu können. „Ich, ausgehend vom britannischen Meer und von den Gegenden, wo der Sonne vorgeschrieben ist, niederzusinken, vertreibend und zerstörend durch eine höhere Gewalt die Alles beherrschenden Uebel, damit das Menschengeschlecht durch meine Hülfe erzogen, zurückgerufen werde zum Cultus des erhabensten Gesetzes u. s. w. — ich also bin bis in die Gegenden des Orients gekommen, welche, in je tieferem Unglück sie sich befanden, zu um so größerer Hülfe mich herbeiriefen u. s. w. — Ihr sehet Alle, welche Macht und Gnade das ist, die der gottlosesten und beschwerlichsten Menschen ganzes Geschlecht hat verschwinden und untergehen lassen" u. s. w. — Dinge, die auch ein erobernder Khalif unterschreiben könnte.

Es ist nicht unmöglich, daß Constantin in seinem ursprünglich an die Sonne und an Mithras angelehnten Deismus eine allgemeinere und deshalb vermeintlich höhere Grundgestalt aller Religionen zu besitzen glaubte. Zeitweise hat er wirklich neutrale Le-

bensformen für religiöse Dinge aufgesucht, welchen sich Christen und Heiden fügen sollten. Dieser Art ist der gemeinsame Sonntag und das gemeinsame Vaterunser. „Er lehrte alle Armeen, den Tag des Herrn, welcher gerade auch als der des Lichtes und der Sonne benannt wird, mit Eifer ehren.... Auch die Heiden mußten am Sonntag hinaus auf das freie Feld, und mit einander die Hände aufheben und ein auswendig gelerntes Gebet hersagen zu Gott, als Urheber alles Sieges: „„Dich allein erkennen wir als Gott und König, Dich rufen wir als unseren Helfer. Von Dir haben wir die Siege erlangt, durch Dich die Feinde überwunden. Dir danken wir das bisherige Gute, von Dir hoffen wir das Künftige. Zu Dir flehen wir Alle und bitten Dich, daß Du unsern Kaiser Constantin und seine gottliebenden Söhne uns lange unversehrt und siegreich bewahrest.““ — Diese Formel konnten sich auch die Christen gefallen lassen; die Heiden aber, welche an einem so ausgesprochenen Monotheismis hätten Anstoß nehmen können, waren vor Allem Soldaten. Daß auch an die Mithrasgläubigen sehr speciell gedacht war, deutet Euseb mit seinem „Tag des Lichts und der Sonne“ ziemlich klar an. Wie bezeichnend lautet übrigens dieses sogenannte Gebet! Kaiser, Heer und Sieg — weiter nichts; kein Wort an den sittlichen Menschen, keine Sylbe an den Römer.

Ehe wir weiter gehen, mag noch dasjenige kurz abgethan werden, was Euseb sonst über das vorgebliche Christenthum seines Helden berichtet. Christliche Priester begleiten ihn seit dem Kriege mit Maxentius selbst auf Reisen als „Beisitzer“ und „Tischgenossen“; bei den Synoden setzt er sich mitten unter sie. Dies sind leicht erklärliche Thatsachen; es handelte sich für ihn ganz wesentlich darum, der damaligen Kirche ihre Anschauungsweise abzulauschen, wie er sich denn

eigene Berichterstatter hielt, die ihm über alle einzelnen Sekten Vortrag halten mußten. Einem derselben, Strategius, gab er aus Freude an seiner beredten Darstellungsweise den Beinamen Musonianus. Das Präsidium der Synoden konnte ein kluger und kraftvoller Herrscher vollends nicht aus den Händen geben, weil es eine neue Macht im Leben war, die er sich unmöglich durfte entgehen lassen. Man kann diesen Egoismus beklagen und verabscheuen, aber eine intelligente Gewalt zweudeutigen Ursprunges wird jederzeit so handeln. Wenn dann weiter berichtet wird, wie oft der Kaiser göttlicher Erscheinungen gewürdigt worden, wie er in dem Zelte des Labarums insgeheim gefastet und gebetet, wie er täglich sich einsam eingeschlossen, um knieend mit Gott zu verkehren, wie er seine Nachtwachen mit Gedanken über göttliche Dinge ausgefüllt u. s. w., so sind dies im Munde eines Euseb, der die Wahrheit wußte, nichts als verächtliche Erfindungen. — In der späteren Zeit hat sich Constantin offenbar den Bischöfen noch mehr hingegeben, und ihnen bei Hofe das erste Wort eingeräumt, wahrscheinlich weil er einsah, daß sie vor der Hand das größte Interesse dabei hatten, den Thron auf jede Weise zu stützen, und weil er am Ende gar nicht mehr anders konnte. Sie werden in den Kreisschreiben „geliebter Bruder" angeredet, wie er sich selber, als „gemeinschaftlicher Bischof", als einer der Ihrigen zu geberden pflegte. Er gab ihnen die Erziehung seiner Söhne wenigstens zum Theil Preis, und leitete es überhaupt so ein, daß dieselben unbedingt als Christen galten; ihre ganze persönliche Umgebung, ihr Hofstaat bestand aus lanter Christen, während der Vater sich (nach Euseb's indirektem Geständniß) nicht scheute, bis in die letzten Zeiten neben den Geistlichen auch Heiden in hohen Stellungen um seine Person und als Präsides in den Provinzen

zu haben. Auch das Verbot der Gladiatorspiele war ohne Zweifel eine Concession an die geistliche Umgebung, obwohl das betreffende Gesetz nur von „Landfrieden und häuslicher Stille" spricht, wozu blutige Schauspiele nicht paßten. Uebrigens war dies eines von denjenigen Gesetzen, welche nur gegeben wurden, um sofort in Vergessenheit zu gerathen, wie denn Constantin selbst es später nicht mehr berücksichtigt hat.

Ganz räthselhaft scheinen die Predigten, welche Constantin zu Zeiten in Gegenwart des Hofes und „vieler tausend Zuhörer" hielt. Er wollte nämlich auch „durch Ansprachen mit Erziehungszweck" seine Unterthanen beherrschen, und „die Regierung ganz zu einer redenden machen". Es wurden Versammlungen zu diesem Behuf angesagt, da trat der Herr der Welt ganz unbefangen auf und redete; kam er auf die Religion, so nahmen Züge und Stimme den Ausdruck tiefer Demuth an; den Zuruf verbat er sich durch einen Wink gen Himmel. Sein Thema war in der Regel die Widerlegung der Vielgötterei, der Monotheismus, die Vorsehung, die Erlösung und das göttliche Gericht. Bei diesem Abschnitt (sagt der Hofbischof Euseb) pflegte er seine Zuhörer am unmittelbarsten zu treffen, indem er die Räuber und Gewaltthätigen und Geldsüchtigen durchnahm; da trafen die Geißelhiebe seiner Worte auch einige der umstehenden Vertrauten, daß sie zur Erde blickten . . . Er meinte es aufrichtig, sie aber blieben taub und verhärtet; sie riefen und klatschten Beifall, während doch ihre Unersättlichkeit keine Rührung in ihnen aufkommen ließ. Constantin schrieb diese Reden lateinisch, worauf die Dolmetscher sie in's Griechische übersetzten. — Was soll man zu dieser Erzählung denken? Constantin, der die Diocletianische Repräsentationsweise so eifrig fortsetzte und auf seine persönliche Majestät so große

Dinge hielt, bequemt sich zum Auftreten vor den Massen der Hauptstadt! Die Kritik, welcher er sich aussetzte, war noch das Wenigste, und die Zuhörer verzichteten vielleicht aus guten Gründen darauf; allein wozu die Reden, wenn man die Macht, d. h. das große Privilegium, zu handeln, besitzt? Ein Grund läßt sich vielleicht errathen. In dieser Zeit der religiösen Krisis muß das öffentlich gesprochene Wort, bisher auf rhetorische Exercitien und Lobreden beschränkt, auf einmal vom Predigtstuhl herab einen so ungeheuren Einfluß gewonnen haben, daß Constantin es schon als Mittel der Macht nicht ganz entbehren mochte, ungefähr wie heute auch die mächtigsten Regierungen sich in der Zeitungspresse müssen vertreten lassen. Wenn es ihm, dem Ungetauften, dem Nicht-Katechumenen einfallen durfte, sich als „gemeinsamen Bischof" auszugeben, so konnte er ganz eben so gut einen christlichen Prediger vorstellen. Wie er die christlichen Dogmen dabei behandelt hat, wissen wir nicht; daß er sich unbedingt als Christ gestellt habe, ist nicht einmal wahrscheinlich. Sodann deutet Euseb sehr klar auf einen Nebenzweck dieser Reden hin; sie waren ein willkommener Anlaß, Gnade und Ungnade zu äußern, die Umgebung in Schrecken zu setzen, und eine Menge Dinge in künstlich zweideutiger Form unter die Leute zu bringen, die sich selbst im weitschweifigsten Edikt nicht wohl sagen ließen. Es sind die Senatsreden des Tiberius in anderer Gestalt! Man darf nicht vergessen, daß Constantin u. A. auch „eine Menge seiner Freunde tödtete", wie der ganz unverdächtige Eutropius sagt, der mehr als verdächtige Eusebius dagegen zu verschweigen für gut findet.

Es haftet auf Constantin noch stets ein letzter Schimmer von Erbaulichkeit, weil ihn so viele sonst verehrungswürdige Christen aller Jahrhunderte als

den Ihrigen in Anspruch genommen haben. Auch dieser letzte Schimmer muß schwinden. Die christliche Kirche hat an diesem furchtbaren, aber politisch großartigen Menschen nichts zu verlieren, so wie das Heidenthum nichts an ihm zu gewinnen hätte. Uebrigens verfielen die Heiden in denselben Irrthum, bei ihm einen wirklichen, nicht bloß äußerlich gemeinten Uebertritt vorauszusetzen. Zosimus erzählt die bekannte feindselige Version der Bekehrungsgeschichte: Ob der Hinrichtung des Crispus und der Fausta und ob dem Eidbruch gegen den Licinius seien dem Kaiser Gewissensbisse aufgestiegen, und er habe sich an die heidnischen Priester um Entsündigung gewandt; als ihm erwiedert wurde, für solche Missethaten gebe es keine Art von Sühne, habe sich ein aus Spanien nach Rom gekommener Aegypter durch die Frauen bei Hofe in seine Nähe zu drängen gewußt, und ihm die Ueberzeugung beigebracht, daß das Christenthum jede Missethat abzuwaschen im Stande sei; darauf habe er seinen Uebertritt zuerst zu erkennen gegeben durch seine Maßregeln gegen die heidnische Erforschung der Zukunft, und weiter durch den Bau einer neuen Hauptstadt. — Es ist möglich, daß diese Erzählung einen wahren Kern enthält, aber die vorliegende Fassung ist sicher nicht die richtige. Ereignisse von so gräßlicher Art im eigenen Hause müssen allerdings in Constantin's Seele wach gerufen haben, was noch etwa von römischem Glauben in ihm steckte, und er war vielleicht bei aller sonstigen Bildung roh genug, von kräftigen heidnischen Bannsprüchen einige Erleichterung, ein Wegspülen des häßlichen Eindruckes zu erwarten, aber der weitere Causalzusammenhang ist erweislich falsch.

Gerade in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens giebt Constantin noch einige sehr deutliche Zeichen unchristlicher, ja unmittelbar heidnischer Sympathien.

Während er und seine Mutter Palästina und die großen Städte des Reichs mit den prachtvollsten Kirchen schmücken, läßt er in dem neuen Constantinopel doch auch heidnische Tempel bauen; zwei davon, die der Göttermutter und der Dioskuren, können bloße Ziergebäude für die als Kunstwerke darin aufgestellten Bilder gewesen sein; der Tempel und das Bild der Tyche dagegen, welche dem römischen „Staatsgenius" entspricht, sollten einen eigentlichen Cultus genießen. Bei der Einweihung der Stadt wurden erweislich heidnische Geheimgebräuche gefeiert, wie denn diese ganze wichtige Angelegenheit von allerlei Superstitionen bedingt war, die bei den späteren Schriftstellern vergebens mit christlicher Andacht zugedeckt werden.

Auch Anderen gestattete Constantin noch die Erbauung heidnischer Tempel. Eine Inschrift des umbrischen Städtchens Spello (zwischen Foligno und Assisi), welche ihres befremdlichen Inhalts wegen lange für unächt gegolten hat, und durch die nachläßsige und barbarische Schreibung dieses Vorurtheil zu rechtfertigen schien, ist höchst wahrscheinlich ein durchaus ächtes Denkmal dieser Gunst gegen die Heiden, und zwar aus den zwei letzten Lebensjahren des Kaisers. Er erlaubt den Hispellaten, seinem Geschlecht, das er bekanntlich gens Flavia nannte, einen prächtigen Tempel zu bauen, und bedingt sich nur aus, daß derselbe nicht „durch den Trug ansteckenden Aberglaubens" befleckt werde, worunter sich Jeder denken konnte, was er wollte. Auch über das heidnische Priesterthum des Ortes und über die Verlegung der Festspiele von Bolsena nach Spello giebt er einläßlichen Bescheid, mit ausdrücklicher Nennung der Gladiatoren. In denselben Jahre spricht er auch gewisse heidnische Priester-Collegien, die Sacerdotes und lebenslänglichen Flamines von den lästigen Lokalämtern frei, zu welchen man sie, insonderheit in Afrika,

christlicherseits nöthigen wollte. Ohne Zweifel mit seinem Vorwissen darf der Senat noch im Jahre 331 den zerfallenen Concordientempel wieder herstellen, einzelner Götteraltäre aus den nächst vorhergehenden Jahren zu geschweigen.

Ja das Heidenthum tritt dem Herrscher in dieser letzten Zeit auch persönlich sehr nahe. Der Neuplatoniker Sopater, ein Schüler des Jamblichus, erscheint in seiner Nähe mit allen Ansprüchen eines hochmüthigen griechischen Sophisten; „die anderen Menschen sind ihm zu gering; er eilt an den kaiserlichen Hof, um ohne weitere Umstände über Constantins ganzes Thun und Denken einen herrschenden Einfluß zu üben. Der Kaiser ist auch bald von ihm gänzlich eingenommen, und läßt ihn zu seiner Rechten sitzen, zum allgemeinen Neid und Aergerniß der Höflinge." Sei dem nun unbedingt zu glauben oder nicht: Sopater hat jedenfalls ein bedeutendes Verhältniß zu Constantin gehabt. Unleugbar wurde er bei den Einweihungs-Ceremonien von Constantinopel gebraucht. Später stürzte ihn der Gardepräfekt Ablavius, welcher bei der Hungersnoth in der neuen Hauptstadt dem Kaiser die Meinung beigebracht haben soll, Sopater halte durch seine große Wissenschaft die Winde gefesselt, die den ägyptischen Korntransport über das Meer befördern sollten. Constantin ließ den Sophisten hinrichten. Ob indessen der bloße Hofneid des Ablavius dies bewirkte, darf nach einer Notiz bei Suidas wohl bezweifelt werden: „Constantin, heißt es, tödtete den Sopater, um zu beweisen, daß er in der Religion nicht mehr heidnisch gesinnt sei. Denn früher war er mit Jenem sehr vertraut gewesen." — Vielerlei Gründe rechtfertigen die Vermuthung, daß die christlichen Priester dem alternden Kaiser einigermaßen furchtbar geworden waren, und daß er seine so lange bewahrte

persönliche Freiheit in den letzten Jahren nicht mehr durchgängig behaupten konnte.

Manche glauben sogar annehmen zu dürfen, daß Constantin die heidnischen Opfer zuletzt ganz verbot, und daß außer den Opfern auch die Befragung von Orakeln, die Aufrichtung von Götterbildern und die Feier von Mysterien durchaus wären abgeschafft worden. Allein es muß bei all Diesem merkwürdig durch die Finger gesehen worden sein. Gerade die Haupturkunde für den massenhaften Fortbestand der Opfer und Mysterien, die Schrift des christlichen Firmicus, stammt aus den nächsten Jahren nach Constantins Tode, dessen Söhne mit den heftigsten Worten erst zu dem aufgefordert wurden, was der Vater schon gethan haben soll: „Haut sie zusammen, mit dem Beil zusammen, diese Tempelzierden! Zur Schmelze, zur Münze mit diesen Göttern! Alle Weihgeschenke sind Euer, nehmt und braucht sie!" —

Es sind indeß schon unter Constantin Tempel aufgehoben und zerstört und Götterbilder eingeschmolzen worden. Ein Heiligthum, wie das der himmlischen Göttin zu Aphaca im Libanon, verdiente allerdings nichts Besseres, als daß Soldaten hingeschickt wurden, die Alles dem Boden gleich machten; der Ort war in der That „nicht werth, daß ihn die Sonne beschien". Bedenklicher war die Schleifung des berühmten Asklepiostempels zu Aegä in Cilicien, wo bis damals eine Menge Menschen sich um der Kurträume willen einfanden. Wahrscheinlich hatte der Gott sich auf politische Fragen eingelassen. In Heliopolis, wo ein kaum minder unzüchtiger Cultus vorkam als in Aphaca, blieb es beim bloßen Verbot und bei der gewaltsamen Stiftung eines Bisthums, dem dann erst durch Geld eine Gemeinde geworben wurde. Anderwärts kam es vor, daß bekehrte Bevölkerungen aus eigenem Antriebe die Heidentempel des Ortes

niederrissen und dafür die officielle kaiserliche Billigung ernteten; Majuma, die Hafenstadt von Gaza, erhielt den Namen Constantia, ein anderer phönicischer Ort den Namen Constantina, wahrscheinlich um eines solchen Verdienstes willen.

Außerdem hat Constantin aus Raubsucht oder Geldnoth, wie es scheint, viele Tempel plündern lassen. Zwar verhehlt Euseb hier wieder den Grund und die wahre Ausdehnung dieser Spoliationen, aber er verräth sich wider Willen. Es ist nämlich bei ihm zunächst gar nicht von Marmorstatuen die Rede, sondern von lauter solchen Bildern, deren Inneres aus einem besonderen Stoffe bestand, — Euseb meint: aus Schädeln, Todtenbeinen, alten Lumpen, Heu, Stroh u. dergl. — es handelt sich aber offenbar nur um den hölzernen rc. Kern, oder das hohle innere Gestell von sogenannten Chryselephantin-Statuen, d. h. Bildern von Gold und Elfenbein, dergleichen der olympische Zeus eines war. In der Lobrede auf Constantin wird dies dann in vollem Umfange zugestanden: „Die kostbaren Theile wurden eingeschmolzen und der formlose Rest den Heiden gelassen, zum ewigen Andenken ihrer Schmach.“ — Welche und wie viele Werke, vielleicht der besten griechischen Kunst, dieses von der Kostbarkeit des Stoffes unzertrennliche Schicksal traf, erfährt man nicht näher. Uebrigens nahm Constantin für die Ausschmückung seiner neuen Hauptstadt allerdings auch mit Götterbildern ohne Materialwerth vorlieb, wie wir sehen werden; von den ehernen z. B. heißt es an a. O.: „Man führte sie wie Gefangene fort, diese Götter abgelebter Fabeln; an Stricken wurden sie fortgeschleppt!“ — Die Wegnahme war vertrauten Commissären übertragen, welche unmittelbar vom Hofe kamen; Widerstand fanden sie nirgends, die Priester mußten ihnen die geheimsten Gewölbe öffnen. Es ist

aber auch denkbar und wahrscheinlich, daß Constantin dergleichen nur in durchaus zuverlässigen, überwiegend christlichen Städten der näheren Umgebung seiner Residenz wagte. Er hätte wohl die Gold- und Silber-Statuen gern unangegriffen gelassen, allein sie lagen ihm zu bequem und die Versuchung war zu stark gegenüber dem dringenden Geldbedürfniß, das bei Herrschern dieser Art jeder anderen Rücksicht vorangeht. In dieselbe Kategorie gehört ohne Zweifel das Ausheben von Thüren und von Gebälken, das bei mehreren Tempeln vorgekommen sein soll; diese Theile waren nämlich oft von massivem Erz und lohnten wohl die Mühe des Einschmelzens. Wenn damit der Anfang der Zerstörung gemacht, und das Innere durch theilweisen Einsturz und Unbill der Witterung geschändet war, so konnte man es schwerlich mehr verhindern, daß die Anwohner sich auch an Säulen und andere Bautheile wagten, wäre es auch nur zum Behuf des Kalkbrennens gewesen. Daß dies seit dem Jahre 333 wenigstens an heidnischen Grabmonumenten geschah, ist officiell bestätigt. Schon früher war die Reparatur verfallener oder unvollendeter Tempel durch ein Gesetz stille gestellt worden. Wie es mit den Tempelgütern ging, ist nicht näher bekannt; in einzelnen Fällen wurden sie sicher eingezogen, doch erst unter Constantins Nachfolgern in Masse und planmäßig. Von einem Gesetz, welches die allgemeine Zerstörung der Tempel verfügt hätte, wie die Chronik des Hieronymus zum Jahre 335 erzählt, kann bei Constantin selber keine Rede sein. Was er that und geschehen ließ, geschah gelegentlich, aus frivoler Raubsucht und unter schwankender geistlicher Einwirkung, deshalb auch so ungleich. Ein consequentes System wird man bei einem hierin mit Willen inconsequenten Menschen vergebens nachweisen wollen.

Das Urtheil über sein christliches Bekenntniß und seine Taufe auf dem Sterbebette wird vollends Jeder nach eigenem Maßstab beurtheilen müssen. —

Constantin pflegte zu sagen: „Kaiser zu werden ist eine Sache des Schicksals; wen aber die Gewalt des Fatums in die Nothwendigkeit des Herrschens versetzt hat, der bemühe sich, des Imperiums würdig zu erscheinen.“

Alles wohl erwogen, war er in der That vor allen seinen Zeitgenossen und Mitregenten der Herrschaft würdig, so schrecklich er sie bisweilen mißbraucht hat. Der Name des „Großen“, der trotz allen Schmeichlern nur an so wenigen Menschen haften will, ist ihm unbestritten geblieben. Das übermäßige Lob der christlichen Schriftsteller hat hier nicht entschieden; sondern vielmehr der gewaltige Eindruck, den die römische Welt von Constantin erhalten hatte. Sie war von ihm zuerst erobert, dann mit einer neuen Religion versöhnt und in den wichtigsten Beziehungen neu eingerichtet worden. Auf solche Beweise von Thatkraft hin durfte sie ihn „den Großen“ heißen, selbst wenn Alles, was er gethan, zum Schaden ausgeschlagen wäre. In einer weniger ungewöhnlichen Zeit hätte Constantin bei der gleichen Begabung eine solche geschichtliche Stellung schwer erreicht; er hätte mit dem Ruhm eines Probus oder Aurelian sich begnügen müssen. Da ihn aber „die Gewalt des Fatums“, wie er sich ausdrückt, auf die Grenzscheide zweier Weltalter stellte und ihm dazu eine lange Herrschaft verlieh, so konnte sich seine Herrschernatur ungleich vielseitiger offenbaren.

Wie im Bisherigen von seinem Verhältniß zum Thron und zur Kirche die nothwendigen Umrisse gegeben wurden, so soll auch von seiner sonstigen Regierung noch in Kürze die Rede sein. Ueber die meisten der betreffenden Fragen steht übrigens das

historische Urtheil nicht durchaus fest, und selbst die Thatsachen sind nicht selten streitig.

So zunächst in Betreff der Vervollständigung des Hofceremoniells und der Hofwürden. Die sogenannte Notitia dignitatum, ein Hof- und Staatskalender vom Anfange des 5ten Jahrhunderts, zählt eine reich abgestufte Hierarchie der Hof- und Staatsämter auf, welche wohl im Allgemeinen durch Constantin ihre Gestalt erhalten haben mag; allein von den einzelnen Hofwürden hatten gewiß schon viele unter Diocletian und noch weit früher, etwa seit Hadrian, bestanden. Das Verzeichniß hat allerdings, da man diese Vorgänge nicht näher kennt, etwas Ueberraschendes, so feierlich spricht sich darin der Prunk des Despotismus aus. Ueberall ertönt das Adjectiv „Sacer," geweiht, wo man schlechtweg kaiserlich sagen würde; mehrere Würden sind z. B. nach dem Sacrum cubiculum, dem kaiserlichen Gemach rc. benannt. Um aber zu einem festen Schluß zu gelangen, um genau zu ermitteln, wie es bei Hofe zuging, müßte man wissen, welche von den vielen Aemtern mit einer wirklichen Aufwartung verbunden und welche bloße Titel waren. Giebt es doch noch jetzt Höfe, welche bei einer thatsächlich sehr mäßigen, ökonomischen Einrichtung eine außerordentliche Menge von Ehrenchargen austheilen. — Wie sehr sich aber die damalige römische Welt an das Titelwesen, als Symbol der Rangordnung gewöhnen mußte, lehren die üblichen Ehrenprädikate illuster, spectabilis, honoratus, clarissimus, perfectissimus, egregius, und die Anreden amplitudo, celsitudo, magnitudo, magnificentia, prudentia tua u. s. w., welche zum Theil auch die obligate Begleitung gewisser Aemter waren. Schon bei Anlaß Diocletians ist von der Bedeutung dieser Neuerungen kurz die Rede gewesen; wir dürfen auch hier vermuthen, daß die be-

treffenden Fürsten nicht sowohl Neues schufen, als vielmehr dasjenige constatirten und in Form und Regel brachten, was ohnedies in der Zeit lag. Constantin freilich verfuhr dabei mit vollem Bewußtsein; „er erfand verschiedene Ehrentitel, um möglichst Vielen Ehre anzuthun.“ — Uebrigens mußten die Vorrechte der Hofleute, consequent gehandhabt und erweitert, allmälig einen neuen Erbadel hervorbringen; sie sind nicht nur aus dem ganzen drückenden Steuerwesen, aus dem Municipalelend herausgehoben in eine höhere verklärte Sphäre, sondern auch gegen das Schicksal der gemeinen Sterblichen, die „calumnias,“ geschützt; die Privilegien gelten nicht nur ihnen, sondern auch ihren Kindern und Enkeln, und dauern auch im Fall der Pensionirung fort. Schon besaß man eine Aristokratie, welche auf erblich werdender Steuerfreiheit beruhte, nämlich die der senatorischen Familien; hier ließ sich nun Alles dazu an, eine zweite aus Hofleuten (Palatini) und höheren Beamten zu schaffen.

Allein Constantin mußte wenigstens für seine Person die Dinge im Gleichgewicht zu halten. Sein Hof war ein überaus schlüpfriger Boden, und wer da stand, der mußte wohl zusehen, daß er nicht falle. In seiner nächsten Umgebung hatte der Kaiser eine Menge „Freunde“, „Getreue“, „Vertraute“ und wie sie sonst heißen; er war keiner von den verschlossenen Tyrannen; neben seinem beständigen „Lesen, Schreiben und Nachdenken“ empfand er die Bedürfnisse eines expansiven Gemüthes. Dies schließt jedoch eine große Ungleichheit und Duplicität nicht aus; es giebt Charaktere, welche in dieser Beziehung ganz sonderbar gemischt sind, aus Hingebung und Falschheit, aus Bedürfniß nach Umgang und tückischer Selbstsucht, welche letztere sich bei einem Gewaltherrscher jener Art in das Gewand der Staatsraison zu hüllen pflegt. So

sehen wir, wie Constantin seine „Freunde" zunächst erhebt und reich macht, ja ihnen in der kaiserlichen Kasse zu wühlen gestattet; Mißbräuche, die selbst einem Euseb die schwersten Seufzer auspressen und bei Ammian als ein Krebsschaden des Reiches anerkannt werden. Plötzlich erfolgen dann Katastrophen, welche gewiß oft den ganzen Hof zittern machten; die „Freunde" werden hingerichtet und — wir wagen es unbedenklich zu behaupten — ihr Vermögen wird eingezogen. Vielleicht waren jene Predigten des Kaisers, wovon oben die Rede gewesen ist, die warnenden Vorboten, vielleicht auch die unmittelbare Ankündigung des Sturzes. In einer drohenden Stimmung dieser Art ist wohl auch das Gesetz vom Jahre 325 erlassen: „Wer, woher, weß Standes und Ranges Einer sei, der gegen einen meiner Richter, Großbeamten, Freunde oder Hofleute etwas Ungerades oder Ungerechtes mit Wahrheit zu beweisen sich getraut, der komme furchtlos und wende sich an mich; ich will in Person Alles anhören und erkunden, und wenn es erwiesen ist, werde ich mich selber rächen ...; rächen will ich mich an Dem, der bis jetzt mit erheuchelter Unschuld mich betrogen. Denjenigen aber, welcher Anzeige und Beweis leistet, will ich durch Würden und Gut belohnen. Und dies, so wahr mir die höchste Gottheit immer gnädig sei und mich erhalten möge zum Glück und zur Blüthe des Staates." Ob Jemand dieser heftigen Aufforderung Folge leistete, ist nicht bekannt, wie denn die ganze innere Hofgeschichte im Dunkel liegt. Eine Besserung erfolgte keinesfalls; gerade im letzten Jahrzehnt seines Lebens wird Constantin als pupillus, d. h. eines Vormunds bedürftig, verspottet, wegen der unmäßigen Verschleuderung. Der ganze Zustand hat etwas sehr Räthselhaftes; ein rastlos thätiger Selbstherrscher, der so weit entfernt ist, eine erklärte Günstlingsregierung neben sich auf-

kommen zu lassen, und dabei doch ein solches Treiben duldet und provocirt, um dann auf einmal mit schrecklicher Strafgerechtigkeit dagegen einzuschreiten; worauf er dann bisweilen eine Uebereilung zu bereuen hat, und den Hingerichteten Statuen setzt, wie dem gemordeten Crispus! Man kann in diesen Dingen einen berechneten Plan oder eine ungleiche, fahrige Gemüthsart erkennen; — wir wissen zu wenig von Constantin, um uns unbedingt für das Eine oder das Andere entscheiden zu dürfen, und möchten am ehesten eine gemischte Handlungsweise annehmen, wie bereits angedeutet wurde. Mit einigem Pragmatismus und einiger Phantasie gelangt man leicht dazu, aus den zerstreuten Nachrichten über Crispus, die Helena, den Präfekten Ablavius, den Usurpator Calocerus und den Thronfolger Dalmatius einen Hofroman aufzubauen, der zugleich sehr interessant und doch von Anfang bis Ende unwahr sein könnte. Jedenfalls galt es als eine allgemeine Wahrnehmung, daß Constantin in seinem letzten Decennium bei weitem nicht mehr derjenige Regent war, wie in der Blüthezeit seines Lebens. Von der völligen Ausartung des Hofes unter seinen Söhnen giebt dann Ammian das vollgültigste Zeugniß.

Das Finanzwesen, welches mit diesen Hofbegebenheiten in engem Zusammenhang stehen mochte, übergehen wir hier ganz, weil die wesentlichen Resultate fehlen, so daß man z. B. nicht weiß, ob die von Constantin neu eingeführten Steuern im Ganzen eine Wohlthat oder eine Erschwerung waren. Die wahre Bilanz des römischen Reiches bleibt auch für diese Zeit ein Räthsel. In dem ererbten System war Vieles unbedingt fehlerhaft; von dem, was wahrscheinlich unter Constantin hinzukam oder größere Ausdehnung erhielt, ist das Monopol zahlreicher Industriezweige, welche der Staat sich vorbehielt und

durch seine Leibeigenen betreiben ließ, ohne Weiteres verwerflich. Man darf nur nicht vergessen, daß unsere heutige staatsökonomische Erkenntniß diese und ähnliche Hüllen noch nicht seit langer Zeit abgestreift hat. Die Art der Eintreibung, vor Allem die Haftbarkeit der Decurionen für die Steuern ihres Bezirks, war vielleicht schlimmer als die Geldsucht des Staates an sich. Eine Reihe von Gesetzen Constantins belehrt uns, durch welche zum Theil verzweifelte Mittel man sich dem Decurionat zu entwinden suchte: durch Vermählung mit Sklavinnen, durch Flucht in die Armee, durch Beförderung in den Senat, durch Uebersiedelung in weniger gedrückte Städte, durch Versteck und Incognito, später selbst durch Flucht zu den Barbaren. Einen Augenblick hindurch galt auch der Eintritt in den geistlichen Stand als Rettung; aber auf plötzlichen Zudrang erfolgte ein eben so plötzliches Verbot. Der Staat hat vollauf damit zu thun, das Entwischen aus diesem Steuerverband unmöglich zu machen. Der lokale Jammer war um so größer, wenn die christlichen Kirchen des Ortes aus dem Stadtgut dotirt wurden, was wenigstens stellenweise geschehen sein muß.

Auch die neue Reichseintheilung und Verwaltung muß hier mit einem Worte berührt werden. Der Mechanismus der vier großen Präfekturen, deren jede in mehrere Diöcesen zerfiel, von welchen jede wiederum mehrere Provinzen enthielt, hat von außen angesehen allerlei Gründe für sich und wider sich; ob man aber mit deren Erörterung die wahren Motive Constantins in den einzelnen Fällen richtig treffen würde, ist eine andere Frage. Aus bloßer müßiger Neuerungsucht hat er diese große, bereits von Diocletian begonnene Veränderung nicht durchgeführt; im schlechtesten Falle bestimmte ihn etwa das Bedürfniß eines allgemeinen Beamtenwechsels, der nach den

gewaltigen Erschütterungen im Innern des Reiches unvermeidlich erscheinen mochte; das Hauptziel aber war ohne Zweifel die Gleichmachung der Administration, die Aufhebung der letzten provinzialen Unterschiede. Daß die Zahl der Beamten bei diesem Anlaß sehr stark vermehrt wurde, ließ sich nicht anders erwarten; wie weit dies aber auf nutzlose und zugleich drückende Weise geschah, ist nicht leichthin auszumachen. Das Urtheil hat keinen genügenden Stützpunkt, so lange man den Geschäftskreis, die Thätigkeit und die Besoldung dieser Beamtenwelt nur unvollständig und großentheils gar nicht kennt, und von dem Verhältniß ihrer Masse zur Zahl der Unterthanen vollends keinen Begriff hat.

Hochwichtig und vollkommen deutlich ist nur die Trennung der Civil- und Militairgewalt. Die früheren Praefecti Praetorio, welche einst zugleich die ersten Minister und oft die Beherrscher des Kaisers gewesen, behalten wohl ihren Titel bei, sind aber fortan nur die obersten Verwaltungsbeamten der vier großen Präfekturen: Oriens, Illyricum, Italia und Gallia; der Name hat seine Bedeutung völlig verändert. Für das Kriegswesen treten jetzt zwei Großfeldherren, der Magister equitum und der Magister peditum, auf; schon daß ihrer zwei waren und daß ihre Geschäfte sich nicht nach Oertlichkeiten, sondern nach Reiterei und Fußvolk eintheilten, zeigt den tieferen Zweck, welcher dieser Veränderung zu Grunde lag; jeder Gedanke an Usurpation wurde erschwert oder vereitelt, so lange einer ohne den anderen nichts anfangen konnte. Die allgemeine Trennung der Civil- und Militärverwaltung ging aber auch durch alle Verhältnisse hindurch; jene gefährlichen großen Provinzialbeamten, welche als Proconsuln, Proprätoren, Rectoren u. s. w. auch den Heerbefehl ihrer Gegend inne gehabt und nur mit den ih-

nen untergeordneten Legaten getheilt hatten, sollten fortan den Thron nicht mehr in Besorgniß versetzen dürfen. Die Folgen dieser Trennung für das Schicksal des Reiches müßten noch mehr in die Augen fallen, wenn nicht das Haus Constantin's durch Familiengreuel den Mangel der Feldherrn-Usurpation ersetzt hätte.

Im Kriegswesen an sich betrachtet, glaubt man für die Regierung des sonst so kriegstüchtigen Constantin eher Rückschritte als Fortschritte annehmen zu dürfen. Die bereits unter Diocletian begonnene, nach dem Siege über Maxentius vollendete Auflösung der Prätorianer gehört nicht hierher; sie war eine Sache der politischen Nothwendigkeit, und das Reich verlor an jener persönlich tapferen, aber bösartigen Schaar nicht viel. Natürlich bildete sich eine neue Leibwache, die Palatinen. Das übrige Heer, unter den alten Namen der Legionen, Auxilien u. s. w., zerfiel, je nach der Garnisonirung wie es scheint, in Comitatensen, die in den Städten des Binnenreiches lagen, und in Pseudo-Comitatensen, wozu hauptsächlich die Truppen an den Grenzen und in den Kastellen derselben gehörten. In dem großen Sündenregister Constantins, womit der Heide Zosimus dessen Lebensgeschichte beschließt, wird jene Einquartierung der Comitatensen in die großen Städte scharf getadelt; dadurch seien die Grenzen halb entblößt und den Barbaren geöffnet, die Städte aber ohne Noth in den jammervollsten Druck gebracht worden, während die Soldaten selbst den Theatern und dem Wohlleben nachgehen lernten. Ganz anders sei das Reich unter Diocletian gehütet gewesen, als alle Truppen an den Grenzen lagen, so daß jeder Barbarenangriff gleich zurückgewiesen wurde. — Die Rechtmäßigkeit dieses Vorwurfes wird man weder ungetheilt annehmen, noch verwerfen können.

Die großen Städte mochten wohl auch der Hütung bedürftig scheinen. Ob Constantin wirklich gegen Ende seines Lebens so indolent wurde, daß er sammt seinem Heer vor ein paar hundert Taifalen die Flucht ergriff, wie derselbe Autor meldet, bleibt sehr zweifelhaft; zu einem Kriege gegen die Perser machte er wenigstens noch kurz vor seinem Tode sehr bedeutende Anstalten.

Die zunehmende Barbarisirung des römischen Heeres selbst war das nothwendige Ergebniß der Entvölkerung im Innern und der Barbarenansiedelung, wodurch man derselben begegnen wollte; auch entzog man den freien Völkern jenseits der Grenze durch Werbung am sichersten die angriffslustige junge Mannschaft. Vorzüglich müssen die Franken eine große Stelle im Heer eingenommen haben, wenigstens konnten später unter der Dynastie des Constantin fränkische Offiziere bei Hofe das große Wort führen. Die Erhaltung des Staates ging derjenigen der römischen Nationalität voran; und auch von dieser letzteren mochte man vielleicht noch hoffen, daß sie die einverleibten barbarischen Elemente allgemach bemeistern, sich assimiliren würde, wie sie dies bei den früheren Eroberungen zur Zeit der Republik und in den ersten Jahrhunderten des Kaiserthums vermocht hatte.

Ob Constantin wirklich eine Vorliebe für die Barbaren hatte, und in welchem Sinne, bleibt unentschieden. Er wurde angeklagt, zuerst von allen Kaisern Barbaren zu Consuln gemacht zu haben, allein dies läßt sich nicht näher belegen. In den Verzeichnissen der Consuln aus seiner Zeit findet man — mit Ausnahme der öfter eintretenden kaiserlichen Personen — fast lauter Stadtrömer vornehmen Standes. Andere Staatswürden gab er allerdings auch an Barbaren, und es mögen dieses kaum seine schlechtesten Ernennungen gewesen sein. Gefangene barbarische

Soldaten seiner Gegner hat er auf dem Schlachtfelde zu Tausenden seinen eigenen siegreichen Leuten mit Geld abgekauft. — Die stärkste Negation des eigentlich römischen Wesens lag aber nicht in diesem Verhalten gegen die Unrömischen, sondern in der Gründung der „neuen Roma" am Bosporus, welche nicht bloße Residenz, sondern der Ausdruck der neuen Zustände in Staat, Religion und Leben werden sollte.

So viel über Constantin.

Theodosius der Große hatte 395 das römische Reich unter seine Söhne getheilt, aber er war auch der letzte strahlende Stern am Regentenhimmel der Römer gewesen; Soldatendespotismus, Willkür, Herrschaft und Grausamkeit der Kaiser schwächten des Landes Kraft, und mit Romulus Augustulus erlosch der Herrscherglanz des Reiches, welches Romulus gegründet, und Augustus zur Weltherrschaft erhoben, 476. Der kühne Odoaker, sein Hauptmann, stieß ihn vom Throne, nannte sich selbst König von Italien, und schickte, dem bittenden Augustulus großmüthig eine Pension ertheilend, ihn auf ein Schloß in Campanien. Indeß Odoaker vermochte mit seinem vielfach zusammengesetzten Heere sich weder zu behaupten, noch den verdorbenen Italienern Selbstständigkeit zu geben. Die Rugier, in Verbindung mit den Ostgothen, griffen Odoaker an, schlossen ihn 490 in Ravenna ein, und tödteten ihn 493, da er sich ihnen unter Bedingungen ergeben hatte. Der weise ostgothische König Theodorich (Dietrich) nahm Italien von 493 bis 526 in Besitz, und gründete das ostgothische Reich, das sich von den Alpen bis nach Sicilien erstreckte. 33 Jahre vergingen unter einer milden, gerechten und glorreichen Regierung; aber nach seinem Tode verfiel auch die Herrschaft, wie jede fällt, welche sich nur auf die Erwerbung durch Waf-

fen stützt. Die Gothen waren mit Theodorichs gelehrter Tochter Amalasuntha (reg. von 526 bis 534) unzufrieden, doch suchte sie Schutz in der Freundschaft des Kaisers Justinian I. Als ihr Gemahl Theodat, mit dem sie seit 533 vermählt war, sie hatte tödten lassen, fand Justinian erwünschte Gelegenheit, die Gothen mit Krieg zu überziehen. Held Belisar eroberte sofort Sicilien, Theodat trat furchtsam zurück und wurde bald darauf ermordet; die Gothen erhoben den tapfern Krieger Vitiges (536 bis 540) auf den Thron. Belisar drang weiter vor; Vitiges wurde gefangen (540). — Unter der Regierung des heldenmüthigen Jünglings Totila (540 bis 552) schien zwar, was verloren, wieder erreichbar, aber der Held fiel in der Schlacht über den Gräbern der Gallier gegen Narses, 552. Noch einmal sammelt der tapfere Tejas, durch einmüthige Wahl zum Könige erwählt, die Trümmer der zerstreuten Völker, aber die mörderische Schlacht am Laktarischen Berge, südlich von Neapel (553), kostete Tejas das Heldenleben und Italien die Freiheit. Somit waren 27 Jahre nach Theodorichs Tode die Ostgothen fast gänzlich ausgerottet. Narses ward Statthalter (Exarch) des Staates. Doch unter seinen Nachfolgern (denn er wurde durch Ränke verdrängt) fielen, geführt von Alboin, die Longobarden, ein deutsches Volk, ins Land, und eroberten gleich Anfangs das Land, dem sie den Namen gegeben hatten, ohne Schwertstreich. — Sloph wurde, da der Barbar Alboin auf Veranlassung seiner Gemahlin Rosamunde erschlagen war, 574 bis 575 König. Nach diesem erhoben sich im Reiche 36 Herzoge, und es erfolgte Raub und Plünderung, bis sie nach einem Angriffe auf Burgund veranlaßt wurden, den König Athari zu erwählen (585 bis 590). Er hatte Theudolinde, die Tochter des Herzogs von

Baiern, zur Gemahlin, und focht mit seinem Schwiegervater glücklich gegen Franken und Griechen. Die Rechte der 36 Herzoge sicherte er durch Verträge, eroberte Samnium und gab 589 Benevento an Zotto. Spoleto, Friaul waren fast freie Städte unter Herzogen. Von nun an wurden die lombardischen Könige mit einer eisernen Krone gekrönt. — Unruhen und Kämpfe entstehen, der Papst ist auch hier schon geschäftig. Von 636 bis 652 regierte Rotaris, eroberte Venetia zum großen Theile, so wie Perugia und die Küste von Luna, getreu für das Wohl des Reiches besorgt; doch nach seinem Tode erhoben sich von Neuem Unruhen, und Parteiungen zerrütteten das Land. Der treffliche Luitprand (reg. 715 bis 744) stellte die Ruhe wieder her, gab seinem Volke weise Gesetze, und behauptete das eroberte Rom bis 728. Der Papst rief vergebens Karl Martell, den Herrn der Franken, zu Hülfe. Nach einigen unbedeutenden Regierungen tritt Aistulf (751) an die Spitze des Reichs, siegt, und bedrängt Rom von Neuem. Der geängstigte heilige Vater, Stephan III., eilt nach Deutschland und fleht den Thronräuber Pipin um seinen Beistand an, und Aistulf wurde gezwungen, das Exarchat mit der Pentapolis und Comana an den Papst abzutreten (756). Desiderius (reg. v. 756), zwar mit Karl dem Großen doppelt verschwägert, gerieth doch mit Letzterm in Feindschaft. Plötzlich brach Karl, im Einverständniß mit Hadrian I., durch die Alpenpässe (773). Desiderius wurde entthront, und Karl setzte sich selbst die eiserne Krone auf (774). Schon um diese Zeit (790) wurde die hohe Schule zu Bologna und (792) zu Pavia gestiftet. — Papst Leo III. schenkte dem Könige Karl am Weihnachtsabende 800 die römische Kaiserkrone, und so wurde das westliche Kaiserthum wieder hergestellt unter deutscher Herrschaft. Aber

man hatte in Italien eine Abneigung gegen die Franken als Barbaren, und nicht selten lehnten sich die kleinen Fürsten gegen diese Herrschaft auf. So Grimoald von Benevent, der sich erst 806 seiner Herrschaft begab. Nach Karls des Großen Tode gab sein Nachfolger, Ludwig der Fromme (814 bis 840), Italien an seinen Enkel, Bernhard, Pipins Sohn, ließ ihn aber, da er sich unabhängig machen wollte, entsetzen und blenden (819). Das Land wurde jetzt unmittelbar zu dem Frankenreiche gezogen, wo Lothar herrschte, der sich 823 zum Kaiser krönen ließ. Nach manchen Streitigkeiten der Söhne Ludwigs um das Erbe kam der Vertrag zu Verdun zu Stande (843), der den Italienern nur noch mehr Anlaß zum Widerstande gegen den Kaiser gab. Lothar setzte 844 seinen Sohn Lothar II. zum Thronfolger von Italien ein. Feinde aus Afrika drohten. Schon 817 besetzten Aglabiten Sicilien, eroberten Agrigent, Syrakus, Enna, Taormina, ja unter Karl dem Kahlen (875 bis 877) drangen sie in Italien ein, bedrohten Rom, zwangen es zum Tribut, nöthigten den Herzog von Spoleto und Benevento durch Verwüstungen des Landes, unterstützt von Griechen und Lombarden, sich den Franken zu unterwerfen, und eroberten Bari. Kaum waren sie abgezogen, so schlossen sich Spoleto und Benevento an die Griechen an. In der Herrschaft folgten auf Karl den Kahlen, Karlmann und Karl der Dicke, werth der Vergessenheit; Letzterer wurde mit Recht auf der Reichsversammlung zu Tribur (887) des Thrones entsetzt, und Berengar I. von Friaul, unabhängig vom Frankenreiche, zum Könige von Italien ernannt. Doch Herzog Guido von Spoleto kämpfte mit ihm um die Herrschaft, und belagerte ihn zu Verona. Guido starb zwar 894, allein sein Sohn Lambert setzte die Belagerung fort. Der Kaiser Arnulf griff diesen

896 an, aber vergebens; nun erst, nach Lamberts Tode, wurde Berengar frei. Als die Ungarn (899) verwüstend eindrangen, wählten die Italiener Ludwig von Niederburgund zum Könige, derselbe überwand und blendete Berengar (905), wurde jedoch selbst von Rudolf, König von Oberburgund, im Felde besiegt und getödtet (924), Italien aber an Hugo, Ludwigs Nachfolger, durch Vergleich überlrssen. Hugo und sein Haus lebten in Fehde mit Berengar II., bis dieser selbst 950 zur Herrschaft gelangte, und von Otto dem Großen als römischer Kaiser 951 belehnt wurde. Sein Sohn Adalbert ward Mitregent. Dieser wollte Adelheid, Lamberts Wittwe, zwingen, seine Gattin zu werden; sie floh nach Canossa in Otto's Schutz, der sie selbst ehelichte, 960 nach Italien ging, sich zu Mailand zum Könige von Italien (961) und das Jahr darauf zu Rom zum Kaiser krönen ließ, dann Berengar II. angriff und ihn entthronte. Italien wurde mit Deutschland eng verknüpft. Capua und Benevento erkannten Otto's Oberherrschaft an, der 969 die griechischen Besitzungen in Calabrien angriff. Otto II., schon 962 zum Könige über Italien gekrönt, folgte 972, setzte die Angriffe auf die Griechen fort, entging aber, 981 bei Basiantello geschlagen, kaum der Gefangenschaft. Er starb 983 zu Rom, worauf Otto III. das Reich erhielt, und 996 zum Kaiser gekrönt wurde. Aber in Rom riß Crescentius alle Macht an sich (990), und die Unruhen dauerten noch fort, als nach Otto's Tode (1002) Heinrich II. König von Italien wurde. Dieser wurde erst völlig von Allen anerkannt (1015) nach der Besiegung und dem Tode Arduins von Ivrea, den man ihm entgegen gesetzt hatte. Arduin war war der letzte Italiener, der nach der Königskrone strebte; — er war übrigens Markgraf.

Noch immer konnten die deutschen Kaiser die Griechen nicht aus Italien vertreiben; doch übten diese Bedrückungen, welche Melus und Datus zur Empörung reizten. Beide siegten mit Hülfe der Normannen, wurden aber dann von Pandulf und den Griechen geschlagen. Heinrich II. setzte zwar den erstern 1021 ab, mußte sich aber wieder zurückziehen. Von der Normandie waren indessen einzelne Normänner nach Apulien und Calabrien gekommen, die hier Söldnerdienste nahmen. Bald dieses, bald jenes Herrschers Bundesgenossen, wurden sie in den Kämpfen immer mächtiger, nahmen Länder in Besitz, und es entstanden mehrere normännische Staaten. Vor Allen war Wilhelm mit dem eisernen Arme in Apulien siegreich gegen die Griechen, seine Nachfolger fuhren in den Eroberungen fort, und Humfried (1047 bis 1057) ließ den gefangen genommenen Papst Leo IX., welcher Anstalten zur Vertreibung der Normänner gab, nicht eher wieder frei, als bis er ihn im Voraus mit allen künftigen Eroberungen belieh. Robert Guiscard (1057 bis 1085) nannte sich Herzog von Apulien, Calabrien und Sicilien, und dieser Staat wurde von nun an des Papstes treuester Vasall gegen die kaiserliche Macht. Neapel blieb den Griechen, Benevento dem Papste. Roger, sein Bruder, der 1070 Sicilien nebst Malta den Arabern entrissen hatte, folgte nach Guiscards Tode auch in Italien von 1085 bis 1114. Boemund von Tarent zog mit den Kreuzfahrern nach Palästina (1096), und wurde nachher König von Antiochien.

Die römischen Bischöfe vergrößerten jetzt ihr Ansehen von Tage zu Tage, es war die Zeit der steigenden Hierarchie, wozu Leo I. 460 nicht wenig beitrug. Die Klugheit des römischen Stuhles gegen die weltliche Macht sicherte ihm immer mehr Rechte, ihr Ausspruch wurde Gesetz. Während von Gregor II. der

griechische Kaiser auch vom Papste als unbedingter Gebieter anerkannt wurde, widersetzte sich dieser schon Kaiser Leo's des Isauriers Bilderstürmerei (715). Zacharias II. sprach die fränkischen Städte vom Eide der Treue gegen Chilperich los und salbte Pipin, den Kurzen, zum Könige 751 und 752. Unter Stephan II. erhielten die Päpste weltlichen Besitz, und mit Leo III. erhielten sie das Recht der Kaiserkrönung. Sie wurden Richter in den Streitigkeiten der Großen, selbst der Fürsten, und ein Mann, wie Sylvester II. 999, war im Stande, dem päpstlichen Stuhle mehr Halt und Würde zu geben, als die Laster eines Sergius II. und Johann XI. vernichteten. Den Gipfel aber erreichte die päpstliche Gewalt mit Gregor VII. (1073 bis 1085). Heinrich III. herrschte noch unumschränkt über die Päpste, und ließ die Römer schwören, nie einen Papst ohne des Kaisers Einwilligung zu wählen. Doch unter der weiblichen Regierung seiner Wittwe Agnes wurde schon Stephan IX. ohne kaiserliche Bestätigung gewählt; und die Geisteskraft Gregors wußte über Heinrich IV. eine so fürchterliche Gewalt zu gewinnen, daß neben der tiefsten Demüthigung die kaiserliche Gewalt nur ein Schattenbild wurde. Urban II. wiegelt den eigenen Sohn Heinrichs, Conrad, gegen den Vater auf, und Paschalis II. entbindet dessen zweiten Sohn, den nachmaligen Heinrich V., vom Gehorsam gegen den Vater. Heinrich V. trat während seiner Regierung als Gegner des Papstes auf, schloß aber nach manchem Kampfe mit ihm das Wormser Concordat (1122). Neue Zwiste erregte im zwölften und dreizehnten Jahrhundert der Gräfin Mathildis Schenkung aller ihrer Herrschaften an den päpstlichen Stuhl, was die Kaiser nicht gut heißen mochten; ferner des kühnen Reformators Arnold von Brescia sogenannte Ketzereien; er stellte die alte

Republik Rom wieder her, bis es Hadrian IV. gelang, den Arnold gefangen zu nehmen und ihn verbrennen zu lassen (1155).

Venedig, in der Mitte des fünften Jahrhunderts durch Flüchtlinge vom festen Lende gegründet, die sich vor den Grausamkeiten des Hunnenkönigs Attila auf die kleinen Inseln des adriatischen Meeres retteten, bildete sich bald zu einem Freistaate, an dessen Spitze unter dem Namen eines Dogen seit 698 zuerst Paul Anafestus stand. Durch Eroberungen in Dalmatien, wie durch Handel mächtig und reich, wurde es der Rival Genua's, eines Freistaates seit 1056, mächtig, vornehmlich durch die Demüthigung Pisa's. Doch Venedig ging als Siegerin aus dem Kampfe mit Genua hervor, erzwang den vortheilhaften Frieden von Turin 1181, und wurde Herrscherin auch über Negroponte, Kandia und einen Theil von Morea. Erst Urbans III. Vergleich (1188) bestimmte den Besitz von Sardinien den Genuesern, so wie Corsica den Pisanern. — Auch Mailand erhob sich. Lodi und Como wurden besetzt, aber der Mailänder Uebermuth rief Friedrich I. (den Rothbart) nach Italien. Dieser unterstützte Pavia gegen sie, eroberte 1160 Crema und 1162 Mailand, schleifte dessen Festungswerke und zwang dessen Einwohner zur Auslieferung. Aber bald schlossen die freiheitliebenden Städte Italiens einen Bund unter sich (1163), und Verona ward 1167 das Haupt des gegen jede Unterdrückung anstrebenden lombardischen Völkerbundes. Mailand wurde von dem Bunde wieder aufgebaut, und Alessandria, gegen das ghibellinische Pavia, gegründet. Der Krieg zwischen Friedrich und dem Städtebunde begann von Neuem (1168); aber Friedrich vermochte nichts, denn sein alter Freund und mächtiger Bundesgenosse Heinrich der Löwe versagte ihm die Hülfe zum Römerzuge; Friedrich wurde 1176 bei

Legnano auf's Haupt geschlagen, mußte einen Waffenstillstand und 1183 zu Constanz Frieden schließen. Aber innere Zerwürfnisse vernichteten das Emporkommen der lombardischen Städte.

Im Süden Italiens folgte nach Rogers I. Tode, dessen Sohn Roger II. in der Regierung von Sicilien und Apulien, welcher, nachdem er auch die Republiken Neapel, Amalfi und Capua unterjocht hatte, 1130 den Titel eines Königs beider Sicilien annahm. Mit Wilhelm II., seinem Enkel, erlosch der normannische Königsstamm auf dem Throne dieses Reiches, und Heinrich VI., Sohn Friedrichs I., erwarb durch seine Verheirathung mit Constantia, Tochter Wilhelms II., Ansprüche auf diesen Thron, auf welchem er sich auch durch Mord und Grausamkeit behauptete. Während der Minderjährigkeit Friedrichs II., der seinem Vater 1197 auf dem Thron folgte, und während des Thronfolgestreites in Deutschland, gelang es Innocenz III., Friedrichs Vormund, Roms weltliche Herrschaft neu zu befestigen; Karls und Mathildis Schenkungen an den päpstlichen Stuhl geltend zu machen, auch fast ganz Toscana, außer Pisa, zur Guelfenpartei zu ziehen. Friedrichs und seines Sohnes Conrads Regierungen wurden durch die Gegenwirkungen der Päpste, welche durch Bann und Schwert (auch die Saracenen riefen sie zu Hülfe), durch Aufwiegelung der lombardischen Städte, eine Kette von Unruhen und blutigen Kriegen. Gegen Conrad IV. wußte Innocenz IV. rastlose Feinde aufzubringen, und als jener 1254 starb, wahrscheinlich an Gift von seinem natürlichen Bruder Manfred, hatte sein unmündiger Sohn Conradin nur Unglück und Tod von dem Streben, den vom Papste Urban IV. ihm geraubten Thron von Neapel und Sicilien wieder an sich zu bringen; denn Karl von Anjou, der Usurpator die-

ses Thrones, besiegte den unglücklichen Prinzen in der Schlacht bei Tagliacozzo (1268), und ließ ihn das Jahr darauf als einen Empörer auf dem Markte zu Neapel enthaupten. Karl, vom Papste begünstigt, richtete sein Streben auf Italiens Königskrone, und jetzt bezeichnete der Name Guelfen und Ghibellinen die Freunde und die Feinde der Franzosen; aber Karl konnte sich nicht in Italien halten; Empörungen verdrängten ihn, und die Herrschaften wechselten, bis Martin der Aeltere Sicilien und Arragonien vereinigte. Doch in den lombardischen Städten wütheten die Parteiungen immer fort. Die Grafen von Savoyen indeß vergrößerten sich bedeutend, vorzüglich seit Amadeus VIII. 1388 Nizza erwarb. Uebrigens hoben sich fast in allen den kleinen Republiken einzelne Familien, besonders diejenigen, welche Künste des Friedens begünstigten; z. B. della Scala in Verona, Gonzaga in Mantua, Corregio in Parma, Visconti und della Torre in Mailand, Carrara in Padua und später (seit 1383) die Medici in Florenz.

Die Päpste behaupteten nicht lange die Höhe ihrer Macht wie unter Innocenz III.; Gregors IX. und Innocenz IV. Streitigkeiten mit den Kaisern gaben anderen Feinden die Waffen in die Hand. Des Bonifacius (1294) und Johanns XXII. Laster machten sie noch mehr verhaßt. Clemens V. verlegte seine Residenz nach Avignon (1509), und nun wurden sie abhängig von Frankreich; erst Gregor XI. ging 1576 nach Rom zurück, worauf das große Schisma entstand, das 1617 nach einer langen und wüsten Zeit durch Martin V. beendigt wurde.

Nach Karls I. von Anjou und seines gleichnamigen Sohnes Tode regierte des Ersteren Enkel, Robert der Weise, 1285 über Neapel. Sein Krieg wider Sicilien, um das schöne Eiland, welches durch

die sicilianische Vesper verloren gegangen war, neu zu gewinnen, war erfolglos. Johanna I., Enkelin Roberts, bestieg 1243 den Thron Neapels, regierte mild und war den Wissenschaften freundlich. Aber die Vermählung mit ihrem Verwandten, dem ungarischen Prinzen Andreas, und dieses Rohen, Verhaßten Ermordung, welche ihr zur Last gelegt wurde, brachten das Land in Verwirrung und kosteten ihr das Leben (1382). Doch nicht lange genoß Karl III. die verbrecherisch errungene Herrschaft; er wurde, da er nach der ungarischen Krone strebte, ermordet (1386), und Ladislaw, Johanna's Enkel, behauptete das Reich wider den werthlosen Ludwig von Anjou (1385 bis 1414). Ihm folgte Johanna II., seine Schwester, weniger als ein gewöhnliches Weib (1415). Das Reich ertrug von nun an vielfachen Herrscherwechsel, und 1494 gelüstete es Karl VIII. von Frankreich, mit Ober-Italien zugleich Neapels sich zu bemächtigen; er verjagte 1495 Alphons II., so wie später Ferdinand II., der jedoch wieder zum Besitz dieses Reiches gelangte, auf welches aber 1501 Ferdinand III., von den verbündeten Spaniern und Franzosen gezwungen, Verzicht leistete. Von da an gehört Neapel mit Sicilien bis 1714 zum spanischen Reiche.

Venedig machte im funfzehnten Jahrhundert große Fortschritte, Padua, Verona, Vicenza wurden 1405 erobert, in Dalmatien 1426 bedeutende Besitzungen erworben, aber am höchsten stieg ihre Macht zu den Zeiten der Kreuzzüge und durch dieselben. Es hatte Niederlassungen an den Küsten des mittelländischen und schwarzen Meeres, sogar im heiligen Lande, und glücklich ging es aus dem Kampfe gegen die Türken und Neapel hervor. Aber nicht lange darauf (1508) eröffnete die Ligue von Cambray und die heilige Ligue, gestiftet von Papst Julius II., eine Reihe von Kriegs-

Scenen, welche Venedig Gefahr drohten; nur die Uneinigkeit der Verbündeten selbst rettete den Staat.

Auf ähnliche Weise wie Venedig war Genua zum Wohlstande gekommen, die Kreuzzüge hatten auch seine Macht befestigt, aber es wurde von beständigen Unruhen heimgesucht. In den Kriegen der Kaiser hatte es sich oft zu denselben geschlagen, was ihm den Haß der guelfischen Städte zuzog. Auch konnte Venedig sein Emporkommen nicht ohne Neid bemerken, der 130jährige Kampf gegen dieselbe begann schon 1250, und endete mit Genua's Demüthigung. Die Besitzungen am schwarzen und ägäischen Meere gingen an die Türken verloren (1460), und als Fiesco's Verschwörung ausbrach, hatte die Republik sich abgelebt, gestaltete sich aber von Neuem 1560.

In Mailand herrschte von 1385 bis 1402 Johann Galeazzo Visconti, dessen Familienglieder unter Kaiser Heinrich VII. über ihre Nebenbuhler della Torre triumphirt hatten, sich aber nur Vicare des Reiches nannten. J. Galeozzo ward mit dem Titel eines Herzogs belegt, und strebte nach der Herrschaft Italiens, aber sein Tod vereitelte seinen Plan (1402). Sein Haus jedoch erhielt sich auf dem Regentenstuhle, trotz mancher Erbärmlichkeit, bis Ludwig Sforza Moro von Ludwig XII. gefangen genommen wurde, worauf Mailand abwechselnd in Frankreichs und Deutschlands Hände fiel, bis es 1540 Philipp von Spanien erhielt, bei welchem Reiche es bis 1714 blieb.

Florenz schwang sich auf zu einer glänzenden Höhe, zumeist durch das edle Geschlecht derer von Medicis. Cosmus von Medicis, Johanns Sohn, Gonfaloniere der Republik von 1429 bis 1460, ein weiser, bürgerfreundlicher Mann, ausgezeichnet durch jede Tugend des Friedens, war er den Künsten und Wissenschaften zugethan, versammelte die größten Gei-

ster und berühmtesten Meister um sich; ihm verdanken die Italiener ihre Hauptwerke der Literatur. Sein Sohn Pedro I. (1464 bis 1469), schwächlichen Körpers, ließ die Neider seines Hauses Muth fassen, und unter seinen liebenswürdigen Söhnen Lorenzo und Julian, kam eine Verschwörung zu Stande, welche die Ermordung beider bezweckte (1478); doch wurde Lorenzo wenigstens aus den Händen der Meuchler gerettet und die Verschwörung vernichtet. Aber er hatte hierauf noch einen schweren Kampf zu bestehen wider die Feindseligkeiten des Papstes Sixtus IV. und Ferdinands I. von Neapel, der glorreich für ihn endete.

Die päpstliche Gewalt war nach dem Schisma sehr in Verfall gekommen, und wäre untergegangen, wenn nicht einzelne ausgezeichnete Männer, wie Nicolaus V. und Pius II., auf den heiligen Stuhl gelangt wären; aber der Nepotismus, der immer mehr hervortrat, das Benehmen, wie das eines Julius II., der selbst an dem Kriege gegen Venedig Antheil nahm, der scheußliche Ablaßhandel unter Leo X. (1513), die Bestätigung des Jesuitenordens von Paul III., Alles dies mußte immer mehr und mehr zur moralischen Schwächung Roms und seines bischöflichen Stuhls beitragen. Unter Karl V. waren die Schicksale Italiens im Allgemeinen an seine Schicksale und an die Kriege desselben mit Franz I. von Frankreich geknüpft. Franz hatte zwar im oberen Italien beträchtliche Fortschritte gemacht, aber am 23. Februar 1525 geschah die Schlacht bei Pavia, welche den königlichen Ritter aus seinen Eroberungen verjagte und ihn selbst in die Hände des Siegers lieferte.

Venedig, dessen Handel nach der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien einen empfindlichen Schlag erlitt, verlor 1669 die Insel Kandia an die Türken, eroberte jedoch 1684 den größten Theil von Morea,

in dessen Besitz es 1669 im Carlowitzer Frieden bestätigt wurde.

Die Kriege, die jetzt Deutschland und die Niederlande verheerten, gaben Italien Zeit zur Erholung; sie war ihm um so nöthiger, da es nach dem 30jährigen Kriege bald aus seiner Ruhe wieder aufgescheucht werden sollte. Ludwig XIV. unternahm eine Expedition auf Savoyen und Piemont (1675), und entriß es seinem Herrscher Victor Amadeus, der sich an Oestreich gegen Frankreich angeschlossen hatte. Aber durch den Neutralitätsvertrag von Turin (1696) erhielt Victor seine Staaten zurück. Der spanische Erbfolgekrieg brach aus. Oestreich eroberte Mailand, Mantua und Montferrat, und gab Mantua an Savoyen. Im Utrechter Frieden (1714) bekam Oestreich noch Sardinien und Neapel, Sicilien aber kam an Savoyen, vertauschte jedoch diese Insel an Oestreich gegen Sardinien und nahm den Königstitel an. Parma und Piacenza erhielt, als 1731 das Haus Farnese ausstarb, der spanische Infant Karl. Im polnischen Thronfolgekriege (1733) erwarb Karl Emanuel Mailand von Savoyen, und behielt davon im Wiener Frieden (1738) Novara und Tortona. Don Karlos von Spanien, der Herr Parma's und Piacenza's, trat beides an Oestreich ab, und ward dafür König beider Sicilien, bis er dasselbe, als er den spanischen Thron bestieg, 1757 an Ferdinand IV. abtrat. Nach dem Aussterben des Hauses Medicis (1737), erhielt Franz Stephan, Herzog von Lothringen, Gemahl Maria Theresia's, Toscana, welches er, nach seiner Erhebung zum deutschen Kaiser, seinem Sohne Leopold II. übergab, dem der Erzherzog Ferdinand (1790) in der Regierung dieses Großherzogthums folgte. Im östreichischen Erbfolgekriege kam Mailand (1745) an Spanien, wurde demselben aber von Karl Ema-

nuel wieder entrissen, und Maria Theresia gab ihm zum Dank einige mailändische Besitzungen. Parma und Piacenza eroberte der spanische Don Philipp, und erhielt beides, nach abermaligem Verluste, im Aachener Frieden (1748) als erbliches Herzogthum.

So war also Italien nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts seiner Selbstständigkeit beraubt, zugefallen den Häusern Lothringen, Bourbon und Savoyen, mit Ausnahme Modena's, des Kirchenstaates und der Republiken. Aber das Priesterreich und die Aristokratenreiche leiden an Unveränderlichkeit und Erstarrung, die Geschichte hat wenig Lehrreiches von ihnen auszuheben. Die Republiken waren nur noch Schattengestalten, die ein Traumleben gerettet hatten aus den längst entschwundenen Zeiten alter Herrlichkeit und Macht. Genua, das sich (1740) den Feinden Maria Theresia's angeschlossen hatte, mußte eine Zeit lang Oestreich als Herrn anerkennen, und obgleich es seine Selbstständigkeit durch einen Aufstand rettete, so hatte es schon früher durch den Abfall der Korsen verloren. — Venedig ward von den Türken in die Enge getrieben, mußte 1718 im Passarowitzer Frieden Morea an die Osmanen abtreten, und erhielt sich nur noch im Besitze einiger festen Plätze auf der Westseite Griechenlands. Die Todtenstille in den Republiken war der Vorbote ihres nahen Absterbens.

Den wichtigsten Einfluß auf das Schicksal Italiens hatte die erste Revolution Frankreichs, welche ganz Europa in ihren Folgen umwandelte. Die republikanischen Heere drangen im September 1792, gereizt durch das Bündniß Sardiniens mit Oestreich in Savoyen und Piemont ein, und errichteten Freiheitsbäume. Durch die Gegenwehr der Piemonteser und Oestreicher (1793) war aber ihr Unternehmen von

geringem Erfolge. Doch auch Neapel war schon im Februar 1795 vom Nationalconvent der Krieg erklärt worden, und das Directorium setzte mit erneuerter Thätigkeit den Kampf gegen die Feinde Frankreichs fort. Nachdem der Kampf im Jahre 1795 bis gegen den Herbst geruht hatte, erhielt Napoleon Bonaparte (1796) den Oberbefehl des französischen Heeres in Italien. Der königliche Held, Erzherzog Karl, stellte sich umsonst diesem Schoßkinde des Glücks entgegen. Mailand fiel noch in demselben Jahre in Bonaparte's Hände, Sardinien erlag seinen Streichen und mußte Nizza und Savoyen an Frankreich abtreten, alle Festen der Lombardei fielen, der Papst mußte Ferrara, Bologna, Romagna und Avignon abtreten (1797), und es entstand, nachdem 1797 auch Mantua gefallen war, die cisalpinische Republik. In Genua kam durch Bonaparte eine Revolution zu Stande, wovon die Errichtung der liguriſchen Republik die Folge war. Selbst Rom wurde 1798 für einen Freistaat erklärt. Neapel, das sich an Oestreich angeschlossen, ward 1798 von französischen Heeren besetzt, Ferdinand IV. zur Flucht nach Sicilien genöthigt, und das Königreich zum parthenopeischen Republik umgewandelt (1799). Toscana, das sich an England und Neapel gehalten, wurde ebenfalls von den Franzosen besetzt und verwaltet. Der Rastatter Congreß sammelte neuen Stoff zum Kriege, und die Unternehmung der Franzosen nach Aegypten, welche für ihre Waffen in Italien nachtheilig war, ließ den Krieg neu entbrennen. Die verbündeten Oestreicher und Russen vertrieben die Franzosen nicht allein aus Oberitalien, sondern auch Neapel und Rom wurde ihnen von den verbündeten Engländern, Russen und Türken genommen. Da landet Bonaparte, mit neuen Lorbeeren in Aegypten gekrönt, an Frankreichs Küste, läßt sich zum ersten

Consul machen, eilt nach Italien, und erringt durch den Sieg bei Marengo (14. Juni 1800) alles Land von Neuem, aus dem man die Franzosen bei seiner Abwesenheit durch 20 Siege verdrängt hatte. Der Luneviller Frieden ward geschlossen (9. Febr. 1801). Toscana kam an Parma und seinen Herzog ernannte Bonaparte zum König von Etrurien. Oestreich erhielt Venedig. Oberitalien bis an die Etsch fiel der siegenden Republik anheim. Auch mit Neapel, was den Kirchenstaat besetzt hatte, kam der Friede zu Florenz zu Stande, der dem Staate Piombino, Stato degli Presidj und die Hälfte von Elba kostete.

Italien war von Neuem umgeformt, die einzelnen Staaten hatten theils andere Herren, theils andere Regimente. Die Republiken Genua und Lucca bekamen (1801) neue Verfassungen, und auch die cisalpinische Republik, welche (1802) den Namen eines italienischen Freistaates erhielt, gehorchte unter ihrem Präsidenten Napoleon neuen Gesetzen. Doch bald änderte sich die Scene von Neuem; Napoleon ward Kaiser der Franzosen, und schmückte sein Haupt (am 26. Mai 1805) auch mit der lombardischen Königskrone, doch sollte das Reich nie unmittelbar mit Frankreich vereint werden, und „ein jüngeres, von Napoleons Geiste beseeltes Haupt" sollte, sobald es die Umstände erlaubten, die Regierung überkommen. Von fremden Mächten ward keine Anerkennung verlangt, Eugen Beauharnais, sein Stiefsohn, zum Vicekönig gemacht, und das Land ganz nach französischen Gesetzen regiert. Die Herrschaft war drückend, das Staatsbedürfniß kaum aufzubringen. Willkürlich, gegen den Luneviller Frieden und gegen seine Erklärungen vor dem gesetzgebenden Körper, das Gebiet des Reichs nicht zu vergrößern, nahm Napoleon die Unterwerfung Genua's an (1804), gab das Fürstenthum Piombino seiner Schwester Elisa, ihrem Ge-

mahle, Pasquale Bacciochi, Lucca, und sprach die Einverleibung Parma's und Piacenza's mit Frankreich aus. Solche und andere Willkür hatten die dritte Coalition zur Folge; Schweden, Rußland und Oestreich schlossen mit England ein Bündniß gegen Frankreich, auch Neapel und Sardinien versprachen Hülfe. Allein die Schlachten bei Ulm und Austerlitz gaben wenig Hoffnung des Gelingens, und der Friede zu Preßburg (26. December 1805), welcher Oestreichs Macht entscheidend brach, gab zugleich den Continent in Frankreichs Hände. Auch das venetianische Land ward jetzt zu dem italienischen Königreiche geschlagen, und über Neapel Napoleons Bruder, Joseph, am 31. März 1806, zum König gesetzt. Wie ein strahlendes Meteor in allgemeiner Entmuthigung sehen wir nun noch den Prinzen von Hessen-Philippsthal Gaeta vertheidigen, und Calabrien wider die Franken die Schwerter ziehen, aber umsonst, der neue Riese drückte Alles darnieder. Nur Sicilien blieb dem Könige Ferdinand, durch die zu Wasser mächtigen Engländer. Etrurien fällt an Frankreich, denn der Wittwe des Königs wird 1808 die vormundschaftliche Herrschaft für ihr Kind genommen. Pauline (Borghese), Napoleons Schwester, wird mit Guastalla belehnt; Joachim Murat kommt, nachdem Joseph König von Spanien geworden, (am 6. September 1808) auf den neapolitanischen Thron, und Elise erhält zu Piombino (1809) noch die Statthalterschaft Toscana. Oestreich rüstet sich von Neuem zum Kampfe; hatte es früher gegen die Freiheit, welche die Revolution bezweckte, angekämpft, so trat es jetzt als ihr Vertheidiger auf. Aber in der entscheidenden Schlacht bei Wagram, am 6. Juli 1809, ward Oestreichs Macht vernichtet, und der Erfolg für Italien war die Vereinigung des Kirchenstaats mit Frankreich, und die Abtretung des Etschkreises, eines

Theiles des Eisackkreises und des Landesgerichtes Clausen an Italien. — Von nun an ist die Geschichte Italiens durchaus abhängig von Frankreich, und gewährt uns, als dessen Maschine, weder Sättigung noch Trost. Seine Söhne folgen den Fahnen des eroberungssüchtigen Franzosenkaisers, und es nährt indessen französische Völker und französische Gebieter, die es umwandeln mögen. Die Schmeichelei posaunt von der Herrlichkeit und Wohlfahrt des Landes, aber es verkümmert dasselbe, denn die Seele des Lebens, die Freiheit fehlt.

Doch Napoleons Unglück in Rußland änderte auch hier die Scene. Murat hielt es für den passendsten Zeitpunkt, um zu mehr Selbstständigkeit zu gelangen, er verließ demnach die Sache Napoleons, der ihn persönlich beleidigt hatte, und verband sich im Januar 1814 mit den Oestreichern, welche eben in Italien vorzudringen sich bemühten, und wo der Vicekönig Eugen treu und tapfer für Napoleon focht. Nach kurzem Waffenstillstande mußten die Franzosen Italien räumen, und die alten Dynastien traten meist wieder in ihre ehemaligen Rechte. Doch sollte Parma und Piacenza der ehemaligen Kaiserin der Franzosen gehören, und Napoleon sich mit der Herrschaft von Elba begnügen. Aber auf einmal erschreckte die Kunde von Napoleons Wiederkunft Europa. Neu begann der Kampf. Murat schlug vorschnell auf Oestreich los, um Italiens Unabhängigkeit zu erkämpfen. Aber er mußte sich überzeugen, daß die Neapolitaner „Memmen" seien, er mußte, von den Oestreichern verdrängt, das Reich verlassen und an die französische Küste fliehen. Das Land wurde Ferdinand IV. wiedergegeben, Murat aber, nach einer versuchten Landung, das Königreich wieder zu gewinnen, von Ferdinands Anhängern gefangen und, nach kriegsgerechtlichem Spruche, am 13. October 1815 erschossen.

Der Wiener Congreß gestaltete darauf auch Italiens Verhältnisse. „Aber der Traum von Selbstständigkeit, der Traum der Nationalverbindung hörte somit auf für die italischen Völker; ein fremder Scepter sollte fortan über ihre schönsten Provinzen gestreckt sein." — Das Verhältniß der einzelnen Staaten war folgendes: 1) Ferdinand IV. ward wieder als König beider Sicilien eingesetzt; 2) der König von Sardinien erhielt seine Staaten wieder; ihnen wurde die Republik Genua als Herzogthum einverleibt. 3) Das neu errichtete lombardisch-venetianische Königreich kam an Oestreich. 4) Der Kirchenstaat erhielt fast ganz seine alte Gestalt wieder. 5) Großherzog von Toskana, wozu nach dem Pariser Frieden Elba gekommen war, ward der Erzherzog Ferdinand von Oestreich. 6) Das Großherzogthum Parma ward der Kaiserin Marie Louise zuerkannt. 7) Das Herzogthum Modena fiel zurück an das Haus Oestreich-Este. 8) Das Herzogthum Lucca erhielt die Infantin Marie Louise. 9) Die Republik San Marino blieb. 10) Malta mit Ghezzo und Comino wurde den Briten zuerkannt, die zugleich Schutzherren der vereinigten ionischen Inseln sein sollten. — So war Oestreichs Uebergewicht in Italien vollkommen geworden. Seine Regierungsmaximen und seine Macht drängten jede freimüthige Idee in's Innere des Herzens zurück; aber je größer der Druck, desto mächtiger der emporstrebende Freiheitstrieb, Niemand klagte, denn es durfte Niemand sprechen; aber Alle fühlten tief das Bedürfniß nach Einheit und Freiheit. Mit der Volksunzufriedenheit wuchs das Mißtrauen und die Besorgniß der Regierungen. Schon 1818 entdeckte man im Kirchenstaate geheime Complotte, und man befahl der Polizei noch sorgfältigeres Nachspüren, und nöthigte die Jesuiten zu neuen Ankaufungen im Lande. Kurz wie in jedem Lande die Restaurationen und Reactio-

nen unzählige Brennstoffe zurücklassen, die leicht zur hellen Flamme angefacht sind, so auch in Italien, und Neapel gab ein warnendes Beispiel, daß mit der Herstellung der Legitimität der Frieden eines Volkes noch nicht begründet ist. Die Anmaßungen der Polizei, ohne deren Erlaubniß kein ABC=Buch gedruckt werden durfte, und die aussaugenden Auflagen und Bedrückungen von 126 Fürsten, Herzogen und anderen Großen, erregten die allgemeine Unzufriedenheit. Die Carbonari, ein Bund zur Freiheit und Einheit des Vaterlandes, fachten das längst glimmende Feuer zu hellen Flammen an, nachdem sie bereits mit glücklichem Erfolge den Abfall der Truppen betrieben hatten. Der fisch= und vogelfangende König mußte die ersehnte Constitution versprechen. Aber diese wollte man eben so wenig in Wien wie in Petersburg, und Oestreich nahm in der Lombardei eine drohende Stellung an, damit das Feuer vor der Hand nicht auch die anderen Ländern der Halbinsel ergreife. Indessen pflogen die Großmächte von Europa zu Laibach (Januar bis Mai 1821) Rath über das Schicksal Neapels, und alsbald erschien eine Bekanntmachung von diesem Gerichtshofe, nach welchem die Ruhe auf jede Weise, auch mit Gewalt der Waffen, wenn nicht anders möglich, herzustellen sei. Obschon man in Neapel von dem Congresse zu Laibach sagte: „er habe über das Schicksal einer unabhängigen Nation gleich einer feilen Heerde gesprochen," so waren doch schon 60,000 Mann Oestreicher im Anzuge, die, im Fall eines schlimmen Ausganges ihrerseits, von einem bereits in Bewegung gesetzten russischen Heere von 100,000 Mann unterstützt werden sollten. Wir wollen unentschieden lassen, mit welchem Rechte sich Einer dem Bestreben eines Zweiten nach etwas Besserem gewaltsam entgegen setzen kann; genug, die Insurrection war bald unterdrückt und die Reaction begann

ihre finsteren Werke. In den Staaten des Königs von Sardinien war Neapels Beispiel nicht erfolglos geblieben. Die Stimmung war auch hier für die patriotische Sache der Carbonari, und die frische, freie Jugend, welche in Turin studirte, träumte wie aller Orten von Volksrechten, beschränkter Gewalt der Könige, Einheit und Freiheit. Ein Studenten-Tumult (11. Januar 1821) gab Veranlassung zur völligen Revolution. Der alte, schwache König Victor Emanuel legte zu Gunsten seines Bruders Karl Felix die Regierung nieder. Proclamationen erschienen und vieldeutige Versprechungen wurden gegeben, wie immer in solchen Fällen. Es gab ja aber ein constitutionelles Leben zu unterdrücken, und die Oestreicher spielten daher auch hier die unberufenen Vermittler. 90,000 Mann Russen, die von Volhynien her drohten, waren nicht nöthig, denn 20,000 Mann Oestreicher unter dem Grafen Bubna, hatten der Sache der Freiheit schon ein Ende gemacht (10. April 1821). Auch im Kirchenstaate brachen in Folge der Dinge von Neapel förmliche Unruhen aus, und auf der Insel Elba forderte man stürmisch eine Constitution (25. März 1821). In Modena fand ein Studenten-Auflauf statt (6. April 1822). So hatte das Beispiel von Neapel mächtig auf die bereits aufgeregten Gemüther eingewirkt, und dies vermehrte die Sorgen und Anstrengungen der Regierungen. Die Geschichte der nun folgenden 8 Jahre hat daher wenig Erfreuliches. Es waltet ein stetes Unterdrückungs-System freisinniger Ideen, ein mißtrauischer Geist von Seiten der Regierung, ein gebeugtes Gefühl der Beherrschten, dazu das Unheil zerrütteter Finanzen. Die Polizei jedes Staates ergriff die schärfsten Maßregeln; alle geheimen Verbindungen wurden auf's Strengste verboten, und gegen die Carbonari besonders wütheten Kerker, Galeeren, Achtserklärungen und Hinrichtungen. Nea-

pel, Sardinien und Modena verfuhren am unmenschlichsten, und auch der Tod Ferdinands IV. (4. Jan. 1825) brachte zu Neapel im Gange der Dinge keine wesentliche Veränderung hervor. Der Kaiser Franz besuchte selbst seine italischen Staaten, was dem neuen Könige Franz I. von Sicilien Gelegenheit gab, mit diesem selbst die Angelegenheiten seines Landes zu ordnen. Die Last des Landes zu mildern, zogen (im Juli 1825) 12,000 Oestreicher ab, und die Zurückbleibenden wurden meist auf Friedensfuß gesetzt; nur die Citadelle von Palermo hielten auch fernerhin östreichische Truppen besetzt. Die Letzten verließen das Königreich im April 1827. Nicht besser im Kirchenstaate und Sardinien. Ueberall Rückschritte und der Geist der Verfinsterung. Lesen und Schreiben durften bloß Diejenigen lernen, welche 1800 Francs aufweisen konnten. Die Studenten, die besonders der Fluch der Regierungen traf, mußten eben so viel Renten darthun; der Fremde durfte kein Verehrer von Schiller, Voltaire, Rousseau ꝛc. sein, wenn er nicht zurückgewiesen werden wollte. Bei diesem systematischen Streben der Regierungen, ein freies, reges Leben nicht aufkommen zu lassen, ward auch das Verlangen der Beherrschten fühlbarer, die unwürdigen Bande abzuwerfen. Und während privilegirte Gesellschaften im Geiste der Finsterniß und der Tyrannei arbeiteten, bildeten sich heimliche Vereine zur Emporbildung ihres Volkes für eine schönere Zukunft. So 1825 die **Pelegrini bianchi**. Der Papst Leo XII. hatte nur immer die politischen Gesellschaften in Bann zu thun. Sein Tod, erfolgt am 10. Februar 1829, brachte keine wesentlichen Veränderungen hervor, da die Wahl Pius VIII. traf. Dagegen wütheten überall zahllose Räuberbanden und störten die allgemeine Sicherheit. Freier denken und handeln durfte man in Toscana, auch als Leopold II.

am 17. Juni 1824 dem Großherzog Ferdinand in der Regierung folgte. Die Großherzogin von Parma, Marie Louise, hätte im gleichen Geiste gehandelt, stände sie nicht unter dem Einflusse des Wiener Hofes. Am meisten empörte der kleine Herzog von Modena die Gemüther durch Willkür und Bosheit. Vorzüglich wüthete er gegen die politischen Secten der Carbonari und Adelfi, gegen Reichthum und freisinnige Ideen in gleichem Maße. So war Italien bestellt, als in Paris im Juli 1830 die Revolution ausbrach, die nicht ohne Einfluß auf die gereizten Gemüther bleiben konnte; war doch in Italien mehr Ursache zur Unzufriedenheit wie in Frankreich. Das Prinzip der Nichtintervention war in der belgischen Sache offen, stillschweigend in der polnischen verfolgt worden. Darauf gründete Italien sein Unternehmen, seine Hoffnung, und die Stunde der That und der Befreiuung schien gekommen zu sein. Schrecken befiel die Völker Italiens und machte sie zum Gespött, als die Nichtintervention hier ihre Anwendung nicht fand! — Während in Rom Mauro Capellari als Gregor XVI. am 2. Januar 1831 den durch den Tod Pius VIII. erledigten päpstlichen Stuhl bestieg und die Freude laut ward, war in Bologna und Ferrara die päpstliche Regierung gestürzt und bis an den Po Alles in gereizter Stimmung. Modena hatte am 3. Februar das Zeichen gegeben. Im Hause eines jungen Modeneser, Ciro Menotti, hatte sich eine Anzahl junger Leute versammelt, um von da aus den Herzog in seinem Palaste zu überfallen. Der Herzog, zeitig genug davon unterrichtet, umringte an an der Spitze eines Truppencorps das Haus, und kündigte den darin Befindlichen ihre Verhaftung an. Diese mußten sich endlich nach heftiger Gegenwehr ergeben. Indessen hatte der Kanonendonner von Modena auch die Bologneser aus ihrem Schlafe ge-

rüttelt, die stürmisch ihr Recht und ihre Freiheit forderten (5. Februar). Der päpstliche Statthalter oder Prolegat Carelli mußte eine provisorische Regierung anerkennen und die Errichtung einer Provinzialgarde gestatten. Statt des päpstlichen Wappens sah man die Nationalfarben: weiß, roth und grün; der Prolegat verließ die Stadt. Solche Begebnisse reichten hin, den kleinen Tyrannen von Modena zu veranlassen, sich eine sicherere Stätte in Wien zu suchen. Er verließ bereits am 6. Februar die Stadt, wo sich bald darauf der Aufstand und Tumult erneuerte. Ganz ohne thätliche Unzufriedenheit ging es auch in Rom nicht ab. Weit schlimmer aber gestalteten sich die Dinge im Norden. Am 12. Februar brach die Revolution in Parma aus, und die bestürzte Herzogin reiste am 15. nach Piacenza ab. Perugia, Foligno, Forli, Spoleto, Faenza kündigten den Gehorsam auf; das Fort St. Leo nahm Sercognani, der Oberst der Revolutionaire; Ancona capitulirte am 17. Februar, ihm folgte Osimo und Macerata. Der ganze Kirchenstaat war so fast nur auf Rom beschränkt. Die neue Ordnung der Dinge zu gestalten, traten am 26. Februar zu Bologna die Abgeordneten der insurgirten Städte zusammen: die derzeitige Herrschaft wurde für aufgelöst erklärt und die Constituirung einer allgemeinen Conföderation beschlossen. Das Volk erwachte wieder zu neuem Leben, zu neuen Hoffnungen. Aber es hatte sich, wie immer, betrogen. Oestreich erinnerte sich nicht des zu London ausgesprochenen Prinzips der Nichtintervention, und gedachte nur des Schutzes, den es seinen Agnaten in Modena und Parma gewähren wollte, damit ihm selbst in der Lombardei keine Gefahr erwachse. Schon am 5. März rückte eine östreichische Truppenabtheilung, geführt vom Feldmarschall-Lieutenant Geppert, ins Herzogthum Modena, und am

Abend des 8. März ohne Kampf in seine Hauptstadt ein. Das Truppencorps des Generals Bentheim ging ebenfalls am 6. März über den Po und besetzte Ferrara, während der Baron d'Aspré mit seinen Truppen in Parma einrückte. Am 21. März ward Bologna, der Hauptsitz der Revolution, genommen, und der General Zucchi mit seinen Insurgenten nachdrücklich zurückgewiesen. Am 25. März focht man schon bei Rimini, und am 29. öffnete Ancona bereits dem General Geppert die Thore. Hiermit war eigentlich der Krieg schon zu Ende, denn alle Häupter der Insurgenten hatten sich theils eingeschifft, theils durch eine Convention mit dem Cardinal Benvenuti sicher zu stellen gesucht. Das Corps Sercognani legte bei Spoleto am 30. die Waffen nieder. Mit dem letzten März war der ganze Kirchenstaat beschwichtigt. Parma war mit Modena zugleich gefallen. Italien sollte also noch ferner seufzen unter dem Drucke, den weltliche und geistliche Willkürherrschaft daselbst auf die furchtbarste Weise ausüben. Auf dem unglücklichen Modena ruhte seitdem seines Herrschers eiserne Hand schwerer, als je vorher. Der Herzog wüthete im Lande und gab Beschlüsse, die aus den Zeiten der Barbarei und des Mittelalters zu sein schienen. Der als Richterin über die Insurgenten niedergesetzten Militaircommission ward zugleich eröffnet, daß sie mit der ganzen Strenge der Gesetze verfahre und Keinen an die Gnade des Herzogs empfehle. Edler und vernünftiger verfuhr die Herzogin Louise von Parma. Eine Reaction fand hier gar nicht statt, und von einem Fünftel der Civilliste, worauf die Herzogin verzichtete, einer Menge Gratificationen, Pensionen ꝛc. wurden die Kosten gedeckt, die durch die fremde Besatzung entstanden waren. Nur die liberale Literatur mußte leiden. Auch in Rom siegte das mildere Prinzip über das der Strenge und

Ahndung, welches Einige verfolgt wissen wollten. Es trat eine fast allgemeine Amnestie ein, und die Oestreicher räumten bereits am 15. Juli die letzten Punkte, die sie noch besetzt hielten, Ancona und Bologna. Die Ruhe war jedoch nicht hergestellt und die Gährungen dauerten fort. Zum Theil trägt das allgemeine Elend der niederen Stände dazu bei. Im fruchtbarsten Garten der Natur ist oft Hungersnoth. Die Proclamationen und Edicte des Papstes über die Administrationen der Communen und Provinzen, die Erwählung der Laien zu Prolegaten und die Errichtung einer Bürgergarde konnten die gereizten Gemüther nicht besänftigen. In Imola, Civita Vecchia und Spoleto fielen neue Unruhen vor, nnd in Rimini mußten die päpstlichen Truppen selbst auf die Einwohner feuern (10. Juli). In Bitt- und Flugschriften forderte das Volk seine Rechte. An Sardinien, wo geistlicher und weltlicher Druck auf furchtbare Weise geübt wurde, ging der Sturm, wenn er auch hier und da schlechte Witterung brachte, wider Erwarten ruhig vorüber. Der Prinz von Carignan eilte, wo das Wetter drohte, selbst hin, und fand Vertrauen, da er selbst im Geruche revolutionairer Gesinnungen stand. Unterdessen starb am 26. März der unholde König Karl Felix und der Prinz von Carignan bestieg den Thron. Er meinte es redlicher als sein Vorfahr, schaffte alsbald eine Menge barbarischer Gesetze ab, und machte im Staatshaushalt große Ersparnisse. In gleichem bessern Geiste hatte auch der junge König von Neapel, Ferdinand II., gehandelt, als er nach seines Vaters Tode (8. November 1830) den Thron bestieg; die meisten politischen Verbrecher wurden begnadigt, die Getreideausfuhr gestattet, die Abgaben um Vieles vermindert, und vieles Kostspielige und Nutzlose abgeschafft. — Immer bedenklicher wurde aber der Stand der Dinge

im Kirchenstaate; je mehr die Regierung Rückschritte that und durch den niedrigsten Druck die Schwingen des Geistes zu lähmen suchte. Durch die neue Organisation des Staates, die Einsetzung der Provinzialräthe und Administrationen, war im Wesentlichen nichts gewonnen; eine allgemeine Amnestie hatte man vergeblich erwartet; Ehrenmänner sah man gekränkt und zurückgesetzt, und Heuchler und Bigotte am Staatsruder stehen. Damit kein Lichtstrahl die Nacht im Lande anscheine, wurden die Universitäten geschlossen; dazu kam noch, daß man sich in der Hoffnung, eine vernünftigere Gerichtsverfassung zu bekommen, schlimm betrogen sah, denn die Verordnungen, die am 31. October und 5. November darüber erschienen waren, legten von Neuem die ganze Gerichtsbarkeit in die Hände der verhaßten Geistlichkeit, behielten die heilige Inquisition bei, duldeten das heimliche Verfahren im Gerichtswesen u. m. A. Sie gaben das Zeichen zu einer offenen Opposition in Bologna, welche die Einführung der neuen Gerichtsverfassung heftig verweigerte. Heftig entgegnete auch die römische Curie und befahl unbedingten Gehorsam und Fügung in das neue Gerichtsverfahren. Eine Deputation, die Sr. Heiligkeit darüber Vorstellungen machen wollte, wurde nicht angenommen. Man begriff den päpstlichen Hof und die Opposition wurde eingestellt. Ihn riß aber seine Verblendung zur Vermessenheit, und während er sich jetzt die verlorene Liebe seiner Unterthanen hätte wieder erwerben sollen, bat ein Schreiben vom 10. Januar 1832 die Großmächte Oestreich, Frankreich, Rußland und Preußen um die nöthige Hülfe, falls die neu organisirten päpstlichen Truppen bei Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in den einzelnen Legationen Widerstand finden sollten. Das Volk begriff die Ordnung und Sicherheit; und that es darum wohl Unrecht, wenn

es nicht litt, daß sein Recht und seine Ehre mit Füßen getreten wurde? Man kannte die Diplomatie der europäischen Großmächte, glaubte aber nicht, daß sie helfen würde. Obschon nun die Aufregung den höchsten Grad erreicht hatte, schlug man doch von Neuem den Weg der Güte ein, und schickte eine Deputation an den Cardinal Albani. Sie blieb erfolglos, und von zwei Seiten, von Rimini und von Ferrara, brachen päpstliche Truppen unter den Obersten Barbieri und Zamboni herein. Dieser traf bei Bastia, jener zwischeu Sevignano und Cesena am 20. Januar auf die Bürgergarden, die ihren Ueberfall abwehren wollten, aber zurückgedrängt wurden. Am folgenden Tage besetzten die Päpstlichen Forli, wo Gräuel aller Art verübt wurden, und darauf, als die Garden ohne Kriegskunde und Gemeingeist nicht länger widerstanden, Ravenna, Imola und Faenza. Die östreichischen Bajonette wollten die Ruhe abermals wiederherstellen, und der Graf Radetzky, Commandant der Lombardei, hatte bereits in einer Bekanntmachung vom 19. Januar das Einrücken kaiserlicher Truppen in die Legationen verkündigt. Am 26. trafen sie auch schon in Bologna ein, wo die Bürgergarde ohne den geringsten Widerstand entwaffnet wurden. Man konnte den Jubel nicht beschreiben, womit die fremden Truppen überall empfangen worden seien. Möglich! das Volk liebt die Veränderung, die es wahrlich auch nur besser machen konnte, und die Ketten sind ihm lieb geworden. In einem wirren Kampfe sehen wir im Abgrunde Jammer und Elend, und ein Kämpfen der Regierung mit Finanznoth. Das unglückliche Land sollte eine Summe von 200,000 Scudi schaffen, nachdem erst wenige Tage vorher 70,000 allein von der Legation Bologna an Steuern bezahlt worden waren. Ein Gerichtshof, das Werk des gehaßten Cardinals Albani, wurde

niedergesetzt, um über Hochverrath und Verbrechen der beleidigten Majestät zu richten. Die Art, wie er verfuhr, entsprach dem Geiste, womit er gegründet war. Länger wollte aber auch Frankreich nicht müßiger Zuschauer bei Angelegenheiten bleiben, die über das Sein oder Nichtsein eines ganzen Volkes zu entscheiden schienen, und am 22. Februar landete unerwartet vor Ancona eine französische Flotille mit Landungstruppen, die sich noch selbigen Tages der Stadt und am folgenden der Citadelle bemächtigten. Ihre Sendung, erklärte eine Proclamation vom 27. Februar, sei die des Friedens und der Garantie.

Der immer noch unentschiedene Zustand der Halbinsel bestimmt uns, hier abzubrechen. Die Geschichte von Italien zeigt, daß die Herstellung seiner materiellen Ruhe in die Länge nirgends ausreicht. Seine Regierungen, die in die Zeiten des Mittelalters gehörten, stehen dem Zeitgeiste zu grell gegenüber. Und der Geist der Zeit schreitet ja unmerklich, aber unaufhaltsam fort, denn er ist der Finger Gottes. Sind auch die Völker Italiens fast zum Gespött geworden, straft sie auch die gerechte Verachtung und trifft sie der Spruch: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!" vor Allen; so rührt doch jedes Gemüth der Geistesdruck, worunter 25 Millionen Menschen seufzen.

Wir geben nun die Geschichte der bedeutenderen Staaten des neueren Italiens, und zwar zunächst die des Kirchenstaates, dessen Hauptstadt, Rom, noch einmal berufen war, die Trägerin der altrömischen Weltherrschaft und Despotie zu werden. Die Quelle dieser neueren Despotie war unschuldiger Weise das Christenthum. Das mehrfach von uns angeführte Werk (das Conv.-L. v. Wiegand) enthält einen Artikel über den Kirchenstaat und seine Herrscher, die Päpste, welchem wir Folgendes entnehmen: Als sich im ersten

Jahrhundert nach Christi Geburt die neue Lehre des Evangeliums unter den Heiden ausbreitete, siedelte sich eine kleine Gemeinde auch in der allmächtigen Weltstadt Rom an. Man sagt, kann es aber durchaus nicht beweisen, daß der Apostel Petrus Stifter der ersten römischen Gemeinde gewesen sei. Die Römer, denen, wie dem ganzen Heidenthum der alten Welt, Religionsverfolgungen unbekannt waren, duldeten die neue Lehre wie jede andere Meinung über das, was wir wissen und nicht wissen können. Erst als die Christgläubigen mit mehr Muth gegen das Heidenthum auftraten, und ihren Widersachern mit Gottes Strafgericht, mit dem ewigen Tode, mit dem Teufel und dem Ende der Welt drohten, griff der Römer zu den Waffen blutiger Verfolgungen. Dessenungeachtet wuchs das Christenthum auf dem blutgetränkten Boden fruchtbar auf, und die imperatorische Schlachtstimme der Römer verstummte in dem Maße, als das christliche Gebet siegte, und schlug kräftige Wurzeln in die Tiefe und in die Breite. Mit dem Wachsthume der neuen Lehre mehrte sich auch das Ansehen der Gemeinde und ihrer Vorsteher, der Episcopi (oder Bischöfe), nicht bloß in Rom, auch an allen größeren Orten, wo christliche Communen zusammen getreten waren. Wie die Gemeinden in der Zeit der Gefahr mit Rath und That einander unterstützten, so verbanden sich auch die Vorsteher der Communen in verschiedenen Ländern mit einander, ohne daß einer vor dem andern den Vorrang gehabt hätte. Das Ansehen der kirchengemeinheitlichen Inspektoren (das ist der lateinische Name für Episkopos oder Bischof) war anfänglich unbedeutend, wuchs aber unter glücklichen Umständen zu großer Macht, bis nach tausend Jahren daraus ein Riese — der Papst — ward. Das Amt eines Kirchenvorstehers war wie das der Geistlichen anfänglich ein Ehrenamt, und die Inhaber

desselben lebten von freiwilligen Beiträgen der Gemeinden, oft nur von Naturalienlieferungen. Bald aber, als die Lehre Raum gewann, nicht mit leerer Hand vor Gott zu erscheinen, gab es Gold, Erbschaften und liegende Gründe, Armengut, das man unter anderem Namen zum Kirchengut machte. Die Vorsteher wurden dadurch Verwalter großen Gemeindevermögens und, als solche reiche und große Herren, Bischöfe, welche, noch ehe das Christenthum auf den kaiserlichen Thron gestiegen war, schon mit einander über den Vorrang in ihren Versammlungen haderten. Unter Constantin feierte die christliche Lehre ihren ersten vollständigen Triumph, als sie der Kaiser zur Staatsreligion erhob und das Gesetz erließ, das die Grundbesitzungen der Kirche als solche anerkannte (337). Die Einheit der Kirche, durch diesen Akt, wie durch Synoden hervorgebracht, führte bald zu der Idee eines gemeinschaftlichen Oberhauptes, wozu der Bischof Roms allerdings der geeignetste schien, zumal die schlau verbreitete Meinung Beifall fand, die christliche Lehre könne nur da ganz rein und ungetrübt sein, wo die Apostel Peter und Paul gelebt, gewirkt und gelitten hätten. Man machte in dieser Zeit schon den Anfang, dem Apostel Petrus mehr Ansehen einzuräumen, als allen übrigen. Die zufällige Anspielung Christi auf den Namen Petri: „Auf diesen Felsen (Petros heißt im Griechischen der Fels) will ich meine Gemeinde bauen", wurde die erste Grundlage der päpstlichen Allmacht. Der Aberglaube kam auch hinzu. Die Mutter Constantins, Helena, wanderte nach Jerusalem und brachte das Kreuz Christi und die heilige Treppe nach Rom, auf der Christus zum Pontius Pilatus hinaufgegangen sei. Man schnitt das Kreuz in kleine Theile und verkaufte ihrer eine so große Menge, daß das echte Kreuz ein wahrer Schiffsmast hätte sein müssen, wenn

alle Splitter echt gewesen wären. Der Handel mit den Reliquien öffnete dem römischen Kirchenschatze alle Quellen. Die alte Kaiserdame Helena schaffte auch vier lange Nägel vom Kreuze Christi nach Rom — Mittel, den Petrusstuhl zu befestigen. Die höhere Geistlichkeit machte jetzt Versuche, sich von der Welt loszureißen. Der Bischof zu Rom Siricius (von 384 bis 398) gab die erste Dekretale (385), und eiferte gegen die Befleckungen der Priester. „Die im Fleisch beten, können Gott nicht gefallen" — spricht Paulus; und diese Worte versuchte Siricius auf die Aeltesten unter den Kirchenhäuptern überzutragen, und ihnen das Gelübde der Keuschheit aufzulegen. Wenn auch die Apostel beweibt gewesen waren, so hatte doch Christus ehelos gelebt, und dieser Umstand, wie die Ehelosigkeit der Mönche und die schwärmerischen Lobreden der Kirchenväter auf Jungfrauschaft, wirkten zusammen mehr als Befehle. Ehelosigkeit schien, wie bei den Hierophanten Aegyptens, bei den Priestern der Cybele und bei den Vestalinnen, der Clerisei einen Nimbus von Heiligkeit zu geben. Aber auf der andern Seite erlaubte das geistliche Gesetz, Jungfrauen ins Haus zu nehmen, die man sehr naiv Büßerinnen oder Liebesschwestern (Agapetä) nannte. Anastasius der Erste (398 bis 402) wetterte schon gegen den todten Origines, aber mit Innocentius (402 bis 417), mit Leo dem Großen (440 bis 461) und mit Gregor dem Großen (590 bis 604), einem Römer von Geburt, aus dem Gordianischen Geschlecht, begannen recht eigentlich die Suprematsversuche. Liebe zum asketischen Leben hatte den Letztern vermocht, das Amt eines römischen Stadtpräfekten niederzulegen und sich in eine Mönchskutte zu kleiden. Als man ihn auf den Bischofsstuhl des heiligen Petrus rief, floh er verkleidet in Wälder und Höhlen; es wurde getrauert, gefastet und gebetet,

bis der Himmel eine schneeweiße Taube sandte, die den Suchenden den Schlupfwinkel des heiligen Mannes entdeckte. Ein Geschichtsschreiber aus unserer Zeit bemerkt: Gregor erscheint als ein Mischmasch von Einfalt und Pfiffigkeit, von Demuth und Stolz, von Verstand und Aberglauben, und so paßte er ganz zu seiner Zeit und in seine Stelle. Sein wahrer Ruhm bleibt: er war Trost der Bedrängten und Stütze der Bewohner Roms in der Noth der Zeiten, und dieser Ruhm umstrahlet mehrere Bischöfe Roms der ältern einfachen Zeit, ehe Ehrsucht, Geldgeiz und Herrschaft der Welt ihren ehrwürdigen Stuhl besudelten. Während er erbauliche Predigten voll Aberglauben hielt, Gesänge und pomphafte Prozessionen veranstaltete, schrieb er dicke, gelehrte, heilige Werke, die ihm, wie er sagte, der heilige Geist selbst in die Feder diktirte. Er fabelte von Wundern und himmlischen Erscheinungen, die desto eher geglaubt wurden, je unbegreiflicher sie waren. Daß die heiligen Märchen, die er den Verblendeten vorpredigte, nicht gerade aus einem poetischen Herzen flossen, kann man an einigen Beispielen erkennen. Bei einer Prozession sah Gregor einen Engel auf dem Grabe Hadrians, wie dieser das Schwert in die Scheide stieß; Gregor wußte dies zu deuten, und so wurde die Engelsburg, mit dem bronzenen Engel auf der Spitze, nachherige Bastille Roms, Archiv und Schatzkammer. Er bewirthete einst den Heiland, der incognito zu ihm gekommen war. Während Gregor Messe las, geschah ein Wunder, welches noch größer ist, als Christi Fußreise über den Wasserspiegel des Sees Genezareth. Ein Platzregen hatte den Fluß so sehr mit Wasser überladen, daß er an der Kirche mannshoch stand, bis an die Fenster; die Kirchenpforten waren offen, aber kein Tropfen Wassers drang in die Kirche, aus lauter Gottesfurcht. Diese und ähnliche Mär-

chen band er den Christgläubigen auf, die ihrerseits nach seinen Schriften wie unsere Damen nach Romanen griffen. Alle Seelen zu erlösen, verbot er die heidnischen Schriftsteller, die herrlichen antiken Werke des gesunden Menschenverstandes, und verfolgte die Schriften des Livius wie den Teufel. Gregor folgte darin dem Beispiel Caligula's, despotischen Andenkens, der auch gegen die Schriften der Alten wüthete, nur mit dem Unterschiede, daß der feige Tyrann Caligula die Menschheit in das Sklavenjoch werfen, Gregor bloß Finsterniß haben wollte, um so den Sterblichen auf Umwegen, aber doch sicher, in den Himmel zu bringen. Gregor der Große verstand das Kunststück, alle geistigen Lichter auszublasen, damit die kärgliche Gelehrtheit der Clerisei desto mehr strahle. Der Ruhm, den die Neueren dem Papstthum ertheilt haben, ist ein ganz sonderbarer Ruhm: man sagt, der Clerus sei der Hüter der Wissenschaften gewesen, und bedenkt nicht, daß eben dieser Clerus es war, welcher vorher mit musterhafter Emsigkeit alle Mittel der Bildung zerschlug, überall nur Finsterniß verbreitete und hinterher aus langer Weile Handschriften kopirte, und mit unerquicklichen Brosamen dürftiger Wissenschaft zu prunken trachtete. Die römischen Pfaffen vernichteten anfänglich die alten Klassiker, und wenn ein Mönch später die armseligen Reste zum Zeitvertreib abschrieb, so ist das doch wahrlich kein Verdienst. — Weiter legte Gregor seine heiligen Hände an heidnische Götzen; aus dem alten Jupiter machte er einen heiligen Peter, und zündete in dem Köhlerglauben seiner Zeit die Flammen des Fegefeuers an, von dem bald Funken auf mörderische Scheiterhaufen niederfielen. Das Fegefeuer ist, wie die Meinung von der Ehelosigkeit der Geistlichkeit, eine Mißgeburt der vorchristlichen Welt; man dachte sich einen großen Feuerstrom, der die Seelen wie Eisen

vom Rost reinige und zugleich erweiche, damit man aus ihnen machen könne, was man wolle. Dieses Dogma, ein kirchliches Feuerwerk im Himmel, erfüllte die Menschen mit Furcht, die Dummköpfe öffneten ihre Herzen, Hände und Kisten, und es flogen Opfer, Schenkungen, Vermächtnisse und Erbschaften in den Schooß der Kirche und ihrer Oberhäupter. Erasmus erzählt, welche Kunstgriffe die pfäffische Schlauheit anwandte, das Volk zu gewinnen und zugleich von dem Dasein des Fegefeuers zu überzeugen: man ließ lebendige Krebse mit aufgeklebten brennenden Wachslichterchen Nachts über die Gräber kriechen; die Bauern liefen zusammen, sie glaubten, die Seelen der Ihrigen mit einem Stückchen Fegefeuer auf dem Rücken zu sehen, und im Zittern und Zagen opferten sie für die Erlösung der Krebse. Gregor der Große hat nicht bloß das Fegefeuer in Ordnung gebracht, er war auch ein Vater der Mönche. Unter seiner Vorsorge vermehrten sich die Benediktiner wie Sand am Meere und zerstreuten sich in alle Welt, über Frankreich, England und über deutsche Gauen. Die Mönche von Monte Cassino reuteten Einöden aus, schrieben Bücher, und statt zu faullenzen legten sie Schulen an und übten sich geistig und körperlich. Ihre Mönchstracht war schwarz, und diese Farbe ist seitdem Amtstracht der gesammten Geistlichkeit, auch unserer Candidaten (wörtlich Weißlinge), geblieben. Die reine Herzens-Religion, wie sie Jesus gelehrt hat, zerging unter dem Drucke des Pompes, den Gregor einführte. Da gab es schon Gnadenmittel, Bilder, Pfaffenbücher, Glocken, Lichter, Weihwasser, Oel, Salz, Wallfahrten, heilige Knochenvorräthe, Schwerter, Windeln, Asche, Palmen, Kreuze, Fahnen, Holzsplitter, Kleiderlappen, Pater noster, Ave Maria's, Möncherei, Seelenmessen, Weihrauch, Büßungen, gute Werke, Geißelhiebe, Stiftungen, Seufzer, Stoß-

gebete, Feuertage in Unzahl, Esels- und Narrenfeste — lauter Dinge, von denen Paulus nichts schreibt. Mit der Einführung des Gelübdes der Keuschheit unter den Geistlichen wollte es nicht glücken. Die Priester waren noch zu weltlich gesinnt, und genossen zu viel Fische — Fastenspeise — die nicht auf Enthaltsamkeit wirkt. Wenn es auch nicht gewiß ist, daß Gregor auch den Ablaß erfunden habe, so ist doch das Eine ausgemacht, daß er die übrigen Kirchengroßen, besonders den Patriarchen von Konstantinopel, kräftig darniederhielt, und daß mit ihm eine von der Bibel verschiedene und systematisch ausgebildete Kirchenlehre anhebt, die man füglich die römische Hof-Theologie oder Papstthum nennen kann. Gregors nächste Nachfolger verließen die einmal betretene Bahn nicht, sie benutzten die Umstände mit Schlauheit, hielten den menschlichen Geist wacker darnieder, und verbreiteten mit aller Emsigkeit Aberglauben. Bonifacius III. empfing 607 vom griechischen Kaiser Phokas den Titel „Allgemeiner Bischof" (Papa oder Episcopus universalis), Theodorus nannte sich schon den höchsten Oberpriester Summus Pontifex), und Stephan III. (nach Anderen der Zweite, von 752 bis 757) empfing vom fränkischen Könige, Pipin dem Kleinen, das Exarchat und die Pontapolis, das heißt die heutige Romagna und die Mark Ancona. Der Sturz des longobardischen Reiches in Italien und die Schenkung Pipins bilden die zweite Stufe zum päpstlichen Throne. Roms Bischöfe waren nun Länderbesitzer und Fürstbischöfe mit entschiedenem Einfluß auf die politischen Angelegenheiten Italiens, und im Besitze einer Weltmacht, wie sie kein Geistlicher damals besaß. Karl der Große bestätigte die väterlichen Schenkungen und vermehrte sie mit neuen, da er bei seinen ausgedehnten Entwürfen auf Weltherrschaft des Einflusses bedurfte, den die

Kirche damals gewähren konnte. Er dehnte das Ansehen der Kirche und des heiligen Alten von Rom so weit aus, als seine bluttriefenden Waffen reichen; seine Monarchie ernährte schon 21 Erzbischöfe, viele Bischöfe und zahllose Klöster. So viele Siege Karl erfocht, sie waren alle nur Siege der Kirche, der Fürstbischof von Rom erntete die Trophäen. Karl war zum Kaiser des Abendlandes gekrönt worden, und in demselben Augenblicke erwachte der heimliche Gedanke in Leo **III.**, daß er der Kirchenkaiser sei. Leo's Nachfolger verwirklichten den Gedanken vom Supremat, als sie schon unter Karls schwachen Nachkommen aus dem Akt der Krönung ein Krönungsrecht, ja ein Recht, die Krone nach Gefallen vergeben zu können, machten. Karl hatte in seinem ganzen Reiche den Zehnten, die Quelle so großen Unglücks, eingeführt; von Allem, wo der Pflug hingeht, sollte der zehnte Theil an die Geistlichen geliefert werden. Die Pfaffen waren in der Folge damit nicht zufrieden, sie thaten den Noval-, Blut-, Eier- und Geflügelzehnten dazu und nahmen Tribut von Mühlen, Fischereien, vom Handel und von Kriegsbeute, sogar von Bettler-Almosen. Schweiß und Blut der Völker flossen von an in sichtbaren und unsichtbaren Kanälen in die grundlosen Schatzkammern des geistlichen Herrn von Rom, und allenthalben stiegen Besitzungen der Kirche, von Steuern und Staatsleistungen frei, aus dem Boden, das Volk verarmte, da es zwei Herren, der eine so vielköpfig und so unersättlich wie der andere, zu erhalten hatte, und dabei ein Fruchtfeld um das andere an die Kirche verlor. Die Concilien oder Synoden, deren über zweitausend abgehalten worden sind, ohne die im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert gehaltenen Religionsgespräche, befestigten die Macht des Fürstbischofs von Rom, der, als Oberhaupt der abendländischen Kirche anerkannt, bereits ein halber

Papst war, vorzüglich als er durch die Fortschritte des Muhamedanismus seine Gegner, die Bischöfe von Jerusalem, Antiochien und Alexandrien los wurde. Der Oberpriester von Rom trug den allgemein anerkannten Kirchentitel „Papst" (Papa, Papas), und galt, wenn er auch nicht die volle Papstgewalt besaß, als das Haupt der (christlichen) Kirche. Nicolaus I. (858 bis 868) ließ sich in Gegenwart Ludwigs II. in Rom krönen, behauptete mit musterhafter Dreistigkeit, der Großschlüsselbewahrer des Himmels und der Großschatzmeister der göttlichen Gnade zu sein, und schleuderte in seinem Zorn den Bann auf den griechischen Kaiser, wie auf den Patriarchen von Constantinopel. „Die Priester — schrieb er dem Kaiser nach Constantinopel — sind Götter, die nicht durch Menschen gerichtet werden." — Das ist die Idee eines Gregor VII. und Andeutung genug, wohin die Fäden der päpstlichen Politik liefen. Der Clerus sollte unabhängig von der weltlichen Macht werden. Wie Nicolaus die eine Hand an den Thron des Orients legte, so gewaltig griff er mit der andern nach der abendländischen Kaiserkrone. Er mischte sich in die Ehescheidung des Kaisers Lothar, und drohte mit Excommunication. Nachdem er die Lug- und Trug-Sammlung des falschen Isidor, die bekannten „Dekretalen", gleichsam die sibyllinischen Bücher der päpstlichen Gotteslehre, für echt erklärt, und dadurch einen neuen Stein in das römisch-priesterliche Herrschaftsgebäude eingefügt hatte, erklärte er sich zum alleinigen Schiedsrichter in der ganzen Kirche, und sprach es laut aus, daß der Unterthan den Königen, die den Willen Gottes (des Papstes) nicht thäten, keinen Gehorsam schuldig wäre! Hadrian II. (von 868 bis 872) erlebte schon einige Demüthigungen von französischen Ständen und von Hinkmar; aber Johannes VIII. (von 872 bis 882), dem Stolz, Grausamkeit, Hab-

sucht, Meineid und Irreligiosität vorgeworfen werden, erhob die Tiara stolz, und gab seinen Nachfolgern ein erbauliches Beispiel, indem er das Meßgewand mit dem Waffenrock vertauschte und, gleich den martialischen Bischöfen Deutschlands, die päpstliche Soldateska, die geistlichen Schlüsseltrabanten, in eigener Person gegen die Normannen führte. Das zehnte Jahrhundert ist das eiserne Zeitalter des Papstthums, auf dem Stuhle Petri saßen Ungeheuer, die nach Willkür mit den Bischofsstühlen schalteten und, in Verbrechen versunken, Canones, Dekrete und Gewohnheiten mit Füßen traten. Die Päpste dieser Zeit machten es so toll, daß ihr eifriger Vertheidiger, Cäsar Baronius, der Vater der geistlichen Annalen, seinen Aerger nicht unterdrücken konnte. Von den papistischen Fabeln, die der Aberglaube in diesen Zeiten verbreitete, ist die wichtigste der verwirrte Begriff vom tausendjährigen Reiche. Die christlichen Völker, unter der zuchtlosen Geistlichkeit in undenkbarer Unwissenheit verwildert, meinten, und die Clerisei bestärkte die Meinung durch Wort, wie durch That, daß das Ende der Welt nahe. Es konnte auch nicht anders scheinen, als wollte die Welt aus ihren Fugen weichen. Auf den weltlichen Thronen saßen meist Schwachköpfe, die Bischöfe schwelgten und verpraßten das Gut der Unterthanen, in den Klöstern wohnte Unzucht, an den Altären jammerte die Unschuld. Im Süden Italiens stiegen ergrimmte Türken aus dem Meere, wilde Mongolenhorden überstürzten die christlichen Länder, Ungarn sandte seine verheerenden Magyaren, und im Innern der einzelnen christlichen Reiche kämpften und haderten große und kleine Parteien. Die Länder wurden, wie überhaupt im Mittelalter, nicht regiert, nur bald von dem, bald von einem Andern gebrandschatzt; Gesetze, Ordnung, Zucht waren wie aus dem Leben geflohen, und alle

Gräuel barbarischer Verwilderung lagerten auf dem christlichen Boden. Das waren zum Theil die preiswürdigen Früchte, mit denen Neu-Rom die Menschheit erfreut hatte. In dieser thränenvollen Trübsal besetzten Weiber den päpstlichen Stuhl mit Werkzeugen ihrer Unzucht, zuerst Theodora, dann ihre Tochter Marozia, welche Mutter, Großmutter und Urgroßmutter von drei Päpsten wurde, ihren eigenen eigenen Stiefsohn ehelichte und zuletzt im Gefängnisse endete. In der nämlichen Zeit blühten die goldenen Tage der Heiligenverehrung; denn die Päpste bevölkerten Himmel und Erde mit einer Unzahl Heiliger, vor denen Tag und Nacht Lämpchen brannten, die es ungewiß ließen, ob sie dem Angebeteten, oder dem oft unwissenden Anbeter leuchten sollten. Es wurde beinahe jede Mönchskutte canonisirt, sobald man irgend ein Wunder auffand, das der Mönch gehabt haben könnte. Da half der heilige Benedikt gegen Gicht, die heilige Agathe gegen böse Brüste, Apollonia gegen Zahnweh, der heilige Blasius war ein Chirurg, der dicke Hälse curirte, wenn man ihn mit vollen Händen anrief. Die heilige Barbara tröstete in der Todesstunde, und half nebenbei in der Artillerie, und St. Ulrich vertrieb Ratten und Mäuse, und dergleichen mehr. Der Reliquien der Heiligen sind so viele, daß sie nicht aufgezählt werden können. Jeder Stand hatte seinen himmlischen Ritter und seinen überirdischen Schirmvogt, der Wunder verrichtete und sich mit Oellämpchen oder Talglichtern hernieder beleuchten ließ. Der Schutzherr der Theologen war wunderlich gewählt, er hieß wie der bekannte ungläubige Thomas. Die christliche Religion war eine päpstliche Mythologie geworden, die nur in den Namen von der heidnischen Götterlehre abwich. Um keinen Heiligen vor den Kopf zu stoßen, wurde, da aus Mangel an Zeit nicht jeder ein besonderes Fest

haben konnte, das Fest aller Heiligen — das heidnische Pantheon — eingesetzt. Diese Seligkeits-Theorie war eine Lieblingsbeschäftigung der Päpste im eisernen Zeitalter. Die deutschen Kaiser von Otto I. an bemühten sich zwar, das Kirchenthum zur Ordnung zu bringen, Einzelnes gelang ihnen auch; aber sie gaben die Waffen wieder aus den Händen, als sie dem gedemüthigten Papst, nach einem falschen Kalkul, weltliche Macht ertheilten. Schon Gregor V. (955 bis 998), ein Deutscher von Geburt und Enkel Kaiser Otto's III., zeigte, welche furchtbaren Waffen er in den Händen führte. Er schleuderte in seinem Zorn die Strahlen des Interdikts auf ganz Frankreich, weil er die Ehe des Königs Robert für blutschänderisch hielt. Dieses Interdikt war die schrecklichste, die furchtbarste Taktik der Kirchentyrannen. Das Land, auf welches der Donner des Interdikts herniederrollte, sank in plötzliche Trauer und allgemeine Trübsal; alle bürgerlichen Geschäfte standen still, keine Wallfahrt, keine Taufe, keine Trauung, kein Gottesdienst, kein Begräbniß, die Tempel geschlossen, die Altäre und Kanzeln entkleidet, die Bilder und Kreuze lagen auf der Erde, keine Glocken tönten, kein Sacrament ward gereicht, die Todten kamen in ungeweihte Erde, verscharrt wie Vieh, und die Ehen wurden auf Gräbern geschlossen. Der Fluch des heiligen Vaters löste alle Glieder von der menschlichen Gesellschaft ab, und Verzweiflung warf ihre Krallen in die abergläubischen Herzen. Unter Gregors, zum Theil unzüchtigen Nachfolgern, Sylvester II. (998 bis 1003), Johann XVII. (starb 1004), Johann XVIII. (1004 bis 1009), Sergius IV. (1009 bis 1012), Benedikt VIII. (1012 bis 1024), Johann XIX. (1024 bis 1033), Benedikt IX. und Leo IX. bis 1054, Victor (bis 1056), Stephanus (bis 1058), Benedikt X.

(abgesetzt 1059) ist Nicolaus II. (1059 bis 1061) der wichtigste, weil er, unterstützt von einem Untergeistlichen, die Papstwahl der Clerisei und dem römischen Volke entzog, und das kaiserliche Recht, die Wahl zu bestätigen, in die Pflicht des Schutzes verwandelte; die vornehmsten Geistlichen Roms, die Kardinäle, Anfangs nur sieben, seit 1555 siebenzig, wählten nun den Kirchenkaiser, und ihr Collegium wurde von hoher Wichtigkeit für Erhaltung und weitere Ausbildung des Papstthums. Die Kardinäle waren päpstliche Räthe, die Minister der geistlichen Tiara, Träger und Säulen des Pfaffenthrones. Von nun an kam ein fester Plan in das Papstthum, wie ihn der Diacon Hildebrand auch unter Alexander II. (1061 bis 1073) mit Schlauheit vorbereitet hatte. Der hundertundsechsundfunfzigste Bischof von Rom war das Kirchengenie Hildebrand, der als Papst Gregor VII. alle Entwürfe der Vorgänger ausführte und den Gipfel der festesten Theokratie erstieg. Der stolze Vatican brachte die falschen Urkunden, die eingedrungenen Redensarten und von allen Bibelauslegungen immer die unsinnigsten in ein System grauenvoller, höllischer Consequenz. Gregor VII., der kleine, schwarzgelbe Sohn eines Grobschmieds, saß auf dem heiligen Stuhle, nicht wie es einem Nachfolger des armen Fischers und Apostels Petrus geziemt, sondern wie ein Kaiser der Kirche, wie ein Nachfolger Christi, gleichsam ein Vice-Gott. Was er wollte und wonach seine Seele dürstete, als er den Priesterthron bestieg, hat er deutlich erklärt, wenn er an den Bischof von Metz schreibt: „Der Teufel hat die Monarchie erfunden." — Unter den Päpsten ein Cromwell, griff er nach dem weltlichen Scepter, trennte die Unterthanen von ihrer Obrigkeit, die Völker von ihren angestammten Fürsten, und fesselte Könige an die Stufen seines Pfaffenthrones. Im Namen der Re-

ligion forderte er, daß die gesammte Christenheit seinen Gesetzen gehorsame, seine Herrschaft wollte er von den Eisfeldern Norwegens bis zu den Säulen des Herkules, von Dublin bis in die nackten Ebenen Polens, über Ungarn bis hinunter an den Fuß des alten Aetna ausdehnen. Mit dem Stolze eines Genies, das in seinem Ehrgeize kein Maaß kennt, citirte er den Kaiser Heinrich IV. vor seinen Richterstuhl, und als dieser nicht erschien, rollten die Donner des Bannes auf das Kaiserhaupt herab. „Ihr Fürsten und Apostel" — schrieb der Kirchen-Jupiter an die deutschen Bischöfe — „die ihr im Himmel löset und bindet und über Engel richtet, könnt ihr nicht über Kaiser und Könige mit mehr Recht gebieten? Mögen sie lernen, wie groß eure Macht ist! Mögen sie sich fürchten, die Befehle eurer Kirche zu verachten! Vollziehet jetzt euer Urtheil über Heinrich, damit alle Welt erkenne, daß er nicht durch Zufall, sondern durch eure Macht gefallen sei." — Es ist bekannt, wie Heinrich IV., ein römischer Kaiser und deutscher König, im Hofe zu Canossa drei Tage und drei Nächte im härenen Gewande nnd barfuß mitten im Winter unter offenem Himmel Buße that. Der Kampf des Kaisers mit dem Papste war entschieden, der Fürstenthron lag unter dem Altare. Wie Weltenstürmer von Größe und die Welt beglückenden Planen träumen, aber ganze Völker und das Lebensglück ganzer Generationen in den Staub treten, so kümmerte den Statthalter Christi kein Familien- und kein Staatenglück: Gregor VII. focht für die Unabhängigkeit des Papstthums und für die Freiheit der Kirche, die man damals für Religion hielt. Der Riesenschritt, den der Kirchendespot that, war, den Fürsten das Recht der Investitur abzuzwingen und die ganze Geistlichkeit auf die Folter der Ehelosigkeit zu spannen. Dadurch bildete Gregors eherner Kopf die Geistlich-

keit zu einem Staate im Staate, zu einem abgeschlossenen Ganzen, das für ein Standesinteresse lebend durch Lehnsverband und Lehnseid an den Schemel des Priesterstuhles in der Siebenhügel-Stadt gebunden war. Unerschütterlich stand der Koloß des Papstthums in der abergläubischen Meinung der Menge; der Statthalter Christi war unumschränkter Gewalthaber, der nur befehlen durfte, und ein unermeßliches Heer von Mönchen trabte hastig durch die Welt mit seinem Gebot; der Vicegott winkte, und die emsige Kuttenschaar stand ihm bereit, in blindem Gehorsam und Eifer seine Befehle nach allen Richtungen hin zu tragen und auszuführen. Das Christenthum war so gut wie verschwunden, und an seiner Stelle hatte die Menschheit das Papstthum oder die römische Hoftheologie, die ohne Rücksicht auf die Lehren der Bibel aus päpstlichen Befehlen und geistlichen Cabinetsordren, wie sie dem politischen Interesse des Petersstuhles entsprechend schienen, bestand. Daher war das Papstthum nie Christenthum, so wie Katholicismus noch lange kein Papismus ist. Die Hoftheologie war das Ultra des Katholicismus, eine Despotie der Kirche, die alle Lehren der heiligen Schrift entweder verachtete, oder verdrehte. Das Volk verlor die Bibel, die einzige Quelle besserer religiöser Erkenntniß, und Hohe wie Niedere waren verblendet genug, sich in Glaubenssachen von einem Oberpriester durch Cabinetsbefehle gängeln zu lassen. Gregors Geist lebte in seinen Nachfolgern fort, einzelne gingen noch weiter als ihr Vorbild. Regte auch hin und wieder ein freierer Geist seine Schwingen, der Kirchendespotismus verstand es, ihn zu unterdrücken. Es hieß wohl sogar, das Volk sei noch nicht reif zur Aufklärung. Der Obscurantismus kann keine unüberlegtere Ausflucht vorschützen als diese ist. Wenn ein Volk nicht reif ist, so mache man es reif, und es wird immer Zeit

sein, den finstern Verstand aufzuklären, wenn man anders kein Tartüffe sein will. Die Feinde der Aufklärung sehen nicht, daß sie wie die Schlangen Kreisbewegungen machen, um die Finsterniß in den Köpfen zu erhalten. Bessere Erkenntniß des Volkes und Reife desselben sind gleiche Begriffe in Absicht auf Aufklärung. Wer behauptet, eine Nation sei noch nicht fähig, diese oder jene Vernunftlehre zu ertragen, es müsse zuvor tüchtig gemacht und gleichsam zugestutzt werden, dreht sich eben im Kreise, da ja die Vorbereitung und das Reifmachen des Volksverstandes sich mit nichts Anderem, als mit Niederkämpfung verjährter Irrthümer und Vorurtheile befaßt. Aber gerade dieses wollen die Feinde der Aufklärung verhindern. Das Papstthum bewegte sich auf dieser Kreislinie und mußte deswegen auf den Anfangspunkt zurückkommen, es mußte werden, was es Anfangs gewesen war. Jahrhunderte vergingen, ehe der alte römische Riese niederstürzte, und die Christenheit mußte noch blutige Erfahrungen machen, ehe sie ein reineres Christenthum errang. Unter Victors III. Nachfolger (1086 bis 1087) Nachfolger, Urban II. (1088 bis 1099), griff die fromme Raserei der Kreuzzüge um sich, die Europa entvölkerten, die Güter der Clerisei vermehrten, aber auch den Fall Neu-Roms vorbereiteten. Denn die Schwärmerei der Kreuzzüge, die das Vermögen der weltlichen Vasallen in eitlen Kriegen erschöpften und den maßlosen Adelshaufen verdünnten, machte die Könige stark, erhob die Städte und bildete einen dritten Stand. Das Geld rang von dem an mit dem Landbesitz und verwandelte Grundrechte in Menschenrechte. Das Volk, bisher Sklave des Ritters und der Pfaffen, ermannte sich; die finstern Köpfe des Abendlandes stießen mit den hellern Köpfen des Morgenlandes zusammen, es gab Funken, und mit der Helle verträgt sich das Papstthum nicht. Alle,

welche die Montur Gottes und der Kirche, oder das wollene rothe Kreuz trugen, um ihrer Schulden dies- seits und jenseits willen, kamen denkender zurück, wenn sie anders zurückkamen; Europa ging auf Rei- sen, das Volk hörte allmälig auf, die Paria's der Braminen und Nabobs zu sein, und ein gewisser Frei- heitsgeist und Freiheitsstolz erwachte. Für's Erste hatte das Papstthum indessen nichts zu fürchten; Pa- schalis II. (1099 bis 1118), Gelasius II. († 1119), Calixtus († 1124), Honorius II. († 1130), Innocenz II. († 1143), mit dem Ge- genpapst Anaklet (1130 bis 1138), Cölestin II. (1143 bis 1144), Lucius II. († 1145), Eugen III. († 1153), Anastasius IV. († 1154), Hadrian IV. († 1159) setzten die Welt in Bewegung nach dem heiligen Grabe, und Alexander III. (1160 bis 1181), der mit drei Gegenpäpsten zu kämpfen hatte, so gewaltig wie Gregor, widerstand dem Ungestüm des ersten Friedrich von Hohenstaufen, wie ein Fels den brausenden Fluthen des Meeres. Es reg- nete Bannbullen, und vom Vatican her zuckten die Blitze des Kirchen-Jupiters kreuz und quer durch den dunklen christlichen Himmel. Zugleich wucherte ein anderer Polyp auf, das canonische oder Papst- Recht, das die Lehrsätze des Irrthums in ein conse- quentes System mit dem Scheine des Rechts brachte. Nun saß die Meinung des Papstes als untrügliche auf dem Throne, mit dem Ansehen eines juristischen Dogma. Es wurde in klaren Worten gelehrt, und die Paragraphen-Gelahrtheit der Universitäten hielt ordentlich Vorlesungen darüber, daß Christi Reich ein irdisches, Christi Schwert weltliche Macht, alle Reiche der Welt päpstliche Lehen, und daß der Papst der Felsen der Kirche sei; nicht die Lehre des Evange- liums, nicht lebendiger Glaube wäre der Schatz der Kirche, sondern Zins, Zehnten, Gold, Silber, Ju-

welen, liegende Güter. Die nächsten Päpste, Lucius III. (1181 bis 1185), Urban III. (†1187), Gregor VIII. (†1187) und Clemens III. (1188 bis 1191) zehrten vom Ruhme ihrer Vorgänger, bis Innocenz III. das Kirchengebäude Gregors und Alexanders III. vollendete. Er warf mit Donnerkeilen um sich herum, verschenkte die weltlichen Kronen, verhandelte Königreiche und Bisthümer, und stiftete die Inquisition und den Orden der Bettelmönche, die Dominicaner, Franziscaner, Carmeliter, Augustiner, Capuziner u. a. Mehr als eine Million solcher Mönche, die weder Beutel, noch Taschen, noch Schuhe trugen, flogen als die Spione des Papstes unter den Völkern herum und verbreiteten sich wie Heuschreckenschwärme in allen Gegenden der Welt. Ein neuerer Historiker schreibt: „Diese Bettelmönche, die Freicorps, Zolleinnehmer, Pedelle und Schergen des heiligen Stuhles schlossen sich um so fester an den Papst, je öfter sie mit den reichen Orden und der Weltgeistlichkeit in Collision geriethen, und je fester sie sich anschlossen, desto größere Privilegien erhielten sie.“ — Es mußte schon sehr weit mit dem Papstthum gekommen sein, daß es der Inquisition bedurfte. Dieses Institut ist das fluchwürdigste Denkmal der Hierarchie, das ohne den päpstlichen Supremat nicht möglich gewesen wäre; es ist die größte Schandsäule des Menschenverstandes, vor welcher kein Freund der Menschheit vorübergehen kann ohne Blutaufwallung. Honorius III. (1216 bis 1227) rief den Kaiser Friedrich II. zum Kreuzzuge, und ließ Preußen durch die deutschen Ritter bekehren, ohne eben Großes gegen den großen Kaiser auszurichten. Aber Gregor IX. (1227 bis 1241) holte die kirchlichen Waffen wieder hervor; er donnerte und blitzte so lange, bis ihm der ernste Kaiser das Schwert zeigte. So ruhig sich Cölestin IV. (1241 bis 1243) verhielt,

so gewaltig tobte *Innocenz* IV. (1243 bis 1254), und der große, mächtige, talentvolle *Friedrich* II., der letzte Kaiser, der dem römischen Riesen mit Allgewalt entgegentrat, erlag der Pfaffenpolitik und dem Aberglauben seines Jahrhunderts. Der Haß der Päpste gegen das Haus der Hohenstaufen, das dem geistlichen Hirtenstabe mit dem blanken Schwerte trotzte, war unauslöschlich, und konnte nur mit dem Blute des letzten Sprößlings, des unglücklichen *Conradin* (s. o.), auf dem Schaffot gestillt werden. Das war aber auch der letzte Triumph der römischen Curie. *Bonifacius* VIII. (1294 bis 1303) versuchte noch einmal die Rolle eines Erdengottes zu spielen, er ließ sich nach seiner Wahl von den Königen von Ungarn und Neapel nach dem Lateran führen, und von ihnen bei der Tafel bedienen; er verschenkte zwei Kaiserthümer in weniger als zwei Jahren, und warf so meisterhaft wie *Innocenz* die Blitze seines Vatikans auf nicht mehr als acht Könige; aber *Philipp der Schöne* von Frankreich verachtete Bullen und Bannflüche des anmaßlichen Papstes, und sandte seinen Minister *Nogaret* nach Anagni, den Papst als einen Ketzer und Erzfeind der Ruhe gefangen zu nehmen. Aus Schreck über die Kühnheit des Königs verlor *Bonifaz* die Besinnung, sogar den Verstand, und starb dreißig Tage nach dem Attentat auf seine Freiheit. Die größte That, die das Andenken an ihn verewigt, war die Einführung des *Jubeljahres* 1300, nichts weiter als eine Nachahmung des heidnischen Säcularfestes und eine der gelungensten Finanzspeculationen. Man versichert, daß mehr als 200,000 Menschen, getrieben vom Aberglauben, das ganze Jahr über in Rom zubrachten, und durch Opfer die Schätze des Papstes bereicherten. Ohne Gold und Silber der Reichen mitzurechuen zählte man auf den Altären der heiligen Apostel an *Kupfermünze*

über 50,000 Goldgulden an Werth, die als ein Opfer der Aberglaube dort niedergelegt hatte. Die Einnahme, verbunden mit dem Jubelablaß, war so willkommen, daß die nachfolgenden Päpste die hundert Jahre zuerst auf 70, dann auf 33, zuletzt nur auf 25 Jährchen herabsetzten. Man hat nach dem niedrigsten Satze berechnet, daß die Jubeljahre des Papstthums bis 1826 nicht weniger als hundert und funfzig Millionen Thaler nach Rom führten. Dort wurden die den armen Ländern abgepreßten Summen verpraßt. Nun nehme man noch die Anstalten der Indulgenzen, Abläße, Dispensationen, Schenkungen und Erbschleichereien hinzu, die alle eine zehnfach größere Summe den Völkern kosteten; man nehme die stehenden Abgaben an die Geistlichkeit, die schweißbedeckten Zehnten und die in's Unglaubliche gehenden tausendfachen Betteleien der Mönche aller Arten und Klassen, und man wird ein Bild von der Glückseligkeit haben, die vom Papstthum verbreitet wurde. In den Jahren von 1500 bis 1780 sind 67 Millionen aus dem katholischen Deutschland für Annaten, Pallien und Dispensationen, und 54 Millionen Gulden für Ehe- und Ordensgelübde, für Censurnachlaß und Erlaubniß, verbotene Bücher zu lesen, nach Rom geflossen. Die Summen, welche für diese und andere entbehrliche Dinge vor 1500 nach Rom gingen, können nur nach Milliarden berechnet werden. Binnen 40 Jahren zog Rom allein aus Oestreich 110 Millionen Scudi. Dabei vergesse man nicht, daß die schönsten Pfründen geistliche waren, daß das Volk in seinen Grundrechten auf seinem Boden von der Habsucht der Pfaffen, von den unzähligen Klöstern und Stiftern beeinträchtigt, auch vom Adel gebrandschatzt wurde, und daß der sogenannte arme Mann den wilden Junkern preisgegeben war, und sogar das Jus primae noctis — die größte und verfluchteste Bar-

barei, die der Verstand fassen kann — dulden mußte. Aber das Papstthum schritt seinem Untergange entgegen. Kaiser Friedrich II. hatte in seinem Kampfe mit Innocenz auf Dinge aufmerksam gemacht, die das Nachdenken Vieler erregten; das Jubeljahr hatte große Haufen Menschen nach Rom, dem Sitze der Freigeisterei und der Unzucht, geführt, und man brachte bedenkliche Begriffe von Seiner Heiligkeit mit sich in die Heimath; endlich hatte Philipp von Frankreich das Beispiel gegeben, wie man die abgenutzten Waffen des Papstes verlachen könne. Nun kam noch ein anderes Ereigniß hinzu, welches dem Aberglauben und der Dummheit die Augen öffnete: Philipp von Frankreich zwang die Päpste, in Avignon zu wohnen, von 1305 bis 1378. Hatte schon die schamlose Oeffentlichkeit der Laster am pästlichen Hofe das Widerstreben derer gereizt, welche in ihren Vortheilen dadurch verletzt oder durch redlichen Sinn getrieben wurden, so geschah dies noch weit mehr, als die Cardinäle in Rom und Avignon zu gleicher Zeit zwei Päpste wählten, die sich durch die schändlichsten Ränke zu behaupten suchten, einander verfluchten, und so die Kirche und die Reiche, den Glauben wie die Herzen der Frommen spalteten. Die Parteien versöhnten sich auch nicht, sondern die doppelten Papstwahlen dauerten über dreißig Jahre hindurch. Die durch große Reichthümer, Ansehen und verhältnißmäßig geringe Anstrengung des Geistes und Körpers ohnehin auf sinnliche Genüsse hingewiesene übrige Geistlichkeit überließ sich dem Wohlleben und der Ueppigkeit, oft mit Verletzung alles Anstandes, und die Mönche, besonders die von dem Bettelorden, trugen das Gift der Unzucht bis in die Hefe des Volkes. Die besten und talentvollsten Männer erhoben sich nach und nach gegen den Stolz, Uebermuth, die Herrschsucht, Habgier und das Sittenverderben der entarteten Clerisei, die

aber alle Erfahrungen, so laut sie den nahen Fall verkündeten, unbeachtet an sich vorübergehen ließ. Die Gelehrten auf den neu gegründeten zahlreichen Universitäten tasteten an dem römischen Pfaffenrechte herum, und sprachen von Menschenrechten, die ihnen das lasterhafte Papstthum zu Rom entziehe. Auch die Fürsten kamen zur Besinnung. Philipp der Schöne that wie Friedrich II. und legte dem Papst in Briefen den Titel: „Eure Einfältigkeit" (Fatuitas) statt der „Erzheiligkeit" (Sanctitas) bei, verwies ihn in seine Kirchenpflicht und behandelte ihn wie einen Priester. Die Deutschen erklärten den Kaiserthron für unabhängig von der päpstlichen Tiara, und bildeten einen Curverein, der den gewählten Kaiser gegen die Anmaßungen des Vicegottes zu schirmen versprach. Aber der Vatican, auf Meinungen und Vorurtheile eines anderen Jahrhunderts gebaut, sprach wie gewöhnlich von dem, was er nicht hatte, vom heiligen Geist, der in seinen Mauern leibhaftig wohne, und verachtete den Zeitgeist, seine Veränderungen und Fortschritte. Die Kluft zwischen der Menschheit und dem Papstthum that sich immer weiter auf, und die Mißbräuche in der Kirche wurden mit jedem Tage deutlicher und schreiender. Eine Synode zu Pisa (1409) sollte die Wunden heilen, doch alle Versuche zur Ausgleichung des unheilvollen Schisma's endeten damit, daß die Kirche drei Päpste statt der zwei erhielt, einer verächtlicher als der andere. Man rief jetzt den Kaiser, den Schirmvogt der Kirche, um Beistand auf, und durch ihn kam die Kirchenversammlung zu Costnitz zu Stande (1414). Die alten Gebrechen der Clerisei blieben, da die versammelten Väter hätten Thoren sein müssen, wenn sie sich selbst hätten verdammen wollen; aber die Rechte der menschlichen Vernunft wurden verrathen, als man den wackeren Prager Professor der Theologie Johann Huß

und seinen Freund Hieronymus 1415 verbrannte, während die Versammlung einen der ruchlosesten Menschen, den Balthasar von Cossa, als Papst Johann XXIII., der nach der öffentlichen Beweisführung des Concils den schmählichsten Tod verdient hatte, der päpstlichen Würde wegen Meuchelmords, Nothzüchtigung und Blutschande bloß entsetzte, und ihn nachher noch zum Erzbischof von Florenz machte. Der unverantwortliche Kirchenmord an Johann Huß war die Blutsaat des fürchterlichen Hussitenkrieges, die Flammen der Costnitzer Scheiterhaufen loderten um die päpstliche Tiara und durchwühlten den Boden, auf welchem der Petersstuhl Jahrhunderte sicher gestanden hatte. Obwohl ein neuer Morgen an den Pforten Europa's lag, und die Meinungen sich unverholen gegen den Statthalter Christi erklärten, so erhoben sich die Päpste doch nicht aus dem bequemen Bette der Sinnlichkeit, sie gingen sorglos die Bahn der Lasterhaftigkeit weiter, und brandschatzten die Völker mit Palliengeldern, Indulgenzgeldern, Zehnten, Lehenssteuern, Annaten, Confirmations- und Dispensationsgeldern. Der scheußlichste, verrufenste und sittenloseste Papst war Alexander VI. (1492 bis 1503), der, ein Jakobiner unter den Päpsten, die Papstwürde kaufte und Italien zum Schauplatz seines herostratischen Ruhmes machte. Er übertraf an Unzucht, Grausamkeit, Treulosigkeit und Blutschande alle seine Vorgänger. „Jede Religion" sagte er — „ist gut, aber die dümmste ist die beste!" Den Weltfürsten predigte er vor: „Der Papst stehe so hoch über dem Könige, wie der Mensch über dem Vieh." Daneben vervielfältigte er die Hexenprozesse, bestrafte Buchdrucker, weil er den Verstand nicht leiden konnte, gab barbarische Preßgesetze, tummelte sich im Waffenrocke herum, zeugte ein Heer unehelicher Kinder und verschaffte seinen Bastarden Fürstenthümer. Ju-

lius II. (1503 bis 1513) dachte an nichts weniger, als an seine päpstliche Würde, oder an Religion und Kirche; seine einzige Freude bestand im Kriegsgetümmel und im Schlachtengewühl; wie ein Romulus führte er die Waffen, und suchte seinen Ruhm auf den Feldern, wo Menschenblut floß. Er wahr mehr Politiker als Geistlicher, er besaß den eigentlichen Intriguengeist, der Staatsverträge schließt und sie wieder zu vernichten weiß, wenn es das Staatsinteresse fordert. Seine Hauptabsicht war, Italien unter einen Hut, unter die päpstliche Krone zu bringen, damit er als weltlicher Landesherr auch etwas zu sagen habe. Vielleicht mahnte ihn schon der Gedanke, daß es mit den Vorurtheilen, auf die der Papststuhl gesetzt sei, vorbei wäre, und daß die Zeit näher rücke, die den Vorhang vor dem neu-römischen Idole wegnehme. Wirklich war er auch der letzte allgemeine Papst; nun bildete sich ein Staatensystem, in welchem vom Papste nicht mehr die Rede sein konnte. Des Julius Nachfolger war der prachtliebende und verschwenderische Leo X., der mit den Freigeistern seiner Zeit witzelte, die Freuden der Tafel, Schauspiele, Karten, treulose Politik liebte, und nebenbei in kurzer Zeit 14 Millionen Thaler durchbrachte, und doch noch eine ansehnliche Schuldenlast zurückließ. Der Papstfreund Bellarmin berichtet, wie es um diese Zeit mit der Kirchenzucht gestanden: „Einige Jahre" — schreibt er — „ehe die lutherische und calvinische Ketzerei aufkam, war aus den geistlichen Gerichten aller Ernst, aus den Sitten alle Zucht gewichen, das Studium der heiligen Schrift lag darnieder, alle Achtung vor dem Göttlichen war dahin, und es gab so gut als keine Religion mehr." Längst belebte das Verlangen alle Köpfe und Herzen der Völker, daß dem Strome der Sittenverderbniß unter dem Geistlichen und dem finstern Aberglauben ein Damm entgegengeworfen werden möchte;

man forderte eine Reform der veralteten und starren Kirchengebräuche, und strengere Zucht unter den Dienern Gottes; aber die reichen geistlichen Herren wollten sich nicht selbst reformiren. Da ereignete es sich, daß das Truggebäude des Papstthums auf einmal in die Luft flog, als der derbkräftige Augustinermönch Martin Luther mit der Thür in's Haus fiel. Der kühne Reformator erhob seine Stentorstimme, und die edelsten Männer traten zu ihm über, während der Papst den entstandenen Kampf noch für ein Mönchsgezänk hielt. Leo verkannte sein Jahrhundert ganz und gar; er übersah, wie durch große Erfindungen, durch den Bücherdruck und die Posten, durch Entdeckung Amerika's und durch den wieder erweckten Geist des klassischen Alterthums das Zeitalter ein ganz anderes geworden war. Und als der Statthalter Christi aus seinem Sinnentaumel erwachte, als er hörte, wie der feurige Mönch auf Abschaffung „der Gelübde, der Klöster, der Orden und Bettelsäcke" drang, und dem Papst an die Krone und den Mönchen an die fetten Besitzthümer faßte — da war es zu spät, den allgemeinen Brand zu löschen und das vernichtete Ansehen des Papstthums wieder herzustellen. Leo's Donnerbulle warf Luther in's Feuer, und verbrannte mit ihr das Ansehen des römischen Erdengottes. Wie mit einem Zauberschlage änderte sich die Gestalt der Welt. Bischöfe legen ihre Herrschaft nieder und dienen prunklos dem ewigen Gott, wie ihre Geistlichen; Mönche und Nonnen verlassen ihre Klöster, treten als Gatten und nützliche Bürger in das Leben, und übernehmen dessen Mühen und Sorgen. Der Kirchen glänzender Schmuck, die unzähligen Altäre, Bilder und Reliquien verschwinden, und die Gemeinde hört erbaut den in verständlicher Sprache zu ihr redenden Geistlichen. Der Bürger folgt der neu gewonnenen Einsicht und Ueberzeugung, der Bauer

dem neuen Glauben, der ihm doch eine Freiheit läßt oder gestattet, und hofft auf die andere. Noch war es die Religion oder vielmehr die Kirche und der heilige Alte in der Siebenhügel-Stadt, wodurch das Jahrhundert bewegt wurde, aber wie anders! Von dem Throne der öffentlichen Meinung, den es allmächtig eine lange Reihe von Jahrhunderten besessen hatte, sieht sich Rom genöthigt, herabzusteigen, und das Band, das die Staaten umwunden hatte, in die Hände der Politik auszuliefern, die es von nun an übernahm, Europa zu einer ungeheuren Familie mit verschiedenen Häuptern umzubilden. Die folgenden Päpste trachteten das Verlorne wieder einzubringen, aber ihren Händen entfiel ein Hebel um den andern. Hadrian VI., ein Deutscher und der letzte Ausländer, starb schon 1522, und sein Nachfolger Clemens VII. (1522 bis 1534) mischte sich in die Politik, bewirkte einen Bund gegen den Kaiser Karl V., und excommunicirte den König Heinrich VIII. von England, mußte aber dafür dulden, daß der Kaiser Italien eroberte und verwüstete, und daß England aufhörte, den Petersgroschen zu bezahlen. Der päpstliche Schatz verlor dadurch eine bedeutende Einnahme, denn rechnet man nur eine Million Häuser, so betrug die Abgabe vom Jahre 740 bis 1534 nicht weniger als 40 Millionen Florins. Inzwischen beschenkte Luther die Welt mit der schönsten Trophäe, die er dem Vatican entreißen konnte, mit der herrlichen deutschen Bibel, und die Reformation verbreitete sich in alle Länder. Der römische Götze empfand den neuen Stoß sehr tief, und um sich zu rächen und dem breiten, daherrauschenden Strome der Kirchenverbesserung einen Damm entgegen zu werfen, stiftete Paul III. (1534 bis 1550) in Rom ein besonderes Inquisitionsgericht, und 1540 den Orden der Schwarzen oder der Jesuiten, deren ganzes Wesen ein Fran-

zose in den einfachen Worten charakterisirt: l'art de chicaner avec le bon dieu. Welche Mittel man ersann, wie sehr man die Scheiterhaufen vermehrte und die Schaffote mit Menschenblut färbte, wie arbeitsam auch das Concil zu Trident (1545 bis 1563) war, obgleich Pius V. (1565 bis 1572) den kalten Bannfluch auf die britische Elisabeth warf, Sixtus V. (1585 bis 1590) das gesunkene Ansehen in Rom wieder herstellte, und Paul V. (1605 bis 1621) in der Vergessenheit Venedig mit dem Interdikt belegte, — kein Kunstgriff konnte den alten Glanz wieder einbringen, der römische Koloß war niedergeworfen, und sein Toben glich dem Ungestüm eines komischen Helden unter lachenden Zuschauern. Der König Philipp II. von Spanien schlachtete tausend und abertausend Opfer auf der pyrenäischen Halbinsel und in den Niederlanden; der Mönchskaiser Ferdinand II., ein gelehriger Schüler des schwarzen Ordens, wie der General der Kirche Tilly, vergossen im dreißigjährigen Kriege Ströme Menschenbluts: aber die Niederlande wurden frei, und der westphälische Friede gab den Protestanten die Glaubens- und Religionsfreiheit. Innocenz X. (1644 bis 1655) verweigerte im Namen Gottes die Bestätigung des Friedens um 10 säcularisirter Stifter willen. Kaiser Ferdinand III. gab dem päpstlichen Nuntius, wie er auf Fortsetzung des Krieges drang, die Antwort: „Der Papst hat gut reden, im Reiche geht es bunt zu, während er sich von Olympia kosen läßt." Diese Olympia war auch die Geliebte des nachfolgenden Papstes Alexander VII. (1655 bis 1667), der anfangs so frugal wie ein Mönch lebte, und sich so fromm stellte, daß er vom Nepotismus und päpstlicher Gewalt nichts wissen wollte, aber kaum auf dem Kirchenthrone warm geworden war, als er in die Arme der Olympia flog und die Kir-

chengüter an seine Verwandten verschleuderte. Rom beleidigte den französischen Gesandten, und Ludwig XIV., ein Herrscher, der bei seinem despotischen Wahlspruch „Moi c'est l'état!“ nicht mit sich spaßen ließ, verkündete nicht bloß, der Papst habe sich durchaus nicht in's Weltliche zu mischen, er sei nicht untrüglich, sei stets einem Concil unterworfen, und dürfe unter keiner Bedingung die Unterthanen vom Eid der Treue entbinden, sondern er zwang auch den Papst, schimpfliche Abbitte zu thun. Das Papstthum blutete langsam fort an den erhaltenen Wunden, bis Clemens XIV. (1759 bis 1774), der Freund Winkelmann's, ein vortrefflicher Mensch und der beste Statthalter Christi, den gefährlichen Orden der Jesuiten aufhob (1773), und dadurch der katholischen Kirche den besten Dienst erwies. In seiner Bulle schreibt der Menschenfreund: „Der Friede und die Ruhe der Welt ist durch die Jesuiten gestört; Klagen über Klagen gegen ihre Lehre und Sitten, Klagen über Habsucht liegen vor; wollen wir Frieden in der Kirche, so müssen wir den Orden aufheben.“ Bald darauf starb Clemens an Kirchengift. Die Wahl eines neuen Papstes dauerte ungewöhnlich lange, bis der Geist der Conclave die Stimmen der Cardinäle auf Pius VI. lenkte. So ruhig die Umstände schienen, so große Gefahren erhoben sich gegen das Pontificat. Der muthige und aufgeklärte Kaiser Joseph II. trachtete, den kirchlichen Zustand umzubilden, indem er das Laufen nach Rom um Dispensationen verbot, Stifte und Klöster einzog, alle Bisthümer und Beneficien seiner Staaten zu vergeben verlangte, keine auswärtige Diöcesangewalt duldete, den Protestanten Religionsfreiheit und das Recht, Staatsämter zu bekleiden, ertheilte, Wallfahrten, Processionen und Sporteln aufhob, und keine Bulle ohne die kaiserliche Bestätigung duldete. Pius erschrak über

die Neuerung, und entschloß sich, um nur Einiges zu retten, zu einer Reise nach Wien (1782). Joseph ließ sich auf nichts ein, und der heilige Vater, so pomphaft er auch empfangen wurde, mußte unverrichteter Sache, sogar ohne Pantoffel-, ja selbst ohne Handkuß wieder abgehen. Auch in Toscana und Neapel fing man an, das kirchliche Herkommen, oder, wie man sich ausdrückte, „die Kuttenzucht" zu reformiren, und Güter einzuziehen, ohne den Papst zu fragen. Venedig berechnete, daß jährlich 2 Millionen Scudi für entbehrliche Dinge nach Rom fließen, und begann, wie Modena und die Schweiz, Reformen, die sogar die allerkatholischte Halbinsel verlangte. Während Pius die pontinischen Sümpfe auszutrocknen unternahm, traten die deutschen Bischöfe zum Emser Congreß zusammen, und beabsichtigten, den Schatz des Papstes dadurch auszutrocknen, daß sie sich von der römischen Curie und den Mißbräuchen der Nuntiatur unabhängig zu machen suchten. Den großartigen und höchst zweckmäßigen Entwurf vereitelte eben so die List des Papstes, als die Uneinigkeit der deutschen Bischöfe (1785). Das Gewitter aus Deutschland war noch nicht vorüber, als eine furchtbare Donnerwolke von Frankreich her sich über dem Haupte des heiligen Vaters aufthürmte. Die Revolution schrie über die unmäßigen Einnahmen des Clerus, und die Nationalversammlung erließ 1789 das Decret: „Kirchengut, am Werth zu 3000 Millionen veranschlagt, ist Nationalgut; Klöster und Zehnten der Clerisei sind aufgehoben, und alle Geistlichen sollen dem Staaate Treue schwören." Der päpstliche Stuhl bebte, und die Ohnmacht des alten Weltherrn lag klar am Tage. Frankreich handelte wie es sprach, Avignon und Venaissin wurden ohne Weiteres weggenommen, und wer von den Geistlichen den Bürgereid nicht leisten wollte, mußte fliehen oder kam in die Bastille. Pius ge-

stattete nichts, protestirte gegen alle Beschlüsse der Nationalversammlung, nannte die ihre Rechte fordernde Nation Rebellen und erwartete von dem Kreuzzuge des deutschen Reiches Hülfe. Aber die deutschen Heere, schlecht geführt, flohen barfuß aus der Champagne; Bonaparte eilte in Italien von Siegen zu Siegen, überzog die Romagna, plünderte Loretto und zwang den heiligen Vater zum Frieden von Tolentino (1797), kraft dessen Pius die schönen Legationen Ferrara, Bologna und Romagna nächst Avignon abtreten, Ancona und andere Seestädte besetzen, 15 Millionen Livres zahlen (21 Millionen hatte bereits der Waffenstillstand von Bologna gekostet) und die schönsten Kunstwerke nebst 500 Handschriften abführen lassen mußte. Am Ende desselben Jahres, als Joseph Bonaparte französischer Gesandter war, tobte ein Volksaufruhr durch die Straßen der alten Weltenstadt und rief eine Republik aus, die päpstlichen Schlüsselsoldaten wollten Ruhe stiften und erschossen den französischen General Duphot. Sogleich rückte der General Berthier mit einem französischen Heere ein, und verkündete vom Capitol herab die römische Republik (1798). Pius ward aufgehoben, nach Siena, nach Florenz und Valence an der Rhone geführt. Das Papstthum hatte aufgehört. Schon ging das Directorium damit um, den greisen heiligen Vater nach Dijon zu exiliren, als ihn am 29. August 1799 der Tod erlöste. Es konnte nicht mißlicher um die Papstwürde und den ganzen Papismus stehen, als nach dem Tode des eitlen, genußsüchtigen, prachtliebenden und im Unglück mehr eigensinnigen als starken Pius VI. Auf den Lippen Erfahrener lag die Frage, was aus dem alten Papstthum werden sollte, so wie die Antwort, daß es ein Oberpriesterthum werden müsse, beschränkt auf seinen Zweck, Ordnung und Einheit in der Kirche zu erhalten, und

daß die Cardinäle, von einzelnen Staaten repräsentirt und erhalten, den Kirchenrath des Oberpriesters ausmachen müßten, wenn man anders eine dauernde Verfassung des Zustandes beabsichtige. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt; wenigstens muß es Gottes Wille gewesen sein, daß das alte tausendjährige Priesterreich, das die Revolution von der Erde weggestrichen hatte, mit seinen Bullen und Mönchen und mit noch schlimmeren Dingen mitten unter den härtesten Schlägen des Schicksals wieder kam. Die Cardinäle fanden sich nach und nach in Venedig ein, und Pius VII. wurde Papst, krönte den französischen Attila zum Kaiser und versank in den altrömischen Obscurantismus, nachdem Napoleon den Kirchenstaat zum Theil wiederhergestellt und mit dem gefürsteten Priester ein Concordat abgeschlossen hatte. Aber die Einigkeit mit Frankreich dauerte nicht lange. Napoleon gab Benevento und Pontecorvo seinen Getreuen, Bernadotte und Talleyrand (1806), und verlangte vom Papste den Beitritt zum Continentalsystem. Pius verweigerte den Anschluß und ging in das päpstliche Zeughaus, dort den rostigen Donnerkeil des Vaticans zu suchen, als unerwartet wie aus blauem Himmel ein Blitzschlag auf das Haupt des heiligen Vaters herniederfuhr: Napoleon's Decret vereinigte das Patrimonium Petri mit dem französischen Reiche (1809). Zum zweiten Male hatte das Papstthum ein Ende, und zum zweiten Male mußte der heilige Vater in's Exil, nach Savona und Fontainebleau. Aber auf den Trümmern des bonapartistischen Kriegsruhms ist das Papstthum (1814) wieder erstanden — ein Schatten der alten Priesterwirthschaft. In den gefahrvollen Stürmen, die der gefürstete Pfarrer von Rom ausgestanden, hat vor allen Ländern Deutschland das Meiste gewonnen, und es kommt nur noch darauf an, welchen

Gebrauch die germanischen Machthaber von den Vortheilen machen wollen. Alle geistlichen Staaten Deutschlands sind gefallen, die drei Erzbisthümer Mainz, Trier, Cöln, die Fürstbisthümer Bamberg, Würzburg, Worms, Speier, Eichstädt, Straßburg, Salzburg, Constanz, Augsburg, Hildesheim, Paderborn, Regensburg, Freisingen, Passau, Trient, Brixen, Basel, Münster, Osnabrück, Lüttich, Lübeck, Chur; ihnen folgten die Fürstäbte von Fulda, Kempten, Ellwangen, Berchtolsgaden, Weißenburg, Prüm, Stablo, Corvey; die rheinische und schwäbische Prälatenbank ward in's Feuer geworfen, und eine große Anzahl Klöster gingen ein. Der deutsche Orden legte seine Gelübde auch nieder und wurde eine germanische Antiquität. Die Feudalwelt des Mittelalters ward mediatisirt, und das vielköpfige Deutschland erhielt eine bessere Consolidation. So erfreulich diese Fortschritte sind, so betrübend ist auf der andern Seite die schreckliche Bulle, die der Papst am 7. August 1814 aussandte, und welche die Todten wieder auferweckte — die Jesuiten. — Seitdem haben Pius VII., Leo XII. (1823 bis 1829), Pius VIII. (1829 bis 1831) und besonders Gregor XVI. (1831 bis 1846) das päpstliche Ansehen im Innern, wie nach Außen hin, herzustellen und zu befestigen sich bemüht. Aber fortwährend hatten sie gegen ihre unzufriedene und verwahrloste Bevölkerung, gegen Verschwörungen und Aufstände zu kämpfen, so daß sie endlich genöthigt waren, die Hülfe Oestreichs zu suchen, das ihnen seine Truppen bereitwilligst schickte, und den Kirchenstaat beruhigte. (Siehe oben die Geschichte des neueren Italiens.) Alles schien wieder in gehörigem Geleise zu sein, so daß im Jahre 1838 die östreichischen Truppen aus den päpstlichen Staaten gezogen werden konnten, während auch die Franzosen das von ihnen 1832 besetzte Ancona räumten. Indessen dauerte

doch unter der Regierung des Papstes Gregor XVI. die dumpfe Gährung im Kirchenstaate fort, und machte sich immer wieder in einzelnen Ausbrüchen Luft; so 1843 in der Romagna, 1845 in Rimini. Um so stürmischer war der Jubel, mit dem der neue Papst Pius IX. (im Juni 1846) von den Römern empfangen wurde, als er seine Herrschaft mit Milde und Nachgiebigkeit begann, eine Amnestie verkündete, verschiedene Reformen in der Verwaltung unternahm, die Einsetzung einer aus den Provinzialvertretern gebildeten Staats-Consulta verordnete (1847), und gleich nachher die so stürmisch begehrte Bürgerbewaffnung gewährte. Diese Maßnahmen der päpstlichen Regierung, das rege politische Leben, das sich an dieselben knüpfte, wirkte nicht nur auf ganz Italien, sondern auch auf den Gang fast aller europäischen Verhältnisse mächtig ein. Aber Pius IX. wurde von der entfesselten Bewegung weiter fortgerissen, als seine Stellung es gestattete. Er mußte dem Beispiele anderer Staaten folgen und eine Constitution verkünden (14. März 1848), und konnte nicht hindern, daß seine Unterthanen am Kampfe Nord-Italiens gegen Oestreich Theil nahmen. Desgleichen war er genöthigt, ein liberales Ministerium (Mamiani) zu bilden und die Ständeversammlung einzuberufen. Immer klarer stellte sich aber die Unverträglichkeit des geistlichen Staates mit der constitutionellen Einrichtung heraus, und immer schärfer trat der Unterschied zwischen den Reformen (der Verwaltung), wie sie Pius wollte, und den Forderungen der weitergehenden Parteien. Die Siege Oestreichs ermuthigten den Pabst, ein anderes Ministerium zu bilden, dessen Chef, Graf Rossi, aber ermordet wurde, worauf eine revolutionäre Bewegung entstand, und der Papst in seinem Palast gedrängt wurde, wieder ein demokratisches Ministerium zu bilden. Pius entfloh aber

nach Gaeta in Neapel, von wo aus er vergebens seine Unterthanen zur Rückkehr ermahnte. Es bildete sich in Rom eine provisorische Regierung (December 1848), welche den Papst absetzte und die Republik proklamirte (Februar 1849). Ein Triumvirat stand an der Spitze, darunter der bekannte Graf Mazzini. Mittlerweile aber währte es nicht lange, daß der König Karl Albert von Sardinien von Oestreich besiegt ward, und daß in Folge des Beschlusses der katholischen Mächte, den Papst wieder einzusetzen, östreichische, neapolitanische und sogar spanische Truppen (!) im Anmarsch waren, während auch ein französisches Heer unter Oudinot landete (April 1849). Bis zum 2. Juli vertheidigte sich Rom mit unvermutheter Tapferkeit, worauf es sich den Franzosen ergeben mußte. Jetzt wurde die Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft proklamirt und fast alle Reformen des Papstes wieder beseitigt. Pius verordnete die Einsetzung eines Staatsrathes, einer Staats-Consulta, Provinzial- und Municipalräthe und Gerichtsreformen, erließ auch eine beschränkte Amnestie, und kehrte endlich (April 1850) nach Rom zurück, worauf die vollständige Restauration und die Bestrafung der Rebellen (Urheber und Helfer) erfolgte. — Oestreichische Truppen stehen indeß noch heutigen Tages in den Legationen, so wie französische noch in Rom selbst hausen! —

Ueber Rom als Hauptstadt des Kirchenstaates sagt der oben erwähnte Autor: Der Akt, durch den Karl der Große als Nachfolger der römischen Cäsaren ausgerufen und mit der abendländischen Kaiserkrone vom Papste beschenkt wurde, machte Rom, als der schlaue Papst sich das Recht über Verleihung der römischen Kaiserkrone angemaßt hatte, übrigens auch dadurch zur Hauptstadt der ganzen römisch-katholischen Christenheit, daß der Papst das höchste Oberhaupt,

der sichtbare Statthalter Christi, der eigentliche Kirchenkaiser zu sein meinte, und danach handelte. Es ist allgemeine Denkungsart der Menschen, daß sie sich gern das Gut des Nächsten aneignen. Nur die Art dabei ist verschieden. Groß und Klein, Hohe und Niedere, Arme und Reiche, Bettler und Könige, der Herr wie der Knecht haben eben kein enges Gewissen. Aber unter Allen das weiteste Gewissen hatte Rom, jene Stadt, die der Sage nach Räuber und Mörder gegründet hatten, jene Stadt, die ihren Anfang mit dem Blute des Brudermordes weihte, und die unabläßig von dem Schweiße der gesammten Erdbewohner lebte. Rom war unter den Päpsten unersättlich, es war der Schlund, der sich nie schloß, wie groß auch die Summen waren, die aus allen Weltgegenden in diesen Krater flossen. Nur nach Milliarden kann berechnet werden, was die Christenheit für das Geschenk des Papstthums, für die Gnade der Inquisition, für das Glück des Fegefeuers, für die schwarze Cohorte des Loyola geopfert hat. Einen Theil des christlichen Tributs verwandte der Papst zur Verschönerung des modernen Rom, aber den bei weitem größten Theil zu Zwecken, die dem Wesen des Christenthums widersprechen, zur Pracht, zum Pomp für schöne Frauen, auf Nepotismus, auf Krieg und Blutvergießen, bisweilen auch zur Erbauung einer Kirche, niemals zur Sicherheit in Italien, zur Befestigung der Ruhe in Rom. Der Papst trug eine dreifache Krone, deren figürliche Bedeutung keine andere ist, als: der Staat, der bin ich; die Religion, die bin ich; die Oberherrschaft über alle andere Staaten, die habe ich. Aber gerade der Sitz der dreieinigen Krone war der Sitz von blutigen Fehden, von Verschwörungen, Rebellion, Laster und Zuchtlosigkeit. Der Papst galt nirgends weniger, als wo er wohnte, und das Volk war an keinem Orte entarteter, als an den Stu-

sen des Vaticans, zu den Füßen des Statthalters Christi. Der fromme Enthusiast Bernhard von Clairveaux entwirft von den Römern seines Jahrhunderts ein Schreckensgemälde: „Wer kennt nicht die Eitelkeit und den Dünkel der Römer, eines Volkels, im Aufruhr erzogen, grausam, unbezähmbar, Verächter des Gehorsams, immer zu schwach zum Widerstande? Wenn sie zu dienen versprechen, streben sie zu herrschen; wenn sie Treue schwören, warten sie auf jede Gelegenheit zur Empörung, und doch machen sie ihrem Mißvergnügen durch lautes Geschrei Luft, wenn man ihnen seine Thüren oder seinen Rath verschließt. Geschickt zu allem Unheil, haben sie nie die Kunst erlernt, Gutes zu stiften. Der Erde und dem Himmel verhaßt, ruchlos gegen Gott, aufrührerisch unter sich selbst, eifersüchtig gegen ihre Nachbaren, unmenschlich gegen Fremde, lieben sie Niemanden, werden von Niemandem geliebt, und während sie Furcht einzuflößen wünschen, leben sie in niederer und immerwährender Bangigkeit. Sie wollen sich nicht unterwerfen, und verstehen doch nicht zu herrschen, sind treulos gegen ihre Oberen, unerträglich unter ihres Gleichen, undankbar gegen ihre Wohlthäter, und gleich unverschämt in ihren Forderungen und Weigerungen. Stolz im Versprechen, arm im Erfüllen, sind Schmeichelei und Verleumdung, Treulosigkeit und Verrath die geläufige Kunst ihrer Politik." — Es ist eine merkwürdige Erscheinung in dem Leben der Staaten, die nicht genug der Betrachtung und dem Nachdenken empfohlen werden kann, daß, wo das böse Geschick den Regenten von der Wahl seiner Unterthanen abhängen läßt, immer Unordnungen und Demoralisation im Volke einrissen, und daß Aufruhr, Ungehorsam, Frechheit, Empörung und Mord etwas Gewöhnliches werden. Es giebt Parteien und Intriguen, die alle Ränke anwenden, um sich zu behaupten

oder ihre Zwecke zu erreichen. Selbst der Regent ist gezwungen, Partei zu nehmen, und das Feuer am eigenen Herde der Nation brennt immer fort. Das Volk ist jedesmal der Abglanz der Regierung. Die Handlungen des Papstes gegen die Inhaber der europäischen Throne dienten dem römischen Volke zum Muster, und die großen Kämpfe der Kaiser gegen den Vatican wurden alle im Kleinen auf den Straßen Roms für oder wider den Papst, den Herrn der Stadt, nachgeahmt oder nachgespielt. Kam der Kaiser mit seinen Reisigen nach Rom, um sich die gesegnete römische Kaiserkrone zu holen, so schloß Rom vor ihm die Thore, oder es drohte mit dem schändlichen Verrath gegen den, welchen es früher herbeigewünscht hatte, und der allein fähig gewesen wäre, den grenzenlosen Unordnungen Schranken zu setzen. So entartet Rom inzwischen war, und so blutig die Parteien der Colonna und Ursini einander auf den öffentlichen Märkten befehdeten, doch erweckte ein Anflug von Erinnerungen die alte republikanische Größe in den verwilderten Gemüthern, als sie die feurige Beredsamkeit des Arnold von Brescia, dann des Rienzi aus dem ewigen Traume aufdonnerte. Allein die edlen Männer opferten sich einem unwürdigen Pöbel, Arnold ward lebendig verbrannt, und Rienzi von den Händen des Volkes, das er befreien und erheben wollte, zerfleischt. Der heilige Vater mußte oft fliehen, oder konnte seinen Priesterthron nur mit Gewalt der Waffen einnehmen und behaupten. Die ganze römische Geschichte unter den Päpsten ist ein trauriges Gemälde, darin die Grundzüge und der vorherrschende Ton der Farben: Unbeständigkeit und Wortbruch des Volkes, Ohnmacht und Habsucht der Regierung. Unter dem Wechsel solcher Stürme, unter den raubgierigen Händen der Barbaren, unter der Plünderungswuth der griechischen Kaiser, unter oft wiederkehren-

den Bränden, die Ruchlosigkeit oder Nachlässigkeit anzündete, unter der christlichen Orthodoxie, die das Heidenthum auch in seinen Kunstdenkmälern mit abergläubischem Ungestüm verfolgte, unter den blutigen Fehden der Bürger, in Empörungen gegen den Oberherrn und die unwürdige Regierung desselben, unter den Fluthen, die verheerend von den Gipfeln des Apennin herabstürzten, unter Erdbeben, Orkanen und Unwettern, endlich durch die Gewalt der allmächtigen Zeit, die auch die Felsenwerke des menschlichen Fleißes zu Grabe trägt, ist Rom, das alte grandiose Rom, die Herrin der Welt, die Wiege der Wissenschaften, das Bett der Künste, jenes Rom, das mit seinen Waffen, seinen Künsten, seinem Himmel, seinen Ränken, seinen Anmaßungen, seinem Priestergewande und seinem Aberglauben über das Menschengeschlecht so oft und so lange geboten hatte, dieses Rom mit seiner antiken Pracht, mit seinem unüberwindlichen Stolze ist herabgesunken von der Majestät seiner sieben Hügel, und trauert mit seinen herrlichen Palästen unter den Ruinen einer großen Vergangenheit. Wie so anders, anders ist das Leben, das jetzt in dem Busen, in den Adern dieser Weltgebieterin schlägt! Das Auge schweift über ein unabsehbares Feld von Trümmern, der Fuß stößt bei jedem Tritte an Säulenstücke von Meisterhand, auf Zeugen erloschener Herrlichkeit. Rom ist der fruchtbarste Boden klassischer Steine, eine zertrümmerte klassische Marmorwelt, einst gekleidet in goldene, silberne, bronzene Mäntel. Die erhabenen Tempel der Olympischen, der schönste Guß der Kunst, sind im Schutte von Jahrhunderten vergraben, oder christlicher Eifer hat sie zu Kirchen umgeschaffen mit schlanken Thürmen, die kühn in die Luft emporstreben, als wollten sie die Bahnen der Wolken brechen. Der Platz, wo die Urne des Schicksals lag, wo die Säule stand, die alle Straßen nach allen Weltgegenden maß,

der Platz, der Mittelpunkt der consularischen Stadt, des Weltreiches, wo sonst die Stimme der Redner wiederhallte, wo edle Gedanken, scharfsinnige Allegorien den Geist erhoben, die Einbildungskraft befruchteten — jener Platz, wo vor letzter Behörde das Schicksal der Völker entschieden ward — dieses Forum Romanum, wohin einst von allen Enden der Welt gekrönte Häupter kamen, die Gunst des römischen Volkes zu erflehen — dieses Forum ist jetzt ein wüster, öder Büffelmarkt. Die Schlachtstimme der Imperatoren ist versiegt zu Castratengewinner; wo der stolze Triumphzug unter dem Schalle der Tuba dahin wallte, da wanken Capuziner über die traurige Oede, rothe Hüte steigen in das Pantheon, Jesuiten auf das Capitol; wo Cincinnatus, der dreimalige Retter Roms, mit eigener Hand die Pflugschaar führte, um Fruchtbarkeit aus dem Boden zu ziehen, da schlägt die Faulheit jetzt die Hände in den Schooß und leiert träge Litaneien ab, um Sonnenschein und Regen zu erflehen; auf den Gräbern der Sieger von Zama sitzt ein nachgewachsenes Geschlecht von geschorenen Heloten, und wenn

— — die Nacht
Einhüllt die verheerte Stadt,
Werden Lampen angezündet,
Und „Herr Gott, dich loben wir!"
Weint's aus halb verbranntem Tempel.

So ist der breite Strom des altrömischen Lebens eingetrocknet, und

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten,
So entflieht das Traumbild eitler Macht!
So versinkt, im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht.

Aber Rom ist, so sehr es die Umstände seines Schmuckes und seiner Würde beraubt haben, noch immer die Hauptstadt eines Reiches, des Kirchenstaates, und des

Katholicismus. So lange es Kunst, Künstler und Kunstfreunde giebt, wird es der Mittelpunkt der Kunst bleiben, wo sich alle um die Ruinen des Alterthums, um die Prachtwerke des Mittelalters, und um die Schöpfungen der neuesten Zeit wie in einem Brennpunkt vereinigen. In den 66,000 Statuen, welche das Alterthum uns übrig ließ, in den ungeheuren Schätzen an Gemälden in Gallerien, Palästen, Museen und Kirchen, in den Bibliotheken und Archiven sprudelt dem Denker, dem Beobachter, dem sinnigen Künstler noch jetzt ein unversiegbarer Quell des höheren Seins. Rom hat noch gegenwärtig einen Umfang von 2½ deutschen Meilen, mit 40,000 Häusern und 200,000 Einwohnern ohne die Juden und Fremden. Im vierzehnten Jahrhundert zählte es nur 30,000; unter Leo dem Großen 85,000; 1709 aber 138,568; im Jahre 1740 aber 146,080; 1765 schon 161,899; 1807 aber 120,000 und 1810 etwas über 123,000 Seelen. Die Stadt, von der Tiber durchströmt, ist in 14 Quartiere oder Rione getheilt, hat 21, nach Anderen nur 19 Thore und 3 oder 4 Brücken. Die Zahl der Prachtgebäude, der Kirchen, der Paläste, der Straßen und Plätze, der Gärten und Springbrunnen übersteigt die Vorstellung von dem Glanz derselben. Der reichste, schönste und größte Palast ist der Vatican mit der Sixtinischen und Paulinischen Kapelle, mit Raphaels Logen, der Galerie und mit dem Belvedere; dann der Palast Lateran mit der gleichnamigen Kirche, der Quirinal, die Engelsburg, der Palazzo Senatorio, der Palazzo di Conservatori, der Gerichtspalast, der Palast der Inquisition, des Cardinal-Secretärs, der Breven u. s. w. Die Privatpaläste: Albani, Altieri, Barberini, einst das Eigenthum des gleichnamigen Künstlers Barberini, Bonaparte, dem ehemaligen Könige von Holland, Vater Napoleons III., gehörig; Buon-

compagni, Borghese, Bracciano, Braschi, Chigi, Colonna, Conti, Caffarelli, Corsini, Costaguti, Doria, Ercolani, Farnese, Giustimiani, Lancelotti, St. Marco, Mattei, Orsini, Pichini, Rospigliosi, Spada, della Valle, die Venezia, Medici u. a. In ihnen wie in vielen Landhäusern sind ausgesuchte reiche Bibliotheken und herrliche Kunstschätze aller Art. Die Plätze tragen gewöhnlich den Namen eines Palastes oder einer Kirche, oder sie sind nach ihrer Bestimmung benannt; kein einziger von ihnen ist mit dem alten Forum Romanum oder dem Marsfelde zu vergleichen, wiewohl es den neueren Plätzen zum großen Theile nicht eben an Schmuck und Verzierungen gebricht. Von der Piazza del Popolo, dicht beim Thore del Popolo, laufen drei Straßen, doch divergirend, gerade durch die halbe Stadt, darunter ist der Corso, welcher seit Paul II. zum Pferderennen dient, und wo die Carnevalslustbarkeiten gefeiert werden, am berühmtesten. Auf den Plätzen sind ansehnliche Fontainen, die ihr Wasser größtentheils aus Wasserleitungen erhalten. Die sehenswertheste ist die Fontaine di Termini oder des Moses, die aus Travertinstein erbaut, mit Statuen, Marmor und Granit verziert, drei mit Basreliefs geschmückte Nischen bildet, auf der mittlern mit einem Moses im Styl Michel Angelo's, der einen Strom Wasser aus dem Felsen schlägt. Die Fontaine empfängt ihr Wasser seit Sixtus V. und Urban VIII. aus der Aqua Claudia und Marcia. Gleich ausgezeichnet, nach den Planen berühmter Meister ausgeführt, und mit edlen, geschmackvollen Kunstwerken verziert, sind die Fontainen di Trevi, Barcaccia, der Schildkröten, Ponte Sisto, die Aqua Paola u. a. Die sehr zahlreichen Wohlthätigkeits-Anstalten, z. B. Ospicio St. Maria auf dem Marsfelde, St. Giacomo degl' incurabili, Ospicio di St. Spirito, Ospicio germano,

das Armenhaus delle Mendicante, für arme Mäd-Mädchen, Findelhaus, die Waisenhäuser, das Haus für bekehrte Ketzer, das Spedale di St. Spirito und andere haben in der Regel prächtige und äußerst geräumige Häuser. Das neue Gefängniß ist ein großes von Innocenz X. gebautes und bequem eingerichtetes Local. Zu einem Leihhause legte Paul III. den Grund. Zu den Unterrichts- und Kunst-Anstalten gehören das Seminario romano, die von Gregor XV. 1612 gestiftete Anstalt la Propaganda, das Collegio Clementino, Germanico, Nazareno, di Penitenziere di St. Pietro und das Archigymnasio della Sapienza oder die Universität, von Innocenz IV. 1224 gestiftet und 1295 an den gegenwärtigen Ort verlegt, auf dem Leo X. durch Michel Angelo den Grund zu dem jetzigen Prachtgebäude legte, den Sixtus V. ausführte. Jeder von den 32 Professoren, die Facultätswissenschaften lehren, hat seinen besonderen Saal. In dem Palaste Medici ist Roms berühmteste Academie die Francia, in der der Director und die Schüler wohnen, und wo nach dem Nackten gezeichnet wird. Neben der Kirche St. Martina e Luca ist eine Maler-Academie, die bis 1833 im Besitz des Kopfes Raphaels zu sein vorgab, bis im September des genannten Jahres eine Nachgrabung den Betrug entdeckte. Rom zählt überhaupt 9 Academien. In der Gemäldegalerie des Capitols ist eine von Benedikt XIV. gestiftete Maler-Academie, und in dem Garten il Bosco Parrasio versammelt sich die Academie der Arcadier, das Zerrbild aller academischen Anstalten. Bei allen wissenschaftlichen, Kunst- und gottesdienstlichen Instituten sind Kunstsammlungen, Museen und Bibliotheken, an Schätzen aller Art reicher als irgend eine Sammlung in der Welt. Die berühmteste, aber wenig zugängliche Bibliothek ist im Vatican, die über 40,000 Handschriften im

Staube vermodern läßt. Andere Bibliotheken sind im Palaste Imperiali, im Kloster St. Silvestro, im Palast Albani, Gabrieli, Collegio romano, im Oratorium, im Palast Altieri, Corsini; dann die Büchersammlungen der Dominicaner, des Klosters St. Maria ara cäli, St. Paolo, St. Onofrio, die Angelica und andere. Dessenungeachtet ist der wissenschaftliche Eifer der Römer von keiner großen Bedeutung; man vergnügt sich an schlechten Theatern, bei Seiltänzern, an Thierhetzen, Festlichkeiten der heiligen Wache, alle Sonnabende im Monat August an den sogenannten Wasserfesten, am Kegel- und Pallonespiel, am Saltarella, einer Art pantomimischen Nationaltanzes, und am Carneval. — Der Handel ist unerheblich, der Kunstfleiß gering, und weil die Polizei unerhört schlecht ist, kann auch die Gewerbthätigkeit nicht gut aufkommen. Die letzte Ursache davon ist die Regierung, die so schwach ist, daß sie oft mit Räubern Verträge schließen, ihnen Amnestie gewähren und sie sogar mit öffentlichen Aemtern abfinden muß. Das einzige Talent, durch das sich der Römer auszeichnet, ist das der Kunst, und zur Ausbildung derselben bietet Rom und der Aufwand des Papstes für Bauwerke die geeignetste Gelegenheit. Es ist sehr natürlich, daß Rom, ehemals die Hauptstadt der Christenheit, jetzt des Katholicismus und des Papstthums, ihren Kunstgeschmack dem Dienste und der Verschönerung der Religion widmet; und eine eben so natürliche Folge davon ist die große Anzahl von Gotteshäusern, Klöstern, Kapellen und Altären. Rom zählt gegen 400 Kirchen, von denen die schönste die weltberühmte St. Peters-Kirche ist. Vom Peters-Platz, der mit einem Obelisk und zwei doppelten halbkreisförmigen Colonnaden (320 dorischen Säulen) geschmückt ist, gelangt man durch die letzteren zu den Stufen einer breiten Treppe, von welcher wir in den prächtigen Vorbau

gelangen, der auf 10 doppelten, 86 Fuß hohen und 8 Fuß dicken Säulen ruht. In den Vorbau führen fünf Thüren, und vom Vorbau in die Kirche ebenfalls fünf Thüren (deren eine zugemauert ist, und nur beim Beginn des 25jährigen Jubiläums vom Papste mit einem goldenen Hammer geöffnet, zu Ende des Jubiläums aber wieder zugemauert wird). Die Peters-Kirche ist in Form eines lateinischen Kreuzes gebaut, mit dem Hauptschiffe derselben laufen zwei Nebenschiffe parallel; den Raum außerhalb des Kreuzes nehmen viele Kapellen ein, welche durch sehr schöne Arcaden mit der Hauptkirche in Verbindung stehen. Die Kuppel, die sich in der Mitte des Kreuzes in die Lüfte hebt, ruht auf 4 ungemein hohen und starken Pfeilern, und auf 4 Bogen; sie wird an ihrer Spitze von einer Laterne mit Säulen gekrönt, über welcher sich ein kegelförmiger Aufsatz erhebt, den eine kupferne, vergoldete Kugel mit einem 13 Fuß hohen Kreuz schließt. Zu beiden Seiten dieser Kuppel steigen noch zwei andere Kuppeln empor, die aber um zwei Drittheile weniger hoch und breit sind. Als 1680 die große Kuppel Risse bekam, wurde sie mit fünf eisernen Reifen umschlossen, und als einer der letztern im Jahre 1747 durch einen Erdstoß sprang, erneuerte man ihn und fügte noch einen Ring hinzu (zu den sechs Ringen brauchte man 1000 Centner Eisen!). Die Länge der Kirche beträgt im Ganzen 666, die Breite 284, und die Höhe, bis zur Spitze des Kuppel-Kreuzes, 503 Fuß (40 Fuß mehr als die höchste Pyramide in Aegypten!). — „Ich trat in das Innere" — heißt es in der „Reise des Dr. Zeitteles nach Rom" — „und meine höchsten Erwartungen wurden überflügelt; jetzt erst begriff ich den erhabenen Wunderbau, und arm und kleinlich erschien mir Alles, was ich bisher gesehen. Da ist kein geheimnißvolles Dunkel, nichts Verwittertes; hell erglänzt und

schimmert Alles: die goldene Himmelsdecke, die titanischen Pilaster, das in den Lüften schwebende Gewölbe, der Boden, die Baldachine, die Wände, die Säulen, Altäre, Monumente, Alabaster-Gruppen, Kanzeln, — Alles strahlt im heitern Farbenschimmer, spiegelblank und frisch, als wäre es gestern aus des Künstlers Hand gekommen. Da ist kein Fleck und kein Stäubchen; spurlos schreitet da die Zeit vorüber, es ist Alles für die Ewigkeit, denn keine vergänglichen Stoffe, wie Holz und Leinwand, sind hier verwendet, nur Gold und Erz, Marmor, Alabaster, Porphyr und Edelsteine, selbst Gemälde sind nur Mosaiken und Draperien nur Bronze; — der erhabenste der Dome ist zugleich ein Pracht-Museum! Man vergißt beinahe, daß man in einer Kirche ist, so heiter und luftig und geschmückt sieht es hier aus; — so habe ich mir den Alhambra, nicht die Peters-Kirche gedacht! Die immense Größe dieses Domes, der nur durch die musterhaften Verhältnisse, durch das Ebenmaaß und die Harmonie der einzelnen Theile in und zu einander beim ersten Anblicke dem Auge des Beschauers nicht so ungeheuer erscheint, als es wirklich ist, steigert bei mehrmaligen Besuchen das Erstaunen. Den größten Eindruck macht die weltberühmte Kuppel, die sich vom Fußboden der Kirche erhebt, aus der eine zweite, engere Kuppel und die Laterne emporsteigt, mit den glänzenden Gemälden, 32 gekuppelten Pilastern, den Nischen mit kolossalen Bildsäulen, den geschmackvollen Logien, in denen die Reliquien aufbewahrt werden, die aber Niemand in der Nähe betrachten darf, der nicht wenigstens Titular-Domherr von St. Peter ist. Ich habe sie bestiegen, diese Kuppel, bis hinauf, in die enge, 16 Personen fassende Kugel, und habe von dort aus Rom und Latium und das Meer und die Apenninen übersehen." — Der genannte Reisende citirt auch

die Worte des unsterblichen Dichters **Byron**, mit denen er die Peters-Kirche besang:

Von allen Tempeln, heiligen Altären
Stehst einzig Du, mit keinem zu vergleichen!
Werth, den allein'gen Gott drinn zu bewähren!
Seit er nach Zions Umsturz mußte weichen,
Welch Werk vermöchte Deines zu erreichen,
War von so heiliger und hoher Macht?
Kraft, Würde, Reiz eint in dem ruhmesreichen
Erhabnen Bogen sich der größten Pracht,
Wo andachtsvoller Dienst dem Ew'gen wird gebracht.

Du nahst — und fühlst im Schreiten sich mit Macht
Den Raum erweitern, wie sich beim Ersteigen
Von Alpen täuschend dehnt die Riesenpracht:
Wohlklang will dem Erhab'nen sich verzweigen,
Musik in's Unermeßliche sich neigen —
Die Marmorpracht, die Bilder, die Kapellen,
Darin der gold'nen Lampen Lichterreigen,
Die Kuppeln, die hoch in die Lüfte schwellen,
Als wollten sie sich selbst den Wolken beigesellen! —

Es befindet sich kein Oelgemälde in dieser großen Kirche, sondern an ihrer Stelle lauter Mosaik-Darstellungen. Der Fußboden ist gänzlich von Marmorplatten. Man zählt 19 Altäre, darunter den Hoch-Altar, im Chor der Kirche, über dem Grabe des Apostels St. Petrus; der bronzene Baldachin desselben ruht auf 4 brozenen gewundenen Säulen (zusammen 1200 Centner Bronze, und dazu das ähnliche Material von 80 Kanonen!). Nur dreimal jährlich wird an diesem Altare die Messe gelesen, und zwar nur vom Papste selbst. Das ganze Monument kostete 150,000 Thaler. Die Kirche ist mit unzähligen Statuen von Heiligen und Fürsten (am Eingange schon stehen die Reiter-Bildsäulen der Kaiser **Constantin**

und Karl der Große) geziert, so wie sie auch die Grabmäler von 11 Päpsten, der Markgräfin von Toscana und der Königin Christine von Schweden enthält. In den Krypten (drei Schiffe unter der Kirche) sind die Gräber vieler Päpste, zweier Königinnen und des deutschen Kaisers Otto II. Neben der Kirche steht die zu ihr gehörige, mit herrlichen Gemälden verzierte Sacristei von St. Peter. Am Abend vor dem Peters-Tag (28. Juni) wird die Peters-Kirche durch 5000 Lampen und 800 Fackeln erleuchtet, was einen grandiosen Anblick gewährt. — Auf der Stelle der jetzigen Kirche stand ehemals die Rennbahn der Kaiser Nero und Caligula, später auf deren Ruinen die von Constantin erbaute **Basilica St. Petri**, und als diese baufällig wurde, faßte Papst Nicolaus V. zuerst den Plan, sie in passender Weise umzubauen (1447). Papst Julius II., sagt der erwähnte Reisende, hatte großartige Ideen; er wollte an dieser Märtyrer-Stätte des heiligen Petrus einen Tempel für die ganze Christenheit erbauen, der an Größe, Pracht und Würde alle Denkmäler der alten und neuen Architektur übertreffen sollte. Er übertrug die Ausführung dem berühmten Baumeister Bramante, dessen Modell aber nur theilweise ausgeführt wurde. Er gab der Kirche die griechische Kreuzesform, an jeder Ecke ihrer Façade sollte ein Thurm stehen, in der Mitte aber eine Rotunde sich über den ganzen Bau, als dessen Krone, erheben. Der Grundstein war im Jahre 1506 gelegt, und im Jahre 1514 starb Bramante, worauf sein Neffe Giulio di San Gallo und der größte aller Maler, Raphael, den Bau fortsetzten, der nachher von Peruzzi, dann von Antonio di San Gallo geleitet wurde. Unter Paul III. wurde der berühmte Michel Angelo Buonarotti der Baumeister; er verwarf den Plan seiner letzten Vorgänger, und nahm den des Bra-

mante wieder auf. Er starb 1564, und die Leitung des Baues kam an seinen Feind da Vignola. Dann kamen unter Gregor XIII. (1573) de la Porta, Unter Sixtus V. (1590) Fontana, bis unter Paul V. (1614) Maderno die Außenseite, und später (1629) Bernini die Säulenhalle vollendete. Urban VIII. weihte die Kirche am 18. November 1626 feierlich ein; gänzlich beendigt wurde sie aber erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, durch Hinzufügung der Sacristei unter Pius VI., nach dem Plane von Marchioni. Das ganze Gebäude kostete 70 Millionen Scudi, d. h. fast 100 Millionen Thaler! — „Diese Kirche — heißt es in dem mehrfach erwähnten Conversations-Lexicon — ist ein Koloß, der die Erde, wo sie steht, zermalmen zu wollen scheint; sie ist die Königin aller Kirchen des Erdenrundes; ihren Marmor hat der Meißel jedes Praxiteles neuerer Zeit zu den imposantesten Gestalten belebt; sie ist ein Kunstdenkmal von einer Kraft, von einer Gewalt, daß der Mensch, das Ebenbild Gottes, sich in ihrem kolossalen Raume für das Ebenbild eines Wurmes hält. An ihr hat die ganze Christenheit gebaut; sie trägt die Seele aller gläubigen Völker, die Gedanken der ganzen spiritualen Welt in sich, in ihrem Marmor lebt das Leben von Jahrhunderten, und ihre steinerne Sprache war, noch ehe sie vollendet geboren war, so beredt, so beredt, so feurig, wie am Pfingstfeste die Sprache des Fürsten der Apostel, dessen Namen sie trägt, und dessen bronzenes Standbild sie in ihrem Innern birgt. Die Worte dieser marmornen Amazone waren zu der Zeit, als Tezel's sündhafter Ablaßkram die Gemüther in Deutschland empörte, feuerflammende Blitze, sie donnerte allmächtig in des Gewissen der Menschen hinein, und trieb am dunkeln Himmel der Gedanken den furchtbarsten Sturm herauf, der je über den römischen Priesterthron

gekommen ist, — die sächsische Reformation. Die Peters-Kirche, als Kunstdenkmal gleichsam die Krone, die höchste Spitze des Papstthums, ein Werk, in welchem die christ-kathische Welt ihren pomphaftesten Sieg feierte, war das Mittel zur Vernichtung menschlischer Infallibilität. Der stolze Bau war 1614 bis auf zwei Thürme fertig, und auch diese sollten, damit der Triumph der katholischen Kunst vollkommen würde, gerade in den Tagen aufgerichtet werden, als der Papst die Flammen des 30jährigen Krieges zur Vernichtung des Protestantismus anfachte; aber der Petersdom ertrug die Last der Thürme nicht, sie wurden abgetragen, und er blieb unvollendet. Eben so wenig konnte der Papst die priesterliche Weltherrschaft von Neuem begründen, und sie blieb, da der westphälische Frieden den Protestantismus schützte, so unvollendet, als jener Tempelbau, das prachtvollste päpstliche Mausoleum."

Die Kirche St. Giovanni in Laterano ist ebenfalls von Constantin erbaut, und wurde vom Papst Sylvester im Jahre 324 eingeweiht; sie brannte im Jahre 1308 nieder, worauf Clemens V. sie wieder aufbauen ließ, und die folgenden Päpste sie verschönerten, bis sie unter Clemens XII. (1730 bis 1740) vollendet wurde. Diese Kirche hat fünf Schiffe und ein herrliches Portal. Ihr Inneres wird durch zahlreiche Gemälde und Antiken verziert, zu welchen letzteren besonders die vier Säulen von vergoldeter Bronze gehören, welche Titus aus dem Tempel zu Jerusalem nach Rom gebracht hatte. Unter den vielen Reliquien, welche die Kirche besitzt, befinden sich auch die Köpfe der Apostel Petrus und Paulus. Am Hochaltar, an dessen Stelle einst Petrus selbst die Messe gelesen haben soll, hält nur der Papst oder ein von ihm dazu Bevollmächtigter die Messe. — Die St. Pauls-Kirche ist die erste Kirche der Christen-

heit, und die Oberpfarr-Kirche des Papstes, der, nach seiner Wahl, feierlichen Besitz von ihr nimmt. In ihr wurden 11 Kirchen-Versammlungen (Lateranische Concilien, deren letztes 1426) gehalten.

Hier nun noch Einiges über die Wahl des Papstes. Der Papst ist der einzige Souverain in Europa, der durch Wahl auf den Thron gelangt. Die Art und Weise dieser Wahl ist im römischen Rituale bis auf das Allergeringfügigste festgesetzt. Sobald ein Papst stirbt, muß der Cardinal-Camerlengo (Kämmerling, sogleich hiervon in Kenntniß gesetzt werden. Dieser erscheint sogleich im violettbraunem Ornat, begleitet von einigen Geistlichen, vor dem Gemach des des Verstorbenen. Dreimal klopft er mit einem eisernen Hammer an seine Thür, und ruft den Verstorbenen dreimal. Nach einer Pause erklärt er den Papst für todt, und läßt hierüber von dem apostolischen Kammer-Notar ein Protocoll aufsetzen; das Actenstück wird unterzeichnet, und darauf dem Maestro di Camera (Kammerherrn) der goldene Fischerring abgefordert, dann übernimmt Jener von dem Prodatarius und dem Vicekanzler die Stempel. In der Zwischenzeit sind die Nepoten (Neffen und nahe Verwandte) des Papstes und der Cardinal-Patron angewiesen, den Palast zu räumen, und nur ihr Eigenthum mitzunehmen. Die Engelsburg, die Thore und andere Punkte der Stadt werden, auf Befehl des Camerlengo, von der Schweizer-Garde besetzt, Patrouillen unter dem Commando der Caporioni (Stadt-Capitaine) durchstreifen die Stadt; dann setzt sich der Camerlengo in einen Staatswagen, um unter Begleitung der Schweizer-Garde durch die Stadt zu ziehen, und sich für den Interims-Regenten des Kirchenstaates zu erklären. Sobald sich der Zug in Bewegung setzt, ertönt die große silberne Glocke im Capitol, die nur einzig und allein dazu bestimmt ist, die

Krönung und den Tod des Papstes zu verkünden. Auf den ersten Glockenschall werden die Gerichtshöfe geschlossen; Alles, bis auf den Groß-Pönitentiarius und den Cardinal-Camerlengo, ist außer Thätigkeit. Während des Trauergottesdienstes, neun Tage hindurch, wird in den Congregationen der Cardinäle über Ordnung und Ceremoniell des zu haltenden Conclave berathschlagt. Es werden die verschiedenen Bullen in Betreff der Papstwahl vorgelesen, die Cardinäle darauf vereidet, und zwei derselben gewählt, um die Trauer- und die Wahlrede zu halten, die Beamten in ihren Stellen bestätigt, die für das Conclave bestimmten Aerzte, Apotheker u. s. w. ernannt, die Zellen verloost, die Conclavisten angegeben, das Verzeichniß aller in das Conclave aufzunehmenden Personen entworfen, und die drei Cardinäle gewählt, welche die Oberaufsicht über das abzuhaltende Conclave führen sollen. Am zehnten Tage wird die Wahlrede in der Peters-Kirche gehalten; dann geschieht der Einzug in den Ort des Conclave: in den Vatican oder den Quirinal. Die Bullen werden, wenn die Cardinäle im Conclave angekommen, abermals gelesen, und zwar in der Kapelle, in welcher das Scrutinium stattfinden soll (im Vatican ist dies die Kapelle von Sixtus IV.). Hierauf können die Cardinäle sich nach Hause verfügen, sind jedoch verpflichtet, Abends sich wieder im Conclave einzufinden, und zwar bis auf den Schlag der dritten Nachtstunde. Von dieser Zeit an beginnt die förmliche, herkömmliche Verschließung. Alle Zugänge und Fenster, bis auf das einzige oberhalb einer jeden Zelle, müssen verhängt oder zugemauert sein, nur das Thor und eine Seitenpforte bleiben offen, und nur Ordensoberen und einigen Gesandten oder Kranken wird der Ein- oder Austritt gestattet. An dem verschlossenen Hauptthore sind vier Oeffnungen angebracht, alle mit

Drehrädern versehen, durch welche die Speisen für die Cardinäle hineingeschoben werden. Vor dem Palast und auf dem Platze sind überall Wachthäuser angebracht; außerhalb und innerhalb desselben stehen Wachen. Die Zellen selbst sind kleine Kammern von Balken und Brettern, mit feinem Zeug behängt, und jeder Cardinal hat nur eine solche Zelle, welche zwei kleine enge Abtheilungen hat; über jeder Zelle hängt das Wappen des Cardinals. Das Recht, den Papst zu wählen ist ein ausschließliches Recht der Cardinäle, und kann die Wahl auch nur auf einen Cardinal fallen; die Abwesenden dürfen ihre Stimmen nicht durch Procuratoren abgeben. Nur nach beendigter Wahl dürfen die Cardinäle das Conclave verlassen, nur in Krankheitsfällen früher austreten; jeder schriftliche und mündliche Verkehr mit den im Conclave eingeschlossenen Cardinälen ist verboten. Wenn unter den letzteren keine Einstimmigkeit erzielt werden kann, wird derjenige der Papst, der zwei Drittheile der Stimmen für sich hat. Daß der zu wählende Papst ein geborner Italiener und wenigstens das 55ste Lebensjahr zurückgelegt haben müsse, ist nicht direkt vorgeschrieben. Regelmäßig geschieht die Wahl durch das Scrutinium, d. h. durch Einsammeln der Wahlstimmen. Hierbei muß die Wahl so lange fortgesetzt werden, bis zwei Drittheile der Stimmen sich vereinigen; jedoch kann diese Stimmenzahl auch durch den Beitritt (Accessus) ergänzt werden, wenn nämlich mehrere Cardinäle später sich mit einer andern Partei vereinigen, um die zwei Drittheile Stimmen zu bilden.

Die gesetzliche Wahlversammlung beginnt Tag für Tag auf ein von dem Ceremonienmeister gegebenes Zeichen; Morgens um 6 Uhr geht er mit einer Schelle durch das Conclave, und ruft dabei: „Ad capellam, Domini!“ Wenn dies bis um 7 Uhr dreimal geschehen ist, erheben sich die Cardinäle aus ihren Zellen

mit ihren Conclavisten, und begeben sich in die Kapelle, aus welcher sich die letzteren nach gelesener Messe wieder entfernen, während die Cardinäle sich dann zum Scrutinium niederlassen. Stühle und Bänke sind mit grünem Tuche überzogen; ein eiserner Ofen ist nicht ohne Bedeutung für das Wahlgeschäft. Mitten in der Wahlkapelle befindet sich ein langer Tisch, an den beiden unteren Ecken desselben stehen zwei silberne Becken, mit den gedruckten Formularen der Wahlzettel, zwei Kelche auf dem Tisch, um die Formulare aufzunehmen, dabei ein verschlossenes, mit einer kleinen Oeffnung versehenes Kästchen, und ein Säckchen mit so viel Kugeln, als Cardinäle gegenwärtig sind; auf jeder Kugel befindet sich der Name eines Cardinals. Aus dem Kugelsäckchen werden 9 gezogen: 3 Scrutatoren, 3 Revisoren und 3 Krankenpfleger. Die 3 Scrutatoren zum Oeffnen der Wahlzettel, nehmen an dem Tische Platz, die 3 Revisoren beaufsichtigen dieselben, und die 3 Krankenpfleger schreibt die Abstimmungen derjenigen Cardinäle nieder, welche wegen Krankheit oder Altersschwäche nicht selbst schreiben können. Die Einlegung der Wahlzettel und die Ablegung des Eides geschieht nach dem Alter. Sind alle Wahlzettel, nach genauer Prüfung, in den Kelchen gesammelt, so werden sie von den Scrutatoren herausgenommen, vorgezeigt und in den zweiten Kelch geschoben; sind die Bolettini richtig, so wird der Kelch umgestürzt, und die Stimmen werden gezählt. Diese Zählung geschieht mit großer Vorsicht und mit einer Menge Formalitäten. Derjenige, der entweder gleich durch das Scrutinium oder durch den Beitritt zwei Drittheile der Stimmen für sich hat, wird zum Papst erwählt; bis diese Stimmenmehrheit zu Stande kommt, werden immer neue Wahl-Operationen vorgenommen, die Wahlzettel aber werden jedesmal in dem eisernen

Ofen verbrannt. So lange man daher auf dem Platze vor dem Palast den Rauch aufsteigen sieht, weiß man, daß die Wahl noch nicht beendigt ist. Die Dauer des Conclave läßt sich nicht vorher bestimmen, wenn aber in der Peters-Kirche der Finger des heiligen Petrus, während des Conclave, der Verehrung der Gläubigen ausgesetzt wird, so ist dies ein Zeichen der baldigen Beendigung.

Während der Dauer des Conclave verhandeln die Ordenshäupter mit den fremden Gesandten, hauptsächlich mit den Gesandten Oestreichs, Frankreichs und Spaniens, welche Höfe das Recht der Exclusiva, d. h. der Ausschließung eines Cardinals von der Wahl, haben. Bei den Audienzen dieser Gesandten, die im Sprachzimmer gegeben werden, waltet das Ceremoniell, welches vor einem Papste selbst stattfindet, da dieser sich nothwendig unter den Cardinälen befindet, und die Ordenshäupter die Gesammtheit der Cardinäle vertreten. Den zur Audienz kommenden Gesandten verwehrt ein Vorhang den Einblick in das Conclave; vor gekrönten Häuptern aber öffnen sich alle Schranken. Als Kaiser Joseph II. von Oestreich im Jahre 1769 mit dem damaligen Großherzog von Toscana vor der Thür des Conclave erschien, und fragte, ob es ihm erlaubt wäre, das Innere zu besichtigen, antworteten die Cardinäle: „Für den Kaiser giebt es keine Clausur!" — Als Joseph hierauf in die Zelle des alten Cardinal Albani getreten war, bemerkte er, daß er den Degen an seiner Seite habe, und erklärte, ihn ablegen zu wollen; die Cardinäle aber gaben dies nicht zu, und sagten zum Kaiser: Der Degen befinde sich am rechten Orte, zur Vertheidigung der Kirche! —

Sobald nun ein Cardinal, nach den Ergebnissen der vorgenommenen Untersuchung, zwei Drittheile der Stimmen erlangt hat, so ist die canonische (nach ka-

tholischem Kirchenrecht stattgefundene) Wahl des Oberhauptes der katholischen Christenheit entschieden. Der Name des Neuerwählten wird durch den ersten der Scrutatoren laut ausgerufen; die neben dem Erwählten sitzenden Cardinäle rücken sich sogleich von ihm hinweg; der Cardinal-Decan, der erste Cardinal-Priester und der Cardinal-Diaconus nähern sich dem Erwählten und fragen ihn: „Nimmst Du die canonisch auf Dich gefallene Wahl als kirchliches Oberhaupt an?" — Der Erwählte kniet nieder, betet leise, erhebt sich dann und erklärt die Annahme, und bestimmt zugleich den Namen, den er als Papst führen will. Der Ober-Ceremonienmeister nimmt durch drei Protonotarien über diesen Act ein Instrument auf, welches alle Cardinäle eigenhändig unterzeichnen. Hierauf schreitet der neue Papst in der Mitte zweier der ältesten Cardinal-Diaconen zum Altar hin, wo er ein kurzes Gebet verrichtet; alsdann geht er in die Sacristei, wo er mit dem päpstlichen Ornate bekleidet wird. Vor dem Altare der Wahlkapelle empfängt er nun, sitzend, die Huldigung der Cardinäle, ertheilt ihnen den Friedenskuß, und nimmt von dem Cardinal-Camerlengo den Fischerring, um ihn dem Ceremonienmeister zu übergeben, damit er den gewählten Namen eingraviren lasse. Jetzt verfügt sich der älteste Cardinal-Diaconus, umgeben von der päpstlichen Kammermusik, unter Vortragung des Kreuzes, nach dem Balkon, der sich über dem Portal des Palastes befindet. Die vermauerten Fenster werden geöffnet, und der Cardinal verkündet mit lauter Stimme die geschehene Papstwahl und den Namen des neuen Papstes. Die Kanonen der Engelsburg donnern; die Glocken sämmtlicher Kirchen Roms läuten, und die päpstlichen Garden geben Freuden-Salven. — Der gegenwärtige Papst wurde am 17. Juni 1846 unter dem Namen Pius IX. verkündigt.

Neapel und Sicilien, oder das Königreich beider Sicilien, ist ursprünglich ein Theil des alten römischen Reiches. Die Geschichte dieses Landes giebt der Verfasser des betreffenden Artikels im erwähnten Werke in gedrängter Kürze; wir entnehmen demselben Nachstehendes. In jenen alten Zeiten hatte der südlichste Theil Italiens und die Insel Sicilien die mannichfaltigsten und einflußreichsten Veränderungen und Katastrophen erfahren; die Herrlichkeit früherer Jahrhunderte war nur noch in Trümmern vorhanden, und die Blüthe und geistige Bedeutung des Alterthums war längst verschwunden, vielleicht verschwunden auf immer. In den ältesten Zeiten setzten sich sowohl im diesseitigen als jenseitigen Sicilien pelasgische Stämme fest, auf der Insel sich mit den Ureinwohnern, den Sicanern, verbindend. Griechische Colonisten, die seit dem 8ten Jahrhundert v. Chr. an den Küsten sich niederließen, verdrängten sie in die inneren Gegenden, und gründeten reiche und mächtige Städte (Tarent, Croton,, Sybaris, Locri, Elea, Pästum, Neapel, Syrakus, Agrigent, Selinus, Catanea u. s. w.), die durch sinnliche und geistige Bildung, durch Gesetzgebung, Philosophie, Beredtsamkeit, Dichtkunst, Bildhauerei und Baukunst den Glanz des Mutterlandes theils erreichten, theils noch überstrahlten. Es entstanden eine Menge kleiner Republiken und Monarchien, die sich gegenseitig bekämpften und überwältigten, und als Zügellosigkeit und Zerrüttung im öffentlichen, übertriebenen Luxus und Sinnengenuß im Privatleben immer mehr überhand nahmen, machte die Zerstückelung, der Mangel an Einheit es möglich, daß in Neapel (wie wir den diesseits des Faro di Messina gelegenen Theil des Königreichs beider Sicilien nennen) die aus den Gebirgen der Abruzzen vordringenden sabellischen Stämme der Samniter und Lucaner, in Sicilien dagegen die Karthage-

nienser siegreich sich ausbreiteten, und viele der griechischen Städte entweder eroberten, oder der ihnen unterworfenen Gebiete und ihres Ansehens beraubten (seit dem vierten Jahrhundert v. Chr.). Endlich erlagen im dritten Jahrhundert Sieger und Besiegte den Römern, und was von Selbstständigkeit und Blüthe sich noch erhalten hatte, ging unter ihrer Herrschaft vollends zu Grunde. Am härtesten war das Loos Siciliens, wo habsüchtige und gewaltthätige Statthalter gleich Feinden des Landes raubten und plünderten. Besonders waren es die Werke der Kunst, auf welche ihre lüsternen Augen gerichtet waren. In Neapel ward die Umgegend der Stadt Neapel nach und nach von den reichen und vornehmen Römern zum Aufenthalt in der angenehmen Jahreszeit gewählt. Dadurch ward hier eine große Wohlhabenheit, aber auch der übertriebenste Luxus, der raffinirteste Sinnengenuß hervorgerufen, der am höchsten gesteigert war in dem berühmten Badeorte Bajä, und der Untergang der Städte Herculanum und Pompeji erinnert unwillkürlich an das Schicksal von Sodom und Gomorra. Die Völkerwanderung und der Untergang des römischen Reiches brachten, wie in das übrige Italien, so auch in die Theile desselben, von denen wir reden, neue Völker, neue Sprachen und Sitten; aus der Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der neuen und alten Elemente gingen nach langwierigem Kampfe die Italiener und die italienische Eigenthümlichkeit hervor, und es ward Grund und Boden gewonnen für die Entwickelung neuer Richtungen und Verhältnisse des Lebens. Sicilien ward erobert von den seit 427 in Afrika wohnenden Vandalen; diesen entrissen es die Ostgothen, die unter Theodorich Italien in Besitz nahmen, und diesen hinwiederum, unter dem Kaiser Justinian, in der Mitte des sechsten Jahrhunderts zugleich mit dem übri-

gen Italien, die Griechen oder Oströmer. Unter der Herrschaft der Letzteren stand die Stadt Neapel und ihre Umgebung unter einem Herzog, der dem Exarchen von Ravenna untergeordnet war, das südlich von Neapel liegende Land aber mit Sicilien unter einem in Sicilien residirenden Statthalter, der den Namen Patricius führte und über mehrere Herzöge gebot. Im Jahre 568 brachen die Longobarden in Italien ein; bald drangen sie auch in's südliche Italien vor, und gründeten das Herzogthum Benevent. Die Griechen verloren an sie eine Besitzung nach der andern, so daß kurz vor der Regierung Karls des Großen ihnen nichts mehr übrig war, als Calabrien, ein schmaler Küstenstrich mit den Städten Terracina, Gaeta, Neapel und Amalfi, und die Insel Sicilien. Im Jahre 827 ward ihnen von den Sarazenen auch Sicilien entrissen; es ward eine Provinz der aglabitischen Fürsten von Kairwan, regiert von einem Emir, und nur Syrakus und Taormina blieben den Griechen noch eine kurze Zeit (bis 898). Der griechische Statthalter verlegte seinen Sitz nach dem Festlande Italiens. Was die Oströmer auf diesem noch besaßen, nannten sie aus Eitelkeit Sicilien diesseits der Meerenge, und dieser Name hat sich erhalten bis auf den heutigen Tag, nur daß man jetzt mehr darunter begreift, als damals. Das Ereigniß, das diese Veränderungen hervorbrachte, ist für Neapel sowohl als Sicilien der Anfang einer schrecklichen Zeit. Schon der Druck der griechischen Herrschaft war kaum erträglich gewesen, aber noch schrecklicher war die Despotie der sarazenischen Emire und einzelnen Ortschaften vorstehenden Alcaden Siciliens. Das schöne Land ward allmälig verödet. Die südliche Provinz dagegen ward verheert durch ewige Kriege, welche Longobarden und Griechen gegen einander und unter sich selbst führten, und was diese Kriege

verschonten, ward vernichtet von den Ungläubigen. Denn seitdem diese auf Sicilien sich festgesetzt hatten, machten sie theils von hier, theils von Afrika aus fast jährlich Raubzüge gegen die italienischen Küsten, mit Feuer und Schwert allenthalben wüthend, wo sie erschienen. Als ihnen im Jahre 871 die Stadt Bari, die sie außer anderen Ortschaften erobert hatten, wieder entrissen ward, rächten sie sich dadurch, daß sie die Gegenden am Meerbusen von Salerno und das ganze Calabrien im eigentlichen Sinne in eine Wüste verwandelten. Tausende von Christen schleppten sie nach und nach in elende Sklaverei. Die Herzöge, oder, wie sie nach dem Sturze sich nannten, Fürsten von Benevent, kamen durch Karl den Großen in das Verhältniß der Abhängigkeit vom fränkischen Reiche, und nach Erneuerung der abendländischen Kaiserwürde vom Kaiser. Doch blieben sie dabei so gut wie selbstständig, da wegen der großen Entfernung der Kaiser seine Rechte nur vorübergehend geltend machen konnte, und oft ward die in Anspruch genommene Oberherrlichkeit gar nicht anerkannt. Dieselbe Stellung aber, die der Fürst gegen den Oberlehnsherrn einnahm, nahm bald gegen ihn selber der mächtige Adel ein, vor Allen die Gastalden oder Grafen in den von ihnen regierten Districten. Das einst mächtige und blühende Herzogthum Benevent — seine Hauptstadt Benevent besaß zu Karls des Großen Zeiten mehrere wissenschaftliche Institute und sogar eine Bibliothek, und war der Sitz einer Bildung, wie sie damals nur bei den Angelsachsen und an Karls Hofe angetroffen ward — verfiel in den Zustand der Anarchie und gänzlicher Zerrüttung. Es bildeten sich Parteien, welche Fürsten stürzten und neue erhoben; jeder Mächtige, dem es nicht gelang, sich die höchste Gewalt zu erwerben, benahm wenigstens in seinem Kreise sich völlig unabhängig; wer sich nicht behaupten konnte,

schloß sich an die Griechen oder an die Sarazenen an; überall herrschte nur Gewalt, Leidenschaft und grenzenlose Sittenlosigkeit; endlich (840) ward das Fürstenthum zerstückelt in drei Theile, in die Fürstenthümer Benevent, Salerno und Capua. In dieser Zeit, wo ein allgemeiner Kampf Aller gegen Alle stattfand, war es, wo die Sarazenen ihre Angriffe auf Italien und ihre Eroberung begannen. In dieser Noth wendeten die kleinen longobardischen Fürsten sich an den Kaiser. Kaum aber hatte Ludwig II. einige Vortheile errungen und Bari erobert, als sich, aus Furcht, er möge im südlichen Italien mächtig werden, Longobarden, Griechen und Sarazenen gegen ihn verbanden, und ihn nöthigten, im Jahre 874 auf den Plan, das südliche Italien zu unterwerfen, völlig zu verzichten. Wie Benevent, so zerfiel auch im zehnten Jahrhundert das Herzogthum Neapel in drei Theile, in das Herzogthum Neapel, das Herzogthum Gaeta und das Herzogthum Amalfi. Parteienkampf, hervorgehend aus Herrschsucht und Treulosigkeit, in Folge deren häufiger Wechsel der Fürsten, und Abhängigkeit bald von der einen, bald von der andern der benachbarten Mächte, unter denen auch der Papst war, waren wie dort, so auch hier der endlichen Zersplitterung vorausgegangen. Doch war mitten in dem unruhigen, wechselvollen Zustande das bürgerliche Leben und Treiben in diesen Territorien zu einer gewissen Blüthe gelangt, besonders dadurch, daß man es nicht verschmähte, mit dem Feinde der Christenheit in Verbindung zu treten, und Verträge zu schließen, um Vortheile zu ziehen, ohne von ihren Raubzügen zu leiden. Amalfi besonders trieb einen so großartigen Handel, daß es im zehnten Jahrhundert war, was Venedig für spätere Zeiten. Es sandte seine Schiffe in die sarazenischen Häfen Syriens und Aegyptens, um die Produkte des Orients zu holen, und in die französischen

und andere Häfen des Mittelmeers zu verfahren, und das Seerecht, welches es ausbildete, war so berühmt, daß selbst die Griechen von Constantinopel es als Norm angenommen haben sollen. Alle drei Herzogthümer waren, doch nur dem Namen nach, abhängig von dem griechischen Gouverneur in Calabrien, der sich seit 999 Catapan nannte. Als Kaiser Otto I. seine kaiserliche Macht in Oberitalien und in Rom wieder zu Ehren gebracht hatte, wollte er dieselbe auch auf das südliche Italien ausdehnen. Die longobardischen Fürsten und die Neapolitaner erkannten seine Lehenshoheit an, da sie ihm nicht widerstehen konnten; das griechische Gebiet hoffte er an sich zu bringen durch die Verheirathung seines Sohnes Otto II. mit einer griechischen Prinzessin, und was die Sarazenen besaßen, glaubte er dann leicht erobern zu können. Die projectirte Heirath kam auch zwischen Otto und Theophania, der Tochter des Kaisers Romanus II., zu Stande, hatte jedoch nur einen Frieden zwischen den beiden Kaisern zur Folge, der wegen Verzögerung derselben von Otto bereits begonnene Feindseligkeiten einstellte. Otto II. suchte den Plan seines Vaters mit Gewalt der Waffen durchzusetzen; er wollte die griechischen Territorien Süditaliens als Heirathsgut seiner Gemahlin erobern, und die Sarazenen vertreiben, erlitt aber von den verbundenen Sarazenen und Griechen bei Basentello im Jahre 983 eine Niederlage, und rettete kaum das eigene Leben. Auch Otto III. und Heinrich II. erreichten nichts. Was diesen Kaisern nicht gelang, gelang einer geringen Anzahl von Rittern aus der Normandie. Normannische Pilger, welche nach Jerusalem zogen, hatten in Italien den Salernitanern gegen die Sarazenen beigestanden, und durch tapfere Führung des Schwertes sich Ruhm erworben. Kaum war die Kunde von dieser Waffenthat und von der Lage der Dinge in Süd-

Italien in die Heimath gelangt, als die jungen Adligen, welche der Mangel an väterlichem Erbe nöthigte, Kriegsdienste zu suchen, anfing, nach diesem Lande zu ziehen. Gern wurden sie von den dortigen Fürsten aufgenommen, und die Aussicht auf Beute und Kriegsruhm lockte immer neue Schwärme an, die in den unaufhörlichen Kriegen der Longobarden, Griechen, Deutschen und Sarazenen, und den Kämpfen der mannichfaltigen Parteien fortwährrnd Beschäftigung fanden. Der Beginn dieser Züge fällt in den Anfang des elften Jahrhunderts. Statt des Soldes gab man in der Regel Ländereien, und in Kurzem waren einige Landstriche in Apulien und Campanien in den Händen der Normannen. Dort bekamen sie vom Kaiser Heinrich II. einige Reichslehen, hier von dem Herzog von Neapel, Sergius, den sie wieder eingesetzt hatten, die Gegend, wo sie Aversa bauten (1029) und eine unabhängige Grafschaft gründeten, an deren Spitze zuerst ihr Führer Rainulf stand. Auch in Apulien entstand eine normannische Grafschaft. Eine Schaar Normannen hatte den Griechen beigestanden gegen die Sarazenen, und für diese Hülfe keine Belohnung erhalten. Deshalb bemächtigten sie sich der griechischen Stadt Melfi und der Umgegend, wählten Wilhelm den Eisenarm zu ihrem Fürsten (1043), und nannten das Gebiet desselben die Grafschaft Apulien. Von diesen beiden Punkten aus, Aversa und Apulien, wuchsen die normannischen Besitzungen durch Tapferkeit, Klugheit und schlaue Politik von Jahr zu Jahr, bis durch den Grafen von Apulien, Robert Guiscard, und seinen Bruder Roger ein mächtiges Reich entstand. Die Fürsten von Benevent hatten den Kaiser Conrad († 1039) beleidigt, und der Papst war dadurch veranlaßt worden, sie zu excommuniciren. Gegen die excommunicirten Fürsten hielten die Normannen sich berechtigt, Erobe-

rungen zu machen, und die Unterthanen derselben litten dadurch so sehr, daß sie endlich dem Papst sich ergaben und ihre Fürsten vertrieben. Diese verbanden sich nun mit den Normannen, um mit ihrer Hülfe das Fürstenthum wieder zu erobern. Eine päpstliche Armee wurde geschlagen, und Papst Leo IX. selbst in Civitella gefangen genommen. Doch begegneten ihm die Normannen mit der größten Achtung, und versöhnten ihn dadurch so, daß er ihnen seinen Segen gab, und ihnen alle Eroberungen bestätigte, die sie bereits gemacht hatten, und noch gegen Griechen und Sarazenen in Italien und Sicilien machen würden. Bald darauf starb Leo im Jahre 1054. Nach seinem Tode erhielten die Fürsten von Benevent ihr Fürstenthum wieder zurück, und regierten es bis 1077, wo das Fürstenhaus ausstarb. Seit dieser Zeit ließ der Papst Benevent durch seine Beamten regieren. Die den Normannen innewohnende Kraft und ihre Ehrerbietung gegen den Papst ließen sie den Päpsten als geeignet erscheinen, mit ihnen in nähere Verbindung zu treten. Mit ihrer Hülfe gedachten sie ihre Macht in Rom und die Hierarchie, gegen welche die deutschen Kaiser sich auflehnten, fester zu begründen. Sie begünstigten daher dieselben auf alle Weise, und beförderten die Ausbreitung ihrer Macht. So belehnte Papst Nicolaus II. Robert Guiscard's Schwager, den Grafen Richard von Aversa, mit dem Fürstenthum Capua, ohne ein Recht dazu zu haben, und bloß, weil Richard es zu besitzen wünschte. Der Fürst Landulf VIII. mußte 1062 den Normannen weichen und sein Land ihnen überlassen. Es ward vereinigt mit der Grafschaft Aversa zu einem Staate. In Apulien, wo seit 1043 nach einander drei Brüder, Wilhelm, Drogo und Humfred, Söhne Ritter Tancred's von Hauteville in der Normandie, geherrscht hatten, folgte 1057 der vierte Bruder, Ro-

bert Guiscard. Er unternahm es, mit seinem heldenmüthigen Bruder Roger Calabrien und Sicilien zu erobern. Bewunderungswürdig ist die Kühnheit und Kraft, mit der sie ihren Plan ausführten. Mit 700 Mann schlug Roger in Sicilien, das in mehrere kleine unabhängige sarazenische Herrschaften zerfallen war, eine Armee von 15,000 der Ungläubigen. Im Jahre 1071 fiel die letzte griechische Stadt Calabriens, Bari, und im Jahre 1091 der letzte Ort, in dem sich in Sicilien die Sarazenen noch behaupteten, Enna. Robert nannte sich Herzog von Apulien und Sicilien, und gab seinem Bruder Sicilien zu Lehen, mit dem Titel eines Grafen von Sicilien. Die Päpste hatten bis daher die apulischen Normannen weniger geachtet, und als Robert, im Gefühl seiner Macht, Gregor VII. die Lehnspflichten von Calabrien und Sicilien, die er noch vor der Eroberung als päpstliche Lehen erhalten hatte, nicht leisten wollte, ward er 1074 in den Bann gethan. Die Folge der Feindschaft zwischen Robert und dem Papste, mit dem der Graf von Capua und der longobardische Fürst von Salerno verbunden waren, war, daß Robert 1077 das Fürstenthum Salerno nebst der Stadt Amalfi eroberte, und das päpstliche Benevent angriff. Wegen einiger Mißhelligkeiten wandte sich indeß jetzt der Graf von Aversa, Jordan, Richards Sohn, von seinem Lehnsherrn, dem Papste, ab, und verband sich mit dessen Feinde, dem Kaiser Heinrich IV. Dadurch kam zwischen Robert und Gregor eine Aussöhnung zu Stande, und der Papst belehnte den normannischen Fürsten mit allen seinen neuen Staaten (1080), nur einige Eroberungen ausgenommen. Er hatte an ihm die tüchtigste Stütze gegen Heinrich IV. Nach dem Tode Beider, Roberts und Gregors, im Jahre 1085, ward mit Hülfe der apulischen Normannen im Jahre 1098 auch der Graf

von Aversa wieder unterworfen, aus einem Lehnsmann aber des Papstes, was er früher gewesen, ward er nun ein Vasall Herzog Rogers von Apulien, der seinem Vater Robert in der Regierung folgte, seinem Bruder Boemund ein Stück von Calabrien mit den Städten Oria, Gallipoli, Otranto und Tarent überlassend, während das übrige Stück von Calabrien mit der Hauptstadt Mileto nebst Sicilien der Oheim Beider, Graf Roger von Sicilien († 1101) besaß. Der Sohn Rogers, Roger II., vereinigte nach dem Aussterben der Linie Robert Guiscards alle normannischen Besitzungen und auch Neapel unter seinen Scepter, und nahm darauf den Titel eines Königs von Sicilien an, der ihm vom Papste bestätigt ward (1130). Er besaß sein Königreich als päpstliches Lehen. Die Einrichtung desselben war vorzüglich. Neben dem strengen französischen Lehnsrechte, welches eingeführt ward, bestand das griechische Recht (z. B. in Neapel) und das longobardische in allen Verhältnissen, die das Lehnsrecht nicht erreichte, ungetrübt fort. An der Spitze der ganzen Verwaltung und Gerichtsbarkeit stand der Großkanzler des Reichs. Die ihm untergebenen Aemter waren nicht erblich, und wurden nur nach geistigen Fähigkeiten, nicht nach Geburt und Abstammung von einem bestimmten Stande oder Volksstamme, vergeben. Sarazenen, deren in Sicilien noch viele übrig waren, konnten gleichfalls hohe Würden erlangen. Wie früher vom siebenten bis zum elften Jahrhundert das südliche Italien in Benevent, Montecassino und Salerno die Pflegerinnen der für damalige Zeit höchsten wissenschaftlichen Bildung, namentlich auch des Studiums griechischer Sprache und Literatur, gehabt hatte, so entwickelte sich in eben dieser Gegend, besonders aber in Sicilien, seit Roger II. durch den Einfluß der provençalischen Poesie, welche durch Rogers Mut-

ter, einer Prinzessin von Montferrat, dahin verpflanzt wurde, die neuere italienische Dichtung in der Sprache des Landes. Residenz war Palermo. Das normannische Königsgeschlecht starb aus im Jahre 1189 mit Wilhelm II., einem geliebten Regenten, und durch Vermählung der Schwester seines Vaters, Constanze, mit dem nachmaligen Kaiser Heinrich IV. kam Sicilien an das hohenstaufische Haus. Kaiser Friedrich II., Heinrichs Sohn, bildete, auf den vortrefflichen normannischen Grundlagen fortbauend, dasselbe zu einer fast vollendeten Monarchie fort. Die schon vorhandenen und seine eigenen Gesetze legte er im Jahre 1231 nieder in einem Gesetzbuche. Ein Recht und ein Volk ward durch ihn hergestellt. Die Gewalt war in den Händen des Königs und seiner Beamten, nicht zersplittert, wie damals überall, an Städte, adlige und geistliche Herren; aber Abgeordnete der Stände konnten auf Provinzial- und Reichstagen Klagen über Verletzung der Gesetze, Wünsche und Vorschläge anbringen. Die Gerichtsbarkeit und die Finanzen waren in bewundernswürdiger Ordnung, die Ruhe und Sicherheit hob Industrie und Handel. In Sicilien bestand Zuckerbereitung und Seidenbau, aus Wolle und Seide wurden Stoffe verfertigt, so fein und kunstreich, wie damals nirgends; Palermo war für den Welthandel, was früher Amalfi gewesen. Daneben blühten Baukunst, besonders die Wasserbaukunst, schöne Gärtnerei und Dichtkunst, und in wissenschaftlichen Anstalten ward geistlge Cultur auf das Herrlichste gefördert. Friedrich II. und sein natürlicher, ihm völlig ähnlicher Sohn Manfred, der als König von Sicilien ihm nach mehreren Jahren der Anarchie folgte, nahmen in Bezug auf geistige Bildung, namentlich als Dichter, selbst die höchste Stelle ein. Aber die Macht der Hohenstaufen war dem Papste gefährlich; er suchte sie zu vernichten,

that sie in den Bann, und belehnte mit dem sicilianischen Reiche den Grafen Karl von Anjou. Kämpfend gegen ihn fiel 1268 König Manfred. Conradin, Friedrichs Enkel, ward, als er sein Erbe erobern wollte, bei Scurcola geschlagen, und 1268 vor den Augen des grausamen Karl zu Neapel hingerichtet. Die Stadt Neapel, wo Friedrich eine Universität gegründet, ward von jetzt an Residenz, und Sicilien als Provinz behandelt. Der grausame Druck, den die Franzosen gegen die Sicilianer übten, war unerträglich, und es ward eine Verschwörung, an deren Spitze der Salernitaner Arzt Johann von Procida stand, angestiftet, mit der Tendenz, Sicilien an König Peter von Arragonien, den Tochtermann König Manfreds, den Conradin sterbend zum Erben seines Reiches eingesetzt hatte, zu übertragen. Die sicilianische Vesper (1282) beschleunigte den Ausbruch derselben, und Peter ward König. Das Königreich zerfiel in das Reich Neapel und in das Reich Sicilien. In Sicilien folgte auf Peter dessen Sohn Jacob bis 1295, und als dieser, vom Papst durch Versprechungen bewogen, die neue Erwerbung wieder aufgab, sein Bruder Friedrich (III.). Friedrichs Nachkommenschaft herrschte über Sicilien bis zum Tode der Königin Maria im Jahre 1402. Maria vermachte ihr Erbe ihrem Gemahl, dem arragonischen Prinzen Martin, nach dessen Tode (1409) es an seinen Vater, den König Martin von Arragonien, kam. Martin starb 1410, und der ganze arragonische Königsstamm war nun erloschen. Noch in demselben Jahre wählten die Arragonesen den Schwestersohn Martins, den castilischen Prinzen Ferdinand, zu ihrem Könige; ihm übertrugen auch die Sicilianer die Krone von Sicilien 1412. Langwierige blutige Kriege mußten seit der Zeit der Losreißung Siciliens mit den Königen von Neapel und dem

Papste, der die sicilianischen Arragonesen nicht anerkannte, geführt werden, und als dieselben aufhörten, traten heftige Parteikämpfe ein, die das Glück der Insel vollends vernichteten. Am Ende des Zeitraumes (1410) war nichts mehr von der früheren Ordnung vorhanden. Das ganze Land hatte sich aufgelöst in eine Menge Baronien, deren Inhaber, im Besitz königlicher Rechte und Einkünfte, fürstliche Stellung einnahmen und das Volk seufzen ließ unter dem Drucke ungerechter Gerichtspflege und harter Steuern. Auch in Neapel hatte der Adel sich außerordentlich erhoben. Umgeben mit Söldnerhaufen, bekämpften sich unter einander die Barone; jeder verübte, was seine Gewalt ihm erlaubte. Seit dem Tode König Roberts, des Enkels Karls von Anjou, im Jahre 1343, bekämpften sich die einzelnen Linien des Königshauses, und da die Königin Johanna I. (ermordet 1382) den Bruder König Karls V. von Frankreich, Ludwig von Anjou, adoptirte, ward auch noch ein jüngeres Haus Anjou in den Kampf hineingezogen. Der Hof war der Sitz von List, Gewalt, Ausschweifungen und Bosheit. Die Nachkommenschaft Karls von Anjou starb aus im Jahre 1435 mit der ausgelassenen Königin Johanna II., der Schwester Königs Ladislaus von Ungarn und Neapel († 1414). Sie hatte Alfons V., den Sohn und Erben Ferdinands von Sicilien und Arragonien, adoptirt, bald aber, mit diesem sich veruneinigend, ein Gleiches gethan mit Ludwig III. von Anjou. Eine angiovinische und eine arragonische Partei bekämpften sich, bis im Jahre 1442 Alfons obsiegte, und Renatus, der Bruder des 1434 verstorbenen Ludwigs III., nach Frankreich zurückging. Alfons starb 1458 und hinterließ seine spanischen Besitzungen nebst Sicilien seinem Bruder Juan, Neapel aber als besonderes Königreich seinem natürlichen Sohne Ferdinand I.

Die Ansprüche des jüngeren Hauses Anjou vererbten sich 1481 an König Ludwig XI. von Frankreich; sie geltend zu machen, erschien König Karl VIII., und leicht eroberte er das Königreich Neapel zu Anfang des Jahres 1495 gegen König Ferdinand II., Ferdinands I. Enkel. Aber schon im folgenden Jahre hatte sich sein Vicekönig so verhaßt gemacht, daß es leicht war, mit spanischer Hülfe die Franzosen wieder zu vertreiben. Ludwig XII., Karls Nachfolger, beschloß, die Schmach zu rächen. In Arragonien und Sicilien, welches letztere durch Statthalter regiert ward, herrschte Ferdinand der Katholische. Mit diesem verband sich Ludwig zur Eroberung und Theilung Neapels, wo Ferdinands II. Oheim, Friedrich, als König gefolgt war. Gemeinsam ward 1501 die Eroberung vollbracht; aber Streitigkeiten wegen der Grenzen brachten die Franzosen und Arragonier in Kampf, und bis zum Jahre 1504 war Ferdinand der Katholische im alleinigen Besitz des ganzen Reiches. Neapel und Sicilien gehorchten wieder einem Herrn, und standen zwei Jahrhunderte lang unter spanischen Vicekönigen. Früher hatten die Könige von Neapel aus dem Hause Karls von Anjou dadurch für Italien Bedeutung gehabt, daß sie ein Anhaltpunkt waren für die dem Kaiser feindlichen und mit dem Papst es haltenden Guelfen, und König Ladislaus besonders hatte im mittlern Italien sich eine solche Macht gegründet, daß er daran dachte, Italien in ein Reich zu verwandeln. Die Könige von Sicilien dagegen, durch ihre Stellung zu Neapel dem Papste natürlich ab- und dem Kaiser zugewandt, waren eine Stütze der Ghibellinen und überhaupt aller dem Papste feindlichen Elemente. Alle ketzerischen Richtungen und reformatorischen Bestrebungen fanden bei ihnen Schutz, um so mehr, da der Papst dem Grafen Roger von Sicilien die höchste geistliche

Gewalt übertragen hatte, die nun auch die Arragonesen in Anspruch nahmen und ausübten. Seitdem beide Reiche ihre Selbstständigkeit verloren, war auch diese ihre frühere Bedeutung verloren. In gleicher Weise verliert das innere Leben seit dieser Zeit alles Interesse. Adel, Geistlichkeit und Städte wurden von den Vicekönigen in aller Weise mit einander verfeindet. Dadurch gelang es, sie zu trennen und zu schwächen, die königliche Macht dagegen immer fester zu begründen. Die ständische Verfassung verschwand in Neapel fast bis zu einem Schatten, und wenn in Sicilien die Parlamente in ihrer alten Ordnung blieben, so hatten sie doch wenig Einfluß, und neben ihnen ward die furchtbare spanische Inquisition eingeführt. Den Vicekönigen standen zur Seite spanische Truppen; Spanier verwalteten die Aemter. Von Jahr zu Jahr wurden die Abgaben drückender, und die dadurch erzeugte Armuth und Noth des Volkes wuchs noch dadurch, daß nach und nach der größte Theil der Besitzungen in die Hände des Adels kam. Einzelne bald gestillte Unruhen waren davon die Folge. Gefährlich aber ward der Aufstand, der im Jahre 1647 zu Neapel von dem niederen Volke unter der Anführung eines armen Fischers aus Amalfi, Namens Tommaso Aniello (Masaniello nannte ihn das Volk), erregt ward. Zwar ward Aniello bald vernichtet, aber die Volkspartei verwandelte sich in eine französische, und wäre der herbeigerufene Herzog Heinrich II. von Guise ein tüchtiger Mann gewesen, so wäre damals Neapel von Spanien getrennt, und zu einem selbstständigen Reiche wieder erhoben worden. Ein Jahr lang dauerte die Bewegung. Die spanische Herrschaft ward von Neuem befestigt, Confiscationen und blutige Strenge, zugleich aber auch eine mildere Steuerverfassung, waren die Folgen dieses Aufstandes. Eine eigenthümliche Lebensäußerung

zeigte sich in gesetzlichen Bahnen in der Abwehr der Ungläubigen, welche während der Kriege des Königs Franz I. von Frankreich mit dem Kaiser Karl V. (als König von Spanien Karl I.), von Ersterem angeregt, häufig an den Küsten der spanisch-italienischen Besitzungen Angriffe machten, plünderten und die Gefangenen als Sklaven fortführten. Auch später noch wiederholten sie diese Plünderungen, unter Anderm im Jahre 1620. Neapel ward von Frankreich aus, das seine Ansprüche nicht vergaß, auch direct angegriffen, z. B. von Franz I. im Jahre 1528, aber ohne mehr als vorübergehende Folgen. Sicilien wurde von Ludwig XIV. in seinem, 1672 begonnenen Kriege mit Holland, Spanien u. s. w. zum Abfall bewogen. Der Aufruhr kostete dem Admiral Ruyter, der die Spanier unterstützte, im Jahre 1676 das Leben, wurde aber glücklich gedämpft. Im spanischen Erbfolgekriege (1701 bis 1714) ward Neapel für Oestreich erobert vom Grafen Daun, und im Utrechter Frieden trat es Spanien an diese Macht ab, während Sicilien auf Betrieb der Engländer, die das Aufkommen jeder Handelsmacht unterdrückten, an Savoyen kam. Als Alberoni in seinen Eroberungsplänen Sicilien angriff, ward es durch die Bestimmung der Quadrupel-Allianz von 1718 ebenfalls an Oestreich gegeben, welches an Savoyen dafür Sardinien abtrat. Aber bereits im polnischen Erbfolge-Kriege ward im Jahre 1733 das Königreich beider Sicilien, das bis dahin östreichische Vicekönige regiert hatten, von Spanien wieder erobert, und der Wiener Friede von 1735 nöthigte den Kaiser, dasselbe an den Infanten Don Carlos abzutreten, unter dessen Scepter es im Vergleich mit der Regierung der früheren Vicekönige goldene Tage erlebte. Nach seines Bruders Tode ward Don Carlos König von Spanien (1759), und überließ Neapel und Sicilien seinem

dritten, 9jährigen Sohne Ferdinand, nachdem er mit Oesterreich am 3. October einen Vertrag dahin abgeschlossen hatte, daß Spanien und das Königreich beider Sicilien nie mit einander vereinigt werden sollten, außer wenn nur ein männlicher Nachkomme des beide beherrschenden Stammes übrig sei. Die Staatsgeschäfte leitete, sowohl während der Minderjährigkeit des Königs, als noch nachher, bis zum Jahre 1776 der Marchese Tanucci, ein Mann, der in die reformatorischen Bestrebungen seiner Zeit in ähnlicher Weise einging, wie Leopold von Toscana, und nach den Ansichten Beccaria's und Filangieri's seine öffentliche Thätigkeit einrichtete. Der Marchese della Sambuca, der ihm als Premier-Minister folgte, gehoben von der Königin, einer östreichischen Prinzessin, ging in seiner Weise fort. Vertreibung der Jesuiten (1767), Einziehung ihrer Güter und der unnützen Klöster, Aufhebung der päpstlichen Benutzung vacanter Kirchen, Verbesserung des Steuersystems, Einschränkung der fürstlichen Stellung der Barone, endlich (seit 1788) die, freilich widerrechtliche, Verweigerung der Lehensleistungen an den Papst waren die Hauptresultate der Verwaltung dieser Männer. Die Verbesserung der Finanzen machte eine Verbesserung der Landmacht, die Einrichtung einer Flotte, die seit einiger Zeit fehlte, und die Benutzung der Kunstschätze des Alterthums zur Förderung der Wissenschaften möglich. Sicilien regierte ein Vicekönig. Die Untergrabung aber der Achtung gegen die Kirche und gegen die alte Lehensverfassung, welche mit den erwähnten Reformationen verbunden war, schufen zugleich in Neapel und Sicilien einen Boden, der der Aufnahme der Grundsätze der französischen Revolution durchaus günstig war. Den meisten Zugang fanden dieselben in den Freimaurerlogen, und während der Hof, an die Bourbonen, und durch eine

Wechselheirath (1790) noch enger als früher an Oestreich geknüpft, beim Ausbruch der Revolutionskriege, ohne Energie freilich und ohne Dauer, an diese sich anschloß, brachen im eigenen Reiche 1794 und 1795 Verschwörungen zu Gunsten republikanischer Verfassung aus, ohne jedoch andere Folgen, als die Bestrafung der Theilnehmer nach sich zu ziehen. Die Theilnahme an dem Kampfe gegen die französische Republik war, wie gesagt, ohne Entschiedenheit. Der Noth des Augenblicks nachgebend, schloß man mit Frankreich Verträge, und brach sie, wenn sie vorüber war. Dieses unzuverlässige Verfahren hatte zur Folge, daß die Franzosen, unterstützt von den sich vorfindenden revolutionären Elementen, 1798 und 1799 Neapel eroberten und zur parthenopäischen Republik machten. König Ferdinand floh nach Sicilien, kehrte aber noch 1799 wieder zurück und richtete die alte Ordnung wieder her, da die Franzosen durch die Angelegenheit des übrigen Italien ihre Hauptmacht zurückziehen mußten, und die Zurückbleibenden von dem dem König ergebener Theil des Volkes leicht vertrieben wurden. Die Gefahr hatte aber den König nicht klüger gemacht; er führte im Jahre 1804 die Jesuiten wieder ein, und nachdem er beim Ausbruch des östreichischen Krieges in einem Vertrag zu Paris (am 21. September 1805) sich zur Neutralisation verpflichtet, brach er dieselbe, durch die Königin bewogen, noch vor dem Frieden zu Preßburg, dadurch bewirkend, daß ihm Neapel von Napoleon durch leichte Eroberung entrissen und an Joseph Bonaparte gegeben ward, an dessen Stelle im Jahre 1808 König Joachim (Murat) trat. Alles ward nun französisch eingerichttet, eine einfache und gemeinsame Besteuerung eingeführt, der auch die Lehengüter unterworfen wurden, der Adel schonungslos seiner mit seinen Gütern verbundenen Hoheits- und Privatrechte

beraubt und bitterer Armuth preisgegeben, und die schon von Tanucci beschränkte Feudalverfassung plötzlich vollends vernichtet. Franzosen leiteten alle Zweige der Administration. Ohne Weiteres hob König Joseph im Februar 1807 die nach den Regeln des heiligen Benedikt und des heiligen Bernhard gegründeten geistlichen Orden auf, und zog ihre Güter zu den Krongütern, während er den Bettelorden bestehen ließ. Bis zur Ankunft König Joachims hatte von 1806 an ein den Franzosen sehr gefährlicher Volkskrieg unter einzelnen Bandenführern, wie Fra Diavolo, der in der Provinz Terra di Lavoro herumstreifte und im November 1806 gehangen ward, am hartnäckigsten aber in Calabrien, fortgedauert. Joachim fand das Land im Ganzen unterworfen, suchte sich die Liebe des Volkes zu erwerben und weitere Eroberungen zu machen. Er entriß den Engländern Capri und dachte daran, auch Sicilien, wo König Ferdinand, von den Engländern geschützt, residirte, an sich zu bringen, ohne dies jedoch jemals zu erreichen. Die Gefahr aber, mit der Ferdinand in Sicilien dadurch bedroht war, war der Insel von Vortheil; die Macht und das Ansehn der alten Stände wurde wieder gehoben, und als zwischen ihnen und dem Könige Streitigkeiten ausbrachen, kam es durch Vermittelung der Engländer, die hier dominirten, dahin, daß im Jahre 1812 eine der englischen nachgebildete neue Verfassung eingeführt wurde. Im Februar 1813 ward die durch die Stände ausgearbeitete Verfassung vom Kronprinzen Franz, welchem während des Streites der König die Staatsgeschäfte übertragen hatte, bestätigt. Ein aus zwei Kammern bestehendes Parlament, alle Jahre vom Könige zu berufen, mit dem Recht, Gesetze zu geben und Steuern anzuordnen, bildete die Grundlage derselben. Nach dem Unglücke Napoleons in Rußland und Deutschland

zeigte Joachim, beherrscht von seiner Gemahlin, ein durchaus zweideutiges, unentschiedenes, treuloses Benehmen, das ihm zuletzt den Untergang bereitete. Während er nach längerem Schwanken, seitdem er Napoleon im Unglück verlassen, im Jahre 1814 an Oestreich sich anschloß, und den Franzosen im Februar den Krieg erklärte, nährte er zugleich die von dem, 1811 im Neapolitanischen gebildeten, und seitdem weit verbreiteten Carbonaribunde gehegten Hoffnungen auf Selbstständigkeit und Einheit Italiens, und als Napoleon 1815 nach Frankreich zurückkehrte, ergriff er die Waffen, um Oestreich in Ober-Italien anzugreifen. Bald überall geschlagen und nach Neapel zurückgeworfen, floh er nach Frankreich, von wo er, zurückgewiesen von Napoleon und Ludwig XVIII., über Corsica in sein Reich zurückkehrte. Bei Pizzo gefangen genommen, ward er von König Ferdinand, der die Regierung wieder übernommen und durch den Wiener Congreß sein Reich zurückerhalten hatte, vor ein Kriegsgericht gestellt und am 13. October erschossen. König Ferdinand hatte im Mai Sicilien verlassen, und am 17. Juni seinen feierlichen Einzug in Neapel gehalten. Der Kronprinz blieb in Sicilien als Vicekönig. Der 1714 mit Neapel vereinigte, 1801 durch Napoleon davon wieder getrennte Stato di Prisidi kam an Toscana. Die Besitzungen diesseits und jenseits des Faro wurden am 12. December 1816 zu einem Reiche vereinigt, und Ferdinand nannte sich seitdem Ferdinand I. Leider verstand dieser es nicht, die Liebe und das Vertrauen des ihm wiedergegebenen Volkes zu erwerben, und den Wünschen nach einem bessern Zustande durch eine weise Regierung zuvorzukommen. Unter seinen Ministern erhielten den meisten Einfluß der Finanzminister Luigi di Medici und der Justizminister Marchese Donato Tommasi. Da die französische Ein-

richtung der Verhältnisse von Nutzen war für die königliche Macht, so ließ er dieselbe nicht nur im Ganzen in Neapel bestehen, sondern suchte sie auch in Sicilien durchzuführen. Es ward demnach auch in Sicilien das Lehenswesen abgeschafft, und das als eine Schranke lästige Parlament dadurch so gut wie aufgehoben, daß die von demselben im Jahre 1813 in der Noth bewilligten Steuern als für immer bewilligt angesehen wurden. Zugleich ward in demselben Jahre (1816) ein allgemeines Gesetzbuch gegeben, dem die Napoleonischen Gesetzbücher wesentlich zu Grunde lagen. Im Jahre 1818 wurde der Anfang gemacht mit der Abschaffung der bestehenden Fideicommisse und Majorate. Indem nun der Druck überaus hoher Abgaben auf dem Lande lastete, indem die Regierung auf eine höchst willkürliche Weise in die Verfassung und den Rechtszustand eingriff, war es kein Wunder, daß große Unzufriedenheit sich erzeugte, und der Bund der Carbonari immer größere Ausdehnung und immer größern Einfluß erhielt. Die Ausführung der von den Carbonari's gefaßten Pläne ward beschleunigt durch den Ausbruch der spanischen Revolution im Jahre 1820, welche die Einführung der Verfassung von 1812 zum Zweck hatte. Am 2. Juli 1820 brach zu Nola der Aufstand aus, angeregt durch einen Cavallerie-Lieutenant, Michele Morelli, und einen Priester, Ludovico Minichini. Was man bezweckte, sprach sich in dem Rufe aus: „Für Gott, König und Constitution!" unter welchem Morelli mit seinen von ihm gewonnenen Soldaten zuerst die Stadt durchzog. Am 3. schloß sich die Garnison von Avellino mit dem Oberstlieutenant Lorenzo de Conciliis an die Rebellen an, und am 5. Salerno. Alle sogleich getroffenen Gegenmaßregeln waren vergeblich, da die Generale dadurch erbittert waren, daß der König den Oberbefehl über die sici-

lianisch-neapolitanischen Truppen dem östreichischen General Nugent übertragen hatte. General Pepe, der in Neapel an der Spitze der Dragoner stand, ging mit diesen zur Revolutionsarmee über und übernahm den Oberbefehl über dieselbe. Bald war nur noch ein einziges Regiment nebst der Bürgergarde dem König treu, aber Abgeordnete derselben baten den König, nachzugeben. Am 6. versprach Ferdinand, nach langer Berathung im Cabinet, eine Constitution, und bildete ein neues Ministerium, an dessen Spitze der Herzog von Campochiaro trat. Hiermit waren indessen die Empörer nicht zufrieden; sie verlangten binnen 24 Stunden die Constitution der spanischen Cortes von 1812, und als der König sich dadurch retten wollte, daß er die Regierung dem Kronprinzen, dem Herzog von Calabrien, übertrug, nöthigten sie ihn zu dem Versprechen, Alles bestätigen zu wollen, was sein Sohn anordnen würde. General Pepe trat an die Stelle des Feldmarschalls Nugent, der nach Rom geflohen war. Der Aufstand verbreitete sich nun über die päpstlichen Territorien Benevent und Pontecorvo, die nach Vertreibung der päpstlichen Behörden die Einverleibung mit Neapel, wiewohl vergebens, verlangten. Am 13. Juli bereits war Alles erreicht. Der König, der Kronprinz und Prinz Leopold, Herzog von Salerno, beschworen an diesem Tage die spanische Constitution von 1812, und auf den 1. October ward das Parlament berufen. Alle Aemter wurden mit Freunden der Revolution besetzt, wenn solche sie nicht schon inne hatten. Am 14. Juli brach auch die Empörung in Sicilien aus, aber zu den neapolitanischen Aufrührern entgegengesetztem Zweck. Während die Carbonari von dem Princip der Einheit ausgingen, und nach diesem Alles einrichten wollten, strebten die Sicilianer darnach, ein eigenthümliches sicilianisches Parlament und die 1816 aufgehobene

Getrenntheit von Neapel wieder herzustellen. Der Commandant von Palermo, General Church, der sich als einen Gegner dieser Bestrebungen zeigte, reizte das Volk dadurch so, daß es am 16. zum Auflauf kam. Church mußte fliehen; auch der General Naselli, der seit Kurzem die Stelle des 1819 zum Vice-König von Sicilien ernannten Kronprinzen vertrat, richtete nichts aus; das Volk wüthete auf's Entsetzlichste, erbrach die Gefängnisse, schlug unter der Anführung des Franziscaners Joachim de Vaglica die Truppen, ermordete mehrere der angesehensten Anhänger der neapolitanischen Partei, und beging die größten Ausschweifungen, bis es am 18. einer von den Stadtbehörden und Zünften gebildeten provisorischen Junta unter der Präsidentschaft des Fürsten von Villafranca gelang, einige Ordnung wieder herzustellen. Naselli war mit wenigen Soldaten nach Neapel entflohen. Die Abgeordneten der Junta, welche nach Neapel kamen, um das abgesonderte Bestehen Siciliens auf gütliche Weise durchzusetzen, wurden übel empfangen, und eine Expedition von etwa 4000 Mann unter General Pepe ward abgesandt, um die Insel zu unterwerfen. Die Junta hatte gleich nach ihrem Zusammentritt die Insel militärisch eingerichtet, die Organisation eines Heeres begonnen und ein Zwangsanlehen gemacht. Hiergegen hatten sich Messina und Trapani erklärt, und als Pepe bei Melappo landete, schlossen noch mehrere Städte sich ihm an. Die nationale Partei der Sicilianer ward geschlagen, und bis zum 5. October hatten die Neapolitaner die Oberhand. Furchtbare Noth war durch die über die ganze Insel verbreitete Unordnung erzeugt worden, und nun ward noch eine überaus hohe Kriegssteuer dem armen Volke aufgelegt. Unterdessen war am 1. October in Neapel das Parlament eröffnet worden, und der König hatte nochmals die Con-

stitution beschworen. Allein dem bis dahin glücklich gelungenen Werke drohte von außen der Untergang; die großen Mächte von Europa erklärten sich entschieden gegen den gewaltsam herbeigeführten Zustand, und Oestreich und Rußland wiesen die neuen neapolitanischen Gesandten zurück. Der Krieg schien unvermeidlich. Das Parlament suchte Geldmittel anzuschaffen durch eine Anleihe und durch Domänenverkäufe; alle Klostergüter sollten eingezogen und andere revolutionäre Maßregeln getroffen werden. Zugleich ward eine allgemeine Volksbewaffnung eingeführt. Obgleich nun aber durch Zeitungen und durch Declamationen im Theater von den Carbonari Alles aufgeboten ward, um das Volk für ihre Sache zu begeistern, so wurde dies doch von Tage zu Tage lauer. Die Anordnungen des Parlaments verletzten das Recht; eine Volksbewaffnung war dem gemeinen Neapolitaner etwas durchaus Ungewohntes; die Bedürfnisse wurden durch die Gefahr des Krieges sehr im Preise gesteigert; und dies war für das gewöhnliche Volk mächtiger, als die Ansichten, für welche die Carbonari sich begeisterten, und die dem Volke fremd waren. Am 20. November luden die verbündeten Monarchen den König Ferdinand zum Congreß nach Laibach ein. Das Parlament versagte Anfangs seine Einwilligung zur Abreise, und nur die entschiedensten Versprechungen von Seiten des Königs, so wie die Bildung eines neuen Ministeriums, das ganz nach den Wünschen der herrschenden Partei war, konnten zur Nachgiebigkeit bewegen. Am 14. December endlich schiffte er sich ein, nachdem er noch für die Zeit seiner Abwesenheit dem Kronprinzen seine ganze Gewalt übertragen hatte, und am 8. Januar 1821 kam er in Laibach an. Sofort nach Eröffnung des Congresses am 13. Januar erklärten sich die Monarchen gegen den durch Revolution herbeigeführten Zustand in Nea-

pel, und der Duca di Gallo, der den König begleitet hatte, aber in Laibach nicht zugelassen worden war, ward beauftragt, zurückzukehren und den Neapolitanern kund zu thun, daß man die gemachten Neuerungen nicht werde bestehen lassen. Der östreichische Gesandte erklärte am 9. Februar, daß ein östreichisches Heer friedlich oder mit Gewalt in Neapel einrücken werde. Die unruhigste Aufregung war davon in der Hauptstadt die Folge, und es wäre zu Unordnungen gekommen, hätte nicht der Kronprinz erklärt, er werde für die Unabhängigkeit Neapels und die Constitution selbst sein Leben wagen. Doch verließen die Gesandten Oestreichs, Rußlands und Preußens die Stadt. Das Parlament, am 31. Januar aufgelöst, ward am 13. Februar wieder eröffnet, und erklärte sich gegen den Willen des Congresses. Man rüstete sich zum Kriege. Inzwischen war am 5. Februar der östreichische General Frimont mit einem Heere über den Po gegangen und rückte gegen den Süden vor. Von Foligno aus forderte er am 28. Februar die Neapolitaner durch eine Proclamation auf, sich dem König Ferdinand wieder zu unterwerfen. Zwei neapolitanische Heere wurden gegen die Oestreicher aufgestellt, das eine in den Abruzzen unter General Pepe, das andere in Terra di Lavoro unter dem General Carascosa. Pepe ward zuerst angegriffen; er ward geschlagen und floh nach Salerno und Neapel, wo er bald abgesetzt ward. Carascosa verließ auf die Nachricht davon seine Stellung und zog sich zurück; in Kurzem war alle Ordnung und Zucht aus seinem Heere geschwunden. Bereits am 20. März waren alle Feindseligkeiten eingestellt, und durch eine Convention vom 23. ward Neapel, Gaeta und Pescara an die Oestreicher übergeben. Pepe und andere Hauptanstifter hatten noch zu rechter Zeit Pässe erhalten und waren geflohen. Am 24. ward das Par-

lament aufgelöst. Schon am 10. hatte Ferdinand von Florenz aus durch ein Decret alle revolutionären Anordnungen aufgehoben; am 15. Mai kehrte er nach Neapel zurück. Nur kurze Zeit noch hielten sich einige Banden unter Morelli, de Conciliis und Minichini. In Sicilien, welches am 1. Juni von einer östreichischen Division unter General Walmoden besetzt ward, rief der General Rossaroli zu Messina die Republik aus; aber der neue Aufstand ward bald unterdrückt, so wie eine Verschwörung, die am 10. Januar 1822 entdeckt ward und eine allgemeine Entwaffnung und furchtbare Strafen zur Folge hatte. Auch in Neapel war noch vor der Ankunft des Königs das Volk entwaffnet worden, und die provisorische Regentschaft, die nach dem Obsiegen der Oestreicher durch ein königliches Decret ernannt worden war, verfuhr mit aller Strenge. Vier Censurjunten mußten das Benehmen aller Geistlichen, Beamten u. s. w. während der Revolution untersuchen, Schrift- und Unterrichtswesen ward strenger Controle unterworfen, Kriegsgerichte waren in Thätigkeit. Letztere dauerten auch noch nach des Königs Rückkehr fort; viele Militärs u. s. w. wurden theils zur Verbannung, theils zu Festungsstrafe in Böhmen und Ungarn verurtheilt. Todesurtheile erfolgten ein oder zwei Jahre später, aber von den Hauptanstiftern konnte nur Morelli hingerichtet werden, da die übrigen entflohen waren. Die Anwesenheit des östreichischen Heeres in Neapel ward am 28. October 1821 auf drei Jahre festgesetzt. Es hielt die Ordnung aufrecht, während die Reaction, namentlich die Auflösung des Heeres und Verabschiedung aller Offiziere, vom Obristen abwärts, ohne Pension, die hohen Steuern, daneben die Aufregungen, der Trotz der zu fürchterlichen Verfolgungen von Seiten der Polizei führenden, noch immer ihr Wesen treibenden Carbonari, an mehreren

Punkten und zu wiederholten Malen neue Unruhen erzeugte. Doch blieb die Revolution nicht ohne Frucht. Am 26. Mai 1821 ward nämlich ein Verfassungs-Decret erlassen, dessen Hauptpunkte folgende waren: Ein Staatsrath unter dem Vorsitz des Königs, des Kronprinzen oder eines dazu ernannten Ministers leitet die Angelegenheiten des Staates. Die Verwaltung von Sicilien wird getrennt von der Neapels, und einem Statthalter übergeben, dem ein besonderer Rath zur Seite steht. Zwei Staatsversammlungen (Consulta di Stato), eine für Neapel von 30, eine für Sicilien von 18 Mitgliedern, Letztere in Palermo zusammenkommend, geben ihr Gutachten über von den Räthen vorgelegte Gesetze und finanzielle Verfügungen. Jede Provinz erhält einen Provinzialrath von Grundeigenthümern zur Vertheilung von Steuern und Berathung über provinzielle Angelegenheiten. Die Gemeinden verwalten ihr Vermögen selbst unter der Aufsicht der Regierung. Da der Polizei-Minister Canosa in einer Weise verfuhr, die selbst den Oestreichern zu hart und übertrieben erschien, so machte erst der General Frimont, und als dieser nichts ausrichtete, der Kaiser Franz selbst Vorstellungen dagegen, mit Anempfehlung größerer Milde und Schonung. Endlich ward dadurch bewirkt, daß im Mai 1822 ein neues Ministerium gebildet wurde, in welches Medici als Finanz-Minister und Tommasi als Justiz-Minister eintraten. Die Oestreicher blieben in Sicilien bis zum 9. April 1826, und Neapel verließen sie erst zwischen Januar und März 1827. Es geschah dies unter der Regierung des Königs Franz I., der nach dem Tode seines Vaters am 5. Januar 1825 gefolgt war. Seine ersten Decrete betrafen die Milderung oder Aufhebung der Strafen derer, die wegen Theilnahme an der Revolution oder später an geheimen Verbindungen verurtheilt waren; den in's Aus-

land Entflohenen ward, mit Ausnahme der zum Tode Verurtheilten, die Rückkehr erlaubt. Andere Anordnungen bezweckten die Beförderung des Wohlstandes seiner Unterthanen. So ward das königliche Vorrecht der Fischerei am Posilippo, welche für die dortigen Bewohner sehr lästig war, aufgehoben. Der Minister Medici, der bis zu seinem Tode (den 25. Januar 1830) zu Madrid im Ministerium blieb, war auf das Eifrigste bemüht, der durch die Revolution entstandenen Finanznoth theils durch Anleihen, theils durch Maßregeln, welche dem Handel aufhalfen, zu steuern. Auch den höheren Interessen schenkte man Aufmerksamkeit. Die Aufgrabungen zu Pompeji wurden mit neuem Eifer fortgesetzt, eben so die in Pästum, Letztere besonders seit 1830. Noch durch die Oestreicher ward die von Murat begonnene neue Straße am Posilippo vollendet. Zur Organisation eines neuen Heeres wurden Irländer, Albanesen und Schweizer in Dienst genommen, Bildungsanstalten zur Erziehung von Offizieren errichtet. Räuberbanden, größtentheils aus aufgelösten alten Truppen bestehend, wurden verfolgt und ausgerottet. Was Sicilien betrifft, so ward seit 1824 die Dampfschifffahrt zwischen Palermo und Neapel errichtet, und im Innern der Bau von Chausseen mit Eifer begonnen. König Franz starb am 8. November 1830 nach der Rückkehr von einer Reise nach Madrid zur Vermählung seiner Tochter mit Ferdinand VII. Ein Jahr vor seinem Tode (am 27. April 1829) hatte er durch ein Hausgesetz bestimmt, daß die übrigen Kinder und Descendenten des Königs, so wie auch die nächsten Seitenverwandten, ohne die Einwilligung des Königs keine gültige Ehe schließen könnten. Ihm folgte sein Sohn Ferdinand II., dessen Mutter, Isabella, Karls IV. von Spanien Tochter gewesen war, geboren am 12. Januar 1810. Der Anfang

seiner Regierung verhieß eine bessere Wendung der öffentlichen Angelegenheiten. Es wurde eine Amnestie erlassen, den Verbannten die Rückkehr in Aussicht gestellt, Ersparnisse angeordnet, und die Pachtgelder der königlichen Monopolien gesteigert, um das Deficit zu decken. Ein Wechsel im Ministerium (der vom Volk gehaßte Premier- und Justiz-Minister Tommasi wurde entlassen, und der Herzog von Gualtieri trat an seine Stelle), die Absetzung unwürdiger Beamten, die Beseitigung der Jagdvorrechte, die Freiheit der Getreideausfuhr, die Reorganisation des Heeres und der Nationalgarde, waren Maßregeln, welche dem König eine allgemeine Popularität erwarben, zumal da er sich selbst über alle Mißbräuche im Lande zu unterrichten suchte. In Neapel wurde denn auch der materielle und moralische Zustand sichtbar besser, nur in Sicilien, wo Leopold, der Bruder des Königs, die Statthalterschaft führte, regten sich fortwährend die Bestrebungen, die Insel von Neapel unabhängig zu machen. Indessen fand auch in der Politik des Königs sehr bald ein Rückschritt zu den Prinzipien seiner Vorgänger statt. Der Clerus ward begünstigt, verlorene Rechte wurden ihm wieder eingeräumt, die Jesuiten hervorgezogen und reichlich ausgestattet. Nach Außen nahm der König entschieden Partei für die legitimistische Sache, verwahrte sich gegen die Aufhebung des Salischen Gesetzes (vermöge dessen dort, wo Bourbonen herrschten, keine weibliche Thronfolge stattfinden sollte) in Spanien, und unterstützte deshalb auch eifrig die Sache des Prätendenten Don Carlos. Zwar erschien, ungeachtet dieser politischen Wendung des Königs, die Lage in seinen beiden Ländern gesicherter, als unter der vorigen Regierung; aber wie wenig gesund die Zustände noch waren, bewiesen die Vorgänge beim Ausbruch der Cholera, welche im Jahre 1836 in Neapel und Si-

cilien zahllose Opfer wegraffte. Zeigte sich in Neapel das Volk unruhig und die Demoralisation im Wachsen, so ward Sicilien, in dessen Hauptstadt, Palermo, allein innerhalb sechs Wochen 26,000 Menschen starben, der Schauplatz einer furchtbaren Krisis. Das gemeine Volk glaubte in seinem Argwohn gegen Alles, was vom Festlande kam, die Kranken seien durch die Aerzte vergiftet. Wohlmeinende, aber übel ausgeführte Vorsichtsmaßregeln der Regierung brachten die Gährung endlich zum Ausbruch. Das Volk zu Palermo bemächtigte sich der Gewalt, und ein furchtbarer Aufstand, dem auch viele Schuldlose zum Opfer fielen, ergriff die Stadt. Noch bedeutungsvoller wurde der Aufruhr in der Stadt Catania, wo er unter Leitung des Marquis von San Giuliano einen politischen Charakter annahm, und wo als Losung schon die Losreißung der Insel von Neapel galt. Eben so kam es in Syrakus und anderen Orten zu blutigen Excessen. Um den Aufstand niederzudrücken, schickte die Regierung 3000 Mann Schweizertruppen unter dem General Sonnenberg und dem Polizei-Minister del Caretto nach Sicilien; diese beiden Männer hatten unbeschränkte Vollmacht. Da indeß die Wuth der Cholera, und in demselben Grade die Wuth des Volkes nachgelassen hatte, so zogen die königlichen Truppen ohne Widerstand in die aufrührerischen Städte ein. Es wurden Kriegsgerichte eingesetzt und zahlreiche Hinrichtungen vorgenommen; so in Palermo, Catania, Syrakus, wo zusammen 40 bis 50 Rädelsführer standrechtlich erschossen wurden, und an anderen Orten. Der König begab sich selbst nach der Insel, und benutzte den Anlaß, den Rest von Unabhängigkeit zu beseitigen. Ein Decret vom 31. October 1837 hob die selbstständige Verwaltung der Insel Sicilien auf, erklärte sie zur neapolitanischen Provinz, setzte für Neapel und Sicilien eine gemeinsame

Regierung ein, und bestimmte, daß fortan in beiden Ländern die öffentlichen Aemter ohne Berücksichtigung der Nationalität vergeben werden sollten. So war die Krisis im Inlande überwunden; aber es drohte alsbald schon eine Verwickelung mit dem Auslande. Die neapolitanische Regierung schloß im Jahre 1838 mit einer französischen Compagnie einen Vertrag, welcher auf eine jährliche Verminderung der reichlichen Production des Schwefels berechnet war; derselbe benachtheiligte indeß die Interessen des englischen Handels sehr fühlbar, und stand mit dem Handelsvertrage, der schon lange vorher mit Großbritannien abgeschlossen war, im Widerspruch. Gleichwohl wollte der König den Reclamationen, die von diesem Lande erhoben wurden, keine Folge geben. Da erschien eine englische Flotte an den Küsten Neapels, blockirte die Häfen, und zwang die Regierung, nachdem der Wohlstand des Landes unter der Feindseligkeit bedeutend gelitten hatte, den Vertrag mit der französischen Handelsgesellschaft aufzuheben (1840). Es wurde nun mit England ein neuer Vortrag geschlossen, der die Verhältnisse in einer Weise ordnete, welche den Interessen Neapels gut entsprach (1843). Wenn sich nun auch der König den auswärtigen constitutionellen Ländern in so fern zu nähern schien, als er eine seiner Schwestern dem Sohne des Königs Ludwig Philipp, dem Herzog von Aumale, zur Gemahlin gab, so trat doch in der inneren Politik keine entschiedene Wendung zum Constitutionalismus ein. Darum blieb auch der Gährungsstoff sowohl in Neapel wie in Sicilien stets unvermindert. Zwar scheiterte ein vom „jungen Italien" in Cosenza angeregter Aufruhr, und eben so die an der Küste von Calabrien versuchte Landung der Verschworenen unter dem Grafen Ricciotti und den beiden Brüdern Emilio und Ottilio Bandiera (Söhne des öst-

reichischen Admirals), und endete mit der Gefangennehmung und Erschießung dieser Häupter. Dagegen hatte schon um dieselbe Zeit die politische Bewegung, namentlich in der Presse des übrigen Italiens begonnen, und stieg zusehends seit der Regierung des Papstes Pius IX. (s. o.), durch die Anregung, die dieser dem Kirchenstaate vom Anfange seiner Regierung selber gab, und durch welche er die Geister entfesselte. Namentlich öffnete sich Sicilien den neuen Strömungen, und der große Congreß italienischer Gelehrten in Neapel (1845) war auch nicht ohne Wirkung geblieben. Die Reformen in Rom und Toscana steigerten nun auch in Sicilien die Gährung der Gemüther. Die Regierung suchte durch materielle Concessionen, besonders durch Steuererleichterungen, die Aufregung zu beschwichtigen, aber diese ließ sich nicht mehr hemmen. Eine Erhebung in Palermo wurde zwar noch vor dem Ausbruche entdeckt, dagegen kam es in Reggio zum offenen Aufstande, der sich auch alsbald nach Messina hinüber verbreite (1847); er wurde jedoch unterdrückt und durch viele Verfolgungen und blutige Executionen beendigt; ebenso der bald folgende Aufstand in Calabrien und in den Abruzzen. Jetzt entschloß sich der König zu einem milderen Regierungssysteme: einige zum Tode verurtheilte Chefs der Insurgenten würden begnadigt, der verhaßte Minister San Angelo, der Beichtvater Cocle und mehrere unwürdige Beamte entlassen. Aber die Gährung hatte bereits einen zu hohen Grad erlangt, wozu die Vorgänge im übrigen Italien nicht wenig beitrugen. Noch vor Ende des Jahres 1847 fanden in der Hauptstadt Neapel selbst unruhige Auftritte statt, die zu blutigen Conflicten, Verhaftungen und Verfolgungen führten. Trotzdem kamen die Dinge auf der Insel Sicilien bald zur Reife. Der Aufstand in Messina (am 6. und 7. Januar 1848) wurde zwar

scheinbar unterdrückt, aber der von Palermo (am 12. Januar) ward um so bedeutender. Die königlichen Truppen wurden aus der Stadt gedrängt, und diese kam in die Gewalt des Volkes, mit welchem der bald mit neuen Truppen aus Neapel angelangte Graf von Aquila (Bruder des Königs) vergebens unterhandelte. Da erschienen bereits am 18. Januar eine Reihe königlicher Decrete, in denen die Competenz der im Jahre 1814 für Neapel und Sicilien eingesetzten Consulten erweitert, liberale Veränderungen in der Gemeinde- und Provinzial-Verwaltung in Aussicht gestellt, den Sicilianern getrennte Verwaltung und getrennte Rechtspflege zugesichert, die im Jahre 1846 der Insel verheißenen Rechte einer nationalen Regierung wieder hergestellt, eine Amnestie und einige Milderungen in den Preßgesetzen versprochen wurden. Es gelang indeß nicht, die Insel zu beruhigen, eben so wenig wie durch das heftige Bombardement von Palermo; der Aufstand griff immer weiter um sich, und die Regierung verlor die Hoffnung, ihn mit Hülfe ihrer Soldaten zu bemeistern. Eine provisorische Regierung hatte sich gebildet, welche jetzt alle Concessionen des Königs ablehnte, die Berufung eines Parlaments und die Wiederherstellung der Verfassung von 1812 verlangte. — Es war kein Wunder, daß diese Gestaltung der Dinge auch auf Neapel ihre Wirkung ausübte. Eine große Volksdemonstration (am 27. Januar 1848), deren Losung die „Constitution“ war, veranlaßte den König, von Gewaltmaßregeln abzustehen und Concessionen zu machen. Das Decret vom 29. Januar setzte eine constitutionelle Regierung mit zwei Kammern, Freiheit der Presse, Verantwortlichkeit der Minister und allgemeine Organisation der Nationalgarde fest. Der verhaßte Polizeiminister del Carretto wurde entlassen und ein liberales Ministerium unter der Präsidentschaft des Herzogs von

Serracapriola gebildet. Somit war die Ruhe zwar in Neapel hergestellt, wo man diese Concessionen des Königs mit Jubel begrüßte; dagegen aber sprach sich in Sicilien immer bestimmter das Bestreben aus, die Insel von der Herrschaft des Königs von Neapel gänzlich loszureißen. Nachdem die königlichen Truppen daselbst noch immer nicht gesiegt hatten, und alle Anerbietungen der rechtmäßigen Regierung von der provisorischen Regierung abgelehnt waren, erklärte diese (am 3. Februar), daß Sicilien die Waffen nicht eher niederlegen würde, bis das zu Palermo gebildete allgemeine Parlament die Constitution, welche dieses Land nie aufgehört habe zu besitzen, gänzlich zeitgemäß eingerichtet haben werde. Jetzt befand sich übrigens bereits die ganze Insel im Aufstande, und der König wandte sich an die auswärtigen Mächte, um ihre Vermittelung zu erlangen, während er den Sicilianern noch weitere Concessionen machte. Er ernannte nämlich den beliebten Ruggiero Settimo zum General-Statthalter, gab ihm ein eigenes Ministerium bei, und ließ das sicilianische Parlament zum 25. März nach Palermo einberufen. Aber weder Dieses noch die unterdeß eingetretene Vermittelung Englands war von gewünschtem Erfolg. Die Sicilianer beharrten auf ihrer Forderung einer rechtmäßigen Trennung der Verwaltung, und da dieselbe von der neapolitanischen Regierung nicht gewährt wurde, erfolgte der gänzliche Bruch. Das neu zusammentretende Parlament faßte den Beschluß, daß Ferdinand von Bourbon aufgehört habe, König von Sicilien zu sein, und daß er und seine Dynastie für immer der Krone Siciliens verlustig wären! — Was half es, daß in Neapel die dortige neue Constitution unter großen Feierlichkeiten verkündet (am 10. Februar), und durch Volksfeste verherrlicht worden war! Die Verhältnisse in Sicilien, mehr noch

die Maßnahmen Oestreichs in Ober-Italien bereiteten dem König von Neapel keine geringen Verlegenheiten. In seiner Hauptstadt erfolgten verschiedene Demonstrationen gegen Oestreich, und sogar Angriffe auf das Gesandtschafts-Hotel, in Folge deren der Gesandte Fürst Schwarzenberg Neapel verließ (am 28. März). Der schon so weit ausgebreitete Aufstand in der Lombardei, so wie die Kriegserklärung des Königs von Sardinien, bedingten nothwendig auch einen Anschluß Neapels an die kriegerischen Bewegungen gegen Oestreich. Mittlerweile war aber die Zeit herangerückt, wo das neue neapolitanische Parlament zusammentreten sollte. Als die Deputirten in Neapel eingetroffen waren, entstand zwischen ihnen und dem König eine Meinungsverschiedenheit hinsichtlich des Eides auf die neue Constitution vom 10. Februar. Der König verlangte einen unbedingten Eid, wogegen die Deputirten einen solchen nicht schwören wollten, weil sie noch Abänderungen der Constitution begehren wollten. Wegen dieser Differenz kam es zu tumultuarischen Scenen; die Nationalgarde schloß sich den Deputirten an, und es wurden Barrikaden gebaut. Der König, der auf Alles wohl vorbereitet und gerüstet war, um mit Hülfe seiner Schweizertruppen und der fanatisirten Lazzaroni die Bewegung mit Waffengewalt zu ersticken (am 15. Mai). Die Anzahl der Todten war beträchtlich, und die Hauptstadt wurde noch außerdem der Schauplatz von Ausschweifungen und Plünderungen des königlich gesinnten Pöbels. Die Deputirten, denen der König die unerwiesene Beschuldigung machte, daß sie seine Absetzung aussprechen wollten und Zuzüge vom Lande vorbereitet hätten, entflohen. Ferdinand II. erließ nun zwar einen Aufruf (am 24. Mai), in welchem er versprach, die Verfassung aufrecht zu erhalten, und berief auch ein neues Parlament; allein die al-

gemeine Muthmaßung, daß dies der Anfang einer Reaction im Sinne der alten Ordnung der Dinge sei, wurde nicht lange nachher durch die wirklichen Ereignisse bestätigt. Die folgenden Aufstände an verschiedenen Orten des Landes wurden glücklich von der Regierung überwältigt, hauptsächlich aber, weil um diese Zeit die Dinge in Ober-Italien bereits einen Umschwung genommen hatten. Darum konnte der König von Neapel sich auch bald mit besserem Glück gegen Sicilien wenden. Hier war man unterdessen in den Tendenzen einer Trennung der Insel vom Regiment des Festlandes weiter vorgeschritten, und hatte sogar den Herzog von Genua (zweiten Sohn des Königs Karl Albert von Sardinien) zum König von Sicilien gewählt, — welche Würde freilich der Herzog ablehnte. König Ferdinand, der, wie erwähnt, in Neapel bereits freie Hand hatte, und seine Truppen durch die nach Ober-Italien abgesandten und nun zurückgekehrten verstärken konnten, schickte nun eine Expedition nach Sicilien. Diese wandte sich zuerst gegen Messina, welche Stadt, nach mehrtägigem heftigem Kampfe, eingenommen wurde (September 1848); weil aber England und Frankreich noch immer zu vermitteln suchten, wurde ein Waffenstillstand geschlossen. Als nun die Friedensverhandlungen sich bis Ende März 1849 vergeblich in die Länge gezogen hatten, wurde der Waffenstillstand gekündigt, und der bekannte polnische Insurgenten-Führer Mieroslawski wurde von den Sicilianern zum Generalissimus erwählt. Aber das Glück war auf Seiten des Königs, der endlich den Kampf mit überlegener Macht wieder aufnahm. Bald fiel Catania, Syrakus und zuletzt auch die Hauptstadt Palermo (23. April 1849), worauf die ganze Insel in wenigen Wochen unterworfen und gänzlich wie ein erobertes Land behandelt wurde. Von allen Zusagen, die der König früher

den Sicilianern gemacht hatte, war natürlich jetzt keine Rede mehr, und dies um so weniger, als sich in Neapel, wie oben erwähnt, bereits die Rückkehr zu den alten Zuständen und die gänzliche Beseitigung der Verfassung vorbereitete. In der That wurde hier bald ein neues, strenges Preßgesetz erlassen, und die alten Maximen, so wie die alten Persönlichkeiten — auch die Jesuiten kehrten zurück — herrschten im Lande wieder, noch vor dem Ausgange des Jahres 1849. — Es ist in der Geschichte des Kirchenstaates mitgetheilt, daß der Papst Pius IX. nach seiner Flucht aus Rom seinen Sitz in Gaeta nahm; hierdurch wurde das neapolitanische Gebiet auf lange Zeit zum Sitz der Kirchenregierung. Zur Wiederherstellung der letzteren in der Hauptstadt Rom selbst hatte, zur Ueberwältigung der Insurgenten, auch der König von Neapel Hülfstruppen abgesandt; wiewohl diese gegen den Führer der Römer, den bekannten Garribaldi, keine Lorbeeren erfochten, erhielt doch Ferdinand II. vom Papste zum Danke den Titel „Rex piissimus" und das Recht des Einspruches bei der Wahl eines Papstes, welches bis dahin nur den katholischen Großmächten Europa's verliehen war. Daß Sicilien aber noch immer nicht beruhigt war, bewies ein neuer Aufstand zu Palermo (im Januar 1850), der freilich schnell unterdrückt und mit der Erschießung der Führer beendigt wurde. Daß auch auf der Insel die alten Zustände, wie in Neapel, wieder hervorgezogen wurden, braucht kaum erwähnt zu werden. Im letzteren Lande besonders wurden die Spuren der schrecklichen Ereignisse planmäßig verwischt, und als traurige Erbschaft derselben blieben nur die politischen Prozesse, welche seit dem Jahre 1850 die öffentlichen Angelegenheiten Neapels bilden! Ein neuerer Historiker sagt hierüber: In die Untersuchung wegen der Begebenheiten am 15. Mai 1848 wurden

eine Menge der angesehensten Personen, besonders eine Reihe von Mitgliedern der liberalen Ministerien (Poerio, Scialoja, Dragonetti und Andere) verwickelt, und in der Prozeßführung unverkennbare Unregelmäßigkeiten begangen, welche das ganze Verfahren als eine mit gerichtlichen Formen umkleidete Rache gegen mißliebige Personen erscheinen ließ. Die Behandlung der Gefangenen, Angeklagten, die Beschaffenheit der Kerker, hauptsächlich aber das Prozeßverfahren selbst, die Beschaffenheit der Zeugen und Beweise erregten auch weithin im Auslande das größte Aufsehen. Die Sache erhielt eine officielle Bedeutung seit ein conservativer britischer Staatsmann, Gladstone, Alles, was er in Neapel gesehen und gehört, in einer brieflichen Darstellung an die Oeffentlichkeit brachte (1851), und Lord Palmerston, (der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, jetzt Premier-Minister) diese Schilderung auf diplomatischem Wege an die europäischen Höfe gelangen ließ. Es entspann sich darüber ein gereizter Notenwechsel. Die neapolitanische Regierung versuchte eine officielle Widerlegung, verwahrte sich zugleich gegen das Verfahren Palmerstons (der die Antwort keineswegs schuldig blieb), und berief sich auf das vom Völkerrechte auferlegte Gebot, daß kein Staat sich in die inneren Angelegenheiten eines andern Staates zu mischen habe (das Recht der Nicht-Intervention). Noch immer hörten auch die Symptome der Unzufriedenheit des neapolitanischen und sicilischen Volkes nicht auf, und erhielten größere Bedeutung seit Napoleon III. Kaiser von Frankreich wurde, da sich in Neapel auch eine Partei Murat zu regen begann. Als im Jahre 1854 der Kampf der Westmächte gegen Rußland ausbrach, erklärte sich Ferdinand II. für neutral, erregte aber durch die Art und Weise, wie er diese Neutralität geltend machte, daß Mißfallen

und die Gegenvorstellung Englands und Frankreichs. Da sich seitdem jene erwähnten Symptome noch mehr verstärkten, neue Verfolgungen eintraten, und die Strafen gegen die seit 1849 und 1850 Eingekerkerten auf eine Weise gehandhabt wurden, welche bereits in ganz Europa eine Eintrüstung gegen den König von Neapel erzeugt hatten, — so ließen England und Frankreich demselben energische Noten überreichen. Der König wies dieselben in einer solchen Sprache zurück, daß gegenwärtig jene Mächte gemeinschaftlich eine Flotte nach dem Golf von Neapel senden, um den Eigensinnigen zu einer milderen Herrschaft zu bewegen! —

Mit Bezug auf die oben nur mit kurzen Worten erwähnte Sicilianische Vesper können wir nicht umhin, hier noch ein ausführlicheres Gemälde derselben, nach der Angabe eines Geschichtschreibers mitzutheilen:

Die Insel Sicilien, eines der fruchtbarsten Länder Europa's, stand im zwölften und in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts unter der Regierung des Schwäbisch-Hohenstaufischen Hauses. Einige Fürsten aus diesem berühmten Kaisergeschlechte, aufgeklärter und gebildeter als der größte Theil ihrer Zeitgenossen, hatten den ungleichen Kampf mit der römischen Hierarchie unternommen; aber ihre Waffen waren zu ohnmächtig wider diesen Koloß, der ganz Europa in Ketten hielt. Sie unterlagen, und die Rache ihres unversöhnlichen Feindes konnte nur durch den Untergang des ganzen unglücklichen Hauses, welches sich wider seine Allmacht aufzulehnen gewagt hatte, gesättigt werden. Conradin, der letzte männliche Sprößling des verhaßten Geschlechts, verlor auf dem Blutgerüste sein jugendliches Leben. Er starb als ein Opfer der grausamen Politik einer Nation, die sich von je her, bei so mancher liebenswürdigen

Eigenschaft, durch barbarische Grausamkeit geschändet hat. Deutschland that nichts, seinen unglücklichen Sohn (er war zwar in Neapel geboren, doch durch seine Abkunft ein Deutscher) zu rächen; aber das Schicksal selbst übernahm die Blutrache des unschuldig Ermordeten.

Karl von Anjou, Bruder des heiligen Ludwigs von Frankreich, war des enthaupteten Jünglings Mörder, und beherrschte damals als König Neapel und Sicilien, das Erbe Conradins, dessen er sich durch Waffengewalt, unterstützt durch den Papst und andere italienische Fürsten, bemächtigt hatte. Die unersättliche Eroberungssucht des neuen Monarchen, obgleich er sich schon zum mächtigsten Regenten Italiens emporgeschwungen hatte, dürstete dennoch stets nach neuer Machtvergrößerung, und erregte dadurch bald die Eifersucht und die Besorgniß der übrigen italienischen Staaten. Sie fürchteten, früh oder spät das Opfer seiner Uebermacht zu werden, und selbst die, welche ihn einst bei seinem Kampfe wider die Hohenstaufen begünstigt hatten, wurden jetzt seine öffentlichen oder heimlichen Feinde. Noch weniger günstig für ihn war die Stimmung seiner neuen Unterthanen. Ganze Schaaren französischer Abenteurer waren dem Könige gefolgt, und zur Dankbarkeit, daß sie ihm bei der Eroberung jener Länder ihr Schwert geliehen hatten, wurden die Bewohner derselben ihren Bedrückungen preisgegeben. Alle Provinzen des Reichs waren von diesen Ausländern überschwemmt, welche sich durch Uebermuth und Raubsucht, und vorzüglich durch ein zügelloses Betragen gegen das weibliche Geschlecht allgemein verhaßt machten. Die neue Regierung war verabscheut. Viele wünschten die alten glücklichen Zeiten der Hohenstaufen zurück.

Mehr noch als in Neapel, äußerte sich die Unzufriedenheit des Volks mit der französischen Herrschaft

in Sicilien. Dieses Land ward durch Statthalter regiert, und da König Karl selten oder nie dahin kam, so war es ganz der Willkür seiner Stellvertreter und ihrer Untergebenen und Anhänger überlassen. Es war mit den drückendsten Auflagen belastet. Die alten Rechte und Freiheiten der Städte wurden nicht geachtet. Nur Franzosen erhielten geistliche Pfründen und weltliche Aemter. Fast alle Familien wurden unter dem Vorwande, heimliche Anhänger des Hohenstaufenschen Hauses zu sein, gedrückt und verfolgt. Kein Vater durfte seine Tochter verheirathen ohne besondere Erlaubniß; und diese ward den Reichen gewöhnlich nur dann ertheilt, wenn der Bräutigam ein Franzose war. Die Mißhandlungen des weiblichen Geschlechts gingen so weit, daß mancher Statthalter in den Provinzen sich sogar nicht scheute, Verlobten ihre Bräute vorzuenthalten, um selbst den ersten Genuß zu rauben.

Leicht vorher zu sehen sind die Wirkungen eines so despotischen und ungerechten Verfahrens. Die Einwohner, durch die glühende Sonne ihres Himmelsstrichs zu den heftigsten Ausbrüchen der Leidenschaften gereizt, trugen mit dem höchsten Unwillen das eiserne Joch ihrer Unterdrücker, und wüthende Erbitterung brütete in ihrer Brust. Eine Gesandtschaft aus ihrer Mitte ging nach Neapel ab, um dem Könige die gerechten Beschwerden einer ganzen mißhandelten Nation vorzutragen. Sie fand Gehör, und an den Oberstatthalter von Sicilien, Herbert von Aureillon, erging Befehl: die Klagen des Volkes zu untersuchen, und die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen und zu bestrafen. Aber dieser Befehl blieb unbefolgt, und vermehrte nur noch den Uebermuth der Franzosen. Nach diesem fruchtlosen Versuche, ihren traurigen Zustand zu verbessern, sandten die Sicilianer zwei Abgeordnete, den Bischof Bartholomäus Patti und

den berühmten Dominicaner Johann Marino, an den Papst, als Oberlehnsherrn des Landes, um bei ihm Schutz und Erleichterung zu suchen. Als der König Nachricht von diesem Schritte seiner sicilianischen Unterthanen erhielt, ward er äußerst entrüstet darüber, und ließ die Abgesandten in den Kerker werfen, worin auch der Mönch sein Leben beschloß.

Keiner von Allen empfand das harte Schicksal seines Vaterlandes tiefer und schmerzlicher, als Johann von Procida; aber er ergoß seine Gefühle nicht in feigen und fruchtlosen Klagen, die dem Manne nicht ziemen, sondern in seinem großen Geiste entwickelte sich der erhabene Gedanke, Retter und Rächer seiner unterdrückten Landsleute zu werden. Dieser edle Sicilianer, von Salerno gebürtig, Besitzer der kleinen Insel Procida bei Sicilien und anderer Güter, einer der größten Männer seines Vaterlandes, war mit Talenten jeder Art ausgestattet, und hatte sich, nach damaliger Sitte, vorzüglich in der Arzneikunde Erfahrung erworben, ohne jedoch ausübender Arzt zu sein. Schon Kaiser Friedrich II., dieser Kenner und Beschützer guter und gebildeter Köpfe, hatte ihn sehr geschätzt. Nach Friedrichs Tode diente er dessen natürlichem Sohne Manfred, und trat endlich auch auf die Seite des unglücklichen Conradin. Ein so treuer Anhänger der Hohenstaufen konnte unmöglich ein Freund der Franzosen sein. Die Folgen seiner politischen Grundsätze waren; daß ihn König Karl von seinem Hoflager, wo er sich anfangs aufhielt, verwies, daß seine meisten Güter eingezogen wurden, und daß man sogar, wie einige Schriftsteller versichern, um ihn jede Kränkung erdulden zu lassen, seine Gattin mißhandelte.

Procida stand in großen und weitläuftigen Verbindungen in seinem Vaterlande. Er kannte den durch alle Klassen seiner Landsleute verbreiteten Abscheu

wider die französische Regierung, und theilte einigen seiner vertrautesten Freunde seine geheimen Pläne zur Befreiung Siciliens mit. Sie wurden mit Wärme aufgenommen von Männern, welche gleich ihm das Vaterland liebten, und die Fesseln desselben zu zerbrechen wünschten. Er verließ hierauf Sicilien, und begab sich an den Hof der Königin Constantia, Gattin König Pedro's III. von Arragonien, welche eine Tochter Manfreds und, nebst ihrer zu Neapel verhafteten Schwester Bianka, die einzige noch lebende Abkömmlingin des Hohenstaufenschen Geschlechts war. Pedro und Constantia nahmen den treuen Freund ihres Hauses mit ausgezeichneter Huld auf. Er erhielt beträchtliche Güter im Königreiche Valencia, dem Paradiese Spaniens, und ward mit Würden und Ehrenstellen überhäuft. Dankbarkeit befestigte seinen geheimen Entschluß, sein Vaterland den Franzosen zu entreißen, und das arragonische Königspaar in den Besitz einer Krone zu setzen, deren sich Karl von Anjou mit Unrecht bemächtigt hatte. Trotz aller Kühnheit seines unternehmenden Geistes sah er jedoch bald ein, daß dieser Entschluß in Rücksicht Neapels nicht ausführbar sein würde, weil dort der Einfluß und das Ansehen König Karls wegen seiner Nähe größer waren. Desto eher aber glaubte er ihn in Sicilien ausführen zu können, wo der Haß wider die Ausländer heftiger und der Anhang der Hohenstaufen zahlreicher war.

Stets von der Vorstellung seines großen Entwurfs umschwebt und zu Thaten angefeuert, verließ er Spanien wieder, und begab sich insgeheim nach Malta, und von dort in verstellter Kleidung nach Sicilien, wo er während seiner Abwesenheit seine geheimen Verbindungen unterhalten hatte. Freudig empfingen den Wiederkehrenden seine Freunde wie ihren Erretter, und berathschlagten mit ihm über die zweckmäßig-

sten Mittel zur Befreiung des Vaterlandes. Daß es Tollkühnheit sein würde, ohne den Beistand auswärtiger Fürsten, sich mit einem so mächtigen Monarchen, als Karl war, in offenen Kampf einzulassen, darüber waren leicht alle einverstanden. Sie beschlossen daher, bei dem Papste, dem griechischen Kaiser und dem Könige von Arragon, als den Mächten, von welchen sich am wahrscheinlichsten Beförderung ihrer Pläne hoffen ließ, Beistand und Unterstützung zu suchen. Johann von Procida übernahm das Geschäft, die erwähnten Fürsten mit dem Vorhaben der Verschwornen bekannt zu machen, und sie für ihr Interesse zu gewinnen.

Zuerst ging er als Barfüßlermönch nach Rom, und es glückte ihm, von dem damaligen Papste Nicolaus III., aus dem Geschlechte der Ursini, welchen Familienzwiste und andere Streitigkeiten zu Karls Feinde machten, das Versprechen zu erhalten, daß er den König von Arragon mit Sicilien belehnen wolle, wenn es den Verschwornen gelänge, die Franzosen zu vertreiben.

Von Rom setzte Procida, in eben der Verkleidung, seine Reise nach Constantinopel fort. Unter allen europäischen Regenten hatte Michael Paläologus, damaliger Beherrscher des griechischen Reiches, die wichtigsten Gründe, Karls Machtverringerung zu wünschen. Der Letztere, aufgereizt durch seine Vergrößerungssucht und durch die dringenden Vorstellungen seines Verwandten Philipp, eines Sohnes des letzten, durch Michael vertriebenen abendländischen Kaisers Balduin von Constantinopel, war längst schon entschlossen, eine ähnliche Unternehmung gegen das griechische Reich zu wagen, als die war, welche seine Landsleute zu Anfange des Jahrhunderts in Verbindung mit den Venetianern ausführten, und die sich mit der Eroberung Constantino-

pels endigte. Schon war er mit den Rüstungen dazu auf das Eifrigste beschäftigt, eine ansehnliche Kriegsmacht war bereits versammelt und nahe die Zeit der Ausführung. Was Wunder also, daß Michael die Anträge Procida's mit dem größten Beifall anhörte, und gleich bereit war, ein Unternehmen, wodurch das über seinem Haupte schwebende Ungewitter abgewendet werden konnte, mit ansehnlichen Geldbeiträgen zu unterstützen.

Nach so glücklich beendigten Geschäften kehrte Procida wieder an das arragonische Hoflager zurück, eröffnete jetzt dem Beherrscher Arragoniens die Wünsche der Sicilianer und die Versprechungen des Papstes und des griechischen Kaisers, und forderte ihn auf, zur Eroberung der Krone Siciliens die Waffen zu ergreifen. Pedro, vielleicht weil ihm der Kampf mit einem so mächtigen und kriegerischen Fürsten, wie Karl war, zu gewagt schien, äußerte anfangs Bedenklichkeiten. Aber Procida's wiederholte Vorstellungen, die verführerische Aussicht auf Vergrößerung, welche selten, selbst auf das ruhigste Gemüth, ihre Wirkung verfehlt, und die Bitten seiner Gattin Constantia, die ihn beschwor: Rächer ihres Vaters und ihres unglücklichen Vetters zu werden, und den Todfeinden ihres Hauses Sicilien zu entreißen! — so viel mächtige Bewegungsgründe bestimmten ihn endlich, seine Einwilligung zu geben.

Die Klugheit erforderte indeß, eine so wichtige Angelegenheit unter dem Schleier des Geheimnisses zu verbergen, und sie besonders vor Karl so lange als möglich verborgen zu halten, um ihn nicht zu früh in die Waffen zu bringen. Pedro ließ daher allgemein verbreiten, daß er einen Kriegszug gegen Tunis unternehmen wolle, um den heiligen Ludwig an den Ungläubigen zu rächen. Dieses fromme Vorgeben fand überall Glauben und Beifall, und Pedro erhielt

zu seinen Rüstungen nicht nur von dem griechischen Kaiser, sondern auch von dem Könige von Frankreich, Philipp, dem Sohne und Nachfolger des heiligen Ludwig, und sogar vom Könige Karl selbst, Geldbeiträge und Unterstützung. So wenig ahnte der Letztere die wahren Absichten des schlauen Arragonesers und die verderblichen Anschläge Procida's und seiner Verbündeten.

Mehrere Jahre verflossen unter jenen Verhandlungen zur Befreiung Siciliens, und immer noch waren Procida's Entwürfe nicht zur Ausführung gereift: da ereignete sich dort die außerordentliche Begebenheit, welche unerwartet der Herrschaft der Franzosen über diese Insel fast in einem Augenblicke ein Ende voll Blut und Schrecken machte. Die Franzosen hatten nicht aufgehört, die unglücklichen Einwohner gleich orientalischen Despoten zu behandeln. Ohne auf Billigkeit und Gesetze zu achten, übten sie nur das Recht des Stärkern aus, folgten der Stimme ihrer Begierden, und jeder, vom Oberstatthalter bis zum gemeinsten Krieger herab, erlaubte sich alle Arten von Mißhandlungen. Die Geschichtschreiber haben verschiedene, kaum glaubliche Thatsachen von den Ausbrüchen ihrer Zügellosigkeit aufgezeichnet. So soll Ludolf, Befehlshaber von Monone, jede Woche ein junges Mädchen zu seiner Wollust genommen haben, und Faramund von Artois, Statthalter von Noto, ließ alle junge Frauenzimmer zu seinem Genusse aufheben. Gewaltthaten wie diese, und eine so freche Verspottung der heiligsten Menschenrechte, hätten endlich selbst den verworfensten Sklaven empört, und den letzten Faden seiner Geduld zerrissen. In den Gemüthern der gemißhandelten Insulaner trieben sie die Erbitterung wider ihre Unterdrücker auf den höchsten Grad, und die Anhänger Procida's und der Hohenstaufen säumten nicht, die verborgene Gluth durch

unaufhörliche Anreizungen zur hochlodernden Flamme anzublasen. Nur noch ein kleiner Stoß, und die schrecklichste Explosion war unvermeidlich.

Den Franzosen, so groß auch die Sicherheit war, in welche sie das Vertrauen auf ihre Uebermacht gewiegt hatte, entging doch die gefährliche Stimmung des Volkes nicht ganz. Jean de St. Remi, Statthalter von Palermo, einer von den Befehlshabern, welche ihren Untergebenen die größten Ausschweifungen gestatteten, untersagte deshalb den Einwohnern Palermo's den Gebrauch und das Tragen aller Arten von Waffen, um die Ausbrüche ihrer Wuth unschädlich zu machen, und gebot seinen Kriegsleuten, genau über die Befolgung dieses Befehls zu wachen. Der Kurzsichtige wähnte nicht, daß eben das Mittel, wodurch er sich und den Theilnehmern seiner Tyrannei die größte Sicherheit zu verschaffen glaubte, gerade das Gegentheil bewirken und die Veranlassung zu seinem Verderben geben würde, indem es Palermo zur Wiege einer Revolution machte, als deren erste Opfer er und seine Landsleute fielen.

Es war uralte Volkssitte bei den Palermitanern, an hohen Festtagen mit Schwert nnd Lanze gerüstet zur Kirche zu gehen, und sich so bewaffnet nach dem Gottesdienste auf der Ebene vor der Stadt zu ergötzen, bis das Läuten zur Vesper sie abermals zur Andacht rief. Alte, von den Vorfahren ererbte Gewohnheiten und Gebräuche sind jedem Volke ehrwürdig. Jede Verletzung derselben ist gefährlich, und reißt oft zur schrecklichsten Wuth und Rache hin. Deshalb kränkte auch keine andere Beschränkung ihrer natürlichen Freiheit, keine Gewaltthätigkeit ihrer Tyrannen die Palermitaner so schmerzlich, als das Verbot, Waffen zu tragen; und die unverschämte Art, mit der die französischen Kriegsleute die erhaltenen Befehle vollzogen, vermehrte noch ihre Erbitterung.

Jetzt kam das Osterfest heran. Am Ostermontage, den 30. März 1282, wallfahrteten die Palermitaner, wie gewöhnlich an diesen heiligen Tagen, in zahlreichen Schaaren nach Montereale, eine Stunde von der Stadt, um dort in der Kirche zum heiligen Geiste die Vesper zu hören. Der große Volkszulauf und die erwähnte Volkssitte, welche den Franzosen bekannt war, veranlaßten eine strengere Durchsuchung nach verborgenen Waffen, als sonst gewöhnlich war, und die Kriegsleute erlaubten sich dabei manchen Unfug und beleidigenden Frevel. Auf einmal erhebt sich ein schreckliches Getümmel. Drouhet, ein junger muthwilliger Franzose, hat unter den hinausströmenden Volksgruppen eine schöne junge Frau bemerkt, ist auf sie zugesprungen, und hat sie unter dem Vorwande, nach verborgenen Waffen bei ihr zu suchen, durch unanständige Griffe mißhandelt. Die Beleidigte, Tochter eines angesehenen Bürgers von Palermo, Namens Maestro Angelo, und einigen Nachrichten zufolge eine verlobte Braut, schreit laut auf, und ihr Gefolge thut ein Gleiches. Das Geschrei zieht den Vater und den Bräutigam der Gemißhandelten herbei, und der Erstere, als er den Vorfall erfährt, ruft, von plötzlicher Wuth ergriffen, mit lauter Stimme: Nieder mit dem Buben, der meine Tochter mißhandelte! Da stürzt aus dem dichten Haufen des herandrängenden Volks ein kühner sicilianischer Jüngling hervor, wirft sich auf Drouhet, entreißt ihm sein Schwert, und durchbohrt den Unglücklichen, der seinen üppigen Muthwillen mit dem Leben bezahlt.

Diese rasche That ist die Losung zu einem allgemeinen Aufstande. Wuth und Mordlust theilen sich reißendschnell allen anwesenden Sicilianern mit. Plötzlich blinken tausend verborgene Dolche. Der Aufruhr ergreift ganz Palermo wie sturmerregte Meeres-

fluth. Die letzte Stunde seiner Tyrannen ist gekommen. „Schlagt zu! Schlagt die Franzosen todt!" ist das allgemeine Feldgeschrei der wüthenden Menge. Ein entsetzliches Schauspiel hebt an. Mit Waffen, wie sie Jedem der Zufall zuerst in die Hände giebt, mit Knütteln, Messern, Steinen, Dolchen, Schwertern und Lanzen, schlagen, stoßen und hauen sie ihre Feinde zu Boden. Man läßt den letztern keine Zeit, sich zu sammeln und zu ordnen. Weder Alter noch Geschlecht wird verschont. Jeder Franzose, den sein Unstern den Rasenden entgegenführt, fällt als ein Schlachtopfer der Rache. Weder das Wimmern der Wehrlosen im Erbarmen, noch das Anerbieten reicher Lösegelder retten von dem gewissen Tode, und das schon vergossene Blut reizt den Durst nach mehrerem. Die ganze Stadt ist ein Schauplatz des Mordens, der Barbarei und Gräuelscenen aller Art. Die Unglücklichen, welche sich in Keller und Winkel verkrochen haben, werden aus ihren Schlupfwinkeln hervorgezogen und niedergehauen. Ja selbst der eigenen Töchter und Schwestern, welche von den Franzosen schwanger sind, schont die wilde Volkswuth nicht. Man schneidet ihnen den Leib auf, reißt ihnen die Frucht heraus und zerschmettert diese gegen die Mauern. Allgemein verbreitet durch alle Klassen der Einwohner war der blutige Wahnsinn. Sogar die Mönche brachen aus ihren geheiligten Kerkern hervor, reizten die erbitzten Gemüther ihrer Landsleute noch mehr, und wütheten und mordeten selbst.

Der Statthalter St. Remi, der Urheber dieser Gräuel, flüchtete in das Kastel. Aber es ward erstürmt, und als er hierauf in verstellter Kleidung entfliehen wollte, ward er von seinen Verfolgern erkannt, und mußte das tragische Schicksal seiner Landsleute theilen.

Nach zwei Stunden lebte kein Franzose mehr in

Palermo. So schrecklich rächten die erbitterten Bewöhner dieser Stadt die von ihnen erduldeten Frevel. Ein alter sicilischer Geschichtsschreiber erzählt: daß noch zu seiner Zeit auf dem Kirchhofe St. Cosmus und Damian große Haufen von den Gebeinen der erschlagenen Franzosen gelegen hätten, an welchen noch die Spuren der erhaltenen gräßlichen Wunden sichtbar gewesen wäre.

Der plötzliche Ausbruch dieses Blutbades wie durch Verabredung; die schnelle Verbreitung des Aufstandes über die ganze Insel; und die nachfolgenden ähnlichen Mordscenen in mehreren anderen Städten haben wahrscheinlich die gewöhnliche Behauptung der Schriftsteller veranlaßt: daß sie ein vorher beschlossenes Werk Procida's und seiner Anhänger gewesen, daß das Läuten zur Vesper die Losung dazu gegeben habe, und daß die Explosion durch die ganze Insel an dem nämlichen Tage zur Vesperstunde erfolgt sei. Diese Darstellung jener merkwürdigen Begebenheit ist jedoch falsch. Es finden sich keine Beweise von einer unmittelbaren Einmischung Procida's und seines Anhanges bei dem Aufstande; die Tageszeit, wo er in Palermo geschah, war bloß zufällig, und die Nachrichten der besten Geschichtsschreiber beweisen, daß die Ermordung der Franzosen in den übrigen Städten Siciliens an verschiedenen Tagen vorfiel.

Nach vollendeter Blutrache in Palermo rief das Volk, in der Freude, seine Fesseln zersprengt zu haben: „Freiheit!" und wählte den Vater des durch Drouhet beleidigten Frauenzimmers zu seinem Anführer.

Noch an eben dem Tage ergriff der Geist des Aufruhrs alle zunächst um Palermo liegenden kleineren Städte. Auch hier wurden alle Franzosen ermordet und verjagt. Den folgenden Tag fielen ähnliche Auftritte in verschiedenen anderen Städten vor. Ueberall

sah man die schauderhaften Scenen der Hauptstadt erneuert, und gleiche Ausbrüche der unversöhnlichsten Wuth. Bourdac, der Befehlshaber von Marsalo, hatte noch kurz zuvor, ehe er als ein Opfer der Volksrache fiel, den Befehl gegeben: daß jeder Einwohner sein Gold und Silber in den königlichen Schatz abliefern sollte. Zwei Tage nach dem Blutbade in Palermo wurden in Girgenti und Leucate die Franzosen erwürgt. Den folgenden Tag erstach Giovanni von Torella den Statthalter von St. Giovanni, Louis von Montpellier, der seine Frau entführt hatte. Noch lebend ward der Unglückliche vor den Fenstern seiner Wohnung gehenkt, und als das Volk ihn sah, fiel es über seine Landsleute her, und erschlug alle, deren es sich bemächtigen konnte.

Am 4. des Ostermonats erhob sich zu Catania der Sturm des Aufruhrs, und ein ähnlicher Vorfall, wie der zu Palermo, war auch hier die Veranlassung desselben. Jean Viglemade, ein junger, wegen seines unanständigen Betragens gegen das weibliche Geschlecht berüchtigter Franzose, wollte einer jungen Frau, Namens Julie Villanelli, mit Gewalt einen Kuß rauben. Ihr Mann, welcher in eben dem Augenblick in's Zimmer tritt, widersetzt sich dem Unenthaltsamen und wird erstochen. Julie aber entspringt indeß, läuft durch die Straßen und ruft das Volk zur Rache auf. Alles greift zu den Waffen. Ein schreckliches Blutbad beginnt. Und damit ja keiner der verhaßten Ausländer dem Tode entrinnen möge, lassen die wüthenden Catanienser einen Jeden, der ihnen verdächtig scheint, das Wort „Ciceri" aussprechen, um an diesem Schiboleth die Franzosen zu erkennen. Nur zwei, worunter sich der Statthalter Gatta befand, retteten sich durch die Flucht, und entkamen in verstellter Kleidung nach Messina. Eine beträchtliche Anzahl der Verfolgten hatte sich in das Castel Sperlinga gewor-

sen, aber es ward durch Hunger überwältigt. Hier in Catania allein sollen 8000 Franzosen gefallen sein. Nur einen Mann aus dieser Nation rettete die allgemeine Liebe und Achtung, die er sich durch seine Tugenden erworben hatte, mitten aus dem Sturme des Alles vernichtenden Ungewitters. Dies war Wilhelm von Porcelles, Befehlshaber von Catalafiama, ein provencalischer Edelmann. Man schonte nicht nur seines Lebens, sondern gab ihm auch ein Fahrzeug, um sicher der Gefahr zu entgehen. Diese Achtung großer und trefflicher Eigenschaften, welche hier ein wüthendes Volk bewies, ist um so außerordentlicher und bewunderungswürdiger, da außerdem der rasende Durst nach Rache und Mord alle Gefühle der Menschlichkeit so ganz erstickt hatte, daß selbst die Unschuld und hülflose Kindheit keine Schonung fand.

Auf der ganzen Insel waren jetzt die Franzosen ausgerottet; nur Messina und Taormina gehorchten noch ihrer Herrschaft. Die Einwohner Palermo's, welche das Trauerspiel eröffnet und zuerst die Freiheit errungen hatten, zeigten sich auch am thätigsten in Beförderung des angefangenen Werkes. Sie stellten drei kleine Heere auf, reizten die übrigen Städte zum Aufstande, stürzten überall das Wappen Karls um, und pflanzten dafür das Kreuz der Kirche auf.

Indeß beschloß Herbert von Aureillon, der französische Unterkönig Siciliens, welcher Messina mit einem zahlreichen Heerhaufen besetzt hielt, einen Versuch zur Wiederunterjochung Palermo's zu machen. Eine kleine Flotte ward zu der Unternehmung ausgesendet; aber die bewaffneten Bürger Palermo's schlugen sie in die Flucht. Die Sieger, vereint mit mehreren anderen Sicilianern, rückten darauf vor Taormina, griffen die Stadt an, eroberten sie im Angesicht des aus Messina gesandten Entsatzes, und hieben alle darin befindlichen Franzosen nieder.

Auch in Messina herrschte längst schon dumpfe Gährung unter den Einwohnern, denn das Beispiel ihrer Landsleute, und die geheimen Aufreizungen Alaimo's von Lentini, eines geheimen Anhängers Procida's, hatten ihnen den Geist der Empörung mitgetheilt. Nur die zahlreiche französische Besatzung vermochte noch den Ausbruch der heimlichen Gluth zu unterdrücken. Doch endlich schlug auch hier den Franzosen die Stunde der blutigen Vergeltung.

Ein gewisser Collura erschien einst bewaffnet auf dem öffentlichen Platze. Sogleich umringen ihn vier Franzosen, um ihn als einen Uebertreter des bekannten Verbots in das Castel Matagriton zu führen. Der Lärm zieht mehrere Messineser herbei. Sie nehmen sich ihres Landsmannes an, und eine schreckliche Schlägerei ist die Folge. Endlich erscheint auch Alaimo. Er bringt die Kämpfenden aus einander, und um allen Verdacht von sich abzuwälzen, liefert er den Collura sammt seinen Helfern den Kriegsleuten des Vicekönigs aus, der sie sammt ihren Weibern einkerkern läßt. — Vielleicht wäre der ganze Vorfall ohne weitere Folgen geblieben, hätte nicht die Verhaftung der Frauen die Einwohner aufgebracht. Auch hier, wie zu Palermo und Catania, war es eine Beleidigung jenes Geschlechts, was die Volkswuth gegen die Franzosen weckte. Der Sturm ergriff plötzlich ganz Messina. Mit den Waffen in der Hand erheben sich die Einwohner; Bartholomäus, ein Verwandter Collura's, wird zum Anführer gewählt. Alle Straßen schwimmen auf einmal im Blute der erschlagenen Franzosen. Auch Alaimo wirft jetzt die Maske der Verstellung ab, läuft während der Mord-Scene durch die Stadt, und ruft mit lauter Stimme: „Freiheit, Freiheit! Nieder mit den Franzosen!"

Dem unvermeidlichen Tode zu entfliehen, warf sich Herbert mit seinem Gefolge in das Castel Matagri-

ton; und da er auch hier keine Sicherheit fand, zog er sich in die Feste Castelluzzo. Aber er entging seinem Verhängnisse nicht, das Verderben folgte ihm auf der Ferse. Der rastlose Alaimo benutzte den ersten Feuereifer des Volkes. Nicht nur das Castel Matagriton, auch die Feste Castelluzzo wird angegriffen, und noch in der nämlichen Nacht mit Sturm erobert. Die Besatzungen werden bis auf den letzten Mann niedergehauen. Den Unterkönig giebt Alaimo dem barbarischen Muthwillen des rasenden Pöbels Preis, der den unglücklichen Mann wie im Triumphe durch die Straßen schleppt, dann ihn erdrosselt und seinen Leichnam auf dem Markte zur öffentlichen Schau aufhängt. Dreitausend Franzosen fielen hier, und nur einer, Philipp Scalambre, Befehlshaber des Thales Noto, der sich durch Popularität und Gerechtigkeitsliebe die Volksgunst erworben hatte, ward wie Wilhelm von Porcelles verschont.

Die Würgescene zu Messina war der letzte Akt des blutigen Drama's auf Sicilien, welches sich mit Vertilgung aller auf dieser Insel befindlichen Franzosen endigte, und nach der Versicherung der Geschichtschreiber mehr als 20,000 von ihnen das Leben kostete. Nach vollendeter Blutrache schlossen die Städte Palermo und Messina ein Bündniß, und ordneten eine Art von Regierungsverfassung für das nun von seinen Feinden befreite Vaterland an. Auch sah man schon hier und dort das arragonische Wappen emporsteigen, dem zum Ehrengedächtniß für die Hohenstaufen zwei Adler beigefügt wurden.

König Karl befand sich eben bei dem heiligen Vater zu Montefiascone, als ein Schreiben des Erzbischofs von Montreale an den letztern einging, worin der Prälat die Revolution und den Franzosenmord auf Sicilien meldete. Diese schreckliche und unerwartete Nachricht machte den heftigsten Eindruck auf den

König. Bewegungslos wie ein Marmorbild stand er da, biß voll stummen Ingrimms in seinen Stock, und rief endlich mit wüthender Miene aus: „So will ich denn der ganzen Nachwelt ein Beispiel hinterlassen, das allen Rebellen naher und ferner Zeiten ein Schrecken sein soll!"

Er säumte nicht, sogleich Anstalten zur Erfüllung seiner Drohung zu machen. Der Papst, nicht mehr jener Nicolaus III., welcher Procida's Plane begünstigt hatte, sondern dessen Nachfolger, Martin IV., ein Franzose von Geburt und dem Könige Karl geneigt, — sandte den Cardinal Gerhard Bianchi nach Sicilien, ließ das Kreuz gegen die Einwohner predigen und belegte sie mit dem Bann. Der erbitterte König aber segelte an der Spitze von 100,000 Streitern nach der Insel. Messina traf der erste Sturm. Die Stadt ward belagert, und würde trotz ihrer langen und tapfern Vertheidigung, wobei der freiheitliebende Lentini großen Ruhm erwarb, doch zuletzt gefallen sein, und die Rache des ergrimmten und grausamen Siegers schrecklich gebüßt haben, wäre nicht endlich, da schon Alles verloren schien, der längst erwartete Retter aufgetreten.

König Pedro von Arragonien hatte endlich seine Rüstungen vollendet, und war im Juli mit einer Armada von 50 Galeeren und 10,000 Kriegsleuten in See gestochen. Roger Loria, ein Calabrese, der kühnste und unerschrockenste Seemann seiner Zeit, führte die Flotte, welche sich nach der afrikanischen Küste wandte. Hier erschien Procida in Begleitung mehrerer seiner vornehmsten Landsleute, und trug dem Beherrscher Arragons noch einmal die Krone Siciliens an. Pedro fand jetzt keine Bedenklichkeiten mehr, den ehrenvollen Vorschlag feierlich anzunehmen. Er hob die Anker, verließ die afrikanische Küste und segelte nach Sicilien über. Messina ward

entsetzt; der mächtige und kriegerische Karl mußte den Waffen seines glücklicheren Feindes weichen und die ganze Insel räumen, und Pedro ward zum König derselben ausgerufen.

In dem Kriege, welcher sich hierauf zwischen den beiden Fürsten um den Besitz der sicilianischen Krone erhob, und an welchem auch der König von Frankreich thätigen Antheil wider Pedro nahm, lieferte das vergeltende Schicksal Karls Sohn, Karl den Lahmen, Prinzen von Sorrento, in seines Feindes Hand. Der tapfere Loria nahm ihn gefangen (in der glorreichen Seeschlacht bei Neapel, 1284), und die Sicilianer, besonders die Einwohner Messina's, drangen darauf, den Schatten Conradins durch das Blut des Sohnes seines Mörders zu versöhnen. Aber die großmüthige Königin Constantia entsagte dem den Bewohnern ihres Vaterlandes und ihrem Geschlechte sonst so süßen Genusse der Rache, widersetzte sich dem Verlangen ihrer neuen Unterthanen, und sandte den jungen Prinzen nach Barcellona. So rettete ihr Edelmuth dem Sohne des Todfeindes ihres Hauses das Leben; Karl behielt sein Kind, aber der Schmerz über die erlittenen Unfälle brachte ihm bald nach jener Begebenheit den Tod, welchen er sich nach der Versicherung mehrerer Geschichtsschreiber mit eigener Hand durch den Strick gegeben haben soll. Kurze Zeit nach ihm starb auch sein Gegner, König Pedro, an einer empfangenen tödtlichen Wunde. Die Nachkommen des Letzteren behaupteten sich im Besitze Siciliens, und vernichtet war auf immer die Herrschaft der Franzosen über diese Insel.

Nach der Mittheilung desselben Geschichtsschreibers geben wir schließlich die Darstellung eines grauenvollen Ereignisses aus dem siebzehnten Jahrhundert, dessen Schauplatz das in Rede stehende Königreich Neapel, so wie zum Theil auch die benachbarten italieni-

schen Lande waren, nämlich der verheerenden Pest des Jahres 1656:

Unter der Regierung des Königs Philipp IV. von Spanien (regiert von 1621 bis 1665) brach auf den Küsten Italiens am mittelländischen Meere eine Epidemie aus, welche man bald für die Pest erkannte. Sie verheerte einen Theil der schönsten Provinzen Spaniens, und ward von da nach der Insel Sardinien verpflanzt, wo sie gleiche Verwüstungen verbreitete. Die benachbarten italienischen Staaten unterbrachen, auf die Nachricht von der nahen Gefahr, sogleich alle Gemeinschaft mit der unglücklichen Insel, und suchten sich durch schleunige Anwendung der damals in ähnlichen Fällen gewöhnlichen Maßregeln vor der Ansteckung zu sichern. Dieselben Vorkehrungen wurden auch im Königreich Neapel getroffen, aber leider ohne Erfolg.

Neapel, dieses entzückende Land, von der Natur zum Paradiese Europa's gebildet, und von gutmüthigen, aber sinnlichen, unthätigen und bigotten Menschen bewohnt, war damals noch eine Provinz der einst sehr mächtigen und furchtbaren spanischen Monarchie, und ward durch Vice-Könige regiert: eine Würde, welche seit 1653 der Graf von Castrillo, Don Garcias von Avellano und Haro, bekleidete. Der Vicekönig hatte seinen Sitz zu Neapel, der großen und volkreichen Hauptstadt des Landes, welche wenige Jahre vor dem gegenwärtigen Zeitraume eine gewaltsame Erschütterung durch den Aufstand des berüchtigten Masaniello erlitten hatte (1647). Noch jetzt waren die empörten Gemüther nicht ganz beruhigt, und ein großer Theil des veränderlichen und unbeständigen Volkes glühte von unversöhnlichem Hasse gegen die spanische Regierung, und wünschte seine ehemaligen Beherrscher, die Franzosen, zurück.

Bei dem Ausbruche der Pest auf Sardinien hatte

der Vicekönig, wie schon oben erwähnt ward, gleich den übrigen italienischen Regierungen, allen Verkehr mit den Sardiniern untersagt; die strengsten Befehle ergingen deshalb an die Bewohner der Hauptstadt und des ganzen Königreichs Neapel, und schon waren Tausende auf der angesteckten Insel ein Opfer der Seuche geworden, als Neapel noch der blühendsten Gesundheit genoß. Ein unglücklicher Vorfall unterbrach plötzlich diesen erwünschten Zustand. Es erschien eines Tages ein Schiff im Hafen der Hauptstadt, welches Kriegsleute am Bord hatte. Der Befehlshaber desselben zeigte Päſſe und Gesundheitsscheine von Genua vor, und die Hafenaufseher, aus Nachläſſigkeit oder einer andern unbekannten Veranlassung, verstatteten, ohne eine genauere Untersuchung anzustellen, die Ausschiffung der Mannschaft. Zu spät erfuhr man in der Folge, daß dieses Schiff nicht von Genua, sondern von der sardinischen Küste gekommen war, und ein schwerer Verdacht lastet auf dem Vicekönig, daß er selbst es war, welcher insgeheim den Befehl zu dem Einlaufen desselben ertheilte, weil er die Kriegsleute zur Verstärkung des spanischen Heeres nach den Niederlanden bestimmt hatte.

Kurz nach der Ausschiffung der Mannschaft erkrankte einer der gelandeten Soldaten. Man bringt ihn in ein Hospital, und am dritten Tage ist er verschieden; an dem Leichnam zeigen sich kleine gelbe Flecken. Ein Hospitalwärter wird von einem hefti- Schwindel befallen und stirbt nach vierundzwanzig Stunden. Gleiches Schicksal trifft die sogenannte Krankenmutter und einige von den Bewohnern der das Hospital zunächst umgebenden Häuser. — Die Nachricht von diesen schnell auf einander gefolgten Todesfällen, welche sogleich durch hundert Erdichtungen vergrößert die ganze ungeheure Stadt durchlief, erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Man forscht ängst-

lich nach allen Umständen jener drohenden Erscheinung; Einer theilt dem Andern seine Vermuthungen und Besorgnisse mit, und man wendet sich endlich an die Aerzte, um ihre Meinung über die Natur der Krankheit zu vernehmen. Ihr Ausspruch war, das Uebel sei nichts mehr und nichts weniger als ein bösartiges Fieber oder Schlagfluß; nur einer von ihnen erklärte es geradehin für pestartig. Doch diesem ward seine Freimüthigkeit schlecht belohnt; denn sobald der Vicekönig von seinem Urtheil über die Krankheit hörte, ließ er ihn einziehen und in einen finstern Kerker werfen, wo der Unglückliche erkrankte und bald darauf ein Märtyrer seiner Wahrheitsliebe und Erfahrung ward. Ein solches Beispiel mußte Jeden abschrecken, seine wahre Meinung laut zu äußern. Auch wurden keine Vorkehrungen wider das Uebel getroffen, welches jetzt bei seinem Aufkeimen vielleicht noch zu unterdrücken gewesen wäre. Die strafbare Vernachlässigung desselben hatte die Folge, daß es schnell emporwuchs, und über mehrere Quartiere der Stadt sich ausbreitete.

Die Bestürzung vermehrte sich bei der immer größeren Wahrscheinlichkeit, daß das Gift, welches Sardinien entvölkerte, auch nach Neapel gedrungen sei, und viele der geängsteten Einwohner, um seinen schrecklichen Wirkungen zu entgehen, dachten schon auf schleunige Flucht.

Nur die Regierung sah ruhig den Fortschritten der Seuche zu. Vergebens machte der Cardinal Erzbischof von Filomarino den Vicekönig auf die sich täglich mehrende Gefahr aufmerksam, und forderte ihn, unter den bittersten Vorwürfen über seine Gleichgültigkeit gegen das Schicksal einer so ansehnlichen, mit einer so zahlreichen Menschenmasse angefüllten Stadt, zur Anwendung schleuniger und kräftiger Rettungsmittel auf. Don Garcias hörte nicht auf die Vor-

stellungen des menschenfreundlichen Prälaten, theils weil er in der That die Gefahr nicht für so groß und dringend halten mochte, theils weil er sehr wichtige Motive hatte, Neapel nicht in den Ruf zu bringen, daß es von der Pest angesteckt sei. Spanien war damals in einen Krieg mit Frankreich verwickelt, und der Vicekönig hatte von seinem Hofe die gemessensten Befehle erhalten, das spanische, zur Vertheidigung des Herzogthums Mailand in der Lombardei aufgestellte Heer von Neapel aus mit Truppen zu verstärken. Dies durfte er nicht wagen, wenn es in dem übrigen Italien bekannt ward, daß Neapel von der Pest vergiftet sei, und durch einen strafbaren Egoismus verleitet, opferte er die Pflichten der Menschlichkeit gegen eine unglückliche, seinem Schutze anvertraute Stadt jenen auf, die er seinem Herrn schuldig zu sein glaubte.

Aber nicht so dachten die besorgten Neapolitaner; die Unthätigkeit der Regierung reizte ihren Unwillen, der sich in laute Klagen und Verwünschungen ergoß, und der Vicekönig, um einen allgemeinen Aufstand zu verhindern, mußte wenigstens etwas zur Beruhigung der aufgebrachten Gemüther thun. Er veranstaltete deshalb eine Versammlung der berühmtesten Aerzte, und forderte ihr Gutachten über die wahre Beschaffenheit der ausgebrochenen Krankheit. Das Resultat ihrer Berathschlagungen — die Frucht der Unwissenheit, Furcht oder Bestechung — war: die in Neapel sich geäußerte Krankheit sei keineswegs eine Pestseuche; um jedoch ihre weitere Verbreitung zu hindern, würde es rathsam sein, durch angezündete Feuer in den Straßen die Luft zu reinigen und den Verkauf gesalzener Fische zu untersagen.

Jetzt war der Vicekönig seiner Meinung nach in den Augen des Publicums gerechtfertigt; denn mußte ihm nicht der Ausspruch einer ganzen Versammlung

sachverständiger Männer mehr gelten, als das Geschrei des unwissenden Volkes? Man that, wozu die Aerzte gerathen hatten, und überließ übrigens die Stadt ihrem Schicksal.

Indeß nahm das Uebel, dem Urtheil der unwissenden oder irregeleiteten Aerzte zum Trotz, einen immer furchtbareren Charakter an. Schon starben die Kranken zu Hunderten des Tages, und alle angewandten Heilmittel waren fruchtlos. Unaufhörlich tönten die Todtenglocken, und in den Straßen sah man nur Leichenzüge und das Sacrament, welches zu den Sterbenden getragen ward. Furcht und Entsetzen bemächtigten sich aller Klassen der Einwohner; denn die Menschen, obgleich vom ersten Moment des aufkeimenden Lebens an in immer gleicher Gefahr, es wieder zu verlieren, wähnen doch dem Augenblick des Sterbens näher gerückt, wenn die Gefahr des Todes ihnen sichtbar wird. Die unglücklichen Neapolitaner, von immerwährender Todesangst gefoltert, von ihrem Regenten aufgeopfert, sahen sich überall nach Rettung um, und suchten endlich Hülfe, nicht im Gebiete der Vernunft, sondern vor den finstern Altären des Aberglaubens. Zahlreiche Prozessionen von Männern, Weibern, Jungfrauen und Jünglingen ziehen durch die Straßen, und flehen mit Gebet und Gesang Gott und die Heiligen um Schutz und Hülfe an.

Zur großen Freude der geängsteten Menge erinnerte man sich gerade jetzt an einen Ausspruch der Schwester Ursula Benincasa, welche als Einsiedlerin auf dem St. Martinsberge unweit Neapel gelebt, und vor Kurzem im Geruche der Heiligkeit gestorben war. „Wenn einst die Stürme der heftigsten Drangsale über Neapel zusammenschlagen — hatte St. Ursula gesagt — dann wird man meine Einsiedelei in ein schönes und prächtiges Gotteshaus verwandeln!“ — Diese von einer elenden Schwärmerin

im halben Wahnsinn gesprochenen Worte wurden jetzt der Vergessenheit entrissen und mit Bewunderung und Andacht wie der Ausspruch eines Propheten aufgenommen. Wer konnte daran zweifeln, daß die heilige Ursula auf den gegenwärtigen unglücklichen Zustand Neapels gedeutet habe? „Eilet — riefen die treuen Diener des Aberglaubens dem Volke zu — eilet nach dem Gipfel des Martinsberges, die Wohnung der Heiligen zu verschönern; es ist das einzige Rettungsmittel aus Eurer Noth!"

Unumschränkt ist die Herrschaft, welche der Wunderglaube, gewährt durch die Dogmen aller christlichen Secten, über schwache und gemeine Geister ausübt, und nichts läßt den Menschen so ganz seine Vernunft verleugnen, und würdigt ihn tiefer unter sich herab, als mißverstandene Religionsbegriffe. Die Erfahrung aller Jahrhunderte stellt die Beweise dafür auf, und dieselben Thorheiten, denen sich hier die bigotten Neapolitaner überlassen, haben wir noch in späteren Tagen von den Bewohnern einer anderen berühmten italienischen Stadt, bei einer ähnlichen Veranlassung, wiederholen sehen. (Man erinnere sich der Prozessionen in Livorno bei Gelegenheit des dort ausgebrochenen gelben Fiebers im Jahre 1804.) — Ganz Neapel horchte mit Freude auf das Märchen von der Schwester Ursula, und jauchzte dem thörichten Rathe einer Anzahl fanatischer Pfaffen seinen Beifall zu. Der Grundriß zu dem aufzuführenden heiligen Gebäude wird entworfen, und mit Unwillen und Verachtung sehen wir den Vicekönig selbst einem unsinnigen und verderblichen Aberglauben fröhnen, und mit eigener Hand die ersten zwölf Körbe voll Erde nach der Baustelle tragen. Kann man es dem bethörten Volke verdenken, daß es dem Rathe seiner Priester, deren Worte es wie Orakelsprüche zu verehren gewohnt war, und dem Beispiele seiner Befehls-

haber folgte? Ritter und Handwerker, Greise und Jünglinge, Matronen und Jungfrauen, Alles, was von gesunden Einwohnern in Neapel war, ohne Unterschied des Ranges, Alters und Geschlechts, strömt nach dem Martinsberge hinaus, Alles bietet willig seine Kräfte und Schätze zur Errichtung eines neuen Denkmals des Aberglaubens dar. Das weibliche Geschlecht, so reizbar und hochleidenschaftlich unter jener Sonne, beraubte sich, wie von einer heiligen Raserei ergriffen, seines besten Geschmeides und Schmucks; selbst der ärmste Bettler opferte freudig seinen letzten Heller, und die zur Aufnahme der Beiträge in den Straßen aufgestellten Gefäße füllten sich in wenigen Stunden mit Gold-, Silber- und Kupfermünzen an. Eben so bereit ist Jeder zu den schwersten und niedrigsten Handdiensten. Dort sieht man Grafen und Marchesen, die reichsten Kaufleute und wohlhabendsten Bürger Steine, Kalk und Sand herbeitragen; hier dienen andere den Zimmerleuten als Handlanger, und keuchen unter der ungewohnten Last der Balken und Bretter, womit der fromme Wahnsinn ihre Schultern beladen hat. So sehr besiegten Todesangst und Aberglaube den Stolz und die Trägheit dieser Menschen.

Schnell, wie durch Zauberei, stiegen die Mauern des neuen Gotteshauses empor; aber nie rächte sich auch die beleidigte Vernunft so schnell und fürchterlich, als hier. Das thörichte Mittel, von welchem die verblendeten Neapolitaner Rettung aus der sie umgebenden Gefahr erwarteten, brachte früher und gräßlicher das Verderben über sie. Der Zusammenlauf des Volkes bei dem Bau und den Prozessionen, und die heftige Anstrengung und Erhitzung während der den Meisten ganz ungewohnten Arbeiten, mußte natürlich das Gift der Seuche immer mehr entwickeln und die Empfänglichkeit für die Ansteckung vermehren. Vorher nur auf wenige Bezirke der Stadt ein-

geschränkt, ergreift sie jetzt alle Quartiere derselben. Zwar versucht man nun durch vernünftige und zweckmäßige Anstalten, welche, früher getroffen, vielleicht von den wohlthätigsten Folgen gewesen wären, ihrer Wuth Schranken zu setzen; aber alle angewandten Mittel sind fruchtlos, und die Bösartigkeit der Seuche, welche jetzt auch von den Aerzten als Pest erklärt wird, steigt zu einem solchen Grade, daß Tausende täglich von ihr hinweggerafft werden.

Und diese furchtbare Krankheit war nicht das einzige Uebel, unter welchem damals das unglückliche Neapel seufzte; bald gesellten sich dazu noch andere Drangsale, durch jene veranlaßt und genährt. Es gab in der Stadt eine starke Partei, welche heimlich den Franzosen anhing, und mit Unmuth das harte Joch der Spanier trug. Die Mißvergnügten benutzten das Unglück des Tages, die Empfindungen des Hasses wider die Spanier, welche in ihrem Busen glühten, ihren Mitbürgern mitzutheilen, um sie zur Empörung wider ihre tyrannischen Herren zu reizen. Sie behaupteten: die Spanier, um an den Einwohnern wegen ihrer früheren Widersetzlichkeit Rache zu üben, hätten vorsätzlich die schreckliche Plage über Neapel gebracht; ein Vorgeben, zu dessen Begründung sie auf mancherlei Thatsachen aufmerksam machten, die freilich nicht zu leugnen waren; zum Beispiel auf die verstattete Landung der aus dem angesteckten Sardinien gekommenen Mannschaft, auf die Vernachlässigung aller Vorkehrungen beim Ausbruch der Seuche, und endlich auf den sehr leicht erklärbaren Umstand, daß weder die mit spanischen Soldaten besetzten Forts von Neapel, noch die von den Spaniern bewohnten höheren Gegenden der Stadt von der Pest heimgesucht wurden. Zuletzt suchten die Unruhestifter das Volk auch zu überreden, daß gewisse, von den Spa-

niern gedungene Personen mit vergifteten Pulvern umherschlichen, die man zu vertilgen suchen müsse.

Die abgeschmackte Fabel von diesen Giftpulvern, durch die Dummheit oder Vorurtheile eingeschränkter Köpfe oder durch Bosheit ersonnen, und schon so oft bei früheren Pestseuchen in Umlauf gebracht, nur mit dem Unterschiede, daß man sonst gewöhnlich die Beschuldigung, welche man hier den Spaniern machte, auf die Juden wälzte, fand Eingang bei dem leichtgläubigen Volke von Neapel. Es rottet sich in zahlreichen Schaaren zusammen und durchstreift die Straßen, um sich der vermeinten Giftmischer zu bemächtigen. Mehrere Personen werden als verdächtig angehalten, und Jeder, der mit einem ausländischen Kleidungsstück angethan erscheint, läuft Gefahr, von dem erbitterten Pöbel gemißhandelt oder gar ermordet zu werden. Ja die Regierung, um der Wuth des Volkes ein öffentliches Opfer zu bringen, sah sich genöthigt, einen gewissen Vittorio Angelucci, welcher der Giftmischerei beschuldigt ward, rädern zu lassen. Glücklicherweise hatte Vittorio, obgleich unschuldig an dem aufgebürdeten Verbrechen, durch andere schwere Missethaten die erlittene Strafe verdient. Zugleich aber wurden auch verschiedene von den Aufrührern eingezogen, und fünf der Rädelsführer auf öffentlichem Markte mit dem Strange hingerichtet. Diese Strenge brachte Schrecken über die ganze Rotte, die Ruhe ward wieder hergestellt und gefährlicheren Ausschweifungen vorgebeugt.

Wäre es nur möglich gewesen, auch die Wuth der schrecklichen Krankheit zu bändigen, welche täglich wuchs, und jetzt nicht mehr die Hauptstadt allein, sondern alle Gegenden des Reiches verheerte! Der Vice-König hatte sich endlich den dringenden und wiederholten Vorstellungen der Stadt-Obersten und anderer rechtlichen Männer gefügt, und unter dem Vorsitz des

Don Emanuel d'Aghilar eine Commission ernannt, die sich ausschließlich mit der Seuche und den zur Verhinderung ihrer ferneren Verbreitung zu treffenden Maßregeln beschäftigen sollte. Sie fing ihre Arbeiten damit an, daß sie nochmals die Aerzte aufforderte, die Natur der Krankheit durch anzustellende genaue Beobachtungen an den Kranken und den Leichnamen der Verstorbenen zu erforschen, und ihr Gutachten darüber abzugeben. Sie versammelten sich unter dem Vorsitz des berühmten Aurelio Severino, merkwürdig durch seine Schriften über die Weltweisheit und Heilkunde, und in der Folge selbst ein Opfer der Seuche, welche er jetzt mit seinen Kunstgenossen beobachten sollte. Das Resultat ihrer Untersuchungen bestätigte, was schon längst kein Vernünftiger mehr bezweifelt hatte: daß die Krankheit eine wirkliche Pest und die Rettung der davon Befallenen außer den Grenzen der Heilkunde sei; es bleibe daher nichts zu thun übrig, als durch kräftige Maßregeln die weitere Verbreitung derselben wo möglich zu verhindern. Die Pest-Commssion befahl hierauf: in allen Städten und Plätzen des Königreichs Wachen auszustellen, um jeden Reisenden zurückzuweisen, der nicht mit gültigen Gesundheitszeugnissen versehen sei. In der Hauptstadt selbst wählten Adel und Bürgerschaft gemeinschaftlich einen Bevollmächtigten für jedes Quartier, dem alle Kranken gemeldet werden sollten. Zugleich ward festgesetzt: jeder Angesteckte soll in das Hospital des heiligen Januarius außerhalb der Stadt geschafft, und den Bemittelten zwar nachgegeben werden, in ihren Wohnungen zu bleiben, aber bei verschlossenem Hause, und von allen übrigen Einwohnern abgesondert; keinem Arzt oder Wundarzt ist es erlaubt, die Stadt zu verlassen, und sie müssen sich ohne Ausnahme der Besorgung der Pestkranken unterziehen. Hunde und andere Thiere, welche durch ihr Umher-

laufen die Ansteckung befördern können, müssen sogleich abgeschafft werden.

Doch diese und andere zweckmäßige Verfügungen kamen jetzt leider zu spät. Die Seuche hatte den höchsten Grad von Bösartigkeit erreicht, und Nichts war im Stande, ihren Verheerungen Grenzen zu setzen. Die sämmtlichen Hospitäler der Stadt wurden auf einmal von ihr ergriffen. Man legte neue an, aber sie hatten nicht Raum genug, die ungeheure Zahl der Kranken zu fassen, welche sich täglich mehrten; denn es war kein Quartier der Stadt, ja in manchen Bezirken kein Haus von der Ansteckung frei. Leute, welche ganz gesund zu sein schienen, sanken, von einem heftigen Schwindel befallen, plötzlich todt zu Boden; andere starben erst nach einem mehrtägigen Krankenlager. Bürger und öffentliche Beamte, Aerzte und Wundärzte, Vornehme und Bettler, Priester und Laien wurden ohne Unterschied hinweggerafft. Jeder Tag zählte mehrere Tausend Leichen, und manche Häuser waren oft in wenigen Tagen ganz ausgestorben und menschenleer. Bald fehlte es an Gräbern und Begräbnißplätzen, und an Händen, die Menge der Todten zu beerdigen. Die letzteren blieben daher zum Theil in den Häusern, auf den Kirchthürstufen, wohin viele Kranke sich flüchteten, in den Straßen, oder wo sie sonst ihr Ende gefunden hatten, unbegraben liegen. Nur wenige der Reichsten erhielten mit großen Kosten in den Kirchen ein Grab, aber ihre Beerdigung geschah ohne Geistliche und Gefolge, und statt des Sarges diente ein einfaches Brett. Die Beichten geschahen öffentlich, und das Sacrament ward ohne Begleitung zu den Kranken getragen und ihnen an der Spitze eines Stabes gereicht.

In diesem Zeitraume des höchsten Schreckens und der allgemeinen Trauer, wo an einem einzigen Tage des Heumonats 15,000 Menschen starben, hörten alle

Anstalten und Verfügungen des Pest-Raths auf. Alle freundschaftlichen Verbindungen, alle Bande der Ordnung sind aufgelöst. Die Gesetze schweigen. Alle Thätigkeit, aller Verkehr, alle Geschäfte, jede Art der Gemeinschaft sind gehemmt. Die Kranken bleiben ihrem Schicksal überlassen, und ohne die tröstende Pflege der Freundschaft, ohne den hülfreichen Rath eines Arztes, sehen sie sich einem gewissen Tode überliefert. Eine tiefe grauenvolle Stille liegt über der ganzen unglücklichen Stadt; jetzt ein großes Krankenhaus, ein ungeheures, immer offenes Grab, wo man überall nur die schauderhaften Sinnbilder des Todes und der Verwesung erblickt. Ganze zahlreiche Familien sind vom Schauplatz verschwunden; von anderen blieb nur ein schwacher Greis oder ein hülfloser Säugling noch übrig, die ihre Rettung mit dem Verluste ihrer süßesten Verbindungen erkauften, und nun einsam, aus Mangel an Nahrung und Pflege, verschmachteten.

Nur für die Beerdigung so vieler faulenden Leichname ward noch gesorgt, weil der unerträgliche Gestank, welcher von ihnen ausging, die ganze Stadt erfüllte. Es wurden zu diesem Behufe 150 Karren aus den benachbarten Dörfern in die Stadt entboten, und ein paar hundert türkische Galeerensklaven mußten das gefährliche Geschäft übernehmen, die Todten fortzuschaffen. Mit langen Stangen und Haken wurden sie von den Straßen oder aus den Häusern auf die Karren geschafft, und manchen noch nicht ganz entseelten Kranken traf das harte Schicksal, für todt gehalten und mit den wirklich Todten halb lebend in die Begräbnißgruben geworfen zu werden. Die Kirchhöfe, die Grotten des benachbarten Berges Lautrec, einige andere Höhlen und selbst die Steingruben um die Stadt wurden ganz mit den Leichnamen der Pest-Todten angefüllt; ja zuletzt, da die Anzahl der Todten

sich täglich mehrte, fand gar keine Beerdigung mehr statt, sondern sie wurden haufenweise verbrannt oder in's Meer gestürzt. Ueber den Gebeinen derer, welche im Schooße des Berges Lautrec ruhten, ward in der Folge die Kirche der heiligen Maria des Weinens, zur Erinnerung an die schreckliche Begebenheit, welche jene Höhlen zur Todtenkammer machte, erbaut.

Nicht minder verheerend, als in der großen volkreichen Hauptstadt, wüthete die Seuche in den Provinzen; und nur wenige Städte und Gegenden des Königreichs hatten das große Glück, davon verschont zu bleiben.

Endlich, gegen die Mitte des Monats August, ging nach so langer Schreckensnacht ein Strahl der Hoffnung und des Trostes über Neapel auf. Die Sterblichkeit verminderte sich, und die Seuche verlor nach und nach ihren furchtbaren Charakter. Nicht alle, welche jetzt noch angesteckt wurden, waren wie vorher ein gewisser Raub des Todes, sondern viele von ihnen genasen wieder. Der häufige Regen im Anfange des August, welcher die glühende Atmosphäre erfrischte und von schädlichen Dünsten reinigte, schien diese glückliche Veränderung bewirkt zu haben. Am Ende des Herbstmonats zählte man nur noch 500 Kranke in allen Quartieren der Stadt.

Jetzt setzte sich auch der Pest-Rath, dessen Geschäfte so lange geruht hatten, wieder in Thätigkeit. Er befahl die sorgfältigste Reinigung alles Hausgeräths in den angesteckt gewesenen Häusern; schrieb den Einwohnern eine Reihe diätetischer und anderer Verhaltungsregeln vor, und traf noch manche andere nützliche Verfügung zur Verhinderung einer neuen Ansteckung. Einige Wochen später (December), da sich keine Spur der Krankheit mehr äußerte, ward die Stadt von dem Verdachte der Pest feierlich freigesprochen, und alle öffentlichen und Privat-Geschäfte gingen wieder ihren

ehemaligen Gang. Groß war die Freude der noch übriggebliebenen Einwohner über ihre Rettung, aber die meisten von ihnen hatten den Verlust geliebter Verwandten oder Freunde zu beweinen. Durch andächtige Prozessionen und öffentliche Dankgebete an Gott und die Heiligen, deren kräftiger Fürsprache die Rechtgläubigen das Ende der Pest und ihre Erhaltung zuschrieben, feierte die Stadt ihre Befreiung von der Krankheit. Der Ritter Calabrese, einer der berühmtesten Maler jener Zeit, erhielt den Auftrag, die Stadtthore mit den Bildnissen der Schutzheiligen zu schmücken, und dem heiligen Cajetan ward auf dem Lorenzo-Platze eine Pyramide mit seinem Bilde und einer Inschrift zum Ehrendenkmal errichtet.

In den Provinzen hörte die Seuche jetzt gleichfalls auf. Sie hatte eigentlich nur sechs Monate gedauert, und doch berechnete man die Zahl ihrer Schlachtopfer während dieses kurzen Zeitraums in der Hauptstadt auf 280,000, und im ganzen Reiche überhaupt auf 400,000 Köpfe.

Auch über verschiedene andere Länder Italiens hatte sich von Neapel aus die verheerende Seuche verbreitet. In Rom starben 22,000, und im ganzen Kirchenstaate 160,000 Menscheu. Nur dem Großherzog von Toscana gelang es, von seinem auf allen Seiten durch angesteckte Länder umgebenen Staate durch zweckmäßige Anstalten die schreckliche Trabantin des Todes entfernt zu halten. —

Sardinien. Die älteste Geschichte von Sardinien hat nur in sofern einige Wichtigkeit für die Gegenwart, als man daraus die Bildung der Bevölkerung der Insel aus den verschiedensten Stämmen kennen lernt. Politisch bedeutend durch Hervorbringung von Instituten ist erst die Geschichte des spätern Mittelalters, von der Zeit an, wo die Spanier in den Besitz von Sardinien gelangten. In sehr frühen

Zeiten schon wurden die rohen und wilden Urbewohner, deren Ursprung man nicht kennt, vermehrt durch Colonisten oder Vertriebene aus verschiedenen Gegenden, namentlich aus Afrika (Karthago), Iberien, Tuscien und wahrscheinlich auch Griechenland. Die Tuscier hatten bedeutende Küstenstriche inne, wurden aber vertrieben von den Karthageniensern, welchen diese Insel durch ihre Fruchtbarkeit und für den Handel günstige Lage wichtig war. Auf den Gebirgen hielten sich frei und unbesiegt die früheren Einwohner, an den Küsten wurden Städte gegründet. Im Jahre 228 wurden die Karthagenienser verdrängt von den Römern. Diese hatten langwierige Kämpfe mit den freien Gebirgsbewohnern, bis diese nach und nach ganz ausgerottet wurden. Unter der Kaiserregierung war Sardinien ein gewöhnlicher Verbannungsort. Im zweiten Jahrhundert scheint das Christenthum Eingang gefunden zu haben, welches gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts auch unter den Einwohnern der Gebirge verbreitet wurde. Dem abendländischen Kaiser, dem bei der Theilung des römischen Reiches Sardinien zugefallen war, wurde es im fünften Jahrhundert von den Vandalen entrissen, und als unter dem griechischen Kaiser Justinian das Vandalenreich in Afrika zerstört worden war, kam es an das griechische Reich. Seit dem achten Jahrhundert machten die Sarazenen wiederholte Einfälle, und gelangten endlich, so tapfer sich auch die Einwohner, von den Griechen nicht mehr unterstützt, vertheidigten, zur Herrschaft über die ganze Insel. Papst Johann XVIII. forderte die Christen im Jahre 1104 zu einem Kreuzzug gegen die Ungläubigen auf, und verhieß die Insel dem zum Eigenthume, der sie erobern würde. Dies gelang endlich nach längeren Kämpfen, unterstützt von den Genuesern und den Pisanern, im Jahre 1222 durch die Besiegung des Emir Muget. Die

Pisaner, welche früher die angesehensten, vor den Sarazenen fliehenden Sardinier bei sich aufgenommen hatten, nahmen jetzt die Insel in Besitz, und theilten sie in vier Districte, sogenannte Judiate: Cagliari, Gallura, Arborea und Torre. Die Judices waren aus den edelsten Geschlechtern der Stadt Pisa. Nach und nach wurden dieselben zu erblichen Lehnsträgern und zu wahren Fürsten. Die Kämpfe zwischen Pisanern und Genuesern berührten auch Sardinien, welches die Genueser den Pisanern zu entreißen strebten. Die an fürstliche Stellung sich gewöhnenden Judices suchten sich oft von Pisa loszureißen, und solche Versuche wurden dann unterstützt von Genua. Dies war z. B. der Fall im Jahre 1163 bei dem Richter von Arborea, Boriso, welcher mit Hülfe der Genueser, die von ihm Handelsvortheile erwarteten, und des Kaisers, der sich durch Geld gewinnen ließ, sich zum König von Sardinien erhob, ohne sich indessen behaupten zu können. Die Kämpfe der Richter unter sich oder, von den Genuesern unterstützt, mit den Pisanern, so wie der Genueser, die sich nach und nach festsetzten, mit den Pisanern, verwirrten und zerrütteten die Insel beinahe 200 Jahre hindurch. Im Jahre 1295 schloß Jacob II. von Arragonien mit dem Papste, welcher dem ghibellinischen Pisa stets entgegen war, einen Frieden, in welchem er auf Sicilien verzichtete, und dafür vom Papst mit Corsica und Sardinien belehnt ward. Sardinien mußte nun den Pisanern entrissen werden, und bis zum Jahre 1326, wo die Pisaner die Arragonier im vollen Besitz anerkannten, war dies erreicht. Allein die Sardinier empörten sich wieder, und die Arragonier wurden auf wenige Punkte beschränkt. Endlich siegte Pedro von Arragonien, und führte die arragonische Cortes oder Landstände in Sardinien ein, welche 1355 die neue Verfassung als Vertrag beschworen. Nur die Stel-

lung des Judex von Arborea, die eine ganz fürstliche war, brachte neue Bewegungen und Kämpfe hervor. Alle Unruhigen und Unzufriedenen fanden an ihm einen Anhalt, seine Macht veranlaßte ihn zu Hoffnungen, die ganze Insel zu erhalten, die der Papst nährte, und der König seinerseits mußte wünschen, diese Stellung aufzuheben. Dies gelang aber erst im Jahre 1478, wo das Judicat von Arborea ein Theil ber Domäne von Arragonien ward und blieb. Frühere Versuche, namentlich nach dem Tode des Judex oder Fürsten Mariano, der sich nie fügen konnte und stets nach Selbstständigkeit gestrebt hatte, mißlangen. Die Tochter desselben, Eleonore, Gemahlin von Brancaleone Doria, Grafen von Monteleone, eine Frau von hohem Muth und großer Willensstärke, widersetzte sich dem Versuch der Arragonier, Arborea als erledigtes Lehen einzuziehen, und erzwang endlich 1386 einen Friedensschluß, welcher ihr und ihrem Sohne das Judicat ließ. Eleonore regierte ihre Herrschaften im Namen ihres Sohnes, geliebt von ihren Unterthanen, geachtet von den Königen, die sie als Herrn anerkannte. Sie faßte den Gedanken, das Gewohnheitsrecht und die früheren Anordnungen für die Gerichte ihrer Landschaften in ein geschriebenes Ganzes zusammenstellen zu lassen. So entstand, ausgearbeitet von den tüchtigsten Juristen, das Gesetzbuch Carta de logu, welches in Folge eines Beschlusses von 1421 zum allgemeinen Gesetzbuch für Sardinien gemacht ward, und noch heute gilt. Ihr Geschlecht erlosch mit Mariano V., ihrem Sohne und Nachfolger. Aber noch bis 1478 dauerten die Judices fort, unter Kämpfen mit der Krone, wie oben angegeben ist. Nach der Einziehung des bedeutendsten Lehens der Insel blieb sie ruhig unter spanischer Herrschaft, regiert von einem Vicekönig. Erst das Aussterben des spanischen Königshauses brachte eine

Aenderung hervor. Im Utrechter Frieden kam Sardinien an Oestreich, die Insel Sicilien an den Herzog von Savoyen. Durch einen Tauschvertrag vom 24. August 1720 trat Savoyen die Insel Sicilien an Oestreich ab, und erhielt dafür die Insel Sardinien, welche seitdem mit den Besitzungen des Herzogs von Savoyen einen Gesammtstaat bildete, und demselben den Namen des Königreichs Sardinien verlieh. Die Geschichte von Sardinien und Savoyen verwächst von dieser Zeit an zu der Geschichte der sardinischen Monarchie, die wir in einer übersichtlichen Darstellung zusammenfassen wollen. Herzog Victor Amadeus, der den königlichen Titel bereits durch die Erwerbung Siciliens erlangt hatte, war der erste König des sardinischen Staates. Auf der Insel Sardinien ernannte er den Baron St. Remi zum Vicekönige, dem die Sarden für ihren neuen König den Huldigungseid leisteten. Bis zum 3. September 1730 regierte Victor Amadeus. Da legte er, der seine Herrschaften erstaunenswürdig erweitert, sich des höchsten Ansehens in Krieg und Frieden erfreut, die Rechtspflege in seinen Ländern wesentlich verbessert, Handel und Gewerbe gehoben, die fast unnehmbare Veste Brunetta angelegt, den Jesuiten den Schulunterricht entzogen, und die Universität in Turin gegründet hatte, in einem Alter von 64 Jahren Krone und Regierung nieder, und übergab sir seinem Sohne Karl Emanuel. Nach Verlauf eines Jahres reute ihn sein Entschluß, und er trachtete wieder nach der Regierung. Deshalb ließ ihn sein Sohn, in Folge eines Beschlusses des Staatsraths, nach dem Palast von Rivoli bringen, und ihn hier, obwohl unter den ehrendsten Formen, bis zu seinem Tode, am 31. October 1732, bewachen. Karl Emanuel III. fand Gelegenheit, seine Besitzungen beträchtlich zu vergrößern, durch Theilnahme an den Kriegen, welche mit

Oestreich wegen der polnischen Succession, und nach Karls VI. Tode wegen der Nachfolge Maria Theresia's geführt wurden. In dem ersten derselben war er verbündet mit Frankreich, und führte als Generalissimus seiner und der französischen Truppen den Kampf gegen die Oestreicher in Italien, wo die kaiserlichen Generale Mercy und Graf Joseph von Königsegg nichts gegen ihn auszurichten vermochten. Der Präliminarfriede von Wien am 3. October setzte seinem siegreichen Vordringen ein Ziel, verschaffte ihm aber Tortonese und Novarese als Kampfpreis. Im östreichischen Erbfolgekriege schloß er sich, nachdem er sich anfangs zu Spanien hingeneigt, im Jahre 1743 entschieden an Oestreich an, und zwar durch den Vertrag zu Worms, in welchem Karl Emanuel für den Frieden auch das Vigevanasco und Alles, was westlich des Lago maggiore und auf dem rechten Ufer des Tessino bis nach Pavia hin lag, zugesichert wurde, so wie Piacenza und das jenseit des Po dazu gehörende Gebiet bis zur Nura. Während die Oestreicher unter dem Fürsten Lobkowitz vom März 1744 an die Feinde über Sinigaglia und Loreto zurücktrieben, und in diesen Gegenden weiter beschäftigten, brach ein französisch-spanisches Heer durch die Grafschaft Nizza in Piemont ein, und belagerte Cuneo. Der König von Sardinien lieferte ihnen am 13. September eine Schlacht, die nichts entschied, brachte aber dann Verstärkungen nach Cuneo, wodurch die Feinde zum Abzug bewogen wurden. Wir übergehen die einzelnen Wechselfälle des Kriegs. Nachdem die Spanier und Franzosen einen Theil des sardinischen Reichs überschwemmt und eingenommen hatten, von Karl Emanuel aber wieder vertrieben, und von diesem selbst ein Einfall in die Provence unternommen worden war, kam der Friede von Aachen zu Stande, am 18. October 1748. Der König von

Sardinien erhielt, was ihm versprochen worden war, mit Ausnahme des Theiles von Piacenza, den er gegen eine Entschädigung an den Infanten Don Philipp abtreten mußte. Von jetzt an herrschte ein langer Friede, den Karl Emanuel benutzte, um in aller Weise den Wohlstand seines Landes zu heben. Zwar suchte er diesen nicht durch so kühne und rücksichtslose Neuerungen herbeizuführen, wie sie in Toscana von dem Großherzog Leopold, in Neapel von Tanucci vorgenommen wurden, allein was in den Zeitrichtungen wirklich Löbliches war, blieb von ihm nicht unbeachtet. Er besserte viel in der Gesetzgebung und im Gerichtsverfahren, und änderte mit Einverständniß des Papstes Manches in Kirchensachen; er unterwarf die Güter der Geistlichkeit der Besteuerung, suchte Feudallasten zu mildern oder ablösbar zu machen, namentlich Zeichen der Hörigkeit, wie das Besthaupt, das in Savoyen noch an vielen Orten vorkam, abzuschaffen. Außerdem ließ er von Nizza nach Coni eine Heerstraße bauen, einen schiffbaren Canal graben, und erklärte Nizza und Villafranca zu Freihäfen. Allgemein geachtet starb er am 21. Februar 1773, und es folgte ihm bis 1796 sein Sohn Victor Amadeus III. Dieser war ein wohlunterrichteter und wohlgesinnter Fürst, leider aber der Liebhaberei an Soldaten mehr ergeben, als sich mit den Hülfsquellen des Landes vertrug. Friedrich II. von Preußen war ein Vorbild, das er in manchen äußerlichen Dingen zu erreichen strebte. Vergeudung des väterlichen Schatzes, Erhöhung der Abgaben, Steigerung der Schulden waren die Folgen seiner Lieblingsneigung. Ueberall, nicht bloß in Offiziersstellen, wurden, nach dem Vorgang Preußens, Adelige allein angestellt, sondern auch fast alle Civilstellen, gegen alles Herkommen in Italien, dem Adel vorbehalten. Kein Wunder daher, daß seine Unterthanen mit Unzufrie-

denheit erfüllt wurden, und ihre Gemüther dem Einfluß der französischen Revolution nicht verschlossen, statt dieselbe tapfer bekämpfen zu helfen. Moralische Kraft erstarb in Volk und Heer. Nahe Verwandtschaft mit dem königlichen Hause in Frankreich, Aufforderungen der Emigranten, bewogen den König, sich im Jahre 1792 den gegen Frankreich verbündeten Fürsten, namentlich Oestreich, anzuschließen, und den französischen Gesandten zu verweisen. Als Frankreich hierauf den Krieg erklärte, und den General Montesquiou mit einer Armee gegen Nizza und Savoyen schickte, fielen beide Provinzen fast ohne Schwertstreich in der Feinde Hände. Die Soldaten, bloß an die Spielereien der Wachparaden gewöhnt, wichen frei zurück, und die Einwohner von Savoyen waren Frankreich ergeben. Und doch hatte dieses Heer dem Lande solche Summen gekostet! Die heftigsten Klagen wurden deshalb in Piemont laut, und nur die Anhänglichkeit an das angestammte Königshaus erfüllte noch mit Widerwillen gegen Frankreichs Vordringen. Der Nationalconvent vereinigte zu Ende 1792 die Grafschaft Nizza als Departement der Seealpen, zu Anfange 1793 das Herzogthum Savoyen als Departement des Montblanc mit Frankreich. Für den Feldzug des Jahres 1793 kamen dem Könige östreichische Truppen unter General Devins und die Reactionen des südlichen Frankreichs, die zum Theil durch den Turiner Hof veranlaßt waren, zu Hülfe. General Kellermann bekam vom Convent den Oberbefehl der beiden in Savoyen und Nizza aufgestellten, 50,000 Mann starken Armeen, oder der italienischen und der Alpen-Armee. Eine Flotte unter Truguet erschien vor Cagliari, Sardiniens Hauptstadt, wurde aber durch die Tapferkeit der sardinischen Bergbewohner, welche die gelandeten Truppen zurücktrieben, und durch Stürme und Meutereien genö-

thigt, nach Toulon zurückzukehren. Es schien, als wolle auch gegen die Landarmeen das Glück die sardinisch-östreichischen Truppen begünstigen; sie drangen vor in Nizza und Savoyen, aber zu Ende des Jahres 1793 waren sie auf beiden Seiten, dort durch Massena, hier durch den Oberbefehlshaber Kellermann zurückgeworfen. Im folgenden Jahre geschah zwar von Seiten Sardiniens Alles, um den Krieg mit Energie zu führen — es war am 25. April 1793 zwischen England und Sardinien ein Bündniß abgeschlossen worden, durch welches sich der König von Sardinien anheischtg machte, mit 50,000 Mann den Krieg gegen Frankreich zu führen, der König von England aber jährlich 20,000 Pfund Sterling an Sardinien zu zahlen, so lange der Krieg dauerte, und den Krieg durch eine Flotte im Mittelmeere zu unterstützen, — allein vergebens. Die Alpenarmee, unter Dumas Oberbefehl, drang weiter vor, und bemächtigte sich des Passes über den kleinen St. Bernhard; die neu verstärkte italienische Armee, unter Dumerbions Oberbefehl, welcher nach dem Plane des unter ihm commandirenden Artilleriegenerals Bonaparte agirte, war noch glücklicher, allenthalben wurden die Sardinier und Oestreicher zurückgeworfen, und der Weg nach der Lombardei ward dem Feinde geöffnet. Zu dem Kriegsunglück kam noch anderes; in Piemont wurde eine Verschwörung gegen die Glieder des königlichen Hauses zu Gunsten der Franzosen entdeckt; die Sarden, welche, um ihre Insel zu vertheidigen, eine Einberufung ihrer Landstände zur Abstellung mancher Mißbräuche verlangten, und nicht bewilligt erhielten, setzten dies mit Gewalt durch, vertrieben die Piemonteser und den Vicekönig, und regierten sich, auch als ein neuer Vicekönig erschien, selbst, ohne diesem irgend eine Gewalt einzuräumen. Im Sommer 1795 kam es zu neuem Aufstande, be-

sonders in Cagliari, welcher zwei vornehmen königlichen Beamten das Leben raubte und den Adel zur Flucht nöthigte. Nachdem Kellermann und Scherer den Feldzug von 1795 glücklich beendigt, und die zu Anfange desselben von den Alliirten erfochtenen Vortheile ihnen wieder entrissen hatten, erschien im Frühjahr 1796 an der Spitze der italienischen Armee, vom Directorium gesandt, Napoleon Bonaparte. Er übernahm die Armee in einem elenden Zustande; gleichwohl ward bald ein Sieg nach dem andern erfochten, am 12. April bei Montenotte, am 14. bei Millesimo; die Oestreicher, über welche Beaulieu den Oberbefehl hatte, wurden von den sardinischen Truppen getrennt, die französische Armee drang in den piemontesischen Ebenen vor, siegte nochmals bei Mondovi, und entmuthigte den König, der noch obendrein den Ausbruch einer Revolution in Piemont fürchtete, dergestalt durch ihr Vorrücken, daß er am 28. April zu Chierasco einen Waffenstillstand und am 15. Mai einen definitiven Frieden mit Frankreich schloß. Savoyen und Nizza wurden in demselben aufgegeben, und zugestanden, daß die Franzosen Ceva, Cuneo und Tortona besetzen dürften, und durch Piemont freien Durchzug hätten. Victor Amadeus III. überlebte diesen Frieden nicht lange; er starb, vom Schlag gerührt, am 16. October 1796, 70 Jahre alt, nachdem er vorher noch die Freude gehabt hatte, die Insel Sardinien, durch Vermittelung des Papstes, gegen billige Zugeständnisse zur Ordnung zurückgeführt zu sehen. Karl Emanuel IV., der älteste seiner fünf Söhne, war sein Nachfolger bis 1802. Er war in Piemont fortwährend geängstigt durch revolutionäre Bewegungen und Verschwörungen, obwohl das Volk im Allgemeinen für die Regierung war. Revolutionäre Banden durchzogen das Land, in der Absicht meistens, um bei der Unordnung zu ge-

winnen, und die Unruhestifter mußten durch Truppen zur Ruhe gebracht werden. Durch eintretende Theuerung waren diese Bewegungen besonders unterstützt worden. Doch war Frankreich den Revolutionären hier nicht behülflich; man kannte die Anhänglichkeit des Volkes an den König, und wollte in dem König das Volk gewinnen. Endlich sollte auch Piemont das Schicksal der Nachbarstaaten haben. Für das Versprechen, in den sardinischen Staaten Ruhe erhalten und sie gegen die Nachbarn schützen zu wollen, setzte sich die französische Republik in den Besitz der Citadelle von Turin, am 3. Juli 1798. Die Verhöhnung sardinischer Behörden in Turin von Seiten der Franzosen brachte Spannung und einzelne Gewaltthätigkeit hervor, und als bei dem Beginn des Krieges mit Neapel der König von Sardinien ein gefordertes und nicht verweigertes Contingent nicht in größter Eile und mit gewünschtem Eifer stellte, ward ihm erklärt: „er habe endlich hinsichtlich seiner Gesinnung gegen Frankreich alle Verstellung bei Seite gelegt, französische Truppen würden Piemont besetzen.“ Es geschah dies am 5. December. Sofort wurde die Drohung vollzogen, und die sardinischen Truppen zu Kriegsgefangenen gemacht. Am 6. erfolgte eine förmliche Kriegserklärung, weil der König nie treu zu Frankreich gehalten habe, und dieser hatte so sehr allen Muth verloren, daß er eine Convention schließen ließ, in welcher er seine Besitzungen auf dem Festlande den Franzosen überließ, seine bisherigen Unterthanen ermahnte, sich den Franzosen zu fügen, das Heer anwies, sich als einen Theil des französischen zu betrachten, und für sich und seine Familie freien Abzug nach der Insel Sardinien erhielt. Am 9. December unterzeichnete er die Convention, am 3. März 1799 kam er in Cagliari an, wo er gegen die ihm mit Gewalt abgenöthigte Convention so-

fort protestirte. Ein provisorisches Gouvernement ward inzwischen für Piemont und Montferrat angeordnet; Volksaufstände gegen die aufgedrungene Herrschaft wurden leicht unterdrückt. Der im Jahre 1799 ausbrechende Krieg gegen Rußland und Oestreich befreite Piemont von den Franzosen. Souwarow stellte das alte Gouvernement für den König von Sardinien her, und ernannte ein Consiglio supremo, das er an die Spitze stellte. Der König bestätigte von Sardinien aus den Präsidenten als seinen Statthalter. Napoleons Sieg bei Marengo aber brachte Piemont wieder in die Hände der Franzosen. Das unglückliche Land wurde durch harte Contributionen noch vollends ausgesogen, und ward 1801 zur französischen Provinz gemacht, mit französischen Gesetzen, französischer Verwaltung und (seit 1802) französischer Conscription. Karl Emanuel legte am 4. Juni 1802 die Krone zu Gunsten seines Bruders nieder, und widmete sich ganz den Andachtsübungen. Piemont ward hierauf völlig mit der französischen Republik vereinigt. Aber die Republikaner unter den Einwohnern fanden ihre Rechnung nicht, die übrigen waren dem alten Königshause ergeben, und die Herrschaft der Fremden wurde deshalb je länger je mehr verhaßt. Das Jahr 1814 befreite Piemont von den Franzosen, welche den Alliirten die Festen des Landes übergaben. König Victor Emanuel kam am 20. Mai von Cagliari nach Turin zurück, und stellte die alte Verfassung und Verwaltung so viel als möglich wieder her. Auch errichtete er eine Armee, die nach Napoleons Rückkehr von Elba mit den Oestreichern gegen die von Nizza und Savoyen vorrückenden Heere des Kaisers agirte. Durch die Wiener Schlußakte vom 9. Juni 1815 erhielt der König alle seine Staaten wieder; nur ein Stück von Savoyen blieb bei Frankreich, ein anderes kam an die

Schweiz. Dafür bekam er aber das Genuesische mit den enclavirten Reichsleben und die Insel Capraja; durch den Tractat vom 20. November erhielt er auch den französischen Theil von Savoyen zurück. Schroff und schonungslos ward in den sardinischen Staaten der Zustand, wie er vor der französischen Periode gewesen war, zurückgeführt. Alle, die bei der französischen Regierung in Ansehen gestanden, wurden mißtrauisch beobachtet oder verfolgt; die Denk- und Gewissensfreiheit erlitt übermäßige Beschränkung; der Handel war gedrückt durch hohe Zölle. Große Unzufriedenheit war davon die Folge, und die Ansichten und Tendenzen der Carbonari fanden bei der diese Unzufriedenheit hegenden Partei leicht Eingang. Vorstellungen von der Einheit und Selbstständigkeit Italiens, wodurch die Zwecke der Unzufriedenen in eine höhere Sphäre gerückt wurden, bewirkten, daß sich ihnen vornehme Offiziere und namentlich junge Leute aus den ersten Familien anschlossen. Die Einführung der spanischen Constitution und die Befreiung Italiens war das Ziel sich bildender geheimer Verbindungen, deren Plane selbst von dem Prinzen von Savoyen-Carignan im Geheimen gebilligt wurden. Die spanische und neapolitanische Revolution von 1820 bereitete den Entschluß zur piemontesischen vor, und brachte ihn zur Ausführung. Studententumulte im Januar 1821 gaben die Einleitung; das Gerücht, die Oestreicher wollten einige Festungen besetzen, auf Oestreichs Betrieb vorgenommene Verhaftungen vornehmer Personen, wodurch die Verschworenen besorgt wurden, beschleunigten den Ausbruch der Revolution. Am 10. März proclamirte Graf Palma an der Spitze eines Regiments in Alessandria die spanische Constitution. Gleiches geschah an demselben Tage in Pignerol. Am 13. brach die Revolution in Turin aus, nachdem man sich der Citadelle bemächtigt hatte.

Fast überall wurden die Truppen für dieselbe gewonnen. In dieser Noth trat der König, der nicht in die Forderungen des Volkes, das ihn neben der spanischen Constitution hoch leben ließ, willigen wollte, die Krone an seinen Bruder Karl Felix, Herzog von Genua's, damals in Modena, ab, löste das Ministerium auf, und ging nach Nizza, welches ruhig blieb. Der Prinz von Carignan, Karl Emanuel Albert, ward bis zur Ankunft des neuen Königs zum Regenten ernannt, und genöthigt, die Zusage der spanischen Constitution zu geben. Eine Giunta zur Vorbereitung der Einführung der Verfassung wurde angeordnet, und allgemeine Amnestie bekannt gemacht. Der Prinz beschwor am ersten Tage der Sitzung der Giunta die spanische Constitution und Treue dem Könige Karl Felix. Man beschloß die Bildung eines neuen Heeres und Krieg gegen Oestreich. Alles schien erreicht. Aber der neue König willigte in Nichts, beauftragte den Commandanten von Novara, den Grafen de la Torre, mit der Anführung des antirevolutionären Heeres, und unvermuthet entfloh am 22. März der Prinz-Regent zu de la Torre. Die Giunta, die wieder ermuthigt wurde, durch den Aufstand in Genua, ernannte Chefs der einzelnen Provinzen, denen sie die politische Gewalt übertrug, und der Kriegsminister Santa Rosa leitete die Vertheidigungsmaßregeln gegen die am Tessin sich zusammenziehenden Oestreicher und die Truppen des Grafen de la Torre, die nach Vercelli vorrückten. Aber auf den Höhen von St. Martino, in der Richtung nach Novara, erlitt die Revolutionsarmee (6000 Mann, unter dem Obersten Regis) eine entschiedene Niederlage, Alles gerieth in Unordnung, alle Compromittirten suchten sich zu retten durch die Flucht, und ein einziger Schlag stürzte die neue Ordnung der Dinge. Karl Felix behielt die königliche Würde; mehrere der Geflüchteten wur-

den in effigie, nicht Entkommene wirklich hingerichtet, und Strafen der mannichfachsten Art wurden verhängt. Die Oestreicher blieben bis zum 31. October im Lande zur Aufrechthaltung der Ruhe. Savoyen war von der Revolution wenig berührt worden. Am 17. October zog Karl Felix in Turin ein. Er regierte bis 1831. Außer der unter seiner Regierung durchgeführten Reaction ist nur noch der Verfolgung zu gedenken, welche unter ihm die Protestanten und Waldenser erfuhren. Jene, die sich in Turin, in und um Pignerol niedergelassen hatten, mußten 1827 ihre Grundstücke verkaufen und das Land verlassen; diese wurden mit Mühe durch Preußens und Englands Verwendung in ihren einsamen Thälern geschützt. Wenn man schon das Ueberhandnehmen größerer Bildung unter dem Volke für gefährlich hielt, und deshalb im Jahre 1825 ein königliches Edikt das Lesen- und Schreibenlernen allen denen verbot, welche nicht im Besitze eines Vermögens von 1500 Lire waren, das Studiren aber allen denen, die nicht die genanntte Summe an jährlichen Renten hatten, so war es freilich natürlich, daß man eine Religionspartei, deren Bestehen auf der Freiheit des Gedankens beruht, um so mehr fürchtete und verfolgte. Des heiligen Vaters geistige Leibwache, die Jesuiten, die seit dem Februar 1822 auf der Insel Sardinien und in Savoyen wieder hergestellt worden waren, mußte doch beweisen, daß sie ihrem Berufe getreu sei. Der geistige Druck aber, die seit den Vorfällen von 1830 nothwendig gewordene Erhöhung der Truppenzahl, und die dadurch herbeigeführte Steigerung der Abgaben, brachten eine immer größere Unzufriedenheit hervor. Diese Stimmung der Gemüther und die durch die Umtriebe der Carbonari in Bologna und Modena hervorgerufenen Ereignisse bestimmten im Februar 1831 die Flüchtlinge von

1821, von Lyon aus mit angeworbenen Handwerkern einen Einfall nach Savoyen zu unternehmen, der jedoch durch das Einschreiten der französischen Regierung und die Anstalten des Generalgouverneurs von Savoyen vereitelt ward. Wenige Monate darauf, am 27. April 1831, starb Karl Felix. Mit seinem Tode erlosch der männliche Stamm der regierenden Linie, und die Linie Savoyen-Carignan gelangte mit Karl Albert auf den Thron von Sardinien. Dieser begann zwar mit mancherlei Verbesserungen in der Verwaltung, den Finanzen und dem Heerrwesen; dennoch aber konnte er die politische Aufregung, die besonders unter dem Eindrucke der französischen Juli-Revolution des Jahres 1830 mit erneuerter Stärke erwacht war, nicht beschwichtigen, und um so weniger, als er sich gänzlich dem Einfluß der Geistlichkeit und namentlich der Jesuiten überließ. Es entstand nun eine Verschwörung, die aber noch vor dem Ausbruch entdeckt wurde (1833), und der sogenannte Savoyer-Zug, der abermalige Einfall eines Haufens politischer Flüchtlinge (Italiener, Deutsche und Polen) unter dem früher schon erwähnten Mazzini, der von der Schweiz aus unternommen wurde, diente nur dazu, der Regierung Veranlassung zu noch größerer Strenge zu geben. In diesem Sinne documentirte sich auch die auswärtige Politik des Königs von Sardinien. Dem König Ludwig Philipp, dem kurzen Begründer der Juli-Dynastie, gegenüber unterstützte er die Umtriebe der Legitimisten bis zum Tode des entthronten Karl X. (1836). Mit Spanien, dessen König Ferdinand VII. mit Aufhebung des Salischen Gesetzes seine Tochter Isabella zur Thronerbin bestimmt hatte, gerieth er nach dem Tode des Letztern (1833) in ein noch schrofferes Verhältniß. Er ließ endlich alle Handelsverbindungen mit jenem Lande abbrechen (1836 bis 1839), erklärte sich

entschieden für das Fortbestehen des Salischen Gesetzes, und weigerte sich daher, die Königin Isabella II. anzuerkennen, so wie er auch offen die Ansprüche des Prätendenten Don Carlos (Bruder des verstorbenen Königs Ferdinand) unterstützte. Indeß zeigte sich Karl Albert hinsichtlich der inneren Angelegenheiten seines Landes viel thätiger als seine Vorgänger. Er schloß Handelsverträge mit England, Frankreich, Dänemark, Oestreich, Holland, der Pforte und den Hansestädten, und förderte dadurch Aufschwung des Verkehrs in bedeutendem Maße. Gleichen Eifer widmete er auch dem Straßen- und Eisenbahnbau, so wie er auch den Ackerbau und die Industrie hob, die Finanzen in guter Ordnung hielt und dem Volksunterricht große Fürsorge angedeihen ließ. Im Jahre 1842 verkündete er sogar eine, wenn auch beschränkte Amnestie, milderte die Strenge der Censur und gewährte den Wissenschaften eine freiere Bewegung; desgleichen ließ er in der Gesetzgebung, im Justiz- und Gefängnißwesen viele Reformen eintreten. Endlich suchte er sich so viel wie möglich vom Einflusse Oestreichs zu emancipiren, und bewies durch seinen finanziellen Wohlstand und seine gute Heeresmacht, daß Sardinien der einzige Staat sei, der mit Oestreich um die Herrschaft in Italien streiten durfte. So kam es denn, daß die Bewegung, welche seit dem Regierungsantritte des Papstes Pius IX. ganz Italien ergriff (1846 und 1847; s. o.), auch die savoyischen Lande nicht unberührt ließ, indeß sich keineswegs, wie anderwärts, in Aufständen manifestirte, sondern sich bloß durch Petitionen und vertrauensvolle Demonstrationen geltend machte. Da erließ der König Karl Albert am 30. October 1847 ein Decret, in welchem er die Einführung einer neuen Gerichtsverfassung mit Beseitigung der Ausnahmsgesetze, das Wahlrecht in Gemeindeangelegenheiten, die Beschrän-

kung der Polizeigewalt und freiere Bewegung der Presse versprach. Die Folge hiervon war, daß sich im ganzen Lande ein bewegtes, politisches Leben entfaltete, welches sich im Ganzen von jenen Extravaganzen ferne hielt, welche an anderen Orten die Reformbewegungen störten oder gänzlich unausführbar machten. Gleichwohl nahmen nun doch in ganz Ober-Italien die Dinge um diese Zeit schon eine solche Wendung, daß auch der König in seinem Concessionen noch weiter gehen mußte. Am 8. Februar 1848 verhieß er eine constitutionelle Verfassung, die auch kurz nachher bekannt gemacht wurde. Je mehr nun der Einfluß der absolutistischen und der clericalen Partei in den Hintergrund trat, um so mehr gab sich das Volk dem Jubel für seinen constitutionellen König und für dessen freisinnige Regierungsmaßregeln hin. Die Bildung eines verantwortlichen Ministeriums (März 1848), welches ein liberales Wahlgesetz und die Einberufung des ersten sardinischen Parlaments zum 17. April, so wie die Ertheilung einer allgemeinen Amnestie verkündete, mußte natürlich den alten Zustand des Königreichs Sardinien in einen ganz neuen verwandeln! — „Mitten in diesen Vorgängen (erzählt ein neuerer Historiker) fiel die Nachricht von der französischen Revolution des 24. Februar, welche die Bewegung in Italien, namentlich in der Lombardei, zu offener Revolution zu steigern drohte. Schon am 18. März und in den nächstfolgenden Tagen brach in Mailand der Aufstand aus, der die Oestreicher an den Mincio-Fluß drängte. Von Anfang an hatte sich in der sardinischen Bewegung der Gedanke der Einheit Italiens unter Karl Alberts Leitung ausgesprochen, und der König selbst, den man als „das Schwert Italiens" begrüßte, gab jetzt dieser Meinung einen Ausdruck, indem er gleich nach dem Ausbruche der Insurrection in Mailand die lombar-

dische Bewegung in seinen Schutz nahm, an Oestreich den Krieg erklärte, und sofort mit seinen Truppen in die Lombardei einrückte. Aber die Krone von Italien war schwerer zu erlangen, als es im ersten Enthusiasmus schien. Wohl beschlossen die Vertreter der Lombardei (im Juni) und später auch die Venedigs, sich mit Sardinien zu verschmelzen; aber die Last des Krieges gegen einen so gewaltigen Gegner, wie Oestreich war, fiel auf den König Karl Albert allein. Die übrigen italienischen Fürsten führten ihn theils ohne Kraft, theils ohne guten Willen, und nur von der demokratischen Bewegung dazu gedrängt. Nachdem die Kämpfe bei Goito, Lucia und Peschiera die Ueberlegenheit der Oestreicher und ihres Feldherrn (Radezky) bereits bekundet, wurde durch den entscheidenden Schlag bei Custozza (am 25. Juli 1848) die piemontesische Armee in volle Auflösung gebracht, und König Karl Albert, fast machtlos dem unsinnigen Groll der lombardischen Bevölkerung preisgegeben, sah sich genöthigt, in einem Waffenstillstand die Lombardei zu räumen und sich über den Tessin-Fluß zurückzuziehen." —

(Schluß dieses Artikels im nächsten Bande.)

Ende des Zweihundert und siebenunddreißigsten Theils.

Schnellpressendruck von C. Litfaß in Berlin, Adlerstr. 6.

Krünitz, Johann Georg, / Floerke, Friedrich Jakob, / Flörke, Heinrich Gustav,

D. Johann Georg Krünitz ökonomisch-technologische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, und der Kunst-Geschichte in alphabetischer Ordnung
Bd.: 237

Berlin 1856